Med. g. 264 Rd

<36600630750014

<36600630750014

Bayer. Staatsbibliothek

Med. g. 264 nd

GESCHICHTE

DER

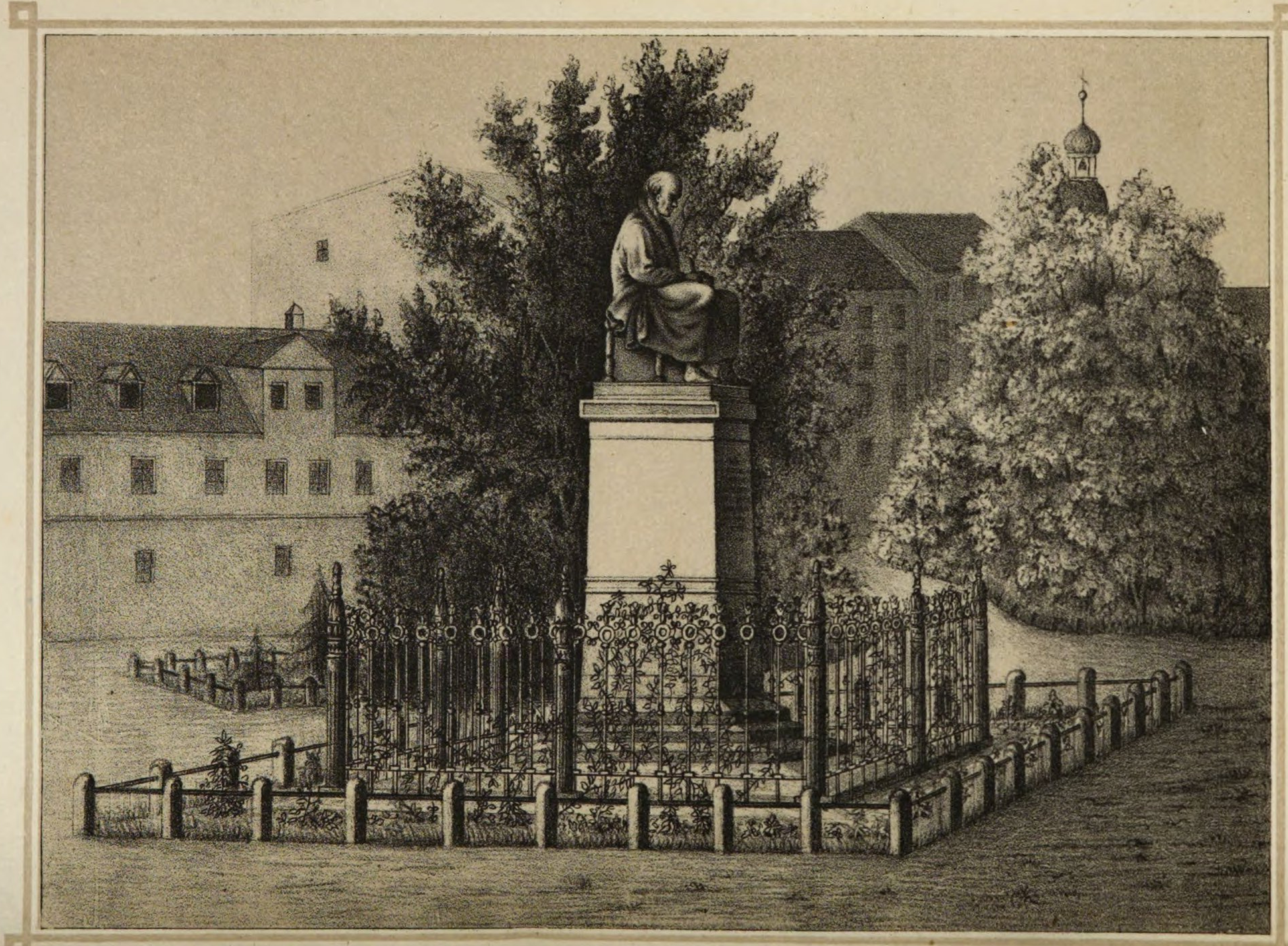
HOMÖOPATHIE

VON

Dr. G. O. KLEINERT.

Erste Lieferung.

LEIPZIG,
Verlag von Ernst Schäfer.
1861.



Dr. Hahnemann's Denkmal in Leipzig.

GESCHICHTE

DER

HOMÖOPATHIE

VON

DR. G. O. KLEINERT.

Erste Abtheilung.

LEIPZIG,
Verlag von Ernst Schäfer.
1863.

Bayerische Staatsbibliothek München

BIBLIOTHECA

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Med. g. 264 h

Es wird ewig ein unlösbares Problem bleiben, das Alter der Heilwissenschaft zu bestimmen. Wir wissen, dass Tausende von Jahren vor uns schon Völker beide Hemisphären belebten, deren Hinterlassenschaft wir besonders in neuerer Zeit, wo Naturwissenschaft und Alterthumsforschung sich nicht mehr mit flüchtigem Tasten und Vermuthen begnügen, sondern die gewaltigen Hebel, die ihnen die Physik, Chemie, Ethnographie und Philologie zur Verfügung gestellt hat, mit weiser Hand benutzen, mit dem tiefsten Staunen betrachten. Mag sie uns hier aus dem Porphyrsarge eines ägyptischen Königsgrabes, dort aus den gigantischen Ruinen von Delhi oder Anahuac, da endlich, seine Leiden und Freuden erschliessend, aus vergilbten, beschriebenen Palmenwedeln entgegenblicken, allüberall ahnen und wissen wir, dass die so tief in das Körperliche und Geistige des Menschen eingreifende Heilwissenschaft ihnen nicht fremd war, nicht fremd gewesen sein konnte und ebendesshalb würden wir, wenn uns eine indische Veta uralte Mysterien und Gebräuche von der Vorzeit des Rigveda erschlösse, nicht berechtigt sein: sie als Basis der Entstehung zu begrüssen, denn Niemand kann wissen, ob sie nicht abermals auf Traditionen fusst, die Jahrtausende vor ihm lagen.

Eine Geschichte der Heilwissenschaft aber können wir uns immerhin formen, wenn wir jene Bruchsteine als Sockel des Gebäudes benutzen, welche aus den Abendländern Aegypter und Araber und zum Theil vor ihnen oder zugleich mit ihnen Griechen und Römer in roher Form herbeiführten. Wir würden alsdann zuerst, wenn wir den allgemein aufgestellten Gang zu den unsrigen machen, den Priesterorden der Asklepiaden in Griechenland und Kleinasien als den Stifter der Arzneikunde vorzu-

führen haben. Nachkommen des Aeskulap*) (Asklepios der Griechen) ja! sogar, wie sie sich rühmten, unmittelbar von seinen Söhnen Podalirios und Machaon abstammend, pflanzten sie in Tempeln die überlieferten und selbst gemachten Erfahrungen der Heilkunst als Geheimniss fort. Die Ordensverfassung dieses ärztlichen Geschlechtes stammt ohne Zweifel aus Aegypten; Bürge dafür ist die in ihrem Cultus als heilende und wahrsagende, engverflochtene Backenschlange *(Coluber Aesculapii Linn.)*, welche Phönizier von dorther zuerst nach Epidaurus, dem Hauptsitze des Gottes, überführten. Auch blieb der Orden anfangs auf die Familie beschränkt und führte sogar seine Geschlechtsregister sorgfältig fort, im Verlaufe der Zeit weihte man jedoch, wie wir von Galen wissen, auch Fremde darin ein.

Aus ihm stammt der Stifter der wirklich wissenschaftlichen, in Satzungen geballten Medicin, Hippokrates, geboren auf der Insel Kos 456 v. Chr. Seine Jugenderziehung leitete sein Vater, ebenfalls ein Arzt und zwar ebenbürdig der in jener blühenden Epoche Griechenlands in allen vornehmen Familien herrschenden. Fehlen uns auch sichere Beweise, so spricht doch vieles dafür, dass er den grössten Theil seines Lebens ausserhalb seiner Vaterstadt verbrachte, namentlich in Thessalien und Thracien, vorzugsweise auf der zu Letzterem gehörigen Insel Thasus und einem grossen Theil des damals zugänglichen Asiens bereiste. Er starb im 90. Jahre seines Alters.

Von den unter seinem Namen cursirenden Schriften können nicht alle als echt erkannt werden, weil einestheils nach ihm Aerzte gleiches Namens lebten, deren Ergüsse unter die seinigen gemengt wurden, anderntheils, weil sein Sohn Thessalus und Andre, vorzugsweise später aber die alexandrinische Schule bei dem Sammeln viel Zusätze und Fälschungen einfliessen liessen. Echt sind das erste und dritte Buch von den Landseuchen; Aphorismen; das Buch von der Lebensordnung; von der

*) In den von Aerzten, namentlich Homeopathen gern benutzten Abbildungen, Etiketten und Siegeln erscheint Aeskulap als ein bärtiger Mann, mit einem von einer Schlange umwundenem Knotenstabe, dem Bilde der Genesung. Neben ihm steht der Hahn, das Symbol der Wachsamkeit. Oft ist er mit dem Lorbeer Apolls gekrönt. Zuweilen findet man neben ihm einen kleinen Knaben, Telesphorus, abgebildet, der eine Mütze auf dem Kopfe trägt und ganz in einen Mantel gehüllt ist. — Oft wird Aeskulap auch blos unter dem Bilde einer Schlange vorgestellt.

Luft, der Wasser- und der Ortsbeschaffenheit; von der Vorhersagung; einige chirurgische Bücher endlich, die Eidesformel und das Gesetz, welches die Lehrlinge des Asklepiaden-Ordens heilig zu halten hatten.

Sein eigentliches Verdienst um die Arzneikunde bestand im Wesentlichen darin, dass er sie von den unfruchtbaren Grübeleien der damaligen philosophischen Sekten befreite, aus dem bisherigen ausschliessenden Besitz der Priester zum Allgemeingut jedes Andern, der sie erlernen wollte, machte; dass er ohne Hypothesensucht den Gang der ungestörten Natur mit hellem Auge und erleuchtetem Geiste beobachtete und seine Erfahrungen mit gewissenhafter Treue wiedergab; dass er auf die Wichtigkeit der äussern Einflüsse, auf die heilenden Kräfte der Natur und auf die Nothwendigkeit einer zweckmässigen Diät klar hinwiess, und die Lehre von den Zeichen und der Vorhersagung in Krankheiten mit einer Menge in der Natur begründeter, den grossen Scharfsinn und sein göttliches Genie, den inneren Beruf und das Talent zum Arzte beurkundenten Beobachtungen berechnete.

Unter seinen Nachfolgern verschmolz seine Lehre mit der platonischen Philosophie zur sogenannten älteren dogmatischen Schule; ebenso beschäftigte man sich in Alexandria (seit etwa 300 v. Chr. Sitz der Gelehrsamkeit) mit Medicin, die jedoch zu der Zeit in blosse Dialektik und Büchergelehrsamkeit ausartete, und erst viel später wahre Hohepriester der Wissenschaft, wie die Anatomen und Naturforscher Herophilus und Erasistratus, den Augenarzt Philaletes Demosthenes, die Rhizotomen Zopirus und Kratevas entsandte; aber alle diese geistigen Gährungsprodukte genügten eben so wenig, wie die empirische Schule (286 v. Chr.), die methodische (100 v. Chr.), die pneumatische (68 v. Chr.) und endlich die alles verschmelzende eklektische Schule (81 n. Chr.), bis endlich Galen, ein schöpferischer Geist, voll umfassender Gelehrsamkeit, dem Chaos ein Ende machte und ein System begründete, das ungetheilt seine Herrschaft bis mitten in das 16. Jahrhundert behauptete.

Ehe wir zu ihm übergehen, wird es nöthig sein, in gedrängter Kürze die Lehrdogmen und hervorragenden Persönlichkeiten der oben erwähnten einzelnen Schulen etwas in das Auge zu fassen.

Dogmatische Schule. Plato nahm in seinem natur-philosophischen System, das er im Phädrus und Timäus am meisten entwickelt, zwei Uranfänge an: die Weltseele und Materie. Die menschliche Seele ist

eine Emanation der ersteren. Die Materie besteht nach ihm aus 4 Elementen, die wieder aus verschieden geformten Urkörpern bestehen, ausserdem bildet der Aether noch ein fünftes. Die göttlich vernünftige Seele, die als früher Vorhandenes nur um ihretwillen den Körper besitzt, thront im Kopfe; die sterbliche in der Brust und im Unterleibe und ist von ersterer gänzlich verschieden. Die Adern entspringen aus dem Herzen und bringen demselben den Willen der vernünftigen Seele. Lungen sind zur Abkühlung des Herzens und nehmen einen Theil des Getränkes auf etc. Krankheiten entstehen, wie bei Hippokrates, durch verschiedene Mischungsverhältnisse und den *Error loci* der Stoffe.

Als erster Dogmatiker *(medicus rationalis)* wird Thessalus, Leibarzt des Königs Archelaus von Macedonien, 380 v. Chr., genannt. Zu einer seiner vielen Theorien gehörte: dass alle Krankheiten von Galle und Schleim entstehen und der Magen die Quelle sein sollte. Die antigastrische Methode, d. h. die Diät, wurde desshalb sein Haupthülfsmittel. — Ferner wäre Polybus anzureihen, der Verfasser des Buches: „von der Natur des Kindes." Er glaubte schon, dass der Samen beider Geschlechter sich im Uterus mische und dass das Geschlecht der Frucht von der überwiegenden Stärke des männlichen oder weiblichen Samens abhänge; dann Philistion von Lokri, Eudoxus von Knidos und vorzüglich auch sein Schüler Chrisippus, der viele alte ägyptische und pythagoräische Methoden wieder zum Brauch brachte und desshalb auch den Aderlass auf's Neue entschieden verwarf; endlich Akesias, der durch seine unglücklichen Curen sprichwörtlich wurde. (Akesias möge dich heilen!)

Unstreitig sind aber die wichtigsten dieser Schulen Diokles von Karystus, 350 v. Chr. und Praxagoras von Kos, 335 v. Chr. Ersterer war der erste wissenschaftliche Zootom, brach mithin der wahren Anatomie die Bahn und ist bekannt dadurch: dass er bereits die Idee aussprach, jedes Fieber sei ein symptomatisches und dass er Hydrops: Ascites von Anasarca schied. Letzterer glänzte durch seine Unterscheidung der Arterien und Venen und durch Einführung des Pulses in die Semiotik. Noch hätten wir endlich seines Schülers Herophilus aus Chalcedon zu gedenken, denn er war der grösste Anatom des Alterthums und secirte auch Menschen.

Alexandrinische Schule. Einen wirklich beseelenden Einfluss auf die Medicin im engern Sinne übte, wie wir schon oben andeuteten,

die Vorstehende erst mit dem Auftreten des Erasistratus von Julis auf Ceos aus. Unabhängig und reich geworden durch eine glückliche Kur am Prinzen Antiochus, wandte er sich nach Alexandria und wurde dort mehr oder minder Anreger und Gründer der pathologischen Anatomie, indem er mit Herophilus sowohl Balsamirungen, als auch Vivisectionen auf das Eifrigste im Interesse der Wissenschaft unternahm. Seine Zeit verdankt ihm die 4 Höhlen des Gehirns; den Ursprung der Nerven aus letzterem; die Venen des Herzens *(valvulae triglochines)* mit ihrem Zweck, nämlich Regulirung der Contenta (Blut und Pneuma) zu bewerkstelligen; die Milchgefässe des Gekröses. Er brachte eine neue pneumatische Schule auf, indem er den Lebensgeist in das Herz verlegte, alle entfernteren Krankheitsursachen leugnete und als alleinige Hauptursache das Blut (Plethora, zuerst von ihm gebrauchter Ausdruck) angab, das aus den Venen in die Arterien tritt und sich so Wege bahnt, die im normalen Zustande verschlossen sind. Seine Schüler, ihm blindlings ergeben, verpflanzten sich bis 2 Jahrhunderte n. Chr.

Herophilus, sein Freund, ward Mitgründer der empirischen Schule Er hat vielen Verdienst, weil er des Vorigen Entdeckungen sorgsam erläuterte. Historisch gilt er als Begründer der Pulslehre und als Entdecker der Arachnoidea. — Als seine Hauptschüler sind zu nennen: Eudemus, 290 v. Chr., der besonders über die weiblichen Geschlechtstheile schrieb; Demetrius von Apamea, der die Diabetes zuerst nannte und kennen lehrte; Philaletes, 60 v. Chr., Verfasser einer Lehre über Augenkrankheiten.

Merkwürdig sind die Herophileer noch, weil unter ihnen eine Trennung der einzelnen Zweige der Medicin entstand.

Empirische Schule, wurde von einem Schüler des Vorigen, von Philinus aus Kos (280 v. Chr.) gegründet. Ihr Axiom war: Nur sinnliche Erfahrung giebt Wahrheit uud der systematische Weg, um zu dieser Erfahrung zu gelangen, ist vorzugsweise die Arbeit und das Werk des wahren Empirikers. Man lernt sie durch Erfahrung, durch Zufall und durch Analogie. — Der bedeutenste dieser Kaste war Heraklides von Tarent, der über Bereitung und Prüfung der Heilmittel und Gifte ein ausgezeichnetes Werk schrieb.

Gifte und Gegengifte beschäftigten zu der Zeit überhaupt Aerzte und namentlich die asiatischen Fürsten lebhaft. Zu erwähnen wäre hier

Mithridates von Pontus, 124—64 v. Chr., dessen Werk Pompejus in's Lateinische übersetzen liess (das erste naturhistorische Werk der Römer). Dann der Priester Nikander von Kolophon, der die Blutigel zuerst erwähnt und sie mit Brennen und Aufsetzen trockner Schröpfköpfe bei Giftwunden anempfiehlt. Ferner Zopirus, der ein Gegengift, Ambrosia, bereitete und endlich die Königin Kleopatra, die sich mit Kosmetik und Weiberkrankheiten mit vielem Erfolg beschäftigte.

Methodische Schule. Themison von Laodicea (50 v. Chr.) stellte ihre Thesen erst im Greisenalter auf, nachdem er bis dahin eifriger Anhänger des Asklepiades gewesen war. Er liess seines Meisters einseitiges mechanisches System unangefochten und berücksichtigte nur den Zustand aller Kanäle, die er zusammengezogen (und dann Trockenheit erzeugend) und erweitert (mit vieler Absonderung überhäuft) als Krankheitsmotoren angesehen wissen wollte. An die beiden Hauptclassen *per nimium strictum* (Entzündung, Convulsion, Verstopfung, Wasserscheu etc.) und *per nimium laxum* (Blutflüsse, Ruhr, Ohnmacht etc.) schloss sich später noch die dritte *per mixtum* an, wenn nämlich beide Qualitäten im Körper gleichzeitig störten. Die Therapie des Themison huldigte streng dem Grundsatz *contrariis contraria.* Den Wegerich *(Plantago)* schätzte er als Universalmittel. Unter seinen Schülern erweckt Scribonius Largus Interesse, der die Electricität einführt, indem er den Zitterrochen *(torpedo)* auf schmerzhafte Stellen legte; dann Thessalus von Tralles, eigentlich ein Charlatan, aber zur Ueberlieferung berechtigt, weil er in Rom eine Art Poliklinik schuf; Philumenes, der Erste in Rom, der Geburtshülfe betrieb und die Enge des Beckens in genauen Betracht zog; Sopanus der Aeltere aus Ephesus (100 v. Chr.), eigentlicher Gründer der Diagnostik, als einer ähnliche Krankheiten genau unterscheidenden Wissenschaft.

Diese Schule selbst erhielt sich zwar nur einige Jahrhunderte und räumte erst spät der Empirie das Feld, aber Rudimente finden wir jetzt noch bei den Veteranen der alten Schulen als erschlaffende, zusammenziehende und Säfte umändernde Methode heilig gehalten.

Pneumatische Schule. Gegründet und allein fest gehalten von Athenäus aus Attalia in Cilicien (70 n. Chr.). Er suchte die aristotelische Lebenskraft in die Heilkunde einzubürgern. Die ganze Welt bestand nach ihm durch das Pneuma (Feuer, feuriges Pneuma). Sie war die Weltseele, welche selbst die Materie erzeugte, die nur scheinbar und als eine Trans-

figuration eines von Gott dem absoluten Pneuma ausgehenden, getrennten Stückes auftrat. Im thierischen Körper nahm er wieder eine dreifache Spaltung desselben an und alle Krankheiten waren Leiden einer dieser Parzellen. Widersprüchen suchte er zu entgehen, indem er die sinnliche und desshalb praktische Humoralpathologie, sowie die Lehre von den prädisponirenden und den Gelegenheitsursachen dem Hippokrates entlehnte.

Eklektische Schule (die von Allem das Beste wählende). Eigentlich von Agathinus von Lacedämon (90 n. Chr.) gegründet, indem dieser das Gute aller Schulen mit der seines Lehrers Athenäus zu einen suchte, aber doch von seinen Epigonen Archigenes von Apamea (100 n. Chr.) erst entschieden repräsentirt. Ihm dankt die gesammte Heilkunde in der Pathologie, Semiotik und Chirurgie vieles. Wichtig ist seine Eintheilung der verschiedenen Schmerzen und der Versuch, danach den Sitz und die Natur der Krankheit zu unterscheiden, worin schon fast Alles so gegeben war, wie es noch jetzt benutzt wird; viel wichtiger jedoch, dass seine Einsicht in die Sympathien der Theile ihm die Idee der idiopathischen und sympathischen Krankheiten aufdrängte, für welche er hauptsächlich den Gedanken von durchströmenden Gelegenheitsursachen aussprach, wodurch er so mächtig dem symptomatischen Heilverfahren entgegenwirkte und so die Causalindication förderte.

Mit Aretäus aus Kapadocien (90 n. Chr.) erschien gleichsam ein Meteor an diesem sich verdunkelnden Horizonte. Er war unstreitig der grösste Arzt seit Hippokrates, dem er auch in Vielen nachzuahmen suchte. Seine Krankheitsbilder entfalten die vollendetste Naturwahrheit, sein Styl ist kurz, treffend und noch unerreicht. Wir finden diess glänzend bestätigt in seiner Beschreibung der Epilepsie, des Starrkrampfes, des Brennfiebers, Bluthustens und des Kopfschmerzes. Die brandige Bräune findet sich bei ihm unter dem Namen der ägyptisch-syrischen Geschwüre dargestellt; die ansteckenden Krankheiten verglich er mit Vergiftungen und brachte dadurch die Idee der Contagien in Anregung. Seine Behandlung und Diät war durchaus einfach und rationell. Bekanntlich hatte er auch den glücklichen Gedanken, die Lähmung auf der entgegengesetzten Seite des Hirnleidens von der Kreuzung der Nerven herzuleiten.

Separatisten. Als von den Schulen unabhängige Bearbeiter der Medicin hätten wir dieser Periode noch anzureihen Aulus Cornelius Celsus

(50. v. Chr. — 20 n. Chr.) aus Rom oder Verona gebürtig. Wenngleich selbst nicht Arzt, zeigen doch die 8 erhaltenen Bücher seines grossen encyklopädischen Werkes die gediegendste Zusammenstellung. So lernt man in der noch wenig entwickelten Geburtskunde den Gebrauch des Querbettes, die Wendung auf die Füsse, die Ausziehung des todten Kindes mittelst des Hakens kennen. Dann Cajus Plinius Secundus der Aeltere aus Como. Von seinen 37 erhaltenen Bänden der gewiss kolossalen Kunst- und Naturgeschichte fesselt uns besonders das 12.—19. Buch, das über Botanik handelt. Nicht minder ist Marinus (100 n. Chr.) als Wiederhersteller der Anatomie und Rufus von Ephesus zu nennen, der eine vollständige Aufstellung der Abführmittel nach dogmatischen Grundsätzen hinterliess und ausserdem die Anagallis als Hauptmittel gegen Hundswuth priess.

Als einen vorzüglichen Bearbeiter der *Materia medica* hätten wir noch Pedacius Dioskorides aus Anazarba in Afrika zu nennen. Als römischer Feldarzt überall umher gewürfelt, war es sein Hauptstreben, jederzeit das, was die drei Naturreiche als Arzneimittel darboten, aufzuzeichnen und zu beschreiben. So finden wir unter den Pflanzenmitteln berücksichtigt: Ingwer, Pfeffer, Asarum, Wermuth, Centaureum minus, Gentiana lutea, Aloe, Rheum, Indigo, Zittwersaamen. Eben so zahlreich sind auch metallische Präparate beschrieben, Resultate combinirter chemischer Operationen, meist wurden sie jedoch zum äusserlichen Gebrauch z. B. Hautkrankheiten verwandt.

Gehen wir jedoch zur dritten Periode über, die sich von Galens Theorie bis zum Wiederauftreten der griechischen Medicin und Paracelsus (1500 n. Chr.) hinzieht.

Claudius Galenus wurde 113 n. Chr. zu Pergamus in Kleinasien geboren. Nachdem er den Unterricht mehrerer berühmter Aerzte genossen, besuchte er Lycien, Palästina und Alexandria, wo er sich mit besonderem Fleisse der Anatomie hingab. 24 Jahr alt kehrte er in sein Vaterland Pergamus zurück, erhielt dort eine öffentliche Anstellung und wäre vielleicht verschollen, hätte ein Aufruhr ihn nicht zum Glück in seinem 30. Jahre nach der Weltmetropole Rom geführt. Dort machte er viele glückliche Kuren und erwarb sich grossen Ruhm wegen seiner Geschicklichkeit in der Prognostik, musste jedoch ebendesshalb, verfolgt von den Aerzten, Rom und seine viel besuchten anatomischen Vorlesungen

und zwar gerade, als eine ansteckende Krankheit ausbrach, aufgeben. Er durchreiste nun verschiedene Länder, um merkwürdige Naturerzeugnisse und Arzneimittel an Ort und Stelle zu untersuchen, wurde jedoch schon im nächsten Jahre von den Kaisern Marc Aurel und Lucius Verus nach Aquileja berufen. In diese Katastrophe fällt seine Bereitung des Theriaks, einer widersinnigen, aus 70 Arzneimitteln zusammengesetzten Latwergenform, die er zumeist nach einem Gedicht *(de antidotis, lib. 1, c. 6.)* des Andromachus von Kreta, einstigem Leibarzte des Kaisers Nero, vollendete und als berühmtes Gegengift empfahl.

Sowohl als Arzt als auch als Philosoph hat er grosse Verdienste, besonders dadurch, dass er die empirische Pathologie vervollkommnete und zu einer wichtigen Theorie der Empfindungen und der eigentlich thierischen Verrichtungen des Körpers den Grund legte. Seine Schriften zeugen von einer gründlichen, durchdachten, nicht blos historischen Kenntniss der älteren griechischen Systeme der Philosophie und verbreiten sich über alle Theile der Medicin. So zahlreich sie auch sind, so besitzen wir doch nur einen Theil derselben, denn viele verbrannten, als sein Haus in Rom von den Flammen verzehrt wurde. Vorhanden sind 82 echte, 18, welche offenbar untergeschoben sind, Bruchstücken aus 19 verloren gegangenen und Commentare über 18 Schriften des Hippokrates.

Gehen wir etwas näher auf seine Lehre ein, so ersehen wir, dass er Gesundheit definirte: als eine vollständige Harmonie aller Verrichtungen des Körpers, beruhend auf dessen richtigem chemischen und mechanischen Verhältniss. Im Körper nahm er Rücksicht 1) auf gleichartige Theile (Häute, Muskeln, Bänder); 2) auf daraus zusammengesetzte Organe; 3) auf die allgemeinen Elementarbestandtheile. Angeschlossen hieran rubricirte er desshalb die Krankheiten 1) in die der gleichartigen Theile (mit der Unterabtheilung mechanisch gestörte d. h. durch zu starke Zusammenziehung oder Erschlaffung, *b.* mechanisch gestörte, durch vorwaltende Wärme, Kälte, Trockenheit, Feuchtigkeit; 2) in die der ungleichartigen zusammengesetzten Organe mit den Unterabtheilungen *a.* durch Veränderungen im Bau, *b.* durch veränderte Lage, *c.* durch vermehrte oder verminderte Zahl, *d.* durch Vergrösserung und Verkleinerung, *e.* durch mechanische Verletzungen des Zusammenhangs derselben; 3) in die der veränderten Verhältnisse der Elementartheile: durch Vorherrschen von *a.* Blut, *b.* Schleim, *c.* gelber Galle und *d.* schwarzer Galle. An dieses Gebäude

reihte er natürlich noch eine bedeutende Zahl von Unterabtheilungen. Scharfsinnig, aber darum gerade sehr nachtheilig, war seine Lehre der Indicationen, worin er die Behandlung allein nach der vorgefassten Idee (theoretisch) ohne Rücksicht auf die Erfahrung anordnete. Sein Princip dabei war Anwendung des Gegensatzes (Allöopathie), Hitze gegen Kälte u. s. f. — Die Wirkung der Heilmittel auf den menschlichen Körper stellte er nach dem Verhältnisse ihrer Temperamente fest, wobei er natürlich die verschiedenen Verbindungen der Elementarqualität in den Mitteln bestimmen musste und so mit grösstentheils theoretischer Willkührlichkeit zu Werke gehen konnte, was der Heilmittellehre bis in späte Zeiten im höchsten Grade nachtheilig ward.

War von Galens Tode an auch für lange Zeit das selbstthätige productive Streben in der Heilkunde ein erschlafftes, fruchtloses, so verlangt doch die Geschichte auch von den spärlichsten Spuren eines dagegen versuchten Ankämpfens Rechenschaft. Einen Irrweg hatten bereits die Essäer oder Therapeuten unter den ägyptischen Juden angebahnt und Simeon ben Jochai war es, der, gestützt auf die theosophische, namentlich durch Rabbi Akibha entworfene Richtung, eine rein theurgische Medicin aus ihren Lehren und der Kaballah bildete, in welcher man durch ein enthaltsames frommes Leben sich mit der Gottheit oder ihren Engeln näher verbinden und durch deren Kraft heilen wollte. Wirklich religiöse Schwärmerei auf der einen Seite und raffinirte Habsucht auf der andern, beuteten diese Vorlage aus. Repräsentant der erstern Richtung war der Priesterstand des gigantisch wachsenden Christenthums. An und für sich Feind jeder heidnischen Wissenschaft, schadete er der Medicin insbesondere, indem er sich vor allen autorisirt glaubte, die Heilung von Krankheiten, ja das Erwecken vom Tode zu bewerkstelligen, sobald er die Hände im Gebet auflegte, dann das Chrisma, den Namen Jesu und andrer Heiligen, endlich das Zeichen des Kreuzes verwandte. Von den Aposteln ging diese Einbildungskraft, die sich mit der Zeit zur Präbende gestaltete, auf die Aeltesten der Gemeinde und von diesen in die Tempel und Klöster und so zuletzt zu den Mönchen über. — Parallel mit dem Priestertreiben verlief als ein ebenso werthloses, das meist von der Habsucht gelenkte der Magier. Sie spielten besonders unter Kaiser Claudius und Caligula eine Hauptrolle. Zwar untersagte ihnen später Diocletian das Betreiben ihrer Kunst, jedoch nur insoweit, als sie schädlich einwirken könne. Eine,

wenn auch nicht ehrende, aber immer erwähnenswerthe Ausnahme machen in dieser heilwissenschaftlich tief gesunkenen Epoche: Quintus Samonicus † 212. Er schrieb ein Lehrgedicht: *de medicina praecepta saluberrima*, in dem neben einzelnen zweckmässigen die von Wasilides unter Hadrian aus Aegypten eingeführten Amulette *(Abracadabra, Abraxesgemmen)* eine Rolle spielen; ferner Vindician, dessen Schüler Theodorus Priscianus (oder Horatianus), der die *Semina santonici* gegen Würmer zuerst empfiehlt, dann auch dem künstlichen Abortus das Wort redet und schliesslich Marcellus Empirikus aus Burdigala (Bordeaux) Leibarzt des Kaisers Theodosius († 400 n. Chr.), der ein Buch schrieb: *de medicamentis empiricis physicis et rationalibus.*

Auch unter den Griechen zeigte sich nach Galens Hingange kein sonderlicher Glanzpunkt, obschon Seuchen verderblicher Art das Bedürfniss eines vervollkommneten Heilverfahrens wiederholt fühlen liessen. Die vorwaltende Stagnation suchte zuerst Oribasius von Pergamus zu unterbrechen, der Freund und Leibarzt Julians, des später zum Cäsar ernannten und in dem Kampfe gegen die Perser gefallenen und ein Schüler Zenos von Cypern, den Constantin der Grosse wegen den gregorianischen Unruhen verbannt hatte. Wenn selbst geistig auch nicht sehr productiv, dankt ihm doch seine Zeit viel, weil er die Werke eines vielleicht 100 Jahre vor ihm lebenden genialen, uns jedoch vollkommen unbekannt gebliebenen Arztes Antyllus auf das Zweckmässigste excerpirte, Werke, in denen über Staaroperationen, über die Trachiotomie bei der Bräune, über Arteriotomie, Operation der Aneurismen und Heilung der Contracturen mittelst Durchschneiden der Haut viel Lehrreiches, Neues zu finden war. Oribasius war ein tüchtiger Praktiker, der äusserst lobenswerthe Ideen über Hypochondrie, Melancholie und Frauenkrankheiten zu Tage förderte, das Asthma durch Scilla, die Diabetes durch Schwitzbäder bekämpfte; am meisten historisch merkwürdig bleibt er aber für uns als erster genauer Erwähner und Behandler der Lykanthropie, die im ersten Jahrhundert n. Chr. zu herrschen begann, bis in das Mittelalter anhielt und Veranlassung zu unsrer Wehrwolfssage ward. — Ferner wäre der Bischoff Nemesius von Emesa in Phönizien zu erwähnen, der den Uebergang der heidnisch-griechischen Naturphilosophie in die christliche Hierarchie herstellte, die menschliche Vollkommenheit zuerst in dem Bilde vom „Microcosmus" zusammenfasste und weil er dem Erasistratus die Lehre von der Bewegung

des Lebensgeistes entlehnte, eine Zeit lang als Andeuter des Kreislaufes des Blutes galt und Harvey opponirend entgegengehalten wurde. — Dann Aetius von Amida in Mesopotamien, Christ und Oberofficier der Leibgarde an dem militärisch geordneten Hofe Justinians I. Sein Werk: *libri sive sermones medicinales sedecim*, umfasste die ganze Heilkunde. In diesem überaus schätzenswerthen Gebilde nimmt besonders der über die Augenkrankheiten handelnde Part unser Staunen in Anspruch. — Aus der Nestorianischen Schule (wir erinnern, dass Bischoff Nonnus 460 n. Chr. zu Edessa die ersten Pilgerherbergen und Krankenhäuser anlegte, der Bischoff Nestorius später in Antiochien dieses Beispiel nachahmte und sie namentlich zu wissenschaftlichen Pflanzenstätten benutzte und der heilige Ephraemus besonders die persische Akademie zu Edessa wesentlich vervollkommnet hatte) die als Vermittlerin griechischer und arabischer Medicin hervortrat, indem die Werke der ersteren durch die Uebersetzung der Nestorianer, zumal ins Syrische, den letzteren zugänglich wurden, ist nur Stephanus aus Edessa, Leibarzt und Liebling Justinians zu nennen. — Theophilus (auch Philaretus), Protospatharius des Kaisers Heraklius, Entdecker des Riechnervenpaares, der ein Werk über den „Bau des Menschen" und eine alphabetisch geordnete Sammlung von Heilmitteln, grösstentheils nach Dioskorides hinterliess, die als das letzte Werk der alexandrinischen Schule und Zeugniss ihres Verfalles gelten kann (630 n. Chr.). Wir citiren ihn vorzugsweise, weil in einer seiner semiotischen Schriften über den Urin eigne die Hohlader und Nieren verbindende *viae clandestinae* erwähnt sind, wodurch er sich berechtigt glaubte, auf die Beschaffenheit des Blutes zurückschliessen zu können und dadurch zum eigentlichen Urvater der Uroskopie wurde. — Paul von Aegina (670 n. Chr.) mit dem Beinamen Jatrosophista, von den Arabern vielfach auch, weil er sich als Geburtshelfer auszeichnete, Alkawabeli genannt, der Schluss- und Denkstein der mit ihm verwelkenden alexandrinischen Schule. Ausgezeichnet als Beschreiber der ansteckenden Geschlechtskrankheiten, der Hautausschläge, Augenleiden und der seit Celsus wesentlich verbesserten Zahntechnik. Am glänzendsten bewährte er sich auf dem chirurgischen Felde; hier stellte er unter andern die Idee der Auflösung des Steins in der Harnblase durch Injectionen auf und ward hiermit einer der ersten Anhänger der Lithotripsie. Dem Glüheisen verlieh er die grössten Gebrauchsrechte und war so Ursache, dass die Araber, die ihn innig verehrten, es so entsetzlich missbrauchten.

Obgleich wir die Theorien Galens als bis zum 16. Jahrhundert dominirend bezeichneten, dürfen wir doch den mächtigen Einfluss eines geistreichen Volkes und der damaligen Welteroberer, der Araber (im 7. Jahrhundert n. Chr.) nicht blos flüchtig berühren. Tief und vielfach auf Ebengenanntem fussend, griffen sie in die Wissenschaft der Medicin ein und erschöpften sie mit derselben Gründlichkeit, wie sie sie in der Erdkunde, Astronomie und Arithmetik bewiesen hatten. Namentlich war es das praktische und pharmakologische Feld, auf welchem sie, obgleich sie es nach ihren Begriffen umformten, ungemein verbessernd und mehrend thätig waren. Wir erinnern, dass die Chemie und die eigentliche Apothekerkunst von ihnen abstammt; der Kalif Almansur stiftete 754 in Bagdad die ersten öffentlichen Apotheken. Viele Benennungen von Arzneimitteln z. B. Alkohol, Julep etc. sind arabischen Ursprungs und es hat sehr viel Wahrscheinlichkeit für sich, dass die von der Obrigkeit genehmigten Vorschriften zur Bereitung der Arzneien (Dispensatorien) von ihnen herrühren, denn Sabor ebu Sahel lieferte um die Mitte des 9. Jahrhunderts das erste Dispensatorium und im 12. Jahrhundert gab Abul Hassan, Bischoff und Leibarzt der Kalifen von Bagdad, ein ebensolches heraus, welches in der Folge den arabischen Apotheken zum Muster diente. — Zu Dschondisabur, Bagdad, Ispahan, Firuzabad, Bokkhara, Kufa, Bassora, Alexandria und Corduba wurden vom 8. bis zum 11. Jahrhundert medicinische Lehranstalten errichtet. Die Anatomie gewann nichts durch sie, weil der Koran Zergliederungen untersagte, desto mehr die Therapie. Auch in der Nosologie blieben sie nicht zurück und lehrten manche Krankheit zweckmässig behandeln. Zu ihren berühmten medicinischen Schriftstellern gehören: Aharum, der zunächst die Pocken beschrieb, Ibn Serapion, Johannes Mesoe, Rhazes, Ali Ibn Abbas, Avicenna, der Herausgeber des Kanons der Medicin, der lange Zeit als das einzige Hauptbuch galt, Abul Kasis, Aben Zohar und Averroes, der Verfasser eines dialektischen Systems der ganzen Medicin. Ihren Glanzpunkt erreichte die arabische Medicin unter Avicenna (geb. 980), der für einige Zeit selbst mehr galt, als Galen.

Im Urtext besitzen wir von ihnen nur einzelne Schriften des Rhazes, Avicenna und Albu Kasis. Betrachten wir sie und die einiger andern dieser vorgeschrittenen Nation etwas näher.

Mit dem hochbegabten Perser Abu Bekr Ben Zakarijja el Razi (aus

Raj in Chorasan, daher Rhazes) näherte sich die arabische Medicin ihrer Blüthenzeit. Bis zum 30. Lebensjahre hatte er eifrig Musik betrieben, warf sich dann plötzlich auf Heilwissenschaft, wurde einige Jahre später schon Vorsteher des Krankenhauses zu Bagdad und hob hier besonders seinen Ruf durch naturwissenschaftliche Reisen und Experimente, so dass er bald für Arabiens Galen galt. Er starb 932 (n. Chr.) in seiner Vaterstadt. Hinterlassen hat er 239 Werke, von denen 36 noch erhalten sind. Das in der lateinischen Uebersetzung unter dem Titel: *Liber medicinalis Almansoris* bekannte, enthält in den ersten 6 Büchern Anatomie und Physiologie, im 7. Chirurgie, die sich uns im Allgemeinen im engsten Zustand vorstellt. Unter der Masse Referaten finden wir Selbständiges von ihm über die vergessenen Staarextractionen, über die Trichiasis und Thränenfistel, wobei er zuerst den Druck empfiehlt; dann über die Prosopalgieen, Hasenscharte, Panaritien, Fisteln etc. Das 8. Buch handelt von der *Materia medica*, wo wir unter Andern als neu finden: *oleum benedictum*, *ovorum*, *formicarum* und den Branntwein. Das 9. Buch enthält Pathologie und Therapie und diente bis ins vorige Jahrhundert als Leitfaden für akademische Vorträge. — Seine Geburtshülfe ist dem Soranus entlehnt und überlässt alle Operationen den Frauen. Die *Retroversio uteri* beschreibt er genau. Die Kinderkrankheiten lehrt er von den andern getrennt, kennen. — Sein wichtigstes Werk *El-Hâvi Continens, Comprehensor* scheint von seinen Schülern aus dem Nachlasse zusammengestellt.

Die höchste Blüthe der arabischen Medicin beginnt mit Avicenna, dem Fürsten der Aerzte, der 600 Jahre lang die unumschränkteste Herrschaft in ihr ausübte. Er ward 980 n. Chr. in der Provinz Bochara geboren und soll schon im 18. Jahre Leibarzt des Fürsten zu Chorosan gewesen sein. Sein Leben war ein ewiger Wechsel von Glück und Elend. Er stand mit allen persischen Fürsten im vertrautesten Verkehr, war selbst einmal Vezir, schmachtete dann aber auch wieder lange im Kerker und starb endlich im 59. Jahre zu Ispahan, verehrt vom Emir Ala ed Daula in Folge seiner Ausschweifungen. Seine Schriften (105 an der Zahl) sind des compilatorischen Fleisses wegen bewunderungswürdig. Vor allen ist der *Canon medicinae* hervorzuheben. Er umfasste 5 Bücher, von denen das erste Anatomie und Physiologie behandelte, das zweite die Heilmittel, das dritte die Krankheiten, wie bei Galen, vom Kopfe zu den Füssen angeordnet; das vierte die Fieber und das fünfte endlich die zusammenge-

setzten Heilmittel. Von ihm ging auch das Vergolden und Versilbern der Medicamente aus, wie er denn überhaupt edle Metalle und Steine für sehr heilkräftig hielt. Gegen die Gewohnheit seiner Vorläufer liess er bei acuten Krankheiten sogleich im Anfange und aus entfernten Gefässen (revulsorisch) zur Ader, während er im Verlaufe der Krankheit aus näheren Gefässen (derivatorisch) Blut entleerte.

Von Abukasis aus Alzahara bei Cordova gebürtig und ebendaselbst 1106 verstorben, haben wir eine Chirurgie, in der vor allen das Glüheisen als Retter auftritt. Neues zählt er auf bei der Bekämpfung des Ek- und Entropiums, des Hypopions, der Hasenscharte und der Ascites. Den Steinschnitt und grössere Amputationen behandelt er mit grosser vollständiger Klarheit, so dass man die Absicht, seine Vorbilder Celsus und Paul von Aegina zu überragen, vorleuchten sieht. In der Geburts hülfe, die von ihm, wie bei vielen Vorgängern, den Hebammen zunächst überhändigt wird, interessiren uns die roh angestellten Wendungen bei allen Schieflagen und die genauer dargelegte Zerstückelung des Kindes. Erwähnt sei noch, dass er den Wein gestattete, den andre Araber nicht einmal äusserlich anwenden liessen.

Avenzoar, geboren zu Pennaflor bei Sevilla, soll 135 Jahr alt geworden sein und starb 1162 als Leibarzt des Statthalters Ali zu Cordova. Sein Hauptwerk *(el Theisir) Rectificatio regiminis* ist ein Handbuch von grossem praktischen Werthe. Er war ein scharfsinniger Naturbeobachter. Seine Ansichten über Sumpfluft und seine Kritiken über den Magnet bei der Anwendung auf Exostosen können wir nicht unerwähnt lassen, eben so nicht, dass er in seiner Chirurgie schon den Stab darüber bricht, dass sich Aerzte der Operationen uud Arzneibereitung schämen und sie der gesonderten Klasse der Wund- und Augenärzte und Apotheker überlassen.

Schliesslich hätten wir noch Averroës anzureihen, der eigentlich Oberrichter war, jedoch nebenbei Vorlesungen über Philosophie, Jurisprudenz und Medicin hielt und besonders in Bezug auf erstere solche Freimüthigkeit entwickelte, dass er von seinen fanatischen Glaubensgenossen und den Feinden alles freien Denkens, den Christen, verfolgt, lange Zeit verbannt unter den Juden leben musste. Er starb, zwar in seine Aemter eingesetzt, aber fern vom Vaterlande 1198 zu Marokko. Sein Streben war, Galens und des Aristoteles Theorie zu verschmelzen, leider räumte er Letzterem dabei grössere Rechte ein. Sein Hauptwerk ist be-

titelt Kolljjat (Colliget), es vertritt die Ansicht, dass die praktische Medicin die auf dem richtigen Urtheile des Arztes beruhende Anwendung allgemeiner Grundsätze auf das Einzelne wäre. — Noch zeichnen sich vor dem offnen Verfall der arabischen Medicin aus Moses Maimonides, Leibarzt des Sultan Saladins († 1208) und Muhaddib ed Din († 1213) zu Bagdad, der Verfasser mehrerer noch vorhandenen Handschriften und Werke.

Aus der *Materia medica*, die uns der wegen seiner Liebe zu den Naturwissenschaften und Reisen geschätzte Arzt Ebu Beithar († zu Damaskus 1248) hinterlassen, fügen wir eine gedrängte Zusammenstellung bei. An das schon Vorhandene schlossen sie vorzüglich viel aus dem Pflanzenreiche an und vermehrten besonders die Cosmetica und Aphrodisiaca. Von mineralischen Mitteln war viel im Gebrauch, der Diamant, Smaragd, rothe Korallen, Operment, Atramentstein, Bolus armena, Arsenik (gewöhnlich das Auripigment), Gold, Blei (Mennige), Eisen (gelöschtes Eisenwasser). — Von andern: Bezoar (Concrement im Gazellenmagen), Balsame, Oele, Wässer (letztere besonders wegen der Hautausschläge und der Reinlichkeitsgesetze des Korans); dann Asa foetida, Aloe, Ambra, Moschus, Koloquinthen, Krotonöl, Castoreum, besonders als Antidot gegen Opium, Canthariden (gegen Hundswuth), Colchicum, Conium, Hyosciamus, Helleborus, Myrrhe, Squilla, Salmiak, Zimmt, Rheum. — Die nach Quecksilbergebrauch entstehende Salivation beschreibt Albukasis zuerst.

Dem christlichen Abendlande war es von diesem Zeitpunkte an vorbehalten, die Heilwissenschaft zu läutern und fortzubilden. Von Beginn an begegnen wir drei Faktoren, welche die Vermittelung übernahmen, den Priestern, den Juden und später den (ungelehrten) Volksärzten. Benedict von Nursia, der Stifter des abendländischen Mönchthums und Freund Cassiodors (529) hatte durch Anlegung des Klosters auf dem Monte Casino die Veranlassung zu Bildungsschulen für die Jugend, nebenbei aber auch die zum Copiren alter religiöser Werke gegeben, welch letzteres sich bald auf das aller andern Wissenschaften dehnte. Was bei diesem Licenz war, wurde bei Cassiodor wirklich zum Regimen hingestellt, namentlich, nachdem er selbst in das Kloster getreten war und in seinem Werke *de septem disciplinis liberalibus*, das für das Mittelalter so wichtige *trivium* und *quadrivium* constituirt hatte. Unter Karl dem Grossen entstanden durch den Einfluss ihn umgebender meist englischer Gelehrten (Benedictiner, die ausgesandt waren, um die Deutschen,

Engländer und Skandinavier zu bekehren) die gut beleumundeten Kloster- und Kathedralschulen, die unter dem Namen Physica, der Medicin eine Stätte gewährten und Klostergärten mit Heilpflanzen errichteten. Von ihnen verdienen die zu Fulda, Osnabrück, Reichenau, Hirschau, Metz, Lyon und St. Gallen genannt zu werden. Häufige Verletzungen der Ordensregeln hemmten jedoch den Aufschwung und in den Concilien zu Rheims, 1131, dem zweiten Lateranischen 1139, dem zu Montpellier 1162 und zu Tours 1180 wurde den niedern Geistlichen erst das Betreiben und endlich sogar das Hören der Medicin untersagt.

Ehe wir zu dem Kloster von Salerno übergehen und seine überaus wichtige Stellung näher beleuchten, haben wir die Juden ins Auge zu fassen. Unstreitig gebührt ihnen mit das Verdienst, dass sie die arabische Medicin im Abendlande verbreiteten, denn sie vor allen waren mit ihr und der Kenntniss der orientalischen Sprachen reich ausgestattet und durch Verstreuung ihrer Glaubensgenossen eigentlich zur Verbreitung berufen, einzelne von ihnen fungirten sogar als Leibärzte von Fürsten und Päpsten; trotzdem kam ihr Einfluss nicht zur Geltung, weil Unduldsamkeit auf Seite der Christen und ihrerseits die Vorliebe zu gewissen Gruppen und Ländern (Sephardins in Portugal und Aschkenasis in Frankreich, Holland und England) hemmend in den Weg traten.

Die Klosterschule des Monte Casino wurde, wie wir vor Kurzem sagten, schnell von der von Salerno in den Schatten gestellt. Herrliche Lage am Meere, vortreffliche Quellen, reicher Handelsverkehr, trugen nicht weniger dazu bei, als dass die Reliquien dreier Märtyrer dort niedergelegt waren und die Aebte Berengar und Wirnton in dem Geruch der Wunderkraft standen. Durch die Kreuzzüge, denen die belebte Stadt (*Civitas Hippocratica)* einen Ruhe- und Verpflegungspunkt darbot, stieg ihr Ruf noch um Vielfaches. Bald entsanden sie schon gewichtige Vertreter. Wir nennen flüchtig: Kophon, den Verfasser der Ars medendi, Nicolaus Präpositus, Platearius, den Bischoff Romerald von Salerno, Aegidius Corboliensis, die Frauen Sentia, Trotta und Constantia Calenda.

Im 13. Jahrhundert erreichte sie ihren Höhepunkt. Kaiser Friedrich II. führte 1238 eine vollständige Medicinalverfassung unter ihrer Aufsicht ein. Wer im Königreich Neapel Arzt sein wollte, musste 3 Jahre Logik und 5 Medicin studiren und dort vor dem Collegium medicum eine Prüfung ablegen. Bald dehnte sich diese Massregel auf Wundärzte und

Apotheker aus und hiermit wurde der ärztliche Stand vollkommen zum weltlichen, gelehrten gemacht.

Die Entstehung der Universitäten Montpellier 1150, Paris 1205, Padua 1221, Salamanca 1222, Neapel und Messina 1224, Wien 1237, Oxford 1249, Cambridge 1257, Upsala 1277, Lissabon 1287, Coimbra 1290, Bologna 1295, Lyon 1300, Avignon 1303, Pisa 1339, Krakau 1343, Heidelberg 1346, Prag 1348, Pavia 1361, Cöln 1388, Erfurt 1389, Ferrara 1391, Turin 1400, Würzburg 1403, Leipzig 1409, schwächte ihren Glanz ungemein.

Während die Würde der Heilwissenschaft in dieser Epoche durch Einführung des Johanniterordens und der Lazarethe in der That gewann (frühere Verbrüderungen zu ähnlichen Zwecken, wie die Antonsbrüder zu Vienne, die Lollharde, Alexianer, Begharden, Beguinen, Hospitalarii St. Spiriti haben durchaus nicht zu ihrem Vortheil gewirkt), wurde ihr Werth durch verheerende Seuchen ebenfalls ungemein gefördert. Aussatz, das Antonsfeuer (wahrscheinlich eine Art Ergotismus, durch den Genuss schlechten Getreides *(Secale cornutum)* entstanden) und die Pest lehrten denken und handeln.

Mit dem Entstehen der Universitäten bewegten sich die geistigen Schwingen etwas freier. Der Drang, die geistreichen Werke der Araber kennen zu lernen, machte sich überall geltend und vor allen war es Hermann von Veringen, der durch Uebersetzungen und später die Dominikaner, die durch Bekehrungsversuche der Sarazenen wohlthätig wirkten. Leider behielt aber der Priesterstand fortwährend eine hemmende Obergewalt und wie sich im Kleinen derselbe mit der Anordnung des Cölibats für die akademischen Lehrer der Philosophie und Medicin als Dictator ohne alle Ueberlegung documentirte, so bewiess er sich als eben solcher noch in viel grellerem Maassstabe in den durch Kirchenglauben und Wortdrehereien entstandenen scholastischen Wirren, die Johann Roscelin von Compiegne als Vertreter der Nominalisten und als Widerpart Alexander von Hales und Anselm von Canterbury als Vertreter der Realisten angeregt hatten.

Erst Mitte des 13. Jahrhunderts trat unter Papst Honorius III. und vielen freisinniger denkenden Fürsten in der äussern Form eine wohlthätige Umgestaltung ein und die Erfindung oder vielmehr Einführung der den Chinesen schon lange bekannten Magnetnadel, desgleichen die der

Vergrösserungsgläser, insbesondere aber der rege Geist des Franziskaners und Lehrers Roger Bacon zu Oxford griffen beschleunigend in die Getriebe der Zeit.

Unter Aerzten und Schriftstellern dieser Epoche leuchteten hervor: Pietro von Abano (geb. 1250 zu Padua) mit seiner Hauptschrift *Conciliator differentiarum;* Gilbert von England, Thaddäus, Professor in Florenz; Wilhelm von Saliceto, Lehrer der Chirurgie zu Bologna, 1277.

Im 14. Jahrhundert tritt uns schon in geballterer Form der Kampf gegen den geistigen Druck des Priester- und Papstthums entgegen. Während Philipp der Schöne die päpstliche *Ausculta filii* verbrannte, Petrarca und Duns Scotus auf philosophischem Wege entgegen traten, sprach Mondini de Luzzi, Professor in Bologna entschlossen mit seinen Leichenöffnungen dem Bannstrahle Hohn. Seinem Beispiel folgte zuerst die Universität Montpellier und dies freie ungestrafte Gebahren rief nicht allein gleichgestellte Institute, sondern auch isolirt dastehende Geister muthig für den Fortschritt in die Schranken. So begrüssen wir unter den Aerzten die leuchtenden Namen: Torrigiano Rustichelli, Dinus, Thomas (†1327 Vater und 1370 Sohn in Florenz), Bernhard von Gordon in Montpellier, den Monarchen der Medicin; Franz von Piemont (1230); Gentilis da Foligno und den berühmten Chirurgen Guy de Chauliac zu Montpellier. In der *Materia medica* säubern und ordnen: Simon de Cordo aus Genua, Matthäus Sylliaticus in Mailand 1317; Johann und sein Sohn Jacobus de Dondi 1385, Professoren zu Padua. Endlich in der Chemie, die jedoch mit der Alchemie eng gemischt auftrat, Raimund Lull, Arnoldus Villanova u. A. Das 15. Jahrhundert begünstigte Schlag auf Schlag eine Reihe vortheilspendender Ereignisse. Die Entdeckung Amerikas und des Seewegs nach Ostindien, die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Eroberung Constantinopels und die dadurch bewirkte Uebersiedelung weit vorgeschrittener Geister und ihrer Werke beförderten ebenso das Morgenlicht der Heilwissenschaft, als es neu auftretende bis dahin unbekannte Seuchen, wie der Scorbut, die Syphilis, der englische Schweiss, der Keuchhusten, Lungentyphus und mehrere andere thaten. Trotzdem hat uns die Geschichte nur wenig Namen hervorragender Meister und denkwürdiger Momente hinterlassen und mit Savanarola in Padua, Anton Benivieni in Florenz, Alexander Benedetti und Branca in Catanea, der Erfinder der Rhinoplastik, einerseits und mit Einführung der deutschen Apotheken (1409

in Leipzig, 1488 in Berlin und 1493 in Halle) würde eine flüchtige Skizze desselben entworfen sein.

Ganz anders verhielt es sich mit dem nun kommenden 16. Jahrhundert, in welchem die schüchtern angebahnten und angedeuteten Reformen der früheren Zeiten nach harten Kämpfen zur Geltung gelangten und eine solche Fülle ewigdenkwürdiger Namen und Akta sich an einander schaarte, dass sie Folianten füllen könnten. Wir nennen vor allen Luther und Copernicus als Repräsentanten jener zündenden Revolten, die über die ganze damals bekannte Welt ihre Erschütterungswellen verbreiteten und benutzen die Resultate ihres gesegneten Wirkens als Sockel, um das Gebäude, welches mehr oder minder Paracelsus darauf zu gründen unternahm, flüchtig in Augenschein zu nehmen.

Ersterer war es, der mit Hülfe seines treuen Freundes Melanchthon nicht allein eine freisinnigere Religion und Philosophie schuf, sondern vor allen Dingen jenen finstern Aberglauben und jene Missbräuche beseitigte, die die in ihrer Existenz bedrohte Geistlichkeit durch Unterstützung ihrer Formen und zwar in den höhern Kreisen und Universitäten vermittelst Astrologie, Alchemie, Nekromantie, Geomantie und Chiromantie, in den niederen durch Wallfahrten und andere Laster begünstigende Ritualien der katholischen Religion aufrecht zu erhalten suchte. Finden wir beide auch noch in einzelnen Missgriffen verfangen — denn Luther nahm bekanntlich noch den Teufel an und eiferte gegen jene Aerzte, die die Besessenen und mit Corea Behafteten nicht als unmittelbar unter dessen Einfluss stehend, anerkennen wollten — so sehen wir doch nicht viel später diese bei ihren Anhängern und Schülern beseitigt, und zwar zu Folge jener günstigen Krise, die Copernicus nach der einen Seite ins Leben rief, indem er die Ansichten über den Himmel umgestaltete und Magelhan und seine Begleiter (1522) auf der andern, indem sie die Welt und ihre Wunder erschlossen. Diese philosophische, peripathetische Sekte, die wegen ihrer klassischen, eigentlich aber mehr grammatischen Bildung, den Beinamen die humanistische erhielt, verkettete zunächst auf das Eifrigste die Naturwissenschaften ihrem Bereiche und bald sammelte sich unter diesem Namen die Elite der Schüler Aesculaps.

Halten wir über die Meteore der damaligen Zeit eine Rundschau und zwar zunächst ohne uns speciell an die deutsche Nation und ihren endlichen Ausläufer Paracelsus zu halten, so hätten wir hier zu nennen:

Johann Weiher aus Brabant, Leibarzt des Herzogs von Cleve, der zuerst den Muth hatte, die ganze Hexerei als Aberglauben darzustellen und die weltliche Macht zum Schutz der armen Unglücklichen aufzufordern; Hieronimus Cardanus (1501—76) aus Pavia, berühmt als Arzt, Philosoph, Mathematiker (cardanische Formel für Gleichungen dritten Grades) Professor zu Mailand; Nikolaus Leonicenus aus Vicenza, der eigentliche Hersteller hippokratischer Medicin. Johann Lange († 1565) aus Löwenberg in Schlesien, Leibarzt Friedrichs II. von der Pfalz, der gegen die damaligen Missbräuche der Uromantie und der astrologischen Kalender eiferte, die an ungünstig genannten Tagen alles Handeln untersagten; Michael Serveto, geboren 1509 zu Villanueva, auf dem Scheiterhaufen geopfert zu Genf 1553, berühmt durch seinen religiösen Freimuth und die erste Beschreibung des kleineren Blutkreislaufes durch die Lungen; Peter Brissot in Paris, bekannt durch seinen Streit über den Ort des Aderlasses bei der Pleuresie. Als Anatomen hätten wir zu nennen: Bartholomäus Eustachi, Professor in Rom; Gabriel Fallopia aus Modena; Botalli; Silvius; Varoli. Als Botaniker: Otto Brunsfeld († 1534 zu Mainz); Tabernämontanus; Lobelius; Clusius. Als kühne Chirurgen: Ambrosius Parè (1590 zu Paris gestorben, nachdem ihn in der Bartholomäusnacht Karl IX. vor dem Untergange geschützt hatte) der Urheber der sich später entwickelnden gerichtlichen Medicin; Pierre Franco, 1561 zu Lausanne, der Erfinder des hohen Steinschnittes, den die Familie Colot 1474 in der Stadt Norcia bis dahin ebenso geheim gehalten hatte, als die Bruchoperation; Professor Aldarete zu Salamanca, Erfinder des Bougies und Andere.

Was die ebengenannten, im Verein mit vielen hervorragenden Geistern, die der Raum nicht anzuführen gestattet, unterstüzt durch viele neue Beobachtungen, zahlreiche neue Mittel und die immer einflussreichere Chemie anbahnten, nämlich die Medicin von Galen und den Arabern frei zu machen, gelang endlich den eben so genialen als gährend heftigen und aufbrausenden Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus von Hohenstein aus Maria-Einsiedeln bei Zürich.

Mit diesem Schöpfer einer neuen christlichen übersinnlichen Medicin, die mit der alten heidnisch sinnlichen Elementarmedicin nicht die geringste Verwandschaft hatte, beginnt die sterile Geschichte die vierte Periode, die sich bis auf Harvey dehnt. Zuerst von seinem Vater unterrichtet, ging er bald in die Hände der Klostergeistlichen über, um sich bei

ihnen noch mehr in Medicin und Alchemie zu vervollkommnen, studirte dann wahrscheinlich in Basel und beendete seine besonders auf die Letztere abgezielte Ausstattung unter dem Abt Sponheim und im Laboratorium Sigmund von Fuggers in Tirol. Gleich darauf begab er sich auf Reisen, durchzog Deutschland, wobei er besonders die Bergwerke des Erzgebirges mit ihren Sagen und Geheimnissen ausbeutete, dann Schweden, die Niederlande und Italien, letztere Gruppen als Feldarzt und verkehrte während alledem eben so sorgfältig mit Gelehrten, wie Schäfern, Zigeunern und Scharfrichtern. Zehn Jahre darauf zurückgekehrt nach Deutschland, brachte ihn der Ruf seiner Wunderkuren 1525 jene Professur zu Basel ein, die ihn vor allen bekanntlich historisch machte, denn hier war es sein erster Schritt, alle Vorlesungen deutsch zu halten und im kurz darauf folgenden die Werke Galens und Avicenna's zu verbrennen. Wenige Jahre später zog ihn ein ernstlicher Streit mit dem Magistrat daselbst eine harte Strafe zu, der er durch die Flucht nach der Elsass entging. Der eigene Hang dieses grossen Genies, auf den der Göthe'sche Ausdruck: „Spottgeburt von Dreck und Feuer“ in der That anticipirte Rechte haben könnte, nicht minder aber auch die Verlockungen mehrerer gleichgesinnter Schüler, waren Veranlassung, ihn aufs Neue in den wildesten Strudel eines wahren Vagabundenlebens hineinzuziehen, aus dem ihn nach vielen Irrfahrten, nach vielen glücklichen und trüben Stunden, welche wechselnde Resultate seiner Kuren waren, ein Ruf des Erzbischoffs Ernst, früherem Pfalzgrafen zu Rheims, nach Salzburg befreite, um leider wenige Jahre darauf Veranlassung seines Todes zu werden, denn neidische Collegen erschlugen ihn am 24. September 1541, wenngleich ein schleichendes Fieber als Ursache seines Todes angegeben wird.

Seine Lebensweise auf der einen Seite, der Hass, der sich an alle grossen Geister kettet, auf der andern, endlich aber die Thatsache, dass Paracelsus in Wahrheit wenig Büchergelehrsamkeit besessen, gewährten seinen Zeitgenossen Elemente genug, um den Versuch zu wagen, die schöne Aussaat des excentrischen Geistes im Keime zu vernichten. Aber es gelang nicht, denn die gänzlich neue und entschieden entwickeltere Gestalt seiner Heillehre, und die Ahnung einer vernünftigen Zweckmässigkeit verschaffte ihr den Anhang der Besseren, Denkenden.

Gehen wir zu seinen Schriften über, die er zwar selbst nie systematisch ordnete, sondern durch Schreiber dem Alltagsleben übergeben liess

— wodurch manche Missverständnisse und Ungenauigkeiten ihnen einverleibt wurden — so finden wir die Basis auf einer scholastisch ausgebildeten kabalistischen Theosophie ruhend, die jedoch bei diesem wunderbaren Geiste ihre eigene Nichtigkeit in Symbole hoher Wahrheiten und tiefster Naturphilosophie verwandelt hat. Mit einem Styl, der an und für sich roh aber kernig und bestimmt ist, stellt er Gott als den Urquell aller inneren Erfindung und Erleuchtung auf, nennt ihn mit viel edlerer würdevollerer Bedeutung, als es sonst zu seiner rüden Zeit Brauch war, Propheten, Magus und Kaballisten, vor dem alles Wissen klar liege und dessen allüberall sich offenbarende Natur man nur zu beschauen und zu belauschen brauche, um mit Hülfe der Apokalypse: *artem medicam* zu verstehen.

Der Raum gestattet uns nicht, sein mit Mystik reich verwebtes Lehrgebäude von Fundament aus zu kritisiren, wir begnügen uns desshalb mit der Verwerthung jenes, in das praktische Leben hinausragenden Theiles. Während er den menschlichen Lebensprocess aus Ineinandergreifung von Leib, Leben und Seele definirte, erklärte er Krankheit als eine Schickung Gottes, welche die drei Hauptelemente, aus denen alles in der Welt besteht, Salz, Schwefel und Merkur, durch äussere Anregung zu verschlagender Thätigkeit aufreizt. In Folge des Kampfes, in welchem sich der gesunde Organismus mit dem Parasitengewächs einlässt, bringt der Archäus Heilbestrebung der Natur und Reaction des gesunden Organismus, somit entweder den Sieg hervor, indem er die Krankheitsursachen, wie in der Alchemie den Schaum und die Schlacke entfernt, dies sind die Krisen; oder er lagert sie wenigstens mit Martern irgendwo ab, das ist der Tartarus (ein salzig erdiges Wesen), was er so benannte, weil es mit höllischen Schmerzen, wo es sich hinzieht, brennt. Dies sind unsre Dyskrasien. Die hieraus entstehenden Krankheiten sind erblich, so lange sie nicht durch eine Krise aus den Säften geschafft oder in lokale Krankheiten, wie Wasser-, Steinbildung u. s. w. übergegangen sind.

Wenn wir seine Thätigkeit auf dem Felde der Therapie durchmustern, fesselt uns gleich von vornherein mit Allgewalt jenes ewig unumstössliche Axiom, welches just 400 Jahr später Hahnemann mit gewinnenden Rechten und Gesetzen versah, der glänzende Leitstern der jetzigen homöopathischen Schule „*Similia similibus*“, Aehnliches wird mit Aehnlichem geheilt, welches er den bisherigen Grundgedanken „*Contraria contrariis*“ gewiss erst nach langem und wohlüberlegtem Prüfen entgegenstellte. In-

spirirt von dieser, dem Heilbestreben der Natur allüberall parallel verlaufenden Idee, erklärte er den alten Grundsatz Galens als nur auf eine symptomatische Cur abzielend, vernachlässigte aber leider die Semiotik — (mit alleiniger Ausnahme des Pulses und Urins, die zu den Spiegelfechtereien seiner Zeit unumgänglich nöthige Vasallen waren) — und das Heilverfahren nach Indicationen und beschränkte sich darauf, die Totalität der Krankheit zu erfassen. Seine specifischen Heilmittel, von ihm der besseren Umschleierung vor den Weltaugen wegen Arcana genannt, verglich er mit Saamen, welche ein Neugebilde (Krankheit) schaffen und dem Parasitengewächs, das sich im Körper eingenistet, mithin den ersten Eindringling, den Nahrungsstoff entziehen. Selbst gefeit von den Truggebilden der damaligen Astrognosie und Alchemie, stattete er einzelne Organe des Menschenkörpers mit Abhängigkeitsverhältnissen von einzelnen Himmelskörpern aus, liess das Herz, Nabel und Bauch der Sonne, Rückgrat und Hirn dem Monde, Kopf dem Jupiter, die Eingeweide dem Merkur tributpflichtig sein und trug diese Wechselverhältnisse im Laufe der Zeit logisch auf die übrigen Dinge der Welt über, indem er noch dazu auf das Hartnäckigste behauptete, dass ihre äusseren Formen ein so entschieden hinweisen des Gepräge aufwiesen, dass sich kaum der freie, sich selbst bestimmende Mensch ihnen entziehen könne (Physiognomik, Theiromantie). Thiere, Pflanzen und Metalle trügen diesen Stempel am meisten aufgedrückt, darum wirke das Gold bei Herzkrankheiten, die Eidechse bei verderblichen Geschwüren, das Chelidonium bei Gelbsucht, die Zwiebelgewächse auf die Hoden, der Augentrost mit seinen schwarzen Flecken auf Augenleiden.

Abgesehen von diesen Mängeln gewährte aber doch seine *Materia medica* einen allgemeinen einleuchtenden Nutzen, weil er die pharmaceutische Chemie in ihrem Cyclus einführte. Als erklärter Feind der bis dahin unablässig in jedem Regimen verbrauchten Ptisanen und Syrupe, war er bemüht, wesentlich eingreifende Mittel zu ersinnen und einzubürgern und so verdanken wir ihm zahlreiche kräftige Tinkturen, Essenzen, Extracte, vornämlich aber Mineralmittel, wie z. B. eine bessere Verwerthung des Goldes als *Aurum potabile*, des Quecksilbers, Eisens, der Zinnfeile, des Schwefels, der Antimonialien, seiner Lieblingskinder, besonders eng verschmolzen mit der Compression bei alten Fussgeschwüren verwandt, des Arseniks bei Carcinom, dann des Opiums *(Magnalia dei)*, der mineralischen Bäder und endlich des Magnetes. — Im Schoosse der Chirurgie

war es sein Hauptprincip, vor allen Dingen die Natur schalten und walten zu lassen. Ebendeshalb vermied er alle operativen Eingriffe, mit alleiniger Ausnahme des Steinschnittes. Grund dieser auffallenden Maassregel mochten wohl die meist verderblichen Ausgänge derselben bei dem vorherrschend nervös fauligen *Genius epidemicus* der damaligen Zeit sein.

Drängen wir alles über Paracelsus Gesagte in ein kurzes Resumé zusammen, so ergiebt sich, dass sein Denken und Heilen den Markstein, den Hauptwendepunkt im Bereiche unsrer allgemeinen Doctrin abgab, denn obschon er sich von jenen Mummenschanz, der in Gestalt von Zauberformeln und mystischen Quacksalbereien in ihm eingenistet, nicht vollkommen frei zu machen vermochte, obschon seine Schriften gar nicht selten hier Behauptetes in anderen Serien widersprachen (ein Verschulden, was jedoch ebenso leicht seine Schüler, als Abschreiber begangen haben können), rief er doch die wahre Theorie der Heilkunde ins Dasein, indem er bei Wahrnehmung der sinnlichen Erscheinungen sich zuerst die Frage vorlegte, „warum“ geschieht das, und nicht mit der der Vorfahren, „wie“ geschieht es, begnügte; er wiess somit der Kunst des Arztes ein ungleich weiteres Feld an, als es das Verfahren der Alten vermocht hatte, die ihrer Theorie in praxi meist misstrauten und der selbsthelfenden Natur den Löwenantheil überlassen mussten.

Die germanischen Nationen waren es, welche vor allen zuerst sich das, was er angebahnt, zu eigen zu machen suchten. Die sich unmittelbar an seinen Tod reihende Uebergangsphase selbst, mit ihren Zerrgebilden, den Paracelsisten und Rosenkreuzern, leistete zwar hierbei unmittelbar wenig Vortheile, denn sie vermochte nichts weniger als das, man möchte fast sagen, mit unbewusstem Instinkt Geschaffene und Ueberlieferte weiter fortzuführen, sondern begnügten sich vielmehr an der dem Zeitgeiste homogeneren Aeusserlichkeit seines Systems festzuhalten, — aber ihre Verirrungen und Abschweifungen gaben doch Veranlassung, dass würdige Gegner entstanden und durch Prüfen, Läutern und Verwerfen einen geklärten Rückstand zu Tage förderten.

Als Hauptrepräsentanten der ersten Sekte nennen wir Leonhard Thurneysser aus Basel, welcher Leiden und Freuden des Charlatanismus in vollen Zügen genoss, sich selbst zum Leibarzt des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg erhob und doch zuletzt als Zeitkrüppel umkam; Adam von Bodenstein (Sohn des berühmten Theologen Carlstadt) der die

echten und unechten Werke seines Meisters schied und erklärte; Peter Severin aus Jütland, Leibarzt des dänischen Königs, einen fest gesattelten Gelehrten und edlen Menschen, aber höchst unglücklichen Praktiker; Bartholom Carrichter, den Leibarzt mehrerer Kaiser und Verfasser der „Teutschen Speisekammer“, eines diätetischen Werkes; endlich ihres weit und breit, übel und gut, verschrieenen Leumundes wegen, die Medicaster: Michael Bapst von Rochlitz, Pfarrer im Meissner Kreise und Georg Amwald, Juristen, einen verschmitzten, oft selbst von Aerzten consultirten Gauner, dessen Handel mit Panaceen nicht einmal der äusserst gediegene Purist der Chemie und wirklich wahre Apostel der paracelsischen Heillehre, Andreas Libavius aus Halle, trotz allen Ankämpfens zu stürzen vermochte.

Die zweite Sekte verdankt ihre abgeschlossene Stellung dem im Kirchenwesen und Leben gleichgeachteten Pfarrer Valentin Andreä zu Calve in Würtemberg, der mit seinen satyrischen Schriften: „Die chemische Hochzeit von Christian Rosenkreuz“ und „*Fama fraternitatis*“, den letzten Ranken einer verderblich und verdummend wirkenden, im 14. Jahrhundert gestifteten Gesellschaft, *Fraternitates physicorum*, welche Unterstützung im alchemistischen Treiben und Auffindung des Steins der Weisen bezweckte, den Gnadenstoss zu geben beabsichtigte, jedoch ganz das Gegentheil erreichte. Während er nämlich seinerseits Geschichte und Statuten eines solchen theosophischen Schwärmerordens auf die absurdeste Weise ausschmückte, um ihn lächerlich zu machen, griffen andrerseits die in den letzten Zuckungen liegenden Verspotteten das Libell als baare Münze auf, organisirten sich als hermetisch abgeschlossener Club und setzten 1614 in der von ihnen veröffentlichten „Allgemeinen und Generalreformation der ganzen Welt“ neben der *Fama fraternitatis* R † C, die Welt von einem Orden in Kenntniss, der bereits seit 100 Jahren heimlich bestanden und gewirkt haben sollte. Hauptgesetze der Gesellschaft waren 1) öffentlich kein Geschäft als das des Arztes und dies unentgeldlich zu treiben; 2) das Wort „Rosenkreuz“ (R † C auch an das mit rosenfarbenem Blute Christi benetzte Kreuz erinnernd) als Losung zu nehmen; 3) die Gesetze vor den Augen der Welt geheim zu halten.

Da die Lehren des Paracelsus diesem Orden mancherlei Anknüpfungspunkte gewährten, so huldigten sie ihnen scheinbar; in Wahrheit lief aber ihre Praxis darauf hinaus, alles Wissen als verächtlich zu schildern und

nur den Glauben und die Erleuchtung durch das innere Licht und den heiligen Geist als Quelle aller Weisheit und zur Heilung aller Krankheit allein hinreichend, anzupreisen. — Auch rissen sie anfangs allerdings überall die erkrankten Massen an sich, machten sich sogar an deutschen Universitäten geltend und in diese Blüthenperiode gehören Valentin Weigel, Prediger zu Zschopau bei Chemnitz (1588 gestorben); der anhalter Leibarzt Julius Sperber; Heinrich Scheunemann, Arzt zu Aschersleben; Heinrich Kunath, Arzt und Philosoph in Hamburg und Dresden; endlich der gescheiteste und ehrlichste unter ihnen, Oswald Croll, Verfasser der *Basilica chymica*; jedoch ein Vierteljahrhundert später begann ihr Verfall, befördert durch die geistreichen Oppositionen der Conciliatoren, einer Parthei, die das Zweckmässige der galenisch-hippokratischen und paracelsischen Medicin zu verschmelzen unternommen hatte, und gegen das Jahr 1660 war er complet vernichtet.

Zu den oben genannten Prüfern und Läuterern des von Paracelsus Hinterlassenen, eben denselben Persönlichkeiten, welche wir in den vorigen Zeilen als Conciliatoren einführten, sind zu rechnen: die Baseler Professoren Theodor und Jakob Zwinger (Vater und Sohn 1588 und 1610 †) und Thomas Erastus (Lieber † 1583); der Giessener Professor Michael Döring († 1644) und der schon früher erwähnte Andreas Liborius. In Frankreich schloss sich ihnen in gleichem Sinne Wilhelm Aragos aus Toulouse, Leibarzt des Königs, an und Roch le Baillif de la Rivière, Leibarzt Heinrichs IV., der die Theorie des Züricher Propheten gegen die Pariser Fakultät vertheidigte; in verderblicher, der grossprahlerische echte Gascogner Joseph du Chesne (Quercetanus) aus Armagnac († 1609), Arzt am Hofe, der die Antimonialpräparate einbürgerte, aber so talentlos missbrauchte, dass die Fakultät wiederholt einschritt und sie mit Beschlag belegte, namentlich als das ärztliche Publikum mit den unsicher bereiteten Präparaten massenhaft zu laboriren anfing. Von den Antimonialien dehnte sich der Hass auf alle andern Mittel des Paracelsus und die Arcanisten und Spagyristen, die sie benutzten, hatten um so mehr mit dem Arrêt der Fakultät zu kämpfen, als die Erfahrung zu Gunsten derselben sprach. . . . In England wäre Robert Fludd zu nennen, auf den wir zurückkommen.

Wir schreiten in das 17. Jahrhundert, dessen erbittert fanatische und blutige Kämpfe die herrlichen wissenschaftlichen Vorlagen nur kümmerlich zur Geltung kommen liessen. Was der 30jährige Krieg in Deutsch-

land, die Hugenottenkämpfe in Frankreich, die Bürgerkriege in England, der Freiheitskampf in den Niederlanden ja keimen liess, das vernichtete die lichtscheue politische und religiöse Gewalt hier mit dem Scheiterhaufen, dort mit der Tortur, da mit dem Interdict, oder die Welt im Allgemeinen mit Gleichgültigkeit.

Die grossen Verdienste und trüben Geschicke, die sich an die glänzenden Namen Galilei, Toricelli, Viviani, Grimaldi, Cassini in Italien, Cartesius, Gassendi, Pascal, l'Hopital in Frankreich; Napier, Barron, Boyle, Isaac Newton in England; Prätorius, Tycho, Kepler, Hevel, Tschirnhausen, Guerike u. A. in Deutschland, endlich Jansen, Huyghens, Swammerdam, Leuwenhök in Holland knüpften, drängten die Gelehrten zu Vereinen, um in compacten Massen weniger Gefahr zu laufen. Italien, das schon im vorigen Jahrhundert vorangeleuchtet hatte, bildete wieder den Durchbruchskeil und wir sehen dort physikalische Gesellschaften mit dem Zweck, Naturwissenschaften und Mathematik zu pflegen, entstehen. Die ältesten Vereine dieser Art hatte Cosimo Medici zu Florenz, Telesio zu Consenza gegründet. Dann entstanden die Akademie de Segreti im eigenen Hause von Baptista Porta; die de Lincei, welche schon Mikroskope verwandte. Oeffentlich trat 1657 die Akademie del Cimento hervor, wo man Experimentalphysik lehrte und diesem Beispiele folgte zunächst England 1660, und erhob die unter Boyle und Christopher Wren im Verborgenen wirkende Gesellschaft zur königlichen, dann Wien mit der *Academia Leopoldina naturae curiosorum* und endlich Paris.

Die spärlichen Progressionen, welche die Heilkunde machte, waren, wie die etwas mehr begünstigten der Naturwissenschaften, Barmherzigkeitsspenden der Philosophie, die zu jener Zeit edle Denker in eines ihrer mächtigen Feldlager, sei es in das analytisch-empirische unter dem grossen Francis Baco, Lord von Verulam († 1626) oder speculative unter René Descartes (Cartesius) († 1650) zu werben trachtete.

Betrachten wir also diese Pflanzstätten unsrer Wissenschaft selbst etwas näher. Baco, der den ganzen Kreis der menschlichen Kenntnisse übersah, durchforschte die Beziehung, durch welche sie unter einander verbunden sind und suchte sie nach den verschiedenen Fähigkeiten des menschlichen Geistes zu ordnen, ausserdem die Mittel nachzuweisen, wodurch das Ziel der auf sinnliche Erfahrung und Naturbeobachtung gegründeten Wissenschaft erreicht werden könnte. Er führte das in seiner Ency-

klopädie: „*de dignitate et augmentis scientiarum*“ und in seinem Werke: „*Novum organum scientiarum*“ ziemlich kunstgerecht durch, deren Hauptgedanke darauf hinauslief, dass die von der Wiege an uns umgebenden Eindrücke der Natur leuchtende Sendboten Gottes wären, deren Gesetze wir aufsuchen müssten, um so zur wahren Erkenntniss Gottes zu gelangen. Was sein Freund, der grosse John Locke († 1740), nach den aus Aristoteles geschöpften Grundsatze: „Dass alles Denken und Wissen von sinnlichen Erfahrungen ausgehe,“ für seine Zeit fasslicher geformt hatte, half er mithin veredeln, die Vollendung aber übernahm Thomas Hobber († 1679) der Vertheidiger Cromwells, der aus der Gesammtheit den wirklichen, nur das Sinnliche und Praktische berücksichtigenden Empirismus begründete. Als kräftige Partisanen dieser, die speculirende Scholastik vollständig ertödenden Theorie, nennen wir im Feld der Naturwissenschaften Isaac Newton, in dem der Heillehre Sydenham.

Nach Cartesius entstand die ganze Welt aus dem Wirbel der von der Gottheit unmittelbar ausgehenden Bewegung der runden und eckigen Elementartheilchen. Gleicher Dualismus sollte auch Körper und Geist des Menschen beleben. — Sucht er auch aus chemischen und physischen Gründen die einzelnen Funktionen des Körpers zu erklären, so bleibt ihm der letzte Grund doch stets in der in der Zirbeldrüse hausenden Seele. Gleicher speculativer Richtung huldigte Baruch Spinoza (1677), nur hob er den Dualismus auf, nahm eine Ursubstanz als Gottheit an, eine Freiheit, in welcher alle Gegensätze des endlichen Bewusstseins verschwinden und Geist und Körper als Qualitäten desselben. Liegt gleich in seiner Lehre der Pantheismus abgekapselt da, so beschuldigte ihn doch seine Zeit des Atheismus. — In dem Gehäuse dieser Lehren arbeiteten aufs Eifrigste Aerzte aller Farben. Die Paracelsisten fanden in der Corpusculartheorie einen Stoff, den sie ihrer Alchemie anpassen konnten und begründeten hierauf die Chemiatrie. Die Galener begrüssten ihre Elementarkörper als alte Vertraute, prüften, verwarfen und versöhnten sich endlich mit dem System und gründeten endlich aus dem Umgegossenen die iatromathematische Schule. Dabei operirten beide unabhängig von einander zum grossen Segen für die Heilwissenschaft in chemischen und physikalischen, namentlich mikroskopischen, Problemen, um aus den ideellen Elementartheilen endlich die Wahrheit zu sondern.

Ehe wir die ebenerwähnten Endresultate, die Ausläufer im Boden der

Heilwissenschaft genauer verfolgen, lassen wir nicht unerwähnt, dass eng an das Treiben der philosophischen Hauptlager angeschmiegt, der Mysticismus einerseits, geführt von dem früher angezogenen Robert Fludd vermittelst Engeln und Dämonen Proselyten unter den Schülern Aesculaps zu fesseln suchte und andrerseits die Skepsis.

Die chemiatrische Schule verdankt vor allen ihre schnellere Concentrirung und endliche Constituirung den Conciliatoren und nach ihnen jener Kaste, die nur mit den spagyrischen Mitteln, ohne sonst etwas mit Paracelsus gemein zu haben, agirte, im übrigen jedoch Galen heilig hielt und seiner Theorie alle Neuerungen acclimatisirte. Bei dem steten Streben, den Arzneischatz nach den gegebenen Schablonen zu bereichern, musste selbstverständlich die Pflege der Chemie, namentlich der pharmaceutischen, gewinnen und so finden wir denn die Chemiatrie nicht allein zu Anfange des Jahrhunderts schon auf Lehrstühlen vertreten (in Deutschland zu Marburg: Johann Hartmann († 1631); in Frankreich: Lazarus de la Rivièrie († 1655), sondern wir finden sie auch im Privatleben so maassgebend herrschen, dass unsere Offizinen und Bibliotheken noch heutigen Tages das Gedächtniss ihres Wirkens zur Schau tragen. Hier tauchen die Namen auf: Libarius, Leibarzt des Herzogs zu Meklenburg, der den *Sulphur aurat* und andere Antimonialien praktisch bereiten lehrte, Raimund Minderer zu Augsburg *(Spiritus Mindereri)*, Adrian Mynsicht, auch meklenburgischer Leibarzt *(Elix. vitrioli Mynsichtii)*, Daniel Sennert, Professor zu Wittenberg, † 1637, Christian Schröder zu Frankfurt a. M., Rollfink in dem so sehr gerühmten Jena, Ludovici in Gotha und Nikol Lemery aus Paris, 1715. Wirklichen Geist flösste diesem nüchternen, nur in der Bereitung einzelner Präparate abgegrenzten Ganzen der Edelmann und Chemiker Johann Baptista von Helmont aus Brüssel ein, obgleich die Concurrenz mit der cartesianischen Philosophie und die Neigung der Aerzte zur Chemie und Mathematik keinen allgemeinen Anklang aufkommen liessen und die ärztliche Welt nur das von seinem System benutzte, was gewinnende Ornamente zu ihrem Ausbau lieferte.

Dieser ungemein befähigte, schwärmerische Geist war schon in zarter Jugend von der gewiss vortrefflich humanistischen Erziehung der Jesuiten nicht befriedigt, zog schon im 17. Jahre durch seinen Unterricht in der Chirurgie in Brüssel die Aufmerksamkeit auf sich und galt wenige Jahre später nah und fern als ein Muster classischen und ärztlichen Wissens.

Er selbst jedoch theilte diese Ansicht nicht, zumal, weil eine Krätze allen Purganzen, die er nach Satzungen des Hippokrates gab, um ihre Ursache, verbrannte Galle und salzigen Schleim zu entleeren, Hohn sprach. Er hielt desshalb eine Reform für ein Bedürfniss und benutzte dazu den Archäus wieder, den Herrscher, als Grundkraft alles Lebens, als den wichtigsten aller Geister, verlieh ihm jedoch mehr Substanz als Paracelsus. Ihm ordnete er zwei Faktoren unter, die *causa ex qua*, das Wasser und die *per quam*, das Ferment, liess letztere, die aber weder Substanz noch Accidens war, wegen ihres Geruchs zum Anziehungsmittel für den Archäus werden und hieraus eine Erschaffung des Körpers nach seinem Urbilde entstehen. Bei dieser Zeugung liess der *medicus per ignem*, wie er sich selbst nannte, zuerst ein Gas, das er Blas nannte, sich entwickeln, ein luftartiges Bild des werdenden Körpers, ein astralisch beseelendes Moment (weil er die Gestirne auch von ihm gelenkt dachte), und verlegte den Hauptsitz desselben bei dem Menschen in den Magen, ein Axiom, das ihm der Aconit dictirte, als er ihn einst in zu grosser Masse genommen hatte und ihm gleich darauf Empfindungs- und Denkvermögen vom Kopfe nach dem Magen gewichen zu sein schien. Doch genug von seinen überspannten Theorien. Begnügen wir uns mit der Erwähnung, dass seine Fiebertheorien, die er nicht von Fäulniss der Gefässe, wie Galen, sondern von einer Erschütterung, wie die Congestionen von einem *error loci* des Archäus abhängen liess, viel Gutes schafften, weil sie die Ausartungen der Säfte besser zu beobachten zwangen und dem Aderlass Schranken zogen, dass er einige Gase herstellte, wie das kohlensaure *(sylvestre)*, ferner das Wasserstoffgas und dass er das Laudanum des Paracelsus, Hirschhorngeist und flüchtiges Oelsalz entdeckte.

Die Lehre von den Fermenten gewann die meisten Anhänger; durch Cartesius ging sie nämlich in die von Willis, Tachenius und Silvius über und herrschte als Hauptmoment noch über 100 Jahre in der Chemiatrie, die sich der Corpusculations- und Fermentationstheorie gierig bemeisterte; aber für die Heilwissenschaft selbst entsprossten aus diesem Fortleben keine Früchte.

Die nichts weniger als originelle Richtung, welche Franz de la Boë (Sylvius † 1673) der chemischen Schule aufzudrängen gelang, beruhte einestheils auf einer temporären Lethargie der widerspruchsfähigen Geister sprachverwandter Nationen, andrerseits auf seinem künstlich von Hollands

schlauem Krämervolk gemehrten Ruf, der durch seine Panaceen, den neueingeführten Thee und Tabak, nebenbei aber auch durch seinen glücklichen Gedanken, eine Klinik einzuführen, genügende Nahrung erhielt. Sie beruhte auf einem Gemeng von Decarts Wirbel- und Helmonts Fermentationslehre und schilderte den ganzen Lebensprocess als ein Aufbrausen und eine Gährung der Säfte, wobei Galle, Speichel und pancreatischer Saft die Hauptrolle spielten. Die Erstere war nach ihm sauer, Letztere alkalisch. Natürlich hatten dabei die festen Theile gar keine Rechte und nur die Mischung der Säfte war die Hauptsache, die doppelte Störung erleiden konnte, eine alkalische oder auch saure, was jederzeit als Schärfe (einen Ausdruck, den er in der Heilkunde einsetzte) sich documentirte.

Trotz ihrer Verderblichkeit, — denn die forçirte Ausleerung schlechter Säfte raffte unzählige Opfer dahin — fand sie fanatische Vertreter, namentlich an Jacob van Hadden, Paul Barbette, Wolferd Senguerd, Doläus und den in Amsterdam ansässigen Rudolf Glauber (*sal mirabile* † 1668). Besonders war es auch Italien, wo Otto Tachenius aus Herford in Westphalen gewirkt hatte, welches ein starkes Contingent Verehrer stellte, wie die Professoren Pompejus Sacchi zu Padua und Alexander Pascoli zu Rom. Bald formte sich jedoch die Opposition compacter und aus den Händen eines Bernhard Swalwe in Harlingen, Andreas Cassius und Wilhelm Parent, ging sie in die eines Johann Waldtschmidt in Marburg († 1707), Ettmüller in Leipzig († 1683) und Wolfgang Wedel in Jena († 1721) über (die schon nicht mehr einzelne Sätze bekämpften, sondern nur das Gute mit Helmonts Ideen zu paaren suchten), um schliesslich unter denen Johann Bohns (Professors zu Leipzig, geb. 1640 † 1718) Nikolaus Pechlins und Friedrich Hoffmanns ihr nichtiges Leben auszuhauchen.

Was in Frankreich in ihrem Interesse, vorzugsweise die Fakultät zu Montpellier, ferner die Aerzte Johann Faber zu Castelnaudary, Carl Barbeyrac, Franz Calmette (der das Hahnemannsche lösliche Quecksilber gegen Syphilis empfahl), Johann Viridet und Raimund Sieusens, endlich Nikolaus Blegny (1691 Stifter der Schule zu Paris) — wenngleich meist mit Benutzung cartesianischer Lehren — thaten, das zertrümmerten der gelehrte und geistreiche Guy Patin und Philipp Hecguet, Professor zu Paris (1661—1737), ein Verlauf, der sich in England wiederholte, wo Thomas Willis, Professor zu Oxford († 1675), der uns wegen seiner Nervenlehre ewig schätzbar bleibt, Johann Rogers, Cross und Harris ihr zum Schutz,

Robert Boyle (1626—93) der Anreger der rationellen Chemie, dann der bekannte Sydenham, den eine bösartige Fiberepidemie eines bessern belehrte und der Schotte Archibald Pitkairn, Lehrer Börhaaves (1652—1713) zum Trutz und Verderben wirkten.

Da zunächst unter ihnen Thomas Sydenham (1624—89) sich einen helltönenden Nachklang erworben, lassen wir auf ihn einen Rückblick gleiten. Obschon glühender Verehrer Bacons und dem Walten der Humores mit ihrem Aufbrausen, Kochen und Gähren, ergeben, nimmt er doch im Wissenschaftskampfe die Stellung eines selbstbewussten Styliten ein, denn nur eine abgeschäumte, langjährige Erfahrung liess er als Symbol der heilwissenschaftlichen Thätigkeit gelten. So kam es, dass er zuerst dem Krankheitsbilde nebst seinen Symptomen (unter welch letzteren er die ancurirten besonders scharf in das Auge zu fassen vorschlug) seinem jetzt so gesicherten Platz zu erwerben trachtete und, indem er die Jahreszeiten mit ihren wiederkehrenden Einflüssen einer unermüdlichen Controlle unterwarf, zum eigentlichen Begründer der Epidemielehre wurde. Auch der *vis medicatrix naturae* suchte er ihre heiligen Rechte einzuräumen und Spontanheilungen zu begünstigen, verwickelte sich aber in dieser Theorie, weil er jede Krankheit als Genesung bezweckenden Regulator aufgefasst wissen wollte, so, dass nicht einmal ein temporärer Seegen entquellen konnte, ein Geschick, welches noch eine zweite, die Heilung nach dem, in ein bestimmtes Namen-System geordneten, Krankheitsganzen zu bewerkstelligen, ebenfalls theilte. Trotz alledem ist es nicht ungereimt, ihn für den Bonifacius der Rademacherschen und Naturhistorischen Schule anzusehen.

War Sydenham auch in Anbetracht der Lebensdauer eigentlich weiter in die Neuzeit hineinragend als William Harvey (geb. 1578 † 1658) so ward doch auf Letzteren, als den wesentlichen Gründer der descriptiven Anatomie und explicativen Physiologie, der Beginn der 5ten, bis zu uns sich aufrollenden Periode, mit dem vollsten Rechte verlegt.

Abkömmling eines altadligen, dem Hause Stuart fanatisch ergebenen Geschlechtes, erhielt er seine erste Jugenderziehung zu Folkstone in Kentshire, studirte dann kurze Zeit in Cambridge und vollendete seine Ausbildung schliesslich in Padua, wo Fabricius ab Aquapendente ihm Freund, Lehrer und Vorbild war. Jahrelang mit diesem bei der Erforschung der Venenklappen thätig, finden wir ihn auch nach England

zurückgekehrt und vom Arzt des Bartholomäusspitals zum Professor der Chirurgie und gleich darauf zum Leibarzt der Könige Jacob I. und Carl I. erhoben, nichts weniger als habgierig und wissenschaftlich ehrgeizig, sondern am liebsten hinter dem Sectionstisch, forschend, prüfend und ohne rückhaltende Geheimnisskrämerei lehrend. Diese Sorglosigkeit verschuldete es, dass lange bevor er mit der Verbürgung seiner Entdeckung des Kreislaufs auftrat (1624 erschien sein Schriftchen: *Exercitatio medica de motu cordis et sanguinis in animalibus*"), insbesondere, da er sie seit 1619 nie verhehlt, Neid und Unredlichkeit ihm die Prioritätsrechte, Werth und Verwerthung, mithin die Huldigung der Zeit und Zeitgenossen — verkümmerten und das Treiben der Welt zuwieder machten. Als Hauptgegner traten, ungewürdigt von ihm wegen unwissenschaftlicher und roher Polemik Jacob Primerose 1647 Arzt in Hull auf, ferner Johann Wesling aus Westphalen, Plompius, Professor zu Löwen († 1671) und Vesling († 1649); gewürdigt Jacob Riolan, Prof. zu Paris (1577—1657) und Caspar Hofmann in Altdorf. Als warme Anhänger Werner Rollfink in Jena, Conring, J. de Back in Rotterdam, Roger Drake und sein gediegener Lehrer J. Walläus († 1649) zu Leyden, Pecquet und Cartesius.

Eine Genossenschaft, die zuerst Harveys Kreislauf und Entwickelungstheorien verwerthete und sie sammt den darauf fussenden Pecquets und Olaus Rudbecks: „über die Lymphe, ihre Gefässe nnd Strömung" verschmolz, waren die Jatromathematiker, auch Jatromechaniker, oder Jatrophysiker genannt. Diese Schule war ein Gebilde Italiens, angebahnt von Sanctorius, Professor zu Venedig († 1636), der in seiner *Medicina statica* die Abwägung des Menschen, mit besonderer Berücksichtigung der Absonderungen, namentlich der luftförmigen, sorgfältig überwacht, niedergelegt hatte. Faktisch constituirt wurde sie erst von Alonso Borelli aus Neapel, der anfangs in Florenz und Pisa Mathematik lehrte, dann aber zur Königin Christine nach Rom als Geistlicher ging und dort 1679 starb. Lediglich eigentlich ihr zur Belehrung schrieb er sein berühmtes Werk: *de motu animalium*, in welchem er den durch Nerven belebten Muskeln nach mechanischen Gesetzen geregelte Thätigkeit zuschrieb; bald aber von der Tragweite seiner Lehrmotive selbst bestochen und von Nikolaus Stenonis, Leibarzt des Herzogs von Toscana, angeregt und unterstützt, warf er sich ganz darauf, die Muskelmechanik allseitig zu erläutern und bearbeitete besonders das Herz in dieser Hinsicht

detaillirt, dann die Verdauung und endlich die Gefässe. Bei alle dem blieb er nicht frei von chemischen Ideen, was seine Ansichten über das Aufbrausen des Blutes mit dem Nervensafte und über die Fieber, welche er durch Schärfe des letzteren hervorgerufen wähnte, bestätigen. Als Berücksichtiger dieser neuen Wissenschaftsbahn sind zu nennen: Marcell Malpighi, Professor in Pisa (1628—1694), der die Lunge zuerst richtig auffasste und die Blutkörperchen entdeckte, mithin Harvey's Werk vervollkommnete; Lorenzo Bellini (1643—1704), auch in Pisa, der schon im 19ten Lebensjahre ein Meisterwerk über die Structur der Nieren schrieb. Sein Tummelplatz waren die Absonderungen, deren Organen er Fermente zutheilte, die oft im Verein mit den von Aussen hinzutretenden, wie Luft und Andere, die innere Trennung der Secretionsstoffe bewirken sollten. Durch Stauung des Blutes in den kleinsten Gefässen, sollte auch nach seiner Ansicht Entzündung, Fieber und Blutverderbniss entstehen, ein Glaube, der lange vorherrschend blieb. Dann J. de Sandri in Bologna und endlich Georg Baglivi aus Secca (1668—1706), Prof. in Rom. Vortheilhaft bekannt durch seine Forschungen über das Gehirn, das Henrich Ridley und sein College Pacchioni schon theilweise bearbeitet hatten, finden wir diesen zu Gunsten der Lehre seiner Vorläufer auftretend und namentlich die Idee: *homo est machina hydraulica* auf alle nur mögliche Weise theoretisch vervollkommnend. Mit ihm und durch ihn entstand die Spaltung dieser Schule in die theoretische und praktische Gruppe, denn er empfahl unausgesetzt rein empirisch zu verfahren und von der Theorie sich nie beeinflussen zu lassen. Ganz mit ihm stimmte hierbei der Arzt Donzellini in Venedig überein. Noch sind zu nennen Dominicus Guilielmini (1655—1710), Prof. in Padua; der päpstliche Leibarzt Lancisi († 1720); Maria Bazzicaluve, der die Chemiatrie neu einmischte, indem er durch das Drehen und Reiben der Blutkügelchen aetherische Theile und demgemäss erst Wärme und dann Gährung und Mischung des Blutes erwachen sah und schliesslich Baptist Mazini, Prof. in Padua, der die Mathematik sogar in die *Materia medica* drängte und aus der Form ihrer kleinsten Theile die Anwendung ersehen und bestimmen wollte. In Frankreich huldigten dem Systeme, da die Chemiatrie vorherrschte: Peter Chirac († 1732), Prof. in Montpellier; der Architekt und Anatom Claude Perrault (1613 bis 1688), der auch nachwiess, dass die Stimme nur in der Kehle entstehe, was Denys Dodart (1634—1707) noch mehr ausführte, indem er die

Stimmbänder, sammt ihrer Spannung und Erschlaffung kennen lehrte, dann Guesnay († 1747), Hecquet und Baptist Silva († 1722). — In England, wo sie sehr viele Anhänger zählte, waren es besonders Pitkairn und Jacob Keill (1673—1719), die auf Newtons Attractionslehre und auf Bernouilli's höherer Analyse und logarithmischen Berechnungen fussend, mächtig reformirend wirkten. Auf die deutschen Spielarten kommen wir später zurück.

Ehe wir zum 18ten Jahrhundert, dem Zeitalter der Aufklärung, übergehen, wird es nöthig, die Veredelung der einzelnen Wissenschaftszweige, im 17ten zu revidiren. In der Anatomie entdeckte Gaspare Aselli (1622) zu Padua die Lymphe; Moritz Hofmann, später Prof. zu Altdorf, und Georg Wirsung den Ausführungsgang der Pankreas; um die Drüsengewebe machte sich Thomas Warton zu London († 1673); Konrad Payer, Arzt zu Schaffhausen († 1712); Anton Nuck in Leyden und, wie schon oben erwähnt, Malpighi verdient. Um das Herz: Richard Lower zu London († 1691); die Leber: Franz Glisson; das Zwergfell: Kasper Bartholinus, Prof. in Kopenhagen. Von Seiten Hollands ist Anton von Leuwenhoeck Arzt in Delft (1632—1723) als mikroskopischer Nachweiser der Saamenthierchen zu nennen (auf die ihm sein Schüler Ludwig von Hammen aufmerksam gemacht hatte); Joh. Swammerdam; Ruysch in Amsterdam († 1723); de Graaf (1673) und Nicolaus Hoboken, Prof. in Utrecht, der über Uterus und Eihäute Untersuchungen anstellte und so die Arbeiten Martin Naboths, Morgagnis und Maitre Jeans vervollkommnete.

Die pathologische Anatomie gewann durch Bonnet, Wepfer (1620 bis 1698), Rivinus in Leipzig (1652—1723), Morgagni, Tulpius, Panaroli. Die Zootomie durch Marc. Aurel. Severinus, Lister und Redi; die vergleichende Anatomie durch Collins, Leibarzt der Königin von England und Edward Tyson.

Bedeutend zweckmässige Beiträge erhielt die *Materia medica.* Die 1640 eingeführte Chinarinde bedarf sicher keiner historischen Erörterungen. Ipecacuanha wurde zuerst von Wilh. Piso (1648) als ein in Brasilien gegen die Ruhr mit Erfolg angewandtes Mittel empfohlen; einige Valerianaarten verwendete Fabius Colonna gegen die Epilepsie. Parkinson lehrte die nützlichen Heilkräfte der Digitalis, Wepfer die des Wasserschierlings kennen, Ol. Borrich 1673 das *lichen islandicus.* — Rechnen wir hierzu noch, dass Störk (östreichischer Leibarzt) 1749—1803 pharmacologische

Untersuchungen über Strammonium, Aconit, Colchicum, Hyoscyamus und Pulsatilla einführte und dass der auch als Architekt berühmte Christoph Wren an Boyle und Henshaw die Transfusion und Infusion zur Prüfung empfahl, die man in Italien unter Filinus und Liborius schon an Thieren geprüft hatte — so würden ihre Hauptelemente abgeschätzt sein.

Wenden wir den Volkskrankheiten unsere Blicke zu, so finden wir die aus dem Kriegsleben stammenden pest- und hautfieberartigen Seuchen in vorderster Reihe. Nach ihnen zeigte sich am verbreitetsten die Kriebelkrankheit. Sie hauste im Voigtlande, Frankreich und England und wurde von Kon. Brunner, Nik. Lung und Thom. Willis genauer erforscht. Zu Anfange des Jahrhunderts herrschte die brandige Bräune in den Südländern, namentlich in Spanien, wo man sie *Garrotilla* nannte. Johann de Villareal und Peres Casales beschrieben sie. In Italien kamen Röthelepidemieen; wirklicher Scharlach in Deutschland um 1627 als recognoscirt vor, wo Michael Döring in Breslau und Sennert in Wittenberg ihn beobachteten. 1650 zeigten sich Frieselepidemieen, die Gottfried Welsch und Ruprecht Salzberger zuerst nach rothen und weissen theilten, de Haen u. A. als Schösslinge zweckwidriger Behandlung kennen lehrten. Die *Rachitis* nahmen Arnold de Boot 1648 und Franz Glisson 1682 vor.

Von Krankheiten ferner Länder schilderte Jacob Bontius die ostindischen, Wilhelm Piso, ebenfalls Holländer, die brasilianischen, Andreas Cleyer die batavischen. Engelbrecht Kämpfer schliesslich suchte Asien zu erschöpfen.

Die Chirurgie gewann verhältnissmässig während der langen Frist in Frankreich das meiste Terrain, obschon die hartnäckigen Zänkereien zwischen ihren Anhängern und den Barbieren noch anhielten. So wurden Militairhospitäler und Ambulancen errichtet und Pigray, Paré's bester Schüler, nebst Berlhereau wurden Direktoren. Dann sind zu nennen Bartholemäus Saviard, Chef des Hôtel-Dieu, der über Brüche, Steinschnitt, Speichelfistel etc. vieles aufklärte (1656—1702); Anton Lambert zu Marseille 1656 als Förderer der Ansichten über Wasserbrüche, Knochenleiden, Fisteln; de la Vauguyon der Schöpfer der Verbandlehre; Franz Poupart aus Mans († 1708), der eine Chirurgie herausgab und über den Einfluss des Scorbuts auf die Knochen schrieb, wobei er Guichard Duverneys (1648—1730) Arbeiten, namentlich über das Gehör, gut benutzte; dann Denys, Lasnier, Covillard, Brisseau, Maitre Jean etc.

Deutschland copirte Frankreich besonders im feldärztlichen Bereich, vorzüglich war hierbei der preussische Regimentsfeldscheer Purmann, um 1690, thätig. Als Aciurg zeichnete sich Johann Muralt 1665—1733 in Zürich und als Operateur Johann Schultes in Ulm (1695—1645) aus. In England excellirte der Leibarzt Richard Wisemann, Wilhelm Cooper 1697 und Thomas Woolhouse als guter Augenoperateur. In Italien Marc Aurel Severino (1580—1656); Frascati, Alghisi und Musilano. In Holland: van Horne; Friedrich Ruysch (1638—1719), Anton Nuck (1692), Walther Schouten († 1704) und Jacob Rau († 1719).

In der Geburtshülfe ist zuerst zu nennen der Engländer Hugo Chamberlin (1660), der eine Zange construirte, jedoch so geheim hielt, dass erst im nächsten Jahrhundert Johann Palfyn, Wundarzt zu Gent, 1723 sie bekannt machen konnte. Dann François Mauriceau in Paris, der die Wendung auf die Füsse empfahl, der Wundarzt Clemens, der durch Entbindung der Maitresse Lavallière den Titel Accoucheur erhielt. — In Deutschland sind die Hebammen Justine Siegmund 1690 und Elisabeth Horenburg rühmenswerth. — —

Als eine von allen Nationen anerkannte Thatsache steht fest, dass wiederum die deutsche es war, welche die Fackel der Aufklärung in das nachtumschattete 18. Jahrhundert hinüber trug. Frankreichs Stern war gänzlich im Erbleichen. Ludwig der 14te, der in seiner Blüthe im Geiste Richelieu's fortzuherrschen, Wissenschaft und Luxus zu fördern, Sprache, Sitten und Grundsätze seines Landes überzuimpfen versucht hatte, war im Alter von Glück verlassen, stumpf und bigot geworden und Paris, Repräsentant des Landes, bildete den Reflex; Italien war durch die Hierarchie, England durch selbstsüchtige Regenten geistig gebrochen. Da trat Deutschland hervor, geweckt zuerst durch seine Maass und Ziel haltenden Philosophen, durch Leibnitz, Thomasius, Wolf und Franke, denen meist Preussens erster freidenkender König, Friedrich der erste, in der neu begründeten Universität Halle ein vor Willkühr sicheres Asyl verliehen hatte, emporgehoben dann durch einen Stahl und Hofmann.

Kurz geschätzt sind als Hauptverdienste der erstgenannten anzuerkennen, dass sie der deutschen Sprache ihre verkümmerten Rechte verschafften und da sie selbst alle ihre Werke deutsch verfassten, den Gebildeten aller Stände den Zugang zu ihren Lehren und den sich an sie anschliessenden Naturwissenschaften erleichterten; dann aber vornämlich,

dass sie durch gegenseitige Verbesserung und Ergänzung ihrer Mängel ein populäres, methodisches, auf mathematischer Grundlage gelagertes System erschufen, welches das des frühern Jahrhunderts weit überragte und dem medicinischen, welches namentlich von dieser Universität ausging, ein festeres Gerüst abgab.

An den Ausbau legte Georg Ernst Stahl aus Anspach zunächst rüstig Hand, anfangs geeint mit seinen Facultätsgenossen, später isolirt in Folge von Selbstüberschätzung seiner Person und Kunst. Der Gedanke, wie Newton für Physik, so für Chemie zu wirken, bemächtigte sich zu Jena 1685 des jungen Promoti, aber die Makel, welche Helmont der paracelsischen Lehre substituirt, liessen ihn die Heilwissenschaft bald einmengen und seine späteren Würden, weniger die Erstere als Hofmedicus zu Weimar, als die Letzteren, die Docentenstelle Halle und Hofcharge in Berlin, bestärkten ihn dabei. Hauptidee seines in Folge dessen zu Halle erschienenen Lebenswerkes: „*Theoria medica vera*“ war, dass der letzte Grund aller Lebensthätigkeit des organischen und besonders des menschlichen Körpers die Seele sei, die Ersteren ausbilde, regiere, ja sogar neu zeuge, indem sie sich der schicklichsten Stoffe am zweckmässigsten Platze bedienen und zwar ohne Beihülfe der (als nichtig zurückgelegten) Lebensgeister. Krankheit war Bewegung, *motus tonico vitalis* der immer wachenden Seele um Abwendung nahender und Heilung vorhandener Schädlichkeiten hervorzurufen; Stockung verlangsamte, Congestion vermehrte, wenngleich nicht stets schädliche Akte derselben; Fieber jeder Art, wenn anders nicht Maass und Ziel überschritten war, Heilapparat der nicht gestört werden durfte. Entschiedener Gegner der wankelmüthigen Jatromechanik und Jatrochemie, weil selbst ein ausgezeichnet begabter Chemiker (man denke an seine Lehre vom Phlogiston etc.) verwarf er die Chemie als Unterstützungsfond der Pathologie, ebenso die minutiösen Theile der Anatomie und Physiologie und bediente sich desshalb gern insgemein leichter Heilarmaturen, wie der *Laxantien*, mit deren einigen er sogar einen lebhaften Geheimhandel trieb; als Haupttreffer jedoch zur Beförderung der Krisen des reichlichen Aderlasses. — Seine in Deutschland meist nur von wenig befähigten Pietisten gehätschelte Lehre verkümmerte bald. Von den älteren sind des Citaten würdig Samuel Carl, dänischer Leibarzt († 1755); Daniel Gohl, Stadtphysikus in Berlin; seine unmittelbaren Schüler Junker und Alberti in Halle und endlich Ernst Platner in

Leipzig (1744—1818). Anders verhält es sich mit dem Auslande, wo die gehaltvollen Rückstände der iatrochemischen und iatromechanischen Concurrenzen mit den neuen Zuschüssen umgemodelt und umgegossen, unter der Aegide eines Georg Cheyne, Richard Mead, und Robert Whytt in England und vor allen eines Franz Boissier, de Sauvage in Frankreich verwandt wurden. Vergessen wir nicht eben Genannten auch als einen der ersten Krankheitsclassificatoren anzuziehen, der Sydenhams Originalidee und Boverhaves Billigung zu einer Schöpfung benutzte, wo 250 Genera mit 2400 Species meist den Symptomen zu Gefalle eine Rolle spielten, ein Versuch, in welchem der im Pflanzenfache so glückliche Linné ebenfalls, obschon auch vergeblich, zu siegen unternahm.

Mit mehr Geschick, jedoch mit eben so wenig nachhaltendem Glücke agirte Friedrich Hoffmann, dem Halle 1660 Wiege und 1742 Grab ward. Beliebt wegen seiner Leutseligkeit und geehrt in seinem Lehrberuf — den er nur 3 Jahre verliess, um als Leibarzt in Berlin zu fungiren — sehen wir ihn seine glänzenden Fähigkeiten verwenden, um mit zu Grunde gelegter Mathematik, aus andern Wissenschaften geschickt entwendeten Beispielen und klarer Sprache das Ziel herbeizuführen. Die gesammte Natur stattete er mit den mechanischen Prinzipien, Materie und Bewegung, aus, theilte dem organischen Körper eine materielle, empfindende Seele zu, die eine aus dem Aether der Luft angezogene Flüssigkeit war, liess diese im Hirn der Thiere vom Blute sich scheiden durch die Nerven laufen und die Totalität der Muskeln diregiren. Beeinflusst vom Monadenwalten Leibnitzens, war nach ihm jeder nur nachweissbare Theil der Nervenflüssigkeit wiederum selbstständige Seele mit vollständigem Verwaltungs- und Beherrschungstalent für das Organ begabt, dessen Parcelle es war; die Offenbarung endlich, wie und wesshalb sie wirkten, suchte er durch Gesetze einer höhern Mechanik zu erklären, die erst gefunden werden mussten, eine letzte Hülfe, die lebhaft an Leibnitz und seine praestabilirte Harmonie erinnerte. Als Ursache der Krankheit, nahm er mechanisch fehlerhafte Bewegung an, eine zu starke, Krampf, und eine zu schwache, Atonie, theilte sie wiederum in allgemeine ein, zu denen das Fieber gehörte, welches ein peripherischer Krampf war, der das Blut (Frost) nach dem Innern trieb, wo denn das Herz gereizt reagirte, und in partielle. Bei den Fiebern stellte er zuerst wesentliche Erläuterungen über ihren Sitz an. In Anbetracht tellurischer und siderischer Einflüsse der allgemeinen

Natur, bot er überdiess ein seltsames Gemisch von Aufklärung und Rückschritt, denn während er auf der einen Seite mit vielem Geschick aus meteorologischen Beobachtungen die epidemische Constitution abzuschätzen suchte, räumte er auf der andern den Planeten und ihren Constellationen, ja sogar dem Teufel und bösen Geistern, wenn auch modificirt, dennoch dann und wann Terrain ein. Nehmen wir Rücksicht auf seine Nosologie, die er allerdings stark mit Stolls Ideen schwängerte und seine *Materia medica*, so begegnet uns seine Incompetenz auffallend grell. Bei letzterer galten ihm Hunger, strenge Diät und Bewegung als Hauptcorrigentia, dann 10—12 Mittel, unter denen Aether, China, Campher, Eisen und seine bekannten Erfindungen als Auxiliarien und endlich natürliche Mineralwässer, die er ungemein *en vogue* beachtete, als letzter Succurs.

Eingefleischte Schüler des Hoffmannschen Systems sind nur wenig zu nennen, denn sein Zeitgenosse Boerhaave und dessen geniale Jünger, ein Gaub, van Swieten, Haller und de Haën überwandten bald seinen Standpunkt. Erwähnt sei Elias Büchner, Professor und Präsident der Naturforscher in Halle (von 1701—1769); Nitzky († 1802), Professor in Altdorf, und Rega, Professor in Löwen († 1754), der die Lehren von den Sympathieen ausbildete.

Mit dem ebengenannten Hermann Boerhaave, geb. zu Voorhout 1668, gestorben als Rector und erklärter Abgott aller auf der Zinne der Zeit stehenden Heilkünstler, zu Leyden 1738, erreichen wir die offene Strömung unserer Wissenschaft und folgen ihrem rapidem Anschwellen, indem wir nur flüchtig des Zuwachses gedenken.

Dieser empirische Eklektiker hatte zu allererst den glücklichen Gedanken, die einschlagenden Ansichten aller Zeiten und Nationen zu vereinen, möglichst ungezwungen mit der Naturbeobachtung zu verbinden und praktisch zu verwerthen. Verhältnissmässig wenig Werth legte er auf die Theorie und ein hinterlassenes Gemisch, das hier Rudera der Lehre seines Amtsvorgängers des Schotten und Jatromathematikers Archibald Pitkairn, dort die mechanischen Hauptprincipe des von ihm geschätzten Hoffmanns, da endlich Skizzen der in Holland noch beliebten Chemiatrie zeigt, nebenbei unausgesetzt dem Wählen und Verwerfen huldigt, dokumentirt dies noch heutigen Tages. Auch nach ihm bestand Leben in Bewegung, deren Ursache zwischen Körper und Geist das ἐνορμων vermittelte. Krankheit war ein körperlicher Zustand, welcher die natürlichen

Verrichtungen hemmte und entstand aus Fehlern der Bewegung oder der Säfte, wesshalb seine theoretische Therapie consequent gegen erstere durch Herabstimmung oder Incitation, gegen letztere durch verhärtende, auflösende, reinigende und ausführende Methode operirte; seine wirkliche Therapie hielt jedoch hiermit nie Schritt. Die einfachste Krankheit war die Verstopfung. Fieber enstand in schneller Herzcontraction und Ritardation der Capillargefässe. Dyscrasien, deren er 7 annahm, hatten meist ihren Grund in eingeführten schlechten Nahrungsmitteln. Von seiner Zeit datirt es auch, dass man die Pulsfrequenz als Maassstab des Fiebers annahm und die bis dahin beobachteten Temperaturmessungen vernachlässigte.

Das Material, welches Boerhaave roh zum Ausbau geliefert, wurde schnell geschickt verwandt. Albert von Haller, geb. 1708 † 1777 als Prof. in Göttingen, ein Metastasio der Schriftsteller, sei zuerst genannt, denn seine Irritabilitätslehre (in der ihn allerdings Franz Glisson, Anatom in Cambridge † 1677 theilweise zuvor kam und de Gorter, Professor zu Haderwyk 1725, überragte, indem er die Reizbarkeit nicht bloss auf die Muskelfaser beschränkte, sondern mit seiner „vitalen Bewegung“ verbunden, allen Theilen des Körpers zuschrieb) obgleich einseitig aufgefasst, da er dem Zellgewebe und allen daraus zusammengesetzten Gebilden die Contractilität absprach, brachte einen allgemeinen und bedeutenden Fortschritt der Theorie der Heilkunde zur Solidarpathologie und den dynamischen Schulen der Neuzeit zu Wege. – Dann Hyronimus Gaub, geb. 1705 † 1780 als Prof. in Leyden. Er sei genannt, weil er Boerhaave's Lehren in seinen *Institutiones pathologiae medicinalis*, verschmolzen mit denen Haller's fortzuspinnen suchte und seine Werke die Grundlage vieler deutschen Pathologieen wurde. — Dann Gerhard van Swieten 1700 bis 1772, von Maria Theresia 1742 aus Holland nach Wien berufen und dort Stifter des praktisch medicinisch-klinischen Unterrichts. Sein Ruhm besteht, weil er hier den Humoralmechanismus aufpflanzte; Commentare zu seines Lehrers Werken, mit dem Motto: „*Variatio delectat*“ herausgab und erst knechtisch, dann aber unabhängig interpretirte, und endlich den Sublimat, in gelöster Form zuerst, jedoch mit Vermeidung des Speichelflusses anwandte. — Endlich de Haën, Georg (geb. 1704 † 1776), auch Holländer und von Letzterm nach Wien berufen. Wenn auch ein Geist, der ewig wenn es Neuerungen betraf, verneinte, wenn auch Feind der Pockenimpfung

und Verfechter der Zauberei und Beschwörung, dennoch erwähnenswerther Förderer, weil im Beobachten gewissenhaft, in seiner schriftstellerischen Thätigkeit *(ratio medendi)* gewandt und bei den Sectionen aufrichtig.

Zunächst angeschlossen an die eben kurz kritisirten Persönlichkeiten wirkten 3 Schulen unterstützend. Die Wiener, von der man zumeist Lebenskraft hätte erwarten sollen, versumpfte am schnellsten. Wir übergehen Plenk, den Beobachter der Hautkrankheiten und Syphilis, G. Hasenöhrl, der über die catarrhalischen und Lautter, der über die Wechselfieber schrieb, und verweilen nur bei Störk und Stoll. Ersterer (1749 bis 1803), nebenbei gesagt Schöpfer des Studienzwanges und Leibarzt, excellirte nicht als Lehrer, wohl aber als pharmacologischer Untersucher. Vornehmlich war es Cicuta, Strammonium etc., welche er, wie wir schon wissen, untersuchte; ferner Campher und Arnica, was wir seinem Freund Collin verdanken. Der in Schwaben 1742 geborene und später als Professor der Klinik in Wien angestellte Maximilian Stoll war erst ein blinder Anhänger der Lehren D. Haën's, aber schlechte Erfolge in der Behandlung der Fieber bekehrten ihn. Hauptansicht wurde nun: dass die häufigste Ursache der Schärfe nicht entfernte Galle sei, die sich dem Blute vermenge und an verschiedenen Stellen der Laufbahn desselben fixire. Alle möglichen localen Krankheiten konnten daraus entstehen. Zur Bekämpfung bediente er sich meist der Brech- und Abführmittel, mitunter auch des Aderlasses; alles aber weit entfernt von der Uebertreibung, mit der seine späteren Schüler zu agiren unternahmen. Vom Jahre 1780 an gab er sein System ganz auf, weil der *Genius epidemicus* ein phlogistischer geworden sein sollte, der allen Krankheiten etwas Pleuritisches oder Subpleuritisches beimischte.

Die zweite Schule war die von Montpellier, die bis dahin das Streben behauptet hatte, sich von fremden Eindrücken abzukapseln. Hier begrüssen wir zuerst Franz Sauvages, der 1734 anfängt das alte Regime, die Jatromechanik zu stürzen und an deren Stelle animistische und vitalistische Anschauungen zu setzen. Dann Theophile Bordeu (1722—76), der dem Organismus bestimmte Quantitäten von Oppositionskraft zuerkannte, um gegen von Aussen kommende Schädlichkeiten zu reagiren und zwar zunächst die Elementarphaenomene: Sensation und freiwillige Bewegung als solche bezeichnete; der ausserdem aber auch die Aufmerksamkeit auf das Zellgewebe leitete, und die Zellform als diejenige bezeichnete,

an welche der ganze organische Process geknüpft sei. Endlich Paul Joseph Barthez, Kanzler 1734—1806, der in seinem Meisterwerk *éléments de la science de l'homme* neben der denkenden Seele ein Lebensprincip aufstellt, die Unbekanntschaft mit der Natur desselben jedoch eingesteht. War sein System nun im Allgemeinen auch nicht viel werth, weil es Gemengsel von Hoffmann, Stahl und den Bambocciaden des Leibarztes Louis de la Caze ist, der den Hauptpunkt der Bewegung in einen aponeurotischen membranösen Apparat verlegt, dessen Centralheerd vereint mit dem sympathischen Nerven unbedingt das Epigastrium sein sollte, — so verdient er doch Anerkennung, weil er auf die sympathischen Bewegungen viel Fleiss verwandte.

Wir wenden uns endlich zur letzten und ergiebigsten Schule, der englischen, die verfangen in einem Turbinensystem iatromechanischer, Stahl'scher, Hoffmann'scher und Boerhaave'scher Gewinde durch Cullen und Brown eine neue zweckmässige Constitution erhielt. Feststellung der Irritabilität und hauptsächlich die Annahme ihrer Abhängigkeit vom Nervensystem war ihr Ziel, mithin der, wenn auch einseitige, Versuch, sämmtliche Lebenserscheinungen aus einer Grundkraft, aus einem physiologischen System zu erklären.

Bevor wir zu ihr übergehen, müssen wir eines fast vereinzelten Pionniers dieser Richtung gedenken, des deutschen Solidarpathologen und tiefen Denkers Johann August Unzer (1727—1799), eines Arztes und spätern Professors zu Rinteln, und zwar um so mehr, als eben genannte Engländer ihn als Basis mit benutzten. In seinem berühmten Werke: „Erste Gründe einer Physiologie der eigentlichen thierischen Natur thierischer Körper" und in seiner in Hamburg erschienenen populären Wochenschrift „der Arzt" legte er seine Theorie nieder, dergemäss alle Lebensäusserungen durch immaterielle Nervenkräfte entstehen, die Reize aber, die diese Kräfte erregen könnten, manchmal nicht bis zur Seele im Gehirn gelangen, sondern schon früher gegen die Peripherie reflectirt würden, wodurch selbst ohne Theilnahme der Seele alle möglichen Bewegungen entstehen könnten. Die eigentlich thierische Maschine waren ihm Nerven und Hirn, letzteres Sitz der Seele. Centripetale Leitung von der Peripherie zum Hirn und centrifugale in andern Fäden vom Gehirn zu den Theilen, wurde von ihm streng geschieden.

William Cullen (1709—1790) aus der Grafschaft Lanark in Schottland

wirkte besonders in seinen beiden letzten Stellungen als Professor in Glasgow und Edinburg wohlthuend. Das im Gehirn und Nervensystem Lebende liess er vermittelst des in ihm ruhenden aetherischen Stoffes sich auch den übrigen Theilen mittheilen und so die Lebenserscheinungen hervorrufen. Krankheit war demgemäss Reaction des Nervensystems gegen ungewöhnliche Reize. Betreffs des Fiebers hielt er den Frost nicht allein als Vorläufer, sondern selbst als Begründer und zwar entstand dieser durch durch Schwäche des Gehirns bei gleichzeitigem Krampf der äussersten Gefässenden (nicht Verstopfung, wie Boerhaave annahm). Seine Eintheilung geschah in solche, wo die Reaction stark war, *Synocha*, wo sie schwach, *Typhus*, und wo eine Mischung beider vorwaltete, *Synochus*. Bei Behandlung des Fiebers stellte er 3 Indicationen: 1) Mässigung der heftigen Reaction, 2) Hebung der Ursache der Schwäche und 3) Verbesserung der Säfte. Seine *Materia medica* war fast die Hoffmann'sche und unterschied Mittel, die auf einfache oder mit Lebenskraft beseelte Organe oder endlich auf die Säfte wirkten. Diät, körperliche Uebung und Vermeidung der Fleischspeisen waren, besonders bei chronischen, Hauptunterstützer.

Bevor wir zu John Brown übergehen, der das Verdienst hat, die verworrene und angeschwollene Masse in natürliche Schranken zurückgeleitet zn haben und mit ihm die Entwickelung des 19. Jahrhunderts beginnen, wird ein Rückblick auf die einzelnen Wissenschaftszweige und auf vereinzelte reelle Forschungen Bedürfniss sein.

Ziemlich ganz zum Schluss des 18. Jahrhunderts machte die Humoralpathologie den Versuch, sich mit der ungemein vervollkommneten Chemie und neuen chemischen Systemen zu ergänzen. Pristley's und Lavoisier's neue Entdeckungen drängten zuerst Christ. Girtanner zu dem System: das Leben der ganzen organischen Natur vom Sauerstoff abhängen zu lassen, ihn übertraf noch Baumés, der aus dem Mangel oder Ueberfluss der 4 Grundstoffe der Chemie alle Uebel entstehen und durch Entziehen oder Zuführen derselben Heilung bewerkstelligen wollte. Mitchell nahm das oxydirte Stickgas als Krankheitsursache. Trotter und Reich schufen ähnliche Systeme. — Was bei der Chemie nicht einschlug, sollte die Physik, die von der Mathematik sich zur Ergründung der Kräfte der *Imponderabilien* aufgeschwungen hatte, ermöglichen. Die Entdeckungen Nollet's, Franklin's, Galvanis und Voltas wurden durch A. von Humboldt, Wilh. Ritter und Prochaska in die Medizin zur Begründung des Lebensprozesses

eingeführt und bald hatte sich die naturhistorische Schule so stark in sie hineingebürgert, dass organischer Lebensprozess und galvanisch für eins galt.

Die Anatomie und Physiologie ergänzen wir mit den Namen: Cassebohm, Sömering, J. Fr. und Ph. Fr. Meckel, Meyer, Blumenbach, Casp. Wolf. Im Bereich der Physiognomik Lavater mit seinem beissenden Gegner Lichtenberg, in der Phrenologie: Gall.

Die pathologische Anatomie führte gewichtige Namen in das Treffen und die Jahresschriften der Academien und allmälig sich vervollkommnende Journalistik erleichterte ungemein das Debut. So stossen wir auf Lancisi, der die Ursachen des plötzlichen Todes behandelt; Valsalva, G. B. Morgagni, der correspondirend mit den Krankheitssymptomen organische Veränderungen in den betreffenden Theilen nachwiess. Caldani, Scarpa und John Hunter.

In der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie excelliren: Ernst Hebenstreit, Eller zu Berlin, Werlhof, Hencke, Hecker, Zimmermann zu Hannover und die Ausländer Mead, Pringle, Huxham, Fothergill, Fordyce und Rosen.

Die Classificationsversuche an Krankheiten erwähnten wir schon früher. Buffon und Daubenton hatten die Zoologie; Werner und Haug die Mineralogie geordnet; mit und nach Linné, dem genialen Pflanzenordner, versuchten sich im medicinischen Felde W. Cullen, R. A. Vogel, M. Sagar, Daniel, Selle u. A.

Die Chirurgie gewann zusehends durch geistig und pecuniär wohl fundirte Anstalten. Dahin gehört Berlin mit seiner Charité und Pepinière unter den Wundärzten Henckel, Leb. Schmucker 1712—86, Theden 1714 bis 1797 und Joh. Görke. Dann Helmstädt mit seinem Lorenz Heister 1683—1758. Wien mit den berühmten Augenärzten Joseph Barth, Adam Schmidt, Prohaska und Beer 1762—1820. Dresden mit Pitschel, Leipzig mit Platner, Würzburg mit Siebold, Göttingen mit Richter. Seiten des Auslandes sind zu nennen in Frankreich Louis Petit (1674—1760), der die Knochenkrankheiten beschrieb, Marechal, de la Peyronie, Goulard, Daniel, Sabatier. In England: Cheselden, A. Monro, Pott, Scarp, Bell, beide Hunter und Abernethy. In Italien: Benevoli, Molinelli, Paletta und Scarpa.

In der Geburtshülfe sei André Levret 1703—66 genannt, der die

Zange verbesserte, Messungen des Beckens einführte und die Lehre von den Wendungen nebst der *sectio caesaria* förderte. Dann W. A. Smellie und F. A. Ould, die die Natur stets walten zu lassen riethen und desshalb zu Levret und Osiander in Göttingen im Contrast standen. Endlich, J. G. Röderer, J. W. Stein der Aeltere und J. L. Böer.

Dass in der *Materia medica* eine Masse neuer Mittel hinzugeführt und ältere besser verwandt wurden, versteht sich von selbst. Zu Ersteren lieferte die Chemie viele Säuern, die Physik die Elektricität, den Galvanismus und Magnetismus, dem sich der thierische anzuschliessen versuchte. Dann kamen noch mehrere neue wie: *Columbo*, *Augustura*, *Simaruba* hinzu; von Aelteren lernte man den Arsenik, das *Magisterium Bismuthi*, Quecksilber und die Antimonialmittel besser verwerthen.

Neue Krankheiten, welche die Aufmerksamkeit europäischer Aerzte in Anspruch nahmen, waren das nach Cadix verschleppte gelbe Fieber und die Cholera. Furchtbar wütheten die Pocken durch ganz Asien und Europa in den Jahren 1768—71. Hatte der englische Wundarzt Daniel Sutton schon wohlthätig gewirkt, indem er an Stelle der äusserlich und innerlich erhitzenden Methode ein kühlendes Verfahren empfahl, so war dies doch nicht mit den Segnungen in Vergleich zu bringen, welche sich an die Impfung anschlossen. Ohne uns mit dem Streit zu beschäftigen, ob den Brachmanen oder den Chinesen, von denen Erstere mit einem Dorn auf den Oberarm, Letztere durch Einstreichen in die Nase impften, der Vorrang gebührt, erwähnen wir nur, dass die Gemahlin des englischen Gesandten, Lady Worthly Montague, den Gebrauch, den sie in Constantinopel schätzen gelernt hatte, nach London verpflanzte, dass in Folge des Einflusses derselben die königlichen Prinzessinnen 1721 von Maitland geimpft wurden und dass die Kunst sich noch in demselben Jahre mit reissender Schnelligkeit, ja selbst nach Amerika, wohin sie ein Geistlicher Namens Mather brachte, verbreitete. Ihre wahre Vollendung erreichte sie erst durch Edward Jenner, der an seinem Wohnorte Glocestershire die Methode der Landleute mit Kuhpocken zu impfen, kennen lernte, prüfte und sofort veröffentlichte. Jenner war überdiess 1749 geboren und starb 1823. Seine ersten Versuche von Menschen zu Menschen zu impfen stammen vom Jahre 1796. Das Parlament votirte ihm den Dank der Nation und machte ihm ein Ehrengeschenk von 30,000 Pfund.

Wir betreten mit John Brown unmittelbar die Schwelle der Gegenwart,

denn es erübrigt uns nur die Erregungstheorie mit ihrem Gefolge zu schildern, um dann zur naturwissenschaftlichen Schule und ihren welken und fortgrünenden Schösslingen überzugehen, die uns unmittelbar an Hahnemann und die Homöopathie kettet.

Brown ward als Kind einer armer Weberfamilie 1735 zu Buncle in der schottischen Grafschaft Berwick geboren, schon in zarter Jugend seiner bestechenden geistigen Anlagen wegen zum Geistlichen bestimmt, von den Separatisten demgemäss erzogen und unterstützt, jedoch in den Jünglingsjahren wegen Besuchs einer anglikanischen Kirche gänzlich mittellos gelassen und verstossen. Ungebeugt ging er nach Edinburg, um Medizin zu studiren und wusste sich dort durch eisernen Fleiss nicht allein Erwerbsquellen anzubahnen, sondern nach und nach auch Cullen's Aufmerksamkeit und Vertrauen, ja endlich sogar Freundschaft zu erwerben. Missbrauch dieser Präbenden führte jedoch Spannung und die Herausgabe seiner „*Elementa medicinae*" 1779 grelle Feindschaft zwischen beiden hervor, die sich später der ganzen Fakultät mittheilte und endlich Brown's completen moralischen Sturz in Edinburg zur Folge hatte. Pochend auf seine Genialität, ging er nach der Metropole, aber seine Vorlesungen erfreuten sich hier keines Erfolges, Gewohnheit und Verdruss drängten ihn mehr und mehr zum rüdesten Leben und er erlag hier 1788 einem Schlagflusse, nachdem er eine wahrscheinlich stärkere Dosis Laudanum, als er wiederholt in den Vorlesungen mit dem Ausrufe: „*Opium mehercle non sedat*" zur vermeintlichen Stärkung genommen hatte.

Die Hauptgrundzüge seines Systems sind folgende: Die Erregbarkeit ist eine und dieselbe im ganzen Organismus, sowie in dessen einzelnen Theilen; jedem thierischen Organismus wird bei seiner Entstehung ein bestimmtes Maass von Erregbarkeit zugetheilt. Antrieb zur vitalen Thätigkeit geben zwei Bedingungen: eine äussere Einwirkung (Reiz, Potenz) und eine Empfänglichkeit der organischen Substanz. Das Product dieser beiden Factoren ist: die Erregung. Mit der Stärke des ersteren sowohl als mit dem Grade des letzteren, steht die eigentliche Ursache des Lebens im genauen Verhältnisse. Durch die Erregung selbst wird die Erregbarbeit aufgezehrt und vermindert, durch Mangel an Reizen wird sie angehäuft. Gehöriger Grad von Reiz (Luft, Wärme, Nahrungsmittel, Blut und andere Secrete) und Erregbarkeit erzeugt mässige Erregung und heisst Gesundheit. Diese wird sowohl durch zu starke als zu schwache

Reize gestört, indem sich im ersteren Falle der Zustand indirecter Schwäche, in andern der der directen ausbildet. Opium ist das kräftigste Reizmittel; seine Gegensätze sind Kälte, Mangel an Nahrung, Ausleerung. Die Krankheiten der übermässigen Erregung (indirecte Schwäche) sind Sthenien, die Krankheiten der directen Schwäche Asthenien genannt und bilden die einzigen zwei Klassen überhaupt. Eine Diagnose der Krankheitsformen fällt weg und nur der Grad der Sthenie und Asthenie wird nach einer von ihm willkürlich aufgestellten Scala berechnet.

Das System Brown's hatte den Vortheil, dass es den Problemen über den vitalen Mechanismus mit einem Schlage Einhalt that, die Humoralpathologie mehr und mehr verdrängte, die übermässig ausleerende, schwächende Methode einschränkte und dringend auf den Einfluss der Aussenwelt hinwiess; auf der andern Seite hatte es den grossen Fehler, die Praxis mit ihren leeren Phrasen oft nicht zufrieden zu stellen, weil es Aufklärung über die Detaile der Erscheinungen mied. England zeigte wenig Anhänger, es übertrug seinen Hass von der Person auf die Lehre; Viele aber, und mitunter selbst gediegene, Deutschland und Italien, wo die Consequenzen der Lehre viel Anklang fanden, denn nach ihm waren Diagnosen leicht zu machen, Indicationen bald zu finden. Kräftige Stützen waren Weikard 1794, F. Marcus, C. H. Pfaff, J. Kilian, C. Treviranus und besonders Andreas Röschlaub. Bevor wir jedoch Letzteren, der mehr oder minder der Begründer der Erregungstheorie wurde, näher ins Auge fassen, müssen wir den Italiener Rasori und den Franzosen Broussais hier einverleiben. — Ersterer erst Professor zu Pavia, später Spitaldirector in Genua, kündigte sich zwar als Gegner Brown's, dessen Lehre er in England kennen gelernt hatte, an, war aber nichts destoweniger fast mit ihm identisch. Seine Ansicht war, dass das Leben, welches nur in seinen Erscheinungen erkannt werden könne, seine Thätigkeit allein nach äusseren Reizen äussere. Sind nun diese Lebensthätigkeiten sehr lebhaft, so nannte er diesen Zustand die *Diathesis di stimulo* (Sthenie), während ein entgegengesetzter Zustand *Diath. di contrestimuli* (Asthenie) genannt wurde. Die schwächende Methode hatte bei ihm ein grösseres Feld. Er behauptete, dass alle Krankheiten, welchen die Reiz-Diathese zu Grunde läge, in der Regel von selber in Genesung übergingen, während die Krankheiten der andern Diathese, sich selbst überlassen, meist mit dem Tode endigten. Die erste Aufgabe der Behandlung war Entfernung der Ursachen. Die

Behandlung der Reiz-Diathese geschah durch Verminderung der vorhandenen Reize, besonders des Blutes, vortheilhafter noch durch Vermehrung des Gegenreizes mittels sehr energischer Anwendung derselben. Desshalb gab er seine Lieblingsmittel *Tart. stib.*, *Nitrum*, *Digitalis*, *Cicuta* und *Gummi gutt.* in sehr starken Dosen, stets aber nie mehr als ein Mittel. Diese Lehre wurde mit unbedeutenden Abänderungen zwar von Tommasini, Bordeu, Lanza und Bondioli angenommen, aber Rasori erlebte doch noch vor seinem Tode (1817) ihr totales Scheitern.

Nicht viel besser erging es François Joseph Victor Broussais aus St. Malo (1772—1838), der im wesentlichen dasselbe, was Brown lehrte, vertrat und durch seine *Médicine physiologique*, sowie durch die von ihm ausgehende Localisirung der Krankheiten *(Gastroentérite)* und übermässige Anwendung der *Antiphlogose* ebenfalls enormen Einfluss übte; auch er wurde von seinen Schülern, namentlich von Bouillaud, Boisseau, Goupil und Roche überflügelt, von der pathologisch anatomischen Schule unter Laennec wie der Vorgehende auch total vernichtet, aber man liess ihn mit Achtung und Würde untergehen — ein Charakterzug, den leider nur der Franzose zeigt — und als er im Jahre 1836 noch einmal die Tribüne bestieg, um sich über ein ihm fern liegendes Thema: „die Phrenologie" zu verbreiten, waren seine Wissenschaftsgegner die Ersten, die ihn das Herbe des mittelmässigen Erfolges und seines Alters vergessen zu machen bemüht waren. Erwähnt sei noch, dass wenn er auch seine Lehre die „physiologische Medicin" nannte, Bichat (Marie Xaver 1771—1802) der geistreiche Pionnier der ganzen neuen französischen, und Dupuytren (1777—1834) das bedächtige *Juste-milieu* beider Schulen, vor ihm davon Gebrauch machten.

Da wir im fernern Gang der Geschichte wiederholt die pathologisch-anatomische Richtung kreuzen werden, erwähnen wir nur hier von ihrem Stifter René Laennec (1781—1826), dass er 1819 am Hôpital Necker die Auscultation bekannt machte (worauf Auenbrugger: *Inventum novum* schon 1771 hingewiesen hatte), durch Vergleichung der Symptome mit der Section die physikalische Semiotik schuf und auf das eifrigste beflissen war sichere Mittel zu finden, um die anatomischen Veränderungen auf den Normalzustand zurückzuleiten.

Wir wenden uns nun zu den deutschen Stützen der Brown'schen Lehre zurück und zwar zunächst zu den Pflegern und Förderern der

Erregungstheorie. Hier stossen wir vor allen auf Prof. Röschlaub als den leidenschaftlichsten, indem er glänzende Fähigkeiten nnd sein berühmtes, gut rentirendes Magazin für Vervollkommnung der Heilkunde zum Opfer brachte, um seinen Starrsinn zu behaupten. Es ist ihm nicht abzusprechen, dass er das, was jener kurz angedeutet, oder dunkel und zweideutig ausgedrückt hatte, streng wissenschaftlich zu begründen suchte, so die Lehre von der Einheit der Erregbarkeit, die Unstatthaftigkeit der Unterschiebung des Begriffs der Lebenskraft anstatt der Erregbarkeit, den Begriff der Opportunität etc., aber sein Terrorismus vernichtete das Kind mit der Taufe. Dann auf Jos. Frank. Erfahrung liess ihn jedoch einlenken. Er sah ein, dass noch andere Wirkungen reizender Potenzen als der blosse Reiz berücksichtigt werden müssten, er bewiess, dass die Erregbarkeit wirklich müsse ersetzt werden können, dass der Begriff der Opportunität verwerflich sei, weil dieselbe auch örtlichen Krankheiten vorangehen könne, etc. Nebenbei beschränkte er die allgemeine Anwendung des Opiums und gab die qualitative Verschiedenheit der Mittel zu. — Ein indirecter Förderer war Christ. Wilh. Hufeland (1762—1836), der trotzdem, dass er fortwährend in litterarischer Fehde gegen dasselbe verwickelt war, doch vieles in seinen Ideengang aufnahm. Er ergänzte vornämlich die Lücke, welche Brown durch Vernachlässigung des Organismus gelassen hatte, indem er die Wichtigkeit der Organisation zum Leben zeigte; er bewiess, dass die Gesetze der allgemeinen Natur, d. h. die mechanischen und chemischen Gesetze durch die Organisation und Erregung zwar beschränkt und modificirt, aber keineswegs ganz aufgehoben würden, ja bei sinkender Erregung mehr die Oberhand bekämen, wie es die Beobachtung der Vorgänge bei der Verdauung, bei Schwäche der Verdauungskraft, bei Faulfiebern etc. in der That bestätigen. Er hehauptete die für die Praxis so wichtige Wahrheit, dass auch bei asthenischer Anlage, bei Schwäche und selbst bei Nervenfiebern wahre Entzündung stattfinden könne. Ausser Hufeland waren noch Hartmann, Pfaff, Stieglitz (Obermedicinalrath in Hannover), Wedekind und Kreysig Gegner, Moderatoren und Reformatoren, vermochten es aber nicht dahin zu bringen, dass von der Erregungstheorie in Deutschland lange Zeit noch die Neigung übrig blieb, über dem Ganzen des Organismus seine Theile zu unterschätzen.

Unterdessen hatte Jos. v. Schelling, Nachfolger Fichte's in Jena (geb 1775 zu Lehna in Würtemberg † 1845) sein gewichtiges Identitätssystem

dem Publikum übergeben und die medicinische Welt benutzte gierig einen Theil desselben, die sogenannte Naturphilosophie, um auf ihr basirend eine neue Schule zu bilden. Nachdem Oken (1779—1851) sie auf die Naturwissenschaften, Ehrh. Schmidt, ebenfalls in Jena, sie auf die Physiologie überpflanzt hatten, trat Troxler zuerst auf und schachtelte nach ihr die Medizin ein und A. Marcus (1816), J. C. Kilian, J. A. Schmidt in Wien, Himly in Göttingen, Reil in Halle und Nasse in Bonn folgten vorsichtig der betretenen Bahn. Die Theorie dieser Heilkunde strebte die ganze Natur nach einem Principe selbstständig zu construiren, aber die Form, welche die Parzellen dieser meist ephemeren Theorien annahmen, waren häufig so verschieden von besonnener, wissenschaftlicher Handlung, so voll überschwänglicher Phantasieen, dass sie wie die unglückliche und sparsame darauf gegründete Praxis, sehr bald alle Welt von der anfangs allgemeinern Schwärmerei für die Naturphilosophie, in der Weise wie sie von den damaligen Aposteln gelehrt wurde, zurückbrachte. Versäumen wir nicht, als eine derselben, welcher D. G. Kieser absonderlich huldigte, die Polarität anzuführen. So nannte er in seinem System der Medizin 1814: Leben, eine Oscillation, Spannung; und Krankheit, Abweichen von der Norm, durch Vorwiegen des positiven oder negativen Pols.

Fragen wir nach den Segnungen, die diese Philosophie hinterlassen, so müssen wir in erster Reihe die constante Begünstigung unserer Nationalsprache nennen, wenn schon die in den schwülstigen Dogmen derselben noch heut zu Tage acclimatisirten Schablonen, wie: Expansion und Contraction, Receptivität und Actuosität, Factoren und Exponenten, Actu und Potentia, Idee und Substanz insgesammt für den Dualismus der Polaritäten, eine hervorragende Rolle spielten. Alle andern begleitenden Momente erstanden aus der natürlich erwachenden Reaction der unbefriedigt, nach Resultaten strebenden Genossenschaft und hierzu ist vorzugsweise Samuel Hahnemann zu rechnen.

Bevor wir ihn und seine Thätigkeit, bevor wir Erfolg und Geschick seiner Lehre bis zur Jetztzeit, sorgfältig und vorurtheilsfrei, unserer Aufgabe gemäss, begleiten, geziemt seinen Zeit- und Fachgenossen ein Memorandum. Gleich einer Trias lag das heilwissenschaftliche Schaffen und das Interesse der Welt an ihm zu Tage. Die erste nichtssagendste, aber Zeit und Terrain nach weitverbreitetste Schicht, bildete der Charlatan Friedrich Anton Mesmer von 1734—1815, dem als Vorläufer bereits Immanuel

Swedenborg 1772, St. Martin, der Pater Joseph Gassner 1739 und der Caffeewirth Johann Georg Schröpfer 1774 Bahn gebrochen hatten. Geboren zu Weiler bei Stein am Rhein, manipulirte er zuerst in Wien, unterstützt vom Pater Hell, mit mineralischem Magnetismus, wobei er im Laufe der Zeit durch Bestreichen mit der blossen Hand gleiche Resultate zu erzielen glaubte. Ein dahin einschlagender Betrug, ausgeführt und entdeckt an der Paradis, einem Firmkinde der Maria Theresia, nöthigte ihn, Paris zum Tummelplatz zu wählen, wobei er durch le Roy, der Akademie seine Lehre ebenso fruchtlos unterzubreiten suchte, wie er es zuvor in Deutschland mit seinem nur von Berlin berücksichtigten Sendschreiben gethan hatte. Dennoch erkaltete der Enthusiasmus, der in Frankreich sich namentlich unter den Adel eingenistet hatte und nach der Revolution 1793 in Deutschland bedächtig von Wienholt, Olbers, Gmelin, Kieser, Reil und Hufeland zergliedert wurde, äusserst langsam, ja er zählt heute sogar noch, wo Oerstedts und Faradays gründliche Satzungen doch so durchschlagend gewirkt haben, vereinzelte und unverbesserliche Vertreter. Eine andere, aber Achtung erregende Schicht war die vom Sektionstische, Schreibepult und Laboratorium aus debatirende der Theoretiker, welche die pathologischen Thatsachen aus den Anschauungen der Natur und aus physiologischen Prämissen zu erklären suchte und die Riesenfortschritte eines Laplace, Fourrier, Biot, Young, Arago und Andern im physikalischen Gebiete, im physiologischen zu copiren trachtete. Sie gestaltete nach dem Bereiche, aus dem sie die Gesetze, welche für den Lebensvorgang vorzugsweise in Anspruch genommen wurden, entlehnte, die Modificationen dieser Anschauungsweisen und so huldigte die eine Parthei den Gesetzen der chemischen Affinität, während die andere denen der Electricität ergeben war. Unter den erstern sind zu nennen Reich, Professor in Berlin, der im Sauerstoff z. B. das einzig sichere Mittel gegen das Fieber gefunden zu haben glaubte; A. Ackermann, der aus dem Wechsel von Wärmestoff, Kohle und Sauerstoff das Leben zu erklären suchte; Reil (geb. 1759 † 1813), Professor zu Halle und Berlin, den wir ein klassisches Werk über die Fieber und auch rege Theilnahme für die Seelenheilkunde danken. Er stellte den Grundsatz hin: die Kräfte des menschlichen Körpers sind Eigenschaften seiner Materie und seine besondern Kräfte sind Resultate seiner eigenthümlichen Materie. Kraft sei überhaupt nichts weiter als Eigenschaft der Materie. Krankheit endlich, behauptete er, habe ihre

nächste Ursache entweder in einer widernatürlichen Organisation oder Mischung der thierischen Materie; endlich Brandis, Professor in Kiel, und Prochaska in Prag, welche beide die Electricität mit geringen Differenzen als Lebensprincip aufstellten.

Aus dem Rückstand, der grössentheils von Eklektikern zusammengewürfelt war, isoliren sich die werthvollen Namen Joh. Peter Frank (1745—1822), Gruner in Jena, Ferdinand Autenrieth 1772—1835, Heim, von Hildebrandt, Hufeland und Andere, denen keiner jedoch Ernst und Kraft, den Flügelschlag der Zeit zu lenken, an den Tag legte. Gehen wir zu der Persönlichkeit über, der dies nachhaltig gelang, und legen wir hierbei Rummel's vortreffliche Lebensgeschichte zu Grunde.

Samuel Christian Friedrich Hahnemann wurde den 10. April 1755 zu Meissen geboren und erhielt von seinem Vater, einen nichts weniger als reichen, aber dafür vielgewanderten und klugen Künstler, einem Porzellainmaler, seine erste Erziehung. Vor allen zielte diese von Kindesbeinen dahin ab, aus dem Knaben das zu formen, was wir jetzt mit dem prunkenden Namen eines Autodidakten belegen. Selbstdenken und Selbstprüfen musste das ersetzen, was der städtische Schulunterricht und die kärglich gewährten Privatstunden im Zeichnen und der Mathematik nicht zu Stande bringen konnten und jene sichere, selbstbewusste Ruhe und Beharrlichkeit, die er als Mann und Greis in allen Epochen seines Lebens stets aufzuweisen verstand, mögen wohl hier im Keime begründet worden sein. Im reifern Knabenalter wurde ihm eine Freistelle in der Fürstenschule gewährt, wo der spätere Rector Müller, vor allen aber der Mathematicus Klimm sich lebhaft für ihn interessirten, wohl dunkel von der Ahnung beherrscht, dass er sich dem eben hell aufstrahlenden Glanze seiner ehemaligen Schulgenossen, einem Gellert, Birkholz, Lessing, Rabener und Heinrich Schlegel würdig anreihen werde. Dass er sich zu jener Zeit schon den Naturwissenschaften lebhaft zuneigte, ergiebt sich aus dem seltenen Inhalt seiner Abgangsarbeit, die über den wunderbaren Bau der menschlichen Hand sich verbreitete. 1775 kam er nach Leipzig, um Medicin zu studiren, eine Wissenschaft, die er desshalb mit wählte, weil jahrelange Leiden ihn schon wiederholt mit derselben in Berührung gebracht und eigene Gedanken in ihm geweckt hatten. Ohne Unserstützung von seinen Aeltern, musste er auf dieser Hochschule, wo er zwei Jahre studirte, sich durch Nebenarbeiten ernähren, und der Umstand, dass er

die französische und englische Sprache gründlich beherrschte und hinreichend Arbeit fand, ausserdem aber auch, dass mehrere Professoren ihm das Honorar für die Vorlesungen schenkten, wirkte so ermuthigend auf ihn, dass er zu seiner ferneren Ausbildung Wien erwählte, wo zu der Zeit Quarin eines ausgezeichneten Rufes genoss. Nach einem fast einjährigen Studium daselbst, ward er vom Statthalter Siebenbürgens, Baron von Bruckenthal, als Hausarzt, Bibliothekar und Ordner seines Cabinets antiker Münzen, in Hermanstadt erwählt, wo er sich zugleich der ärztlichen Stadtpraxis widmete. Als er während zweier Jahre dort so viel erübrigt hatte, dass er seinen liebsten Wunsch erreichen und die Kosten der Doctorpromotion bezahlen konnte, ging er nach Erlangen, hörte noch die Vorlesungen von Delius, Isenflamm, Wendt, Schreber und vertheidigte den 10. August 1779 seine Dissertation: *Conspectus affectuum spasmodicorum* öffentlich ohne Vorsitz. Mit dem Doctorhute und dadurch mit der Befugniss zur Praxis versehen, zog er zuerst nach Hettstädt am Unterharz, bald darauf nach Dessau, übernahm etwas später im Jahre 1781 das Physikat zu Gommern unweit Magdeburg, und verheirathete sich hier mit der Tochter eines Dessauer Apothekers Joh. Henriette Leopoldine Küchler. Aus dieser Ehe entsprossen zehn Kinder: 1) Henriette, verwittw. Pastor Forster in Drebsdorf bei Gross-Leinungen. 2) Friedrich, Doctor der medic. et chir. (der sich nach einer Insel der afrikanischen Küste zurückzog und seitdem verschollen blieb). 3) Wilhelmine, verehelichte Musikdirektor Richter in Gera (todt). 4) Amalie, verwittw. Doctor Süss in Dresden (todt). 5) Caroline (als Kind gestorben). 6) Friederike, verehelichte Dellbrück in Stötteritz (wurde ermordet). 7) Ernst (als Kind gestorben). 8) Eleonore, verehelichte Kaufmann Klemmen (todt). 9) Charlotte in Cöthen (todt). 10) verehelicht gewesene Dr. Mossdorf in Cöthen (todt).

Zu dieser Zeit veröffentlichte Hahnemann seine ersten eigenen medizinischen Aufsätze, worin natürlich von der Homöopathie keine Spur vorhanden ist. Nach etwa drei Jahren übersiedelte er nach Dresden, wo der sehr geachtete, aber kränkliche Physikus Dr. Wagner ihm auf ein Jahr die ärztliche Behandlung im Krankenhause übertrug und Adelung und Dassdorf ihm die Schätze der dasigen Bibliothek aufschlossen. Schon damals war sein Name durch die Schrift über Arsenikvergiftung vortheilhaft bekannt und wurde es etwas später noch mehr durch seine Weinprobe und sein auflösliches Quecksilber, die beide seinen Namen

tragen. Auch hier gab er wieder Uebersetzungen aus dem Englischen, meistens medicinischen Inhalts, heraus. Nach vier Jahren, 1789, zog er nach Leipzig, wurde 1791 zum Mitgliede der dasigen ökonomischen Gesellschaft und am 2. August zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Mainz ernannt. Schon damals zeigte sich, wie viel er Willenskraft besass, wie ernst er es mit seiner Kunst meinte, wie hoch er die Wahrheit über den blossen Geldverdienst stellte. Der unvermögende Mann gab die Ausübung der Arzneikunst ganz auf, weil er die Erbärmlichkeit der damaligen Medicin lebhaft erkannte, weil er zu gewissenhaft war, seinen Unterhalt durch Krankenbehandlungen, die er für ohnmächtig oder schädlich erkannte, zu gewinnen. Hauptsächlich waren es Chemie, Pharmacie und Uebersetzungen, womit er sich beschäftigte und ernährte. Dabei fiel ihm Cullen's *materia medica* in die Hände, und die vielfachen, sich widersprechenden Erklärungen über die Wirkung der Chinarinde, die er dort fand, erregten lebhaft seinen Unwillen.

„Wie wäre es“, sagte er zu sich selbst, „wenn man die Chinarinde erst am gesunden Körper versuchte, würde man da nicht zu besserer Erkenntniss über ihre Wirkungen gelangen, als bisher? —“

Gedacht, gethan. — Er prüfte die China und bemerkte an sich eine dem Wechselfieber ähnliche Befindensveränderung. Da trat der zweite einflussreiche Gedanke vor seinen forschenden Geist: „vielleicht heilen alle Arzneien nur durch ihre an sich krankmachende Kraft, indem sie so alle, ihren eigenthümlichen Wirkungen ähnliche, Krankheitserscheinungen tilgen?“ — Wie eine Offenbarung traf ihn die Idee, er durchmusterte eine Menge Heilungen in den Schriften der Aerzte, fand viele seiner Vermuthung entsprechende Thatsachen, versuchte nunmehr mehre Arzneien an sich und an den Seinigen, erhielt immer neue Bestätigungen seiner Ansichten und konnte sich nicht mehr verhehlen, das das Gesetz der Aehnlichkeit bei der Heilung ein allgemein gültiges sei. Noch geraume Zeit verschloss er die Entdeckung in seinem Innern; lange, mühsame Forschungen und immer neue Prüfungen mussten vorausgehen, ehe er öffentlich davon sprach, „weil sich“, wie er sagte, „nicht gezieme, von unreifen Dingen zu reden.“ —

Die von Haller gelegentlich empfohlenen, von Störk bei einzelnen versuchten Arzneiprüfungen an Gesunden hatten, in umfassender Weise ausgeführt, gute Früchte getragen, köstlichere als Hahnemann anfangs nur

zu hoffen gewagt, sie hatten zur Entdeckung eines Heilgesetzes geführt, welches bisher die besten Aerzte schmerzlich vermisst, aber nicht zu finden gewusst, eines Gesetzes, das zugleich die Erklärung der Wirkung sogenannter specifischer Mittel enthielt, und den Weg lehrte, solche für jeden Fall sicher zu finden. Es war ihm klar geworden, dass die Arzeneien nicht ein ursprüngliches, an sich gesund machendes Vermögen besitzen, sondern nur eine umstimmende, den Gesunden krank machende, den Kranken bei richtiger Wahl nach dem Aehnlichkeitsgesetze genesungbringende Kraft. Hiermit war der alte Wahnglaube von der Heilsamkeit der Arzneien an sich zerstört, die neue Zeit der Medizin begann.

Von diesem Zeitpunkte an suchte Hahnemann wieder Anlass, Kranke zu behandeln, um seine Entdeckungen weiter zu erproben. Bald fand sich eine sehr gute solche Gelegenheit, indem man ihn zum Vorstand einer Heilanstalt berief, welche unter Begünstigung des Herzogs Ernst zu Sachsen-Gotha im August 1792 zu Georgenthal am Thüringerwalde war errichtet worden. Unter mehren glücklichen Kuren machte die Heilung des wahnsinnigen Klockenbring aus Hannover damals besonders Aufsehn. —

Im Jahre 1794 finden wir Hahnemann, ohne dass die Veranlassung des Ortswechsels bekannt ist, in Braunschweig, und das Jahr später in Königslutter, wo er in einer mörderischen Scharlachepidemie die durch sein Heilprincip gefundene Wirkung der Belladonna als Heil- und Schutzmittel sich bewähren sah.

Nur kurze Zeit später machte Hahnemann in Hufeland's Journal von 1796 seine Ideen und Ansichten über medicinische Reform zuerst bekannt, jedoch ohne Anklang zu finden. Letzteres konnte einen Charakter, wie er besass, gestählt und unbeugsam im Suchen nach Wahrheit wenig kümmern und ihn nicht abhalten, auf seinem Wege fortzuschreiten. Damals kündigte er eine Schrift über ein neu entdecktes Schutzmittel gegen Scharlach auf Pränumeration an und wollte erst, wenn drei hundert Subscribenten sich gefunden hätten, die hülfreiche, bis dahin noch als Geheimniss bewahrte Arznei nennen. Diese Aufforderung hatte keinen günstigen Erfolg; nur wenige Aerzte hatten unterzeichnet, gar viele machten ihm den Versuch, seine Entdeckung auf diese Art besser zu

verwerthen, sehr zum Vorwurf, überboten sich in gehässigen Auslegungen und erbitten Beschuldigungen von Geiz und Eigennutz.

Wie rächte sich der vielgeschmähete Mann? —

Er gab die gehofften, für ihn schwer entbehrlichen, pekuniären Vortheile auf und liess 1801 sein Schriftchen über das Schutzmittel gegen Scharlach drucken.

Diese Arznei bewährte sich; mehre der berühmtesten Aerzte, unter ihnen Hufeland, bestätigten die Schutzkraft der Belladonna und nun nahmen die Aerzte aus zweiter Hand die Bereicherung der Heilkunst willig an, ohne sich weiter um Hahnemann und seine Homöopathie zu bekümmern, ohne ihm dankbar dafür zu sein. Im Gegentheil, man hatte einen neuen Makel an dem Neuerer aufgespürt. Hahnemann hatte nämlich das Verfahren, wie es gewöhnlich nur bei niederen Ständen üblich ist, allgemein eingeführt, sich jedesmal bei der Berathung das Honorar sogleich bezahlen zu lassen, weil er dadurch die Unabhängigkeit und Würde des Arztes für gesicherter hielt.

Mag er sich nun in letzterer Voraussetzung geirrt haben oder nicht, diese häusliche Angelegenheit ging den Gegnern wenig an, noch weniger erlangten sie dadurch das Recht, dieser Einrichtung die unwürdigsten Beweggründe zu unterlegen, zumal da sein häufiger Verkehr mit entferntwohnenden Kranken diese Einrichtung ihm wünschenswerth machte und auch bei selben wenig Anstoss fand. Dass er dieses Verfahren bei allen und jedem festhielt, widerstrebt mehr dem Gefühl als dem Verstande und verdiente wenigstens nicht die gehässige Nachrede, die es nach sich zog. Jedenfalls hatte sich Hahnemann im Grossen so uneigennützig durch Veröffentlichung seiner Entdeckungen gezeigt, dass man ihm nachsehen konnte, wenn er im Kleinen nicht immer so erschien, wenn er sich nicht wollte vom Reichthum und Anmassung missbrauchen lassen, wenn er durch unentgeltliches Behandeln einer bestimmten Anzahl armer Kranken den Ansprüchen der Menschlichkeit zu genügen glaubte. Noch mehr beutete die Verleumdungssucht einen frühern Vorfall aus und brachte immer wiederholt einen frühern Irrthum Hahnemann's in Erinnerung, obgleich er ihn auf die anständigste Weise gesühnt hatte. Er hatte nämlich früher geglaubt, einen neuen Stoff, das *Alcali Pneum* entdeckt zu haben; es fand sich später, dass er sich getäuscht, und dass es *Borax* sei, und Hahnemann

zahlte, sobald er dies einsah, das für den Verkauf empfangene Geld unweigerlich zurück. —

Die Feindschaft und die Angriffe zu mehren trug der Umstand viel bei, dass Hahnemann seine Arzneien den Kranken immer selbst darreichte, weil er stets nur ganz kleine Gaben, als die bestwirkenden anwendete und diese keine Beaufsichtigung des Apothekers, keine Entdeckung der etwaigen Fälschung zulassen. Zwar gaben damals wohl die Aerzte hin und wieder ihre Arzneien selbst, doch nie so ausnahmslos, als es Hahnemann thun musste. Sein Leben fiel in eine Zeit, wo die junge Medicinalpolizei diese Sitte zu tilgen strebte. Die Apotheker glaubten sich durch Hahnemann's Verfahren in ihren Gerechtsamen geschmälert, traten feindselig gegen ihn auf und riefen die Behörden um Abhülfe gegen den, ihre Gewinne schmälernden Frevel an. Daher gab es überall Verfolgung.

Dies mag zum Theil der Grund seines Wanderlebens gewesen sein, denn 1799 zog er nach Altona, dann nach Hamburg, ging darauf nach Eilenburg, nachher nach Machern unweit Leipzig und später nach Wittenberg. Hierauf wohnte er wieder zwei Jahre in Dessau, wo er mehr der Ausbildung seiner Lehre, als der Krankenbehandlung gelebt haben soll. Es entstand daselbst seine Schrift über den Kaffee. Die Ergebnisse seiner Arzneiversuche erschienen zusammengestellt 1805 in den lateinisch geschriebenen Fragmenten zur *materia medica*. In ihnen übertraf der Umfang des Registers den Text um das Doppelte, was sich auf Hahnemann's eigenthümliches Verfahren bei der Auswahl der Heilmittel gründete, aber als fremdartig der Spottlust neuen Stoff zur Verhöhnung darbot. Diese war bisher schon sehr rege gewesen und hatte mit Erfolg gegen die neue Heillehre gewirkt, indem sie um leichten Preis die winzigen Gaben, welche die Homöopathie anempfahl, als Lächerlichkeiten brandmarkte. Dem Spötter vom Fach kann man wohl solche Waffen gönnen, denn sie sind wohlfeil, das aber die Wissenschaft dieser grossen, eigentlich gelegentlich gemachten Entdeckung Hahnemann's, der Potenzirung oder Dynamisation der Arzneien nicht bessere Gründe entgegen zu setzen hatte, muss den Menschenfreund mit Trauer erfüllen. Hahnemann entdeckte nämlich, als er die Arzneien immer weiter auf eine regelrechte, ihm eigenthümliche Art verdünnte, um die schädlichen Nebenwirkungen zu vermeiden, dass sich dabei die eigentliche Heilkraft steigere und nannte sein Verfahren Potenziren. Keine seiner Ent-

deckungen, selbst das Heilgesetz nicht, stand mit den bisherigen Ansichten, Erfahrungen und Vorurtheilen in so grellem Widerspruch, als diese, deshalb warfen sich alle Angriffe auf selbe, indem man wähnte, die ganze Homöopathie widerlegt zu haben, wenn man diesen Fund Hahnemann's mehr oder weniger geistreich bespöttelte, statt ihn durch Nachversuche zu widerlegen, was man freilich nicht vermochte. — Mehrere Aufsätze unter ihnen: Aeskulap auf der Wagschale, die Heilkunde der Erfahrung, veröffentlichte Hahnemann zu dieser Zeit, meistens in Hufelands Journale. Letztere Abhandlung, die gediegene Vorläuferin des Organons enthält lichtvoll und eindringlich den ganzen Kern seiner Lehre in ihrer damaligen Ausbildung. Die Sprache darin ist eine gedrängte, kräftige, durchaus verständliche, ohne Systemmacherei und Wortkram. Hier trat zuerst der Name Homöopathie hervor, den diese Heilmethode fortan führen wird, trotz dem Bemühen der Feinde und selbst den Verbesserungen und den Umtaufsversuchen mancher Freunde. — Im Jahre 1806 ging Hahnemann nach Torgau, bewährte seine Ansichten durch glückliche Heilungen und suchte dieselben unter den Nichtärzten zu verbreiten, indem er die Aerzte für unverbesserlich befunden und ihre Bekehrung als unverbesserlich aufgegeben hatte. Der Reichsanzeiger, ein unter der Redaction von Hennicke bei dem Buchhändler Becker in Gotha erscheinendes, viel gelesenes und viel Nützliches enthaltendes Blatt, war der Kampfplatz, auf dem sich längere Zeit hindurch der erste Streit um die Homöopathie tummelte. Die günstige Ansicht, die sich meistens dort für die neue Lehre hören liess, hat zur Verbreitung derselben wesentlich beigetragen. Es ist dieses Auftreten Hahnemann's in einer populären Zeitung von seinen Fachgenossen bitter getadelt und als eine Herabwürdigung der Wissenschaft verschrieen worden. Man kann darüber verschiedener Ansicht sein, wird aber zugestehen müssen, dass ohne das Herbeiziehen der Nichtärzte die Homöopathie wahrscheinlich untergegangen wäre. Wo etwas zur Parteisache geworden ist, da sucht sich jeder seine Mitkämpfer, wo er sie findet, um nur nicht zu unterliegen. Ist der Kampf entschieden, dann verschwindet die Partei von selbst. Das Einmischen der Laien hat in jedem Fache sein Schlimmes, aber auch sein Gutes und verhindert wenigstens das faule Stehenbleiben der herkömmlichen Abgeschlossenheit. Die Aerzte folgten erst langsam, nachdem die Geheilten mit ihrem Lobe laut wurden.

Im Jahre 1810 erschien das Organon der rationellen Heilkunde*), worin Hahnemann seine Ansichten und Entdeckungen sorgfältig auseinandersetzte und wissenschaftlich zu begründen suchte. Bald darauf zog er nach Leipzig und wünschte eine Anstalt für junge Doktoren zu gründen, um sie in der Homöopathie theoretisch und praktisch zu unterweisen. Dieser Plan kam nicht zur Ausführung, aber sein Scheitern hielt Hahnemann nicht ab, Vorlesungen über seine Lehre zu halten, um sie den jugendlichen Köpfen einzuimpfen. Zu diesem Zwecke vertheidigte er den 26. Juni 1812, wie es Sitte ist, seine Dissertation über den *Helleborismus* der Alten, wobei sein Sohn, Friedrich Hahnemann, der damals Baccalaureus der Medicin war, die Stelle eines Respondenten übernahm. Hahnemann's Gelehrsamkeit fand bei dieser Gelegenheit allgemeine Anerkennung; besonders sprach sich der würdige Dekan, Professor Dr. Ludwig lobend darüber aus. Von dieser Zeit an las Hahnemann mehre Jahre hindurch wöchentlich zweimal über sein Organon, gewann aber nur wenig treue Anhänger unter den Studenten, die grössere Anzahl blieb entweder gleichgültig oder nahm Partei gegen den Reformator, wohl nicht immer ohne Antrieb ihrer Lehrer, deren mehre ihren Groll gegen Hahnemann nicht verhehlten. Aus seinen fleissigen Zuhörern wählte er sich einige heraus, denen er freundschaftlich näher trat und vereinigte sie zu einer Arzneiprüfegesellschaft. Sie bildeten den ersten Stamm der homöopathischen Aerzte und halfen die reine Arzneimittellehre wesentlich gründen und ausbilden.

Der Typhus, welchen die Trümmer der französischen Armee in die Mauern Leipzigs gebracht hatten und der dort furchtbar wüthete, bot der jungen Homöopathie Gelegenheit dar, ihre Ueberlegenheit durch Heilungen dieser Seuche zu zeigen. Es geschah dies mit viel Erfolg; sein Sohn unterstützte ihn hierbei treulich, was um so nöthiger war, da Hahnemann schon damals die Gewohnheit angenommen hatte, keine Kranken in ihren Behausungen zu besuchen, sondern sie nur in seiner Wohnung berieth, also in der Regel fast nur langweilige Krankheiten in Behandlung nehmen konnte. Die angewandte Behandlungsweise des Typhus machte er im allgemeinen Anzeiger der Deutschen**) bekannt, enthielt sich aber, den

*) So hiess der Titel zuerst, änderte sich in spätern Auflagen in: Organon der Heilkunst.

**) So hiess damals der frühere Reichsanzeiger.

vielfachen literarischen Angriffen und gehässigen Beurtheilnngen seines Organon entgegenzutreten, sondern überliess letzteres seinem Sohne, was dieser mit Erfolg, besonders gegen Heckers Kritik that.

Dagegen liess sich Hahnemann im Jahre 1816 mit dem Professor Dzondi in Halle in eine literarische Fehde über die beste Behandlung der Verbrennungen ein. Bekanntlich verdammte er die von Dzondi eifrig empfohlene Anwendung des kalten Wassers als schädlich und pries erwärmten Weingeist oder verdünntes Terpentinöl an.

Eine Belehrung über die Behandlung der venerischen Krankheiten erschien von ihm ungefähr um dieselbe Zeit.

Als ein Ereignisss von Bedeutung und als ein Zeichen der bereits erworbenen Geltung der Homöopathie ist zu erwähnen, dass der österreichische Feldmarschall Fürst Schwarzenberg, der Sieger bei Leipzig, 1820 zu Hahnemann kam, um sich von seiner schweren Krankheit heilen zu lassen. Leider beruhte sie auf einer unheilbaren Desorganisation und die anfangs sehr glücklichen Erfolge der Behandlung konnten den tödtlichen Ausgang nicht verhüten, der im October d. J. eintrat. Mit ihm erwachte die Verfolgung von Neuem. Die am 16. Dec. 1819 von den Apothekern eingereichte Klage wegen des Selbstausgebens der Arzneien hatte bisher, wahrscheinlich aus Rücksichten gegen den Fürsten, geruht, kam nun zur Entscheidung und zwar, trotz der eignen, meisterhaften Vertheidigung Hahnemann's gegen ihn. Das Selbstdispensiren wurde ihm anfangs gänzlich verboten, obgleich seine Heilmittel keine Arzneien im Sinne des Gesetzes sind, und später, auf wiederholte Eingaben gegen diesen Bescheid, nur für die auch andern Aerzten erlaubten Fälle gestattet. In seiner Wirksamkeit durch das Verbot beschränkt, durch geflissentliche Beleidigungen gekränkt, wählte Hahnemann das ihm vom Herzog Friedrich Ferdinand zu Anhalt angebotene Asyl und ging als Hofrath und Leibarzt im Frühjahr 1821 nach Cöthen, wo ihm völlige Freiheit in jeder Hinsicht gewährt war.

Wie sehr man in jenen Tagen Hahnemann zu kränken suchte, zeigt der öffentliche Streit, der sich kurz vor seinem Abgange erhob. Es erschien von einigen Leipziger Aerzten eine Empfehlung der Belladonna als Schutzmittel gegen Scharlach, wie es Hufeland, Berndt und andere angewendet hätten, ohne nur mit einem Worte den in Leipzig wohnenden Entdecker zu erwähnen. Natürlich musste diese absichtliche Kränkung

Hahnemann reizen und erbittern. In einem Aufsatze desselben Tageblattes zeigte er, dass die herrschende Krankheit gar nicht Scharlach, sondern Purpurfriesel sei und dass sie *Aconit* und *Coffea* zu ihrer Behandlung erfordere. Eine abermalige Entgegnung der Aerzte bestritt, dass er dies wissen könne, da er akute Krankheiten nicht sehe und erinnerte in hämischer Weise an die früher versuchte hohe Verwerthung seiner Entdeckung. So schied man im Groll.

Während seines Aufenthaltes in Leipzig hatte Hahnemann nicht nur eine zweite verbesserte Auflage des Organon 1819 erscheinen lassen, sondern auch nach und nach, 1811—22 sein zweites grosses Werk, die reine Arzneimittellehre in 6 Bänden vollendet und jeden Band mit einer werthvollen Vorrede*) versehen, welche etwaige Dunkelheiten der neuen Lehre erläuterten. So schuf er eine ganz neue Wissenschaft, eine wahre, auf dem Wege des Versuchs und der Beobachtung gewonnene Heilmittellehre, die man bisher in diesem Sinne gar nicht gekannt hatte.

In Cöthen beschäftigte ihn, ausser einer weitverbreiteten Praxis, denn es eilten von fernen Ländern Kranke zu ihm, die Untersuchungen über die Natur der langwierigen Krankheiten für deren häufigste Ursache er drei Miasmen, Psora, Syphilis und Sykosis erkannte und sie theils durch neue, kräftige, theils durch schon früher von ihm gebrauchte, aber jetzt weiter ausgeprüfte Mittel heilen lehrte. Seine zum Theil neuen Ansichten enthält das Werk über die chronischen Krankheiten, das dritte umfangsreiche, das er schuf. Es erfuhr bei seinem Erscheinen von Freunden und Gegnern eine sehr ungleiche Beurtheilung. Seine theoretischen Ansichten darin wurden nicht von allen seinen Anhängern gebilligt, obgleich sich alle gestehen mussten, dass erst durch dasselbe die Homöopathie ihrer Reife viel näher gerückt sei.

Unter steter Arbeit vielfacher Art, im Kreise seiner Familie, mit einigen vertrauten Freunden in stetem Briefwechsel, lebte er fast wie ein Einsiedler, aber freudig sah er seine Lehre sich immer weiter ausbreiten, seine Schriften in viele Sprachen übersetzen und verschmerzte darüber

*) Wie: „Geist der hom. Heillehre, nota bene für meine Recensenten, Beleuchtung der Quellen der bisherigen Arzneimittellehre, Beantwortung der Frage: wie können kleine Gaben noch Kraft haben.“

leicht die vielfachen Angriffe, die seine Lehren und seine Person erlitten. Weithin durch Deutschland hatte sich die Homöopathie verbreitet, war dann über Oesterreich nach Ungarn und Italien von da nach Spanien, auch nach Russland gedrungen; Frankreich und England begannen bereits Notiz von ihr zu nehmen. So nahte der Tag seines funfzigjährigen Doctor-Jubiläums, der 10. August 1829, wo seine Freunde ihm eine würdige Freude zu machen sich bestrebten. Von nah und fern waren mehre herbeigeeilt, ein lateinisches Festprogramm erzählte kurz sein Leben und entwickelte die Hauptsätze seiner Lehren und Entdeckungen, eine mit seinem Brustbilde und dem von ihm gefundenen einfachen Heilgesetze: *similia similibus* geschmückte, eigens dazu geprägte, goldene Medaille, sein in Oel von Schoppe gemaltes Bild (auch durch Lithographie und Stahlstich vervielfältigt), seine Gypsbüste von Dietrich, seine eignen kleinen Schriften von Stapf gesammelt und herausgegeben und eine Urkunde, dass neunhundert und funfzig Thaler zu einem der Homöopathie förderlichen Zwecke vorhanden wären, waren die Gaben, welche seine Verehrer ihm überreichten. Noch andere Liebes- und Ehrengeschenke von der herzoglichen Familie und von einzelnen Anhängern begleiteten dieselben. Der Tag war ein heiterer, gemüthlicher, die erste Abzahlung des Lohnes, welchen die Zeitgenossen dem grossen Mann schuldeten. Ein schöner Verein von Geist und Gemüth band Lehrer und Schüler, Freunde und Kunstgenossen zusammen. Als Grundstock zu weiteren Sammlungen sollte die bereits erwähnte Geldsumme dienen und, wenn sie hinreichend gewachsen sei, zur Gründung einer homöopathischen Heilanstalt verwendet werden. Dies war die Meinung Hahnemann's und seiner Anhänger.

Ziemlich rasch wuchs die Sammlung, Hahnemann selbst drängte, seine Freunde wollten ihn noch an Eifer übertreffen und wohl zu voreilig, denn die Mittel waren noch sehr ungenügend, ging man an die Gründung des Leipziger homöopathischen Spitals, das man im Januar 1833 eröffnete, mit der Hoffnung, dass auch ferner Beiträge zur Genüge zuströmen würden. Diese Erwartung traf nur halb zu, die Ausgaben waren zu gross für den kleinen Grundstock, den man besass. Dazu kam, dass sich, ohne hinreichende Gründe, vielleicht nur auf Einflüsterungen, der anfängliche Beifall Hahnemann's in Misbilligung umwandelte, die er sogar öffentlich auszusprechen sich gedrungen fühlte. Die anfangs unentgeltlich

verwaltete Oberarztstelle wurde einem weniger uneigennützig Denkenden, endlich einem vollenteten Tartüffe übertragen, hospitirende Collegen säeten Zwietracht unter Dirigenten und Unterstützende und so verkümmerte die erste öffentliche, lediglich durch Privatkräfte erhaltene Heilanstalt nach dem kurzen Zeitraume von fünf Jahren zur schlichten Poliklinik, deren Wirken wir später, im Vereine mit Schwesterstätten, näher zu würdigen haben werden.

Mit seinem Aufenthalte in den damals ausserhalb alles kaleidoskopischen Welttreibens liegenden Köthen und seinem 75. Lebensjahre begann bei Hahnemann die Involutionsperiode, auffallend markirt durch das totale Ersterben aller schriftstellerischen Thätigkeit, öfter auftauchende Selbstüberschätzung, Abschluss einer neuen Ehe und die mit ihr im engen Zusammenhange stehende Uebersiedelung nach dem geräuschvollen aufreibenden Paris.

Zu ihrer grossen Verwunderung hörten nämlich seine Freunde, dass der 80-Jährige an die Stelle der am 31. März 1830 heimgegangenen sorgsamen Hausfrau am 28. Januar 1835 eine neue Lebensgefährtin in der Person der Demoiselle Melanie d'Hervilly-Sohier, einer Dame im mittleren Alter aus Paris, eingesetzt habe. Sie war nach Cöthen gekommen, um ihn als Arzt zu berathen, und hatte durch ihre Liebenswürdigkeit, ihre vielfachen Talente und ihre Bildung dem gelehrten Einsiedler zu Cöthen den Wunsch eingeflösst, fortan sein Geschick an das ihrige zu knüpfen. Zwar freute man sich der Rüstigkeit des Alten, denn ohne diese hätte er den Schritt nicht gethan, doch knüpfte sich an seinen schnellen Weggang aus Deutschland die nicht ungegründete Furcht, dass die Frau von Welt, die sich nicht verhehlte, dass Cöthen kein genügender Wirkungskreis für solch ein Talent sei, dabei zu sehr sein Alter, seine Gewohnheiten vergessen und nur auf den Triumpf, den das Auftreten des weit berühmten Arztes in ihrer Vaterstadt herbeiführen müsse, bedacht sein könne. Noch in demselben Jahre zog Hahnemann nach Paris; ein anderes Leben begann, das einförmige, kleinbürgerliche wich einem grossstädtischen. Er begann wieder, einzelne Kranke zu besuchen, doch ertheilte er auch fortan die meisten Berathungen in der eigenen, schön ausgestatteten Wohnung, Rue de Milan Nr. 1, später im eigenen stattlichen Hause.

Kranke kamen in Menge, die Homöopathie gewann sich viele neue

Verehrer in Paris und Frankreich. Durch vielfache Huldigungen suchte man dem muntern Greise seine Verehrung und seinen Dank zu beweisen. David meisselte seine Büste, wie schon früher von Steinhäuser treffend geschehen war, und seine Geburtstage gaben zu Festen Veranlassung. Besonders glänzend war die Feier seines sechzigjährigen Doktorjubiläums am 10. August 1839, wo sehr namhafte Künstler durch musikalische Leistungen die Genüsse der um ihn versammelten Aerzte, Gelehrten und von ihm Geheilten erhöheten. Durch freundliche Vorsorge suchte seine Lebensgefährtin ihm die Last der Jahre zu erleichtern.

Im Frühjahre 1843 wurde Hahnemann von einem schon öfters dagewesenen Bronchial-Katarrh befallen. Das Alter hinderte die Genesung, geduldig ertrug er die Leiden des langsamen Hinsiechens, und wenn seine Gattin klagte: „Die Vorsehung wäre ihm eigentlich einen Erlass aller Leiden schuldig, weil er so viele andere gelindert und im mühevollen Leben so manche Beschwerde erduldet habe", so antwortete er: „Mir? Warum denn mir? Jeder auf dieser Welt wirkt nach den Gaben und Kräften, die er von der Vorsehung empfangen, und findet ein Mehr oder Weniger nur vor dem Richterstuhle der Menschen, nicht aber vor dem Gottes statt. Die Vorsehung ist mir nichts, ich aber bin ihr viel, ja Alles schuldig."

Gott ergeben, aber wenig an kirchlichen Formen hangend, im festen Glauben an Unsterblichkeit verschied er an Lungenlähmung den 2. Juli, Morgens 5 Uhr, 1843 zu Paris. Seine irdischen Ueberreste wurden am 11. Juli begraben. Bezeichnet ist sein Grab: Chrétien Frederic Sâmuel Hahnemann. — 16. division sur le mur à la côté de Mm. Marie Champeaux, beim Eingange links eins der ersten Gräber.

Er war von kaum mittlerer Grösse, rüstig und wohlgebaut, sein Kopf sehr ausgebildet, mit hoher runder Stirne, dicke Augenbrauen beschatteten die lebhaften freundlichen Augen; sein Scheitel war kahl, nur wenige zierlich geordnete, weisse Locken lugten unter dem Käppchen hervor, das er gewöhnlich trug. Alle seine Bewegungen waren, selbst im höheren Alter, wovon wir sprechen, lebhaft; die Rede floss leicht und ohne Stocken dahin, da ihm sein Gedächtniss ganz treu geblieben war. Leicht gerieth er beim Sprechen in Eifer, aber bald glättete sich wieder die etwa gerunzelte Stirn und ein heiteres Lächeln lief über sein geistreiches Antlitz.

Sein Leben war ein steter Kampf, anfangs gegen die Armuth, die ihm die Erwerbung von Kenntnissen vorenthalten wollte, dann gegen Vorurtheile, Wahn und Böswilligkeit, die ihm entgegentraten und die neuen Wahrheiten bekämpften, endlich gegen Nachtheile, welche vermeintlich oder wahr seiner Schöpfung von Seiten seiner Schüler zu drohen schienen und welche er freilich sehr überschätzte. Etwas zu weit getriebene Neigung zum Sparen und eine grosse Schätzung des Geldes, freilich nur als Mittel zur Unabhängigkeit, sind vielleicht die einzigen Flecken, die den sonst sittenreinen, treuen, wahrheitseifrigen Charakter trübten.

Durch emsige Beschäftigung gehindert, wahrscheinlich auch überhaupt ohne grosse Neigung zur Geselligkeit, suchte er wenig Umgang, war aber heiter und gesprächig, wenn ihm die Umgebung behagte. Er fühlte sich stets glücklich und zufrieden, denn er sah ja sein mühevolles Werk gedeihen und sich immer weiter ausbreiten, er sah treue Freunde um sich, die fähig waren, seine Lehre zu schützen. Wie er strebte, durch eine einfache, gute Diät den Körper der Menschen vor Erkranken zu schützen, so suchte er den Geist seiner Jünger zur Wahrheitsliebe und żu werkthätiger Tugend zu ermuntern, denn er hatte einen hohen Begriff von der Würde des Menschen, insbesondere von der des wahren Arztes — Ἰατρος ἰσοθέος

Bedeutung in der wissenschaftlichen Medizin gewann Hahnemann besonders durch das Verwerfen der Vermuthung, des Erdenkens und des Nachspürens der Endursachen, die uns ewig verborgen bleiben, so wie durch seine folgerechte Durchführung der reinen Beobachtung und des Versuches. Für die Kunst machte er zwei unendlich wichtige Entdeckungen, die des Heilgesetzes der Aehnlichkeit und die des Potenzirens der Arzeneien. Durch das mühsame, sorgfältige Arbeiten schuf er eine reine Arzeneimittellehre, welche vor ihm unbekannt war.

Bedeutung in der Ethnographie, nicht allein des deutschen Volkes, sondern aller gebildeten Völker, gewann er: durch die Erweckung des festen Glaubens an die fast immer heilsame Thätigkeit der Natur, durch weise Lebens- und Leidenssatzungen, durch Anbahnung von populärerer Auffassung Vernunft entsprechender Heilweisen, durch Ausrottung vorübergehender und bleibender Medizinvergiftung, durch Vereinfachung des Arzneimittelgebrauchs und endlich durch Verscheuchung der wissenschaftlichen Lethargie seiner Zeit.

Seine schriftstellerische Thätigkeit zerfällt in drei Rubriken, von denen uns die erste am wenigsten interessirt, weil sie lediglich nur Uebersetzungen (zumeist aus dem Englischen und Französischen) in sich schliesst, ausserdem deutlich auch mehr das Gepräge des Nahrungszwanges, als das der freien Wahl an sich trägt. Dennoch können wir nicht unterlassen, aus dem, 23 Nummern umfassenden Cataloge, besonders seine mit Anmerkungen versehene Abhandlung über W. Cullen's *Materia med.* (Leipzig 1790. 8. 2 Thle.) hervorzuheben, weil sie es war, welche ihn auf die Idee leitete, dass die Wirksamkeit der Arzenei nicht darin besteht, dass sie den Krankheiten entgegengesetzt wirken.

Die zweite Rubrik lehrt ihn uns als gediegenen, ja sogar als historisch zu beachtenden Chemiker kennen. Von 1787 bis 1792 begegnen wir nämlich mehrfach seinen Arbeiten in Crell's chemischen Annalen, dem damaligen Tummelplatze der naturwissenschaftlichen Geistesgrössen. Ein eigenthümlicher Zufall ist es, dass Alexander von Humboldt, dessen Leben und Wirken überhaupt in seinen Grundzügen eine Masse Parallelen mit dem unseres Nestors zulässt, zu gleicher Zeit und an gleichem Orte ebenfalls zuerst die Augen der Welt auf sich zog.

Den Jahren nach folgen einander:

1) Ueber die Schwierigkeit der Minerallaugensalz-Bereitung durch Pottasche und Kochsalz.

2) Ueber den Einfluss einiger Luftarten auf die Gährung des Weines.

3) Ueber die Weinprobe auf Blei und Eisen.

4) Ueber die Galle nnd Gallensteine.

5) Ueber ein ungemein kräftiges, die Fäulniss hemmendes Mittel (ins Französische übersetzt von Cruet).

6) Missglückte Versuche bei einigen neuen angegebenen Entdeckungen.

7) Brief an L. Crell über den Schwerspat.

8) Entdeckung eines neuen Bestandtheiles im Reissblei.

9) Etwas über das *principium adstringens* der Pflanzen.

10) Vollständige Bereitungsart des auflöslichen Quecksilbers.

11) Unauflöslichkeit einiger Metalle und ihrer Kalke in ätzendem Salmiakgeist.

12) Brief an Crell über verschiedene chemische Gegenstände.

13) Ueber die Glaubersalzbereitung nach Ballen'scher Art.

Die dritte Rubrik erschliesst uns endlich seine reformirende und constituirende Thätigkeit in den Schranken der Heilwissenschaft und zerfällt in einen populär demonstrirenden und einen exact fachwissenschaftlichen Theil. Mit vielem Glück gelang ihm namentlich Ersteres im Reichsanzeiger, an welchem er durch 25 Jahre thätig war und folgende Beiträge lieferte:

1) Ansicht der ärztlich-collegialischen Humanität am Anfange des neuen Jahrhunderts.

2) Gedanken über die neu empfohlenen Mittel gegen die Folgen des Bisses toller Hunde.

3) Bedenklichkeiten über angebotenes China-Surrogat und Surrogate überhaupt.

4) Ueber den jetzigen Mangel aussereuropäischer Arzeneien.

5) Ueber die Surrogate ausländischer Arzeneien und über die jüngst von der medicinischen Fakultät in Wien angegebenen Ueberflüssigkeits-Gründe der letzteren.

6) Ueber den Werth der spekulativen Arzeneisysteme, besonders im Gegenhalt der mit ihnen gepaarten gewöhnlichen Praxis.

7) Auszug eines Briefes an einen Arzt von hohem Range (Hufeland) über die höchst nöthige Wiedergeburt der Heilkunde.

8) Bemerkung über das Scharlachfieber.

9) An einen Doktorand der Medicin.

10) Zeichen der Zeit in der gewöhnlichen Arzeneikunst.

11) Belehrung über das herrschende Fieber.

12) Heilung des jetzt herrschenden Nerven- oder Spitalfiebers.

13) Belehrung über die venerische Krankheit und ihre gewöhnliche unrechte Behandlung.

14) Ueber Heilung der Verbrennung.

15) Ueber die Lieblosigkeit gegen Selbstmörder.

16) Aerztlicher Rath im rothen Friesel.

17) Wie liesse sich wohl die Homöopathie am gewissesten wieder ausrotten.

18) Belehrung für den Wahrheitssucher in Nr. 165 des Allgemeinen Anzeigers der Deutschen.

Den rein fachwissenschaftlichen Part endlich finden wir in jener geistreichen Trylogie niedergelegt, an deren Wahrheiten ein halbes Jahr-

hundert die Epigonen sich gekräftigt, die Gegner fruchtlos gerüttelt und gekrittelt haben, in

Organon der rationellen Heilkunde. (Organon der Heilkunst.) Dresden 1810.

Reine Arzneimittellehre. 6 Thle. Dresden 1811.

Die chronischen Krankheiten, ihre eigenthümliche Natur und homöopathische Heilung. Dresden 1828.

Unsere nächste Verpflichtung ist es, jenen Carton, welchen Hahnemann vor einem halben Jahrhundert seinen Lesern unterbreitete, flüchtig anzuführen.

Krankheit, sagte er, ist eine Befindungsveränderung des Gesunden und beruht (wenn anders sie nicht der Chirurgie anheimfällt) nur auf einer besonderen krankhaften Verstimmtheit unserer Lebenskraft in Gefühlen und Thätigkeiten.

Die im Innern vorausgesetzte Veränderung wird nach und mit dem, was die Krankheitszeichen (die Gesammtheit der nach innen und aussen auffallenden Symptome) verrathen, vom Verstande fast nie ohne hinein gewebte Täuschung aufgefasst und selbst, wenn er sich zur Heilung der Daten bedient, welche die wahrscheinlichste Veranlassung der akuten Krankheit waren, wenn er die andeutungsvollsten Momente aus der ganzen Krankheitsgeschichte des chronischen Siechthums, und dessen Grundursache, die meist auf einem chronischen Miasma beruht, ausfindig macht (welche Betrachtungen ihm die erkennbare Leibesbeschaffenheit des Kranken, sein gemüthlicher und geistiger Charakter, seine Beschäftigungen, seine Lebensweise und Gewohnheiten, seine bürgerlichen Verhältnisse, sein Alter und seine geschlechtliche Funktion erleichtern), doch nicht jederzeit so richtig abgeschätzt, dass er den endlichen Ausgang mit Sicherheit festzustellen vermag.

Der Homöopath benutzt also die von der Gesammtheit der Symptomengruppe ihm zugekehrte Seite zum Heilbehufe, verfährt jedoch schon hierbei mit viel mehr Genauigkeit, als die ältere Schule, indem er die feinsten Abstufungen der Empfindungen, des Schmerzes, der veränderten Farbe, des Geschmackes, des Geruches und der Ausleerungen, die Erhöhung, Milderung oder Abänderung der Gefühle durch Ruhe oder Bewegung, Sitzen oder Liegen, Essen und Trincken, Tag- und Nachtzeit auf das Subtilste unterscheidet; indem er namentlich bei epidemischen

Krankheiten das richtig passende homöopathische Heilmittel nicht aus den Leiden eines einzelnen Kranken, sondern aus den mehrerer von verschiedener Körperbeschaffenheit abstrahirt und schliesslich, indem er des einflussreichen Lehrsatzes der bisherigen Medicin eingedenk: *„ex juvantibus et nocentibus fit prima indicatio,“* aus den erfolglos (denn schädlich wirken seine Mittel nie) anstrebenden Mittel sofort Belehrung für das folgende Handeln schöpft und zu einem homosymptomatischer wirkenden übergeht.

Fassen wir, da Wort und Gedanke: Arzenei, homosymptomatisches Mittel, d. h. dem Krankheitsanzeichen, Leidensbilde, möglichst Aehnliche sich unwillkührlich aufdrängten, sie vor allen Anderen als Hauptstaffagen ins Auge.

Da die Krankheiten nichts als Befindensveränderungen des Gesunden sind, die sich durch Krankheitszeichen ausdrücken und die Heilung ebenfalls nur durch Befindensveränderung des Kranken zum gesunden Zustande möglich ist, so erkennt man leicht, dass die Arzeneien auf keine Weise Krankheiten würden heilen können, wenn sie nicht die Kraft besässen, das Menschenbefinden umzuändern; ja, dass darauf ihre Heilkraft allein beruhe. Diese im innern Wesen der Arzeneien verborgene, fast geistige Kraft, Menschenbefinden umzuändern, ist uns auf keine Weise mit blosser Verstandesanstrengung an sich erkennbar, sondern lässt sich lediglich nur durch die Erfahrung wahrnehmen, und zwar, wenn diese Erfahrungen rein und zuverlässig sein sollen, durch Versuche an gesunden Menschen, indem sonst nicht zu unterscheiden ist, was der Arzenei und was der Krankheit angehört.

In Hinsicht des Verhältnisses der Arzenei zur Krankheit, nach Massgabe der beiderseitigen erkennbaren Symptome, sind nur dreierlei Verschiedenheiten möglich, nämlich entweder sind sie sich entgegengesetzt, oder unter einander ähnlich, oder sie sind sich gegenseitig in ihren Wirkungen ganz fremd. Hieraus ergeben sich nun die drei Haupmethoden, nach denen man gegen Krankheiten verfährt. Hahnemann war der Erste, welcher sie unterschied und von den zahlreichen Heilmethoden der älteren Heilkunst, welche man am besten Heilweisen nennen kann (antiphlogistische, antispasmodische, alterirende, metasynkritische, die stärkende, schwächende u. s. f.) die mit einem wirklich leitenden, gemeinsamen Grundsatze Versehenen abtrennte. Dies sind:

1) Die antipathische Methode, welche Arzeneien anwendet, deren Kräfte gerade ein entgegengesetztes Leiden ἐναντίον πάθος erregen, als die zu bekämpfende Krankheit;

2) die homöopathische Methode, welche sich nur solcher Heilmittel bedient, die ihren Erstwirkungen ähnliche Beschwerden ὅμοιον πάθος erregen;

3) die allöopatische Methode, welche durch ihre Arzeneien Wirkungen zu verursachen strebt, die denen der Krankheit weder ähnlich, noch entgegengesetzt, sondern ganz fremd sind, ἀλλοῖον πάθος.

Die Technik beruht also bei der antipathischen (enantiopathischen oder palliativen) Methode, die im Wesentlichen die reine Salenische Qualitätenlehre mit neuen physiologischen und pathologischen Ausläufern ist, darauf, dass ihre Anhänger gegen ein einzelnes beschauliches Symptom unter den vielen übrigen, von ihnen unbeachteten Symptomen der Krankheit, eine Arznei geben, von welcher es bekannt ist, dass sie das gerade Gegentheil des zu beschwichtigenden Krankheits-Symptomes hervorbringt, wovon sie demnach oft zwar die schleunigste, aber leider nur vorübergehendste Hülfe erwarten können. Wo Schwäche war, wurde Stärkung, wo Verhärtung Erweichung, Frost Wärme, endlich Erschlaffung Zusammenziehung angewendet. Wirklich zu Grunde liegende wahre Thatsachen, denen jedoch die Theorie eine falsche Deutung und Würde gab, Verfangenheit in bequemen Ideenverbindungen, dann auch der Vortheil scheinbar leichter Fasslichkeit im simpelsten Volksleben gab ihnen Heimaths-, und die biegsame Verwendbarkeit in pathologischen, physiologischen und chemischen Werkstätten, Zunft-Rechte.

„Energische Proceduren“, „entschiedenes Eingreifen“, „kräftiges Dreinfahren und heftige Kurarten“, verbunden mit raschem Mittelwechsel und Heilgemischen, gaben die Hebel und Handhaben, um im Organismus die Krankheitsqualität zu ändern. „Wären sie fähig gewesen, über solche traurigen Erfolge nachzudenken, sagt Hahnemann, so würden sie schon längst die grosse Wahrheit gefunden haben, dass im geraden Gegentheile von solcher antipatischen Behandlung der Krankheits-Symptome die wahre dauerhafte Heilart zu finden sein müsse.“

Das Streben der allöopathischen Methode geht dahin, jene Um- und Auswege nachzuahmen, welche die Natur einschlägt, um Besserung

oder Heilung zu erzielen. Sie etablirt deshalb in einem, dem leidenden entfernteren, wo möglich wahlverwandten, nächst dem aber momentan weniger wichtigeren Organe eine Thätigkeit oder ein Produkt, welches eine Ableitung zu erzielen vermag.

Vielfach entstehen hieraus anstatt der Um- und Auswege nur Abwege, weil der verfahrende Arzt nicht weiss, wo die Natur im gegebenen Falle die zweckmässigste Ablagerung, wenn überhaupt eine solche stattfindet, anzubringen gesonnen ist, ferner auch, weil ihm die Rangordnung, welche die Natur verfolgen will, meist verborgen bleibt. Sein Concurrenzverfahren scheitert also:

1) entweder weil von zweien unähnlichen Krankheiten die ältere stärker, als die neu hinzugekommene, ist, und diese deshalb vom Körper abgehalten und nicht zugelassen wird.

2) Oder dass die neue unähnliche Krankheit stärker ist. Hier wird die, woran der Kranke bisher litt, als die schwächere, von der stärker hinzutretenden Krankheit so lange aufgeschoben und suspendirt, bis die neue wieder verflossen oder geheilt ist. Dann kommt die alte ungeheilte wieder hervor. Seit vielen Jahrhunderten sah die bisherige Arzneischule unzählige Beispiele, welche dieses beweisen.

3) Oder endlich, weil die neue Krankheit, nach langer Einwirkung auf den Organismus, zu der alten ihr unähnlichen tritt und mit ihr eine complicirtere Krankheit bildet, so dass jede von ihnen eine eigene Gegend im Organismus einnimmt. Als zwei sich unähnliche Krankheiten können sie einander nicht aufheben, nicht heilen.

Die homöopatische Methode endlich bedient sich, wie schon gesagt, jener einfachen Arzneikörper zur Heilung, deren zufällig am gesunden Menschen gefundene oder geflissentlich nachgesuchte Wirkungen denjenigen aussergewöhnlichen Symptomencomplex möglichst ähnlich zur Schau stellen, welchen die zu heilende Krankheit präsentirt. Abgestossen von den zahllosen Erklärungsweisen, welche Hahnemann im Jahre 1790 bei Uebersetzung der Cullen'schen Arzneimittellehre unter dem Artikel Chinawirkungen fand, kalkulirte er so lange, bis der Gedanke, dass die China deshalb Wechselfieber heile, weil sie im Stande ist, ein solches Fieber an emfindlichen, wie wohl sonst gesunden Personen zu erzeugen, durch Wahrheiten belegt war. Von diesem unansehnlichen Keim an hat sich die Sache weiter entwickelt, allein erst im Jahre 1796 hat

Hahnemann im Hufeland'schen Journale (Band 2 Stück 3) einen Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen mitgetheilt und von da an unausgesetzt bis zum Jahre 1809, angeregt, wie wir wissen, von jenem genialen Redacteur und Docenten selbst, diese Fortbildungsweise beibehalten, bis die schon früher angeführten grösseren Lebenswerke die endgültigen Resultate des schon damals hartnäckig geführten Kampfes bezeichneten.

In diese Epoche fallen:

1) Sind die Hindernisse der Gewissheit und Einfachheit der practischen Arzneikunde unübersteiglich. Bd. 4. St. 4. 1797.

2) Eine plötzlich geheilte Kolikodynie. Bd. 3. St. 1. 1797.

3) Gegenmittel einiger heroischer Gewächs-Substanzen. Bd. 5. St. 3. 1798.

4) Einige Arten anhaltender und nachlassender Fieber. Bd. 5. St. 19.

5) Einige periodische Krankheiten und Septimanen. B. 5. S. 45.

6) Monita über die drei gangbaren Curarten vom Herausgeber des Arzneischatzes. Bd. 11. S. 4. 1801.

7) Ueber die Macht kleiner Gaben der Arzneien überhaupt und der Belladonna insbesondere. Bd. 13. S. 2. 1801.

8) Fragmentarische Bemerkungen zu Brown's *elements of medicine* von S. Hahnemann. Bd. 5. S. 2. 1801.

9) Heilkunde der Erfahrung. Bd, 22. S. 3. 1806.

10) Fingerzeig auf den homöopathischen Gebrauch der Arzneimittel in der bisherigen Praxis. B. 26. S. 2. 1808.

Vergessen wir nicht, dass unser Lykurg in den eben genannten Artikeln die Gründe darlegte, weshalb er von der bis dahin gebräuchlichen Bahn, Arzneien zu prüfen, abwich. Als einer der besten Chemiker seiner Zeit wusste er auch am besten, dass diese Wissenschaft über die Kräfte durchaus nicht aufzuklären berechtigt war. 52 Jahre später vertrat der zersetzende Griesselich auf seinem Wege der Entwickelungsgeschichte der specifischen Heilkunst dieselbe Ansicht. „Das passt noch heut zu Tage, sagte er, wenn auch die Chemie jetzt ein ganz anderes Ansehen hat, wiewohl sie gerade in ihrem neuesten Kleide die alten Ansprüche auf Herrschaft in der Heilkunst erhebt." Befragen wir endlich die Gegenwart, so lautet die Antwort noch ebenso. Man hat einsehen lernen, dass sie nun und nimmermehr den Stoffwechsel nachzuahmen oder zu

beherrschen, sondern lediglich nur ihn begreiflich zu machen und zu zeigen vermag, auf welche Weise und mit welchen Mitteln man in denselben eingreifen kann. Die einzigen Gerechtsamen, die wir ihr zuerkennen müssen, bestehen darin, dass sie den Arzneischatz bereicherte, indem sie neuere, energischere Mittel einführte, unsichere beseitigte und sich dem Streben der Homöopathie nach Vereinfachung anschloss, endlich vor allem Andern, dass sie in diesen Tagen, eng verschmolzen mit der Physik und namentlich der Optik, Existenz, Lebens- und Wirkungsfähigkeit der Arzneikräfte (Potenzen in den unendlich repartirtesten Verhältnissen) nachwies, mithin die so oft lächerlich gemachte Posologie plötzlich zu Ehren brachte. Die glänzenden und überraschenden Resultate, welche die beiden berühmten Heidelberger Naturforscher, Bunsen und Kirchhoff, bei ihren Untersuchungen über den Gehalt der Sonnenatmosphäre erzielten, sind unwiderlegbare Symptome der herrschenden Verwitterung der einstigen Lehren.

Ebenso wenig sind die sinnlichen äusseren Merkmale und die botanische Verwandtschaft für Hahnemann nicht der Weg zur Erkenntniss der Arzneikräfte, indem z. B. das Bittere von sehr verschiedener Natur sein und in jeder Pflanzenfamilie die verschiedensten Stoffe vorkommen, ja, in einer und derselben Gattung sich solche Verschiedenheiten zeigen können, dass von der botanischen Verwandtschaft nicht zum Voraus auf Arzneiverwandtschaft geschlossen werden kann.

Durch Prüfen am gesunden Körper, sorgsame Beobachtung Vergifteter und geringfügig Kranker, denen Hausmittel oder Arzneien in unpassender oder zu grosser Gabe verabreicht worden waren, rieth Hahnemann, den Grundcodex zu vervollständigen, vermöge dessen man Krankheiten zu überstimmen, zu vernichten oder zu heilen vermöge. Heile Aehnliches mit Aehnlichem (*Similia Similibus curantur*) wurde sein Loosungswort als Lehrer.

Das wirklich passende Mittel nannte er ein specifisches und wollte damit darauf hingewiesen wissen, dass es Namen und Würde erhalten, weil es eben eine Reihe specifischer Krankheitssymptome nach der Einverleibung am Gesunden entwickelt habe, welche eine vorliegende Krankheit deckten. Hierbei unterschied er sich aber auffallend von den Schrifstellern der älteren Medicin. Diese begriffen unter einer specifischen Krankheit eine solche, welcher ein ganz bestimmter un-

wandelbarer Charakter zukommen sollte, der sich jedoch unter verschiedenen Formen kund geben durfte. So erklärten diese Skropheln, Gicht, Syphilis etc. als dahin gehörend und stellten ihnen abgeschlossene Mittel entgegen, die allen ihren Gestalten, Zeiträumen etc., kurz, nach allen möglichen Abänderungen und Individualitäten gewachsen sein sollten. Sie wurden viritim durchprobirt, bis der Wissensschatz erschöpft war.

Gerade ganz entgegengesetzt war Hahnemann's Richtung; während jene ihre specifischen Krankheiten und specifischen Mittel verallgemeinerten, ordnete er das Allgemeine dem Besondern unter, mit einem Worte,er specialisirte und individualisirte und fasste das Specifische der älteren Medicin nicht als etwas Generelles, sondern als etwas ganz Specielles auf. Er betrachtete weder die Krankheiten in ihren Erscheinungen, noch die Arzneien in ihren Wirkungen als etwas in der Weise Abgeschlossenes, dass man sie, wie Naturkörper, nach Familie, Gattung und Art charakterisiren könne, sondern bei ihm war Alles individuell und speciell, alles Einzelne fasste er nach Charakter und Form in seiner Eigenthümlichkeit oder Eigenartigkeit auf. Zufall und Vermuthung waren ihm also nicht die Leitsterne zur Aufsuchung des passenden Mittels, welches den einzelnen Krankheitsfall nach allen seinen Eigenthümlichkeiten deckte, sondern wohlerwogene Gründe, und eben deshalb nannte er seine Heilmethode mit einem separat ersonnenen Motto „Lehre von den rationell-specifischen Mitteln", um anzudeuten, dass die Reden über die Anwendung sogenannter specifischer Mittel, welche sich auf die Vorstellung vom sogenannten Krankheits-Wesen gründen, als irrationelle unhaltbar wären, und zwar so lange, bis diese Mittel auf ihre reinen Wirkungen geprüft sind, wonach sie erst als *Specifica similia* anwendbar würden.

Gehen wir nun zu den Arzneien über, welche nach ihren reinen, d. h. an Gesunden beobachteten Wirkungen in ähnlichen Krankheitszuständen mit Erfolg angewendet wurden, so haben wir von ihnen zuerst zu erwähnen, dass Hahnemann sie identisch mit krankheitserregenden Potenzen erklärte, als Potenzen, welche eine ähnliche Gegenkrankheit im Organismus künstlich zu erzeugen und dadurch die ähnliche natürliche Krankheit aufzuheben und zu vernichten im Stande sind. Oft nannte er sie auch „Gegenkrankheitspotenz" und ertheilte ihnen

von vorn herein eine doppelte Wirkung, eine direkte und indirekte (Erst- und Nachwirkung).

Jede auf das Leben einwirkende Potenz, jede Arznei (sagt er im Organon) stimmt die Lebenskraft mehr oder weniger um, erregt eine gewisse Befindensveränderung im Menschen auf kürzere oder längere Zeit. Man benennt sie mit dem Namen Erstwirkung. Sie gehört, obgleich ein Produkt aus Arznei- und Lebenskraft, doch mehr der einwirkenden Potenz an. Dieser Einwirkung bestrebt sich unsere Lebenskraft, ihre Energie entgegenzusetzen. Diese Rückwirkung gehört unserer Lebenserhaltungskraft an, eine automatische Thätigkeit derselben, Nachwirkung oder Gegenwirkung genannt. Bei der Einwirkung der künstlichen Krankheitspotenzen (Arzneien) auf unsern gesunden Körper scheint sich diese unsere Lebenskraft blos empfänglich (receptiv, gleichsam leidend) zu verhalten und, so zu sagen, wie gezwungen, die Eindrücke geschehen zu lassen, dann aber sich gleichsam wieder zu ermannen, und dieser in sie geschehenen Einwirkung (Erstwirkung) *a.* wenn es davon ein Entgegengesetztes giebt, den gerade entgegengesetzten Befindungszustand (Gegenwirkung, Nachwirkung) hervorzubringen in gleichem Grade, als gross die Einwirkung (Erstwirkung) der krankhaften oder arzneilichen Potenz auf sie gewesen war, und nach dem Maasse ihrer eigenen Energie; oder *b.* wo es einen der Einwirkung grade entgegengesetzten Zustand der Natur nicht giebt, scheint sie sich zu bestreben, sich zu indifferenziren. d. i. ihr Uebergewicht geltend zu machen durch Auslöschen der von Aussen (durch die Arznei) in ihr bewirkten Veränderung, an deren Stelle sie ihre Norm wieder einsetzt (Nachwirkung, Heilwirkung).

Wenn die Arznei qualitativ und quantitativ richig gewählt ist, so geht sie in der Krankheit mit der ihr eigenen Wirkung unter. Nichtselten machen sich aber eigenthümliche Arzneiwirkungen bemerkbar, homöopathische Verschlimmerungen, und diese geben zu erkennen, dass etwas im Quantum oder Quale versehen worden ist, oder die Individualität des Kranken auf besondere Weise gegen das Verfahren Opposition bildet, Idiosynkrasien herauskehrt, eine Erscheinung, die wir ja auch bei Gesunden zu beobachten Gelegenheit haben.

Hahnemann stiess auf sie ein Jahr nach Auffindung des „neuen Principes“ und machte seine Ansicht darüber in Hufeland's Jour-

nal Bd. 3, S. 3, 1797 bekannt: „Ein Schriftsetzer bekam ungeheuren Bauchschmerz, welcher von Zeit zu Zeit wiederkehrte und keiner Hülfe weichen wollte, bis er, von der Aehnlichkeit der Erscheinungen geleitet, *Veratrum album* gab. Der Kranke bekam 4 Pulver, jedes zu 4 Gran, jeden Morgen eine Gabe; er nahm aber jeden Tag zwei, worauf die „künstliche Nervenkolik",wie Hahnemann sie nennen möchte, sich so steigerte, dass der Kranke, wie er selbst sagte, mit dem Tode kämpfte. Gleich darauf trat aber dauernde Heilung ein.

Dieser Vorfall gab ihm nun Veranlassung, die Gabe, um sie nicht in das Uebermaass verfallen zu lassen, immer mehr und mehr im Bezug auf Masse und Darreichungszeit abzubrechen, damit ja der Gegenkrankheit vorgebeugt werde und leitete ihn so nicht allein zu den ungemeinen Verdünnungen, sondern auch zu der Annahme, dass durch die nach einem bestimmten Systeme erdachte und ausgeführte Verdünnungs- und Schüttelungsmanipulation, Kraftsteigerung und Kraftentwickelung sich gebäre.

Solche homöopathische Verschlimmerungen — wenn anders sie nur kleine ungewohnte, aber in die projektirte Symptomengruppe passende Beschwerden hervorriefen und vom Kranken gern als Verstärkung ihrer eigenen Krankheit angesehen wurden — pflegte er in der, oder den ersten Stunden und bei grossen Gaben nach mehreren Stunden zu erwarten, wie eine Art Regel aufzufassen und namentlich in acuten Krankheiten als eine gute Vorbedeutung anzusehen. Hierbei wusste sein Scharfsinn Gaben- und Mittelhintergehung, Fehler der Leibesordnung, Leidenschaften, wirkliche Steigerung der Krankheit und endlich Beschleunigung oder Verstärkung der schon eingeleiteten oder nahen Krisen auf das Deutlichste zu trennen.

Unter Anderm macht Hahnemann auch darauf aufmerksam, dass bei Arzneiversuchen hauptsächlich nur Erstwirkung entstehe. Nachwirkung stelle sich auf kleine Gaben gar nicht, auf mässige nur selten oder fast nie ein. Nur die narkotischen Arzneien, welche in der Erstwirkung theils „die Empfindlichkeit, oder Empfindung, theils die Reizbarkeit hinwegnehmen", pflegen auch in mässigen Versuchsgaben öfters eine erhöhte Empfindlichkeit, und eine grössere Reizbarkeit in der Nachwirkung merkbar zu machen.

Einige Arzneien haben das Eigenthümliche, dass manche Erstwir-

kungen anderen Symptomen, welche theils vorher, theils erst nachher erscheinen, zum Theil oder, in gewissen Nebenumständen entgegengesetzt sind; er nannte diese Erstwirkung „Wechselwirkung“ und nahm von ihr an, dass sie nur den Wechselzustand der verschiedenen Wirkungsparoxismen der Erstwirkung bildete.

Wenige Jahre nach Einführung dieses Heilverfahrens, also eines Verfahrens, wo er sich, um eine Krankheit zu heilen, desjenigen Mittels bediente, welches eine andere, möglichst ähnliche Krankheit erregte, dieses selbst aber durch Verkleinerung und Schüttelung wirksamer gemacht hatte, weil es dem kranken Organismus (der Faser) auf diese Weise mehr Berührungspunkte zur Heilung bot und dem Kranken die Steigerung der künstlichen Krankheit, mithin Beschwerde und Gefahr ersparte — bemerkte er zu seinem Staunen, dass sowohl bei Arzneiversuchen, als auch am Krankenbette Arzneien nicht zu jeder Zeit, unter gerechten Bedingungen und an jeden lebenden Menschen wirken wollten, oder auch auf der anderen Seite eine erhöhte Reizempfänglichkeit für alle oder auch nur für besimmte Arzneien stattfand.

Im ersteren Falle rechnete er diese Erscheinung einem betäubten Zustande der Nerven zu, welcher beim Kranken die Beschwerden nicht zu der deutlichen Wahrnehmung kommen liess, und meinte, er sei selten in chronischen, häufiger aber in acuten Krankheiten vertreten. Um diesen Zustand, welcher einer Lähmung des Gemeingefühls gleich zu achten wäre, zu heben und die eigentlichen Krankheitserscheinungen zum Vorscheine kommen zu lassen, gab er Opium oder wendete auch den Messmerismus an.

Im letzteren Falle hielt er früher angewandten, unzweckmässigen Arzneigebrauch und seit längerer Zeit bestehendes oder ererbtes Siechthum als Hemmungsgrund. Vermochte endlich die kräftigste Constitution und beste Lebensweise neben der vorsichtigtigsten Anwendung des raffinirtesten Mittels nicht den Sieg zu erringen, so hielt er dafür, dass in den meisten Fällen in einem nicht selber geständigen vormaligen Krätzausschlage nur gar zu oft die Ursache zu suchen sei und wusste durch die subtilsten Spuren die von Zeit zu Zeit sich zeigten, wie einzelne Krätzbläschen, Flechten etc. die Untrüglichkeit seiner Ansicht aufrecht zu erhalten.

Diesen vom flüchtigen Beobachter nie erkannten, vom Kranken

nicht geahnten und noch viel weniger nachgewiesenen inneren Feind nannte er Psora (innere Krätzkrankheit mit oder ohne ihren Hautausschlag) und erklärte sie für die älteste, allgemeinste, verderblichste und dennoch am meisten verkannte chronisch-miasmatische Krankheit. Alle Ausschläge, die in den Büchern Moses erwähnt werden, nannte er Psora. Die verschiedenen Formen des Aussatzes im Alterthume und im Mittelalter führt er auf sie zurück, eben so das St. Antonius-Feuer. Bäder, Reinlichkeit etc. hatten zu Ende des 15. Jahrhunderts bewirkt, dass die Lepra nur noch in der Gestalt des gewöhnlichen Krätzausschlages auftrat; unsere jetzige Krätzkrankheit war für ihn im Aeusseren geminderte Lepra und in dieser Form sollte sie durch Schwefel, Blei, Bäder etc. leicht von der Haut zu treiben und dadurch das Uebel zu verschlimmern sein, indem es im Innern fortwuchs. Die jetzige Psora war ihm Ursache von wenigstens sieben Achteln aller vorkommenden chronischen Siechthume; das andere Achtel rührte von Syphilis oder Sykosis oder von Vermischung dieser beiden, oder einer derselben mit Psora, oder aller drei her.

Die Ansteckung mit Krätze und Syphilis liess er so vor sich gehen, wie die der acuten Ausschläge. Sie geschehen nach ihm ohne Zweifel in einem einzigen überaus günstigen Augenblicke. Der am Eingangsorte zunächst gelegene Nerv, welcher das Miasma zuerst ergriff, theilte es den Nerven des übrigen Körpers schnell, unsichtbar und dynamisch mit. Der wirkliche Ausbruch erfolgte nach mehreren Tagen unter Erscheinungen von Fiebern, worauf der Körper sich der Schädlichkeit durch Ablagerung eines Produktes an dem Eingangsorte zu entledigen strebte; so entsteht denn auf der Haut die Krätze, an den Genitalien, der Schanker.

Hat der Ansteckungsstoff gehaftet, so nützt alles Reinigen der Stelle nichts, welche die Vermittelungslokalität dargeboten hatte, denn der ganze Körper ist schon vom Krankheitsstoffe gesättigt. Dies war auch der Grund, weshalb Hahnemann den Ausdruck: „Zurücktreiben der Krätze" in den Körper für einen ganz falsch gewählten erklärte, denn der Ausschlag war nach ihm nur die einzelne Erscheinung derselben, d. h. das die innere Psora „beschwichtigende" Hautsymptom, wodurch die Psora mit ihren secundären Uebeln gleichsam latent und gebunden erhalten wird.

Die Heilung durch innerliche specifische Arzneien geht am schnellsten vor sich, wenn die Psora noch in Besitz ihres Hauptsymptomes ist. Thäte man nichts gegen sie, so sollte sie sich schnell im Innern vergrössern und ebenso der Ausschlag wachsen: welch letzterer das eigenthümliche Uebel beschwichtigte und den Menschen scheinbar gesund erhielt. Die furchtbare Qual des Juckens treibe aber mit der Zeit den Leidenden Hülfe zu suchen und das auf die mannigfaltigste Weise errungene Wegtreiben der äusseren Erscheinung vernichte das gleich einem Leuchtthurme die allein sichere Bahn anweisende Symtom und verbanne den eigentlich verderblichen Process in die inneren Organkreise.

Um die schlummernde Psora bei denen kennen zu lernen, wo sie sich weder durch den Ausschlag selbst noch durch die Erinnerung an denselben dokumentirt, räth Hahnemann auf folgende kleine Merkmale stets ein wachsames Auge zu haben: dann und wann ein Blüthchen auf der Haut, Muskelhüpfen, zuweiligen Abgang von Spulwürmern und Askariden, Gesichtsblässe, Muskelschlaffheit, öftere Katarrhe und Einschlafen der Glieder, so wie Klamm in den Muskeln der Gliedmaassen, leichtes Verheben der Glieder, Schuppen auf dem Kopfe, Zucken der Glieder beim Einschlafen, Mundgeruch, Frühübelkeit, Heisshunger, Appetitlosigkeit u. dgl. unbedeutend scheinende Krankheitszeichen mehr.

Trotz ihnen kann aber der Mensch sich noch wohl fühlen. Plötzlich kommen aber äussere weckende Einflüsse, es tritt ein heftiger Anstoss von Krankheit ein, eine Kolik, eine Entzündung, ein Fieber etc., oder der Mensch fällt, bricht ein Bein, es erfolgt eine schwere Niederkunft u. s. w., da erwacht die schlummernde Psora und zeigt sich durch besondere Erscheinungen (deren er in Menge mittheilt) „in ihrem Uebergange zur Bildung schwerer Uebel“; diese Erscheinungen sind verschieden nach der Individualität des Kranken, nach seiner Erbanlage, Moralität etc. Selbst der Wiedereintritt des Ausschlages ändert an der einmal entstandenen Krankheit nichts und macht sie nicht heilbarer.

Gar nicht selten hinterlassen grassirende Krankheiten, Nachwehen oder Nachkrankheiten; auch sie sind seiner Ansicht gemäss stets psorischen Ursprungs. So trifft es sich, dass nach Verlauf von Pocken, Masern, Typhus etc. der Körper so erschüttert ist, dass die seither

schlummernde Psora neu erwacht. Dann treten in der Reconvalescenz krätzähnliche Ausschläge ein (die von einzelnen Autoren wiederholt mit mit den Namen Scabies spontanea bezeichnete Erscheinung nennt Hahnemann ein Unding, da Krätze nur durch Anstecken erfolgt) oder es stellen sich andere chronische Leiden ein; gegen diese auflodernde Psora muss dann besonders eingeschritten werden.

Noch haben wir hier eine Krankheitspecies zu erwähnen, die Hahnemann der Idee der latenten Psora zu Liebe nicht näher erforschte, obschon er einsah, dass sie auf einen andern Grund und Boden wurzelte und gar nicht selten einer antipsorischen Kur spottete. Es waren dies die angeborenen und angeerbten Krankheiten, Keimkrankheiten, die er, obgleich sie eine solche Einkerkerung durchaus nicht vertrugen, dennoch mit in den weichen nachgiebigen Boden der Psora einpflanzte und mit den ganz unpassenden Namen „uneigentlich chronische Krankheiten“ belegte. Um sie jedoch näher zu definiren, stellte er das Axiom auf, das die eigentlich chronisch-psorischen Krankheiten von der Natur nicht besiegt werden, nicht einmal die reine, ursprüngliche Psora mit ihrem Auschlage von derselben bezwungen werden könne; hingegen die uneigentlichen, entstanden durch schlechtes Leben etc. von selber vergingen, wenn anders nicht der Psorafeind schon im Hintergrund lauere und das festhalte, was Trunk, Fresserei, Ausschweifung, Gemüthsaffecte veranlasst hätten.

Hahnemann hatte schon früher in seiner Arzneimittellehre eine Anzahl von Mitteln, welche vollständig und umfassend geprüft waren, und deren Arzneierscheinungen eine Anzahl häufig vorkommender Krankheitsformen entsprachen mit dem Namen *Polichreste* belegt. Dahin gehörten z. B. Nux vomic., Ignatia, Chamom., Rhus. Pulsatilla.

Um jedoch die oft willkürlich und unwillkürlichen verdrängten oft ererbten Hauptgegner der menschlichen Wohlfahrt und der unterbrochenen Heilung auszurotten, um die Psora, Sykosis (Feigwarzenkrankheit) und Syphilis beschwichtigen zu können, führte Hahnemann die *antipsorischen* Mittel nachträglich in das Treffen vermied es jedoch, eine bestimmte abgegränzte Rubrik für sie anzugeben und nannte nur die in den einzelnen Dogmen seiner Lehre so, welche sich als hülfreich erwiesen hatten, wenn auch die Symtomenähnlichkeit momentan nicht auf sie hingewiesen hatte, wohl aber Suspect oder Nachweiss sie als

rathsam erscheinen liessen. Unter ihnen spielte aber vor allen der Schwefel die Hauptrolle. Dann Merkur, Bryonia, Rhus, Hep. sulf. calcar. wenn es der Psora; Merkur, wenn es der Syphilis; Thuya und Salpetersäure wenn es der Sykosis galt. Bei alledem wurden die einzelnen Mittel nicht etwa für eine bestimmte Kategorie abgekapselt, sondern wurden in den Trancheen aller, dem Vorhaben nach zeitgemässen Gutdünken, benutzt.

Des Zusammenhanges wegen haben wir endlich noch auf die sogenannten Zwischenmittel einzugehen. Auch sie verdanken ihren Ursprung hauptsächlich der Lehre von den chronischen Krankheiten und vornehmlich der angeblichen Eigenschaft der sogenannten antipsorischen Mittel, dass sie in der Regel nicht wiederholt werden sollen, ehe nicht durch ein Zwischenmittel die Empfänglichkeit für das schon einmal gegebene Mittel wieder hergestellt war. Sie sind bei Behandlung langwieriger Krankheiten wegen Eintritts dazwischen laufender Uebel oft nöthig und stören an und für sich nicht.

Zum allgemeinen historischen Lehrbeschreibungsgang der Psora haben wir endlich noch nothwendiger Weise hinzuzufügen, dass Hahnemann bis zum Ende des Jahres 1816 den täglichen Genuss des Kaffee's als den Verkümmerer natürlicher Krankheiten auffasste. Schon 1803 hatte er ein Schriftchen herausgegeben, welches „den Kaffee in seinen Wirkungen nach eigenen Beobachtungen" schilderte. Als er wenig Jahre später unausgesetzt prüfte und an seinen und der Seinen Lebensordnung alles entfernt hatte, was einen gegenarzneilichen Reiz abzugeben schien, mithin auch den Kaffee, dünkte es ihm, dass dieser, der zu der Zeit schon das allgemeinste Getränk in der Diät der Menschen war, jeder neuen Krankheit einen eigenthümlichen Charakter aufdrückte und je nach der Individualität des kranken Subjects als nach der Art des Leidens eine Krankheit neuer, aber nicht mehr natürlicher, sondern künstlicher Art erzeuge. Indessen schon im folgenden Jahre 1817 warf er diese Idee wieder um und schob jenen grossen Fund unter, den er eilf Jahre später erst der Welt öffentlich bekannt machte.

Es erübrigt uns noch ein anderer Widerruf, der gleichfalls an diesem Platze unbedingt angeführt werden muss. Im Jahre 1830 theilte er nämlich der Versammlung homöopatischer Aerzte mittelst eines Schreibens die grosse Entdeckung mit, dass zur sichern

Heilung chronischer Lungenkrankheiten ein grösseren Reiz zwischen den Schultern, hervorgebracht durch ein Pechpflaster, von wesentlichen Nutzen sei. Schon im folgenden Jahre nahm er jedoch dieses Paupertätszeugniss der uneigentlichen chronischen Krankheiten wieder zurück, weil er sich indess von der Nutzlosigkeit desselben vollkommen überzeugt hatte.

Eingedenk des Versprechens einen vollständigen, wenn auch flüchtigen Carton der Fundamentallehre zu liefern, wenden wir uns ferner zu seiner Gaben- und Potenzentheorie", die wir wiederholt schon mehrmals zu tangiren genöthigt waren.

Beide haben im Laufe der Zeit unendlich viel lebhafter zum Stichblatte gedient, als das eigentliche Schiboleth der Homöopathie: „Similia similibus curantur" selbst und zwar einestheils, weil der Schöpfer der Lehre sie nicht vom Docentenstuhle herab, der zu der Zeit allein die Weihe der Kraft besass, verkünden und vertheidigen konnte, anderentheils, weil er seinen Uebertritt und seine Anerkennung des Minimi nicht grell, wie es ihm nach und nach die Erfahrung lehrte, sondern in unsicheren langsamen Schritten Kund gab, endlich, weil die Naturwissenschaften dem Gremium der Gelehrten noch nicht jene gewaltigen Hebel boten, die das fortschreitende 19. Jahrhundert gewährte, und deren Resultate Hahnemann nicht allein ahnte, sondern auch seinen Scholaren, hier umschleiert, dort offenbar verkündete.

Bis zum Jahre 1801 hatte unter den Jüngern Aesculaps nie bei den Arzneigeben der systematische Versuch geherrscht, man hatte viel mehr mit Qualität und Quantität und ohne alle Verantwortung laborirt, ohne zu bedenken, dass jede Krankheit etwas Sonderliches und Eigenheitliches habe, was auffallende Producte zum Vorschein bringe. Ausserdem war man auch noch nicht zu der Ueberzeugung gekommen, dass, je heftiger eine Krankheit sei, um so mehr die Empfänglichkeit des Organismus für heterogene Reize abnehme, dafür aber die für gleichartige wachse.

Unser Reformator war deshalb kaum mit sich über die Qualität einig, als er der Quantität furchtlos seine Kräfte und oft schon precär gewesene Existenz zu opfern begannn. Folgen wir der Geschichte als Wegweiser so ergiebt sich, dass er durch Behandlung jener Kolykodinie 1797 zuerst auf die Schädlichkeit der modernen Gaben geleitet wurde.

1801 äusserte er sich schon schriftlich über den Werth kleiner Arzneigaben und wandte gegen den damals bestehenden Scharlach Opium-Tinktur einen Tropfen mit 500 stark gewässerten Weingeistes innig gemischt, an, von dieser Mischung liess er wieder einen Tropfen in 500 Weingeistes gleicher Kategorie fallen, sorgfältig untereinander schütteln, und reichte von dieser Verdünnung einem 4jährigen Kinde 1 Tropfen, einem 10jährigen aber 2, indem er diese Gaben für überflüssig zureichend erklärte. Bei noch kleineren Kindern wandte er noch kleinere Mengen an, nämlich einen Tropfen der 2. Verdünnung in 10 Theelöffeln Wassers und hiervon zur Gabe 1 bis höchstens 2 Theelöffel.

Als Vorbeugungsmittel gegen den zur Zeit wie gesagt herrschenden Scharlach, empfahl er die Belladonna (ein Verdienst, dass ihm später viele Allöopathen streitig machen wollten. Er nahm hierzu den an der Luft abgedunsteten Saft seines Krautes, lösste einen Grad davon in 300 gewässerten Weingeistes und nannte die durch fleissiges Schütteln gewonnene Arznei starke Belladonnaauflösung. Hiervon nahm er wieder einen Tropfen zu 300 gleichen Weingeistes, nannte dies mittlere Bellad.-Auflösung und verfertigte von dieser unter denselben Bedingungen die 3. schwache Bellad.-Auflösung. Von allen diesen Verkleinerungen forderte er, dass die zertheilte Gabe nicht auf Zucker noch im schlichten Löffel gegeben werde, sondern in Wasser geschüttet und tüchtig umgerührt.

Aus allen dem Gesagten leuchten zu jener Zeit folgende Pläne hervor: 1) wollte er lediglich blos verkleinern; 2) wandte er das hier zum erstenmale vorgeschriebene Schüttelverfahren nur an, um der lebenden Faser möglichst viel Berührungspunkte zu geben; 3) wollte er eine Theilung in bestimmten rythmischen Proportionen empfohlen wissen, wenn er auch die sogenannte Centesimalscala noch nicht unterlegte; 4) endlich wollte er die innige Mischung mit unarzneilichen Vehikeln an Stelle der werthlosen nach Gutdünken zugesetzten Syrupe und anderer vertheuernden Ballaste geltend machen.

Mit Erscheinen seiner Schrift: „Heilkunde der Erfahrung 1805, noch mehr aber mit der ersten Auflage des „Organon", also im Jahre 1810, nimmt seine Belehrung über die oben erwähnten Thesen etwas mehr Klarheit an, wenngleich er hier auch noch nicht von dem sogenannte Potenziren der Arzneien spricht. Als ein Hauptgesetz stellt er in letzteren

Werke (Satz 242) auf: „dass die zur Aufhebung einer natürlichen Krankheit möglichst angemessen gewählte Gegenkrankheitspotenz (das Heilmittel) nur so stark einzurichten sei, dass sie nur so eben zur Absicht hinreiche, und durch unnöthige Stärke den Körper nicht im mindesten angreife“, und zwar, nachdem er schon früher gesagt hat (Satz 132) „fast keine Gabe des hom. gewählten Heilmittels könne so klein sein, dass sie nicht stärker wäre, als die natürliche Krankheit, nicht im Stande, sie zu besiegen“, also „die kleinsten Gaben als der Krankheit jederzeit gewachsen“ erklärt hat. Welche Verdünnungen er im Auge hatte, sagte er chiffrirt nicht genau, aus seinen Werken (Belehrung über das herrsch. Fieber 1809. Heilart des Spitalfiebers 1814, R. Arzneimittel. Bd. 2. S. 32) ersehen wir aber, dass er gern mit denen von der 6. bis zur 18. manipulirte, ja von einzelnen höher gegebenen Verdünnungen zu tieferen wieder herabschritt, weil er sie in dieser „hinreichend“ dienlich fand, also das Risico heftig entwickelter Gewalt bei höher entwickelter Verdünnung umgehen wollte.

Ebenso wenig sagte er bestimmt an, bei welchen Grenzen der Stoff, der auch in sehr kleinen Arzeneigaben noch vorhanden sei, seine durch Verdünnen und Schütteln besser verbreitete Wirksamkeit auf die Faser einbüsse und gab als Grund an: dass, weil die Arzneien selbst an Kraft so verschieden wäre, das Ende nicht abzusehen sei.

Der eigentliche Grund, weshalb er jedoch keine Scala verfertigte noch ein sicheres Ziel absteckte, mag wohl gewesen sein, dass er von den riesigen physikalischen Fortschritten, welche eben jene Zeit durch einen Spallazani, Volta, Arago, Fresnel, Biot, Alexander Young, Fourrier, Watt lieferte und die der literarisch und sprachbewanderte Strebende und Kämpfende viel eher gekannt und geprüft hatte, als gar mancher in diesen Fächern lehrende Universitätsdocent — plötzlich jene Hülfe und jene Erledigung zu erhalten hoffte, die Schlag auf Schlag die Jetztzeit liefert.

Höchst wahrscheinlich beruht auch hierauf sein immerwährendes Schwanken, welches ihn in diesem Lehrabschnitte bis zu seinem Lebensende begleitete. Ueberspringen wir nämlich einen Zeitraum von 10 Jahren in welchem sich seine Lehrmethode blos auf häusliche Doctrin und Briefe reducirte und halten wir uns erst an die 2. Auflage der R. Arzneimittellehre (1822) und noch mehr an die chronischen

Krankheiten 1828, so finden wir mit der ausgeprägten Potenztheorie zwar auch die Gabe monopolisirt, aber dennoch diese fortwährend, hier bald in kleinen Gelegenheitsschriften gedruckt, dort brieflich, da mündlich überliefert, mit Widerrufsklauseln beeinträchtigt, so dass die Potenz (X) „nach tausend anderen Versuchen die zweckmässigste der Arzneigaben“ wie der Regulator einer Uhr nach eigener und fremder Erfahrung, eigenen und fremden Bestrebungen retard und avance gestellt, erscheint.

Ausgeprägt nannten wir die Potenztheorie, weil er in den angezogenen Werken die einzelnen Stadien der Entstehung, nämlich, dass: trotz der Massenverminderung durch innige Vermischung mit einem unarzneilichen Körper wahre Steigerung des Arzneivermögens, wahre Vergeistigung der inwohnenden dynamischen Kraft (deshalb statt Potenztheorie auch Dynamisation), wahre Enthüllung und Lebendigmachung ihres arzneilichen Geistes, ganz unvergleichbar den Zahlenbrüchen“ entstehe, damit entgültig privilegirte, dass er die Fanatiker, wie die bedächtig Uebergesiedelten darauf anwiess, bei den Verdünnungen, wie Verreibungen das Contesimalverhältniss „eine Vereinigung und gleichartige Vertheilung in wenig Augenblicken“ einzuhalten und bei ersteren 10 kräftige Armschläge bei letzteren einstündiges unausgesetztes Reiben als Modus anzuwenden und dass er von da an selbst jeden einzelnen Scalentheil des Mittels mit dem Ausdruck Potenz*) belegte

Ein Resumé der ganzen, hier natürlich nur schablonenartig aufgestellten Lehre, da der fernere Lauf der Geschichte jedes einzelne Glied separat zu betrachten hat, ergiebt also, dass Hahnemann:

das Aehnlichkeitsgesetz als allein Heilung erzielendes;

die Arznei nur systematisch verdünnt und verrieben als ein mit sicherer Wirkung ausgestattetes und dann der Faser die meisten Berührungspunkte bietendes,

das Minimum derselben X (mit seltenen Ausnahmen) als am

*) Die Decillion Verdünnung, bezeichnete er stets mit der römischen Ziffer X, abwärts war 1000 IX die 29ste, 100 IX die 28ste etc. Steht die X, so ist sie jeder Zeit mit der 3 also zu multipliciren. 1, 2 oder 3 Ziffern über der Zahl deutet die Zahl der gegebenen Streukügelchen an.

meisten zweckentsprechendes und nur nach Erlöschung der Heilkraft zu wiederholendes oder veränderndes,

endlich die Psora als die meisten Krankheiten erweckendes Wesen

anerkannt wissen wollte und mit diesen einleuchtenden Gesetzen eine neue Periode in der Geschichte der Medizin in das Leben rief, welche erst kommende Gesetzlehrer, gedrängt durch die sicher nicht ausbleibende Macht der Ueberzeugung, sanktioniren werden!

Entfaltung der Homöopathie bei Lebzeit des Begründers.

Bei der Biographie Hahnemann's erwähnten wir schon, dass er vom Jahre 1812 an zweimal wöchentlich über sein Organon gelesen und aus der Zahl seiner fleissigen Zuhörer eine Arzneiprüfergesellschaft gruppirt habe, welche den ersten Stamm der homöopatischen Aerzte bildete. In der Vorerinnerung zum 2. Theile der R. Arzneimittell. (1816) führt er sie mit folgenden Worten in die Schwingungen des Lebens ein: Was nun folgendes Arzneisymptomen-Verzeichniss anbelangt, so sind in diesem Theile noch mehrere Beobachtungen von meinen Schülern gröstentheils an sich selbst angestellt. Ihre Namen findet man dabei mit dem Beifügen: „in einem Aufsatze."

Es wird vor allen Dingen nöthig sein, Dieser eingehender zu gedenken, weil Werth und Glaubwürdigkeit einzelner ihrer Arbeiten später sehr in Frage gezogen wurde uud wir benutzen deshalb Franz Hartmann's (des bekannten geachteten Arztes und ehemaligen Redacteurs der Allg. Hom. Zeitung) anerkannt wahrheitsgetreue Berichte aus dem 39 Bande 1850.

Ich bezog, sagte er, mit meinem 18. Jahre 1814 die Universität und wurde durch Hornburg, meinen ältesten Jugendfreund, schon nach einem Vierteljahre in Hahnemann's engeren Freundeszirkel eingeführt.

Wer Hahnemann je gesehen, seine persönliche Bekanntschaft gemacht und ihn nur einmal mit so hoher hinreissender Rede von seiner hochwichtigen Entdeckung im Gebiete der praktischen Medizin sprechen gehört hat, findet es gewiss nicht entfremdend, wenn man, als Neuling in der Medicin, diesen Mann gleich einen Heiligen verehrte und ihm

und seiner Lehre sich fortan unbedingt zu weihen, sich im Stillen gelobte. Ich bin überzeugt, Jeder, der Hahnemann persönlich kannte in damaliger Zeit, pflichtet mir bei und tadelt gewiss mein scheinbar überschwengliches Lob dieses von der Natur mit so ausgezeichneten Geistesgaben versehenen ehrwürdigen Menschen nicht, wenn ich ihn den grössten Geistern unseres Zeitalters in der Medizin zur Seite stelle, ja ihn unter allen als den grössten bezeichne, da kein Arzt neben ihm ein so stichhaltiges Riesenwerk begann und es schon zu einer solchen Vollkommenheit ausführte, dass es sich dreist neben das ältere Heilverfahren stellen kann und es sogar in vielen Stücken schon überflügelt. — Dies gilt von Jetzt, aber schon damals, als ich Hahnemann's persönliche Bekanntschaft machte, war sein Ruf weit verbreitet, und er vollbrachte Heilungen, die an's Unglaubliche grenzten nnd seinen Ruhm immer mehr begründeten. Insbesondere waren es wohl die damals so häufig vorkommenden Arzneisiechthume, deren Heilung ihm um so leichter gelingen mussten, als er sich bei Erforschung der physiologischen Wirkungen der Arzneien stets zum Gesetz machte, auch die Antidote jeder einzelnen Drogue genau kennen zu lernen. Er musste glückliche Heilungen vollbringen, da es ihm klar war, dass seine, im Verhältniss zu den gewöhnlichen Vielgemischen von Arzneien, damals schon kleinen Arzneigaben nichts auszurichten im Stande sein würden, wenn er nicht erst einen mit so grossen Arzneimassen verhunzten kranken Organismus einige Zeit sich selbst überliesse, damit der eigene Lebenserhaltungstrieb wenigstens die Zuvielwirkung der Arzneien einigermassen überwände, um dann das reine Bild der natürlichen Krankhrit schärfer auffassen und dann seine Mittel richtiger wählen zu können. Da nun viele Kranke bei einem solchen indifferenten Verfahren leicht das Vertrauen zu ihm und seiner Kunst verloren haben würden, wenn er nur beobachtend und nicht thätig hätte eingreifen wollen, so musste er sich nothgedrungen zu einer Täuschung des Kranken verstehen, die, so wohlthätig in ihren Folgen, von unendlichen Nutzen sowohl für diesen als für den Arzt war. Sie bestand darin, dass er die Diät auf die sorgfältigste Art anordnete und dem Kranken — *ut aliquid accepisse putet* — blosse Milchzucker- oder Austerschalen-Pulver gab. Während dieses scheinbaren Nichtsthun, änderten sich die Leiden oft schon so zum Vortheile des Kranken, dass dieser nicht den geringsten

Zweifel mehr in die Wirkungskraft so kleiner Arzneigaben setzte und darum mit vollem Vertrauen dem Stifter der Homöopathie sich hingab und gewiss keiner hat diese Hingebung zu bereuen Ursache gehabt. Dass derartige Curen jetzt immer seltener und seltener werden, erklärt sich aus der weit einfacheren Verordnungsweise der allöopathischen Aerzte und aus den weit geringeren Arzneidosen, die sie jetzt gegen damals verordnen, welches Verfahren ihnen fast unbewusst, durch grössere Kenntnissnahme der immer weiter sich verbreitenden Homöopathie, die Nothwendigkeit aufgedrungen hat.

Aber auch in anderer Beziehung musste der von Hahnemann entdeckte und vorgeschlagene Heilweg ein vorzüglicher sein, als der bis dahin gekannte, denn sonst würden nicht Männer wie Hornburg, die erst seit einem Jahre die Medizin zu studiren angefangen hatten, schon im Stande gewesen sein, so eclatante Heilungen zu bewirken. So sehr ich auch Hornburg schätzte und verehrte, so begriff ich doch in meinen zu jener Zeit noch sehr beschränkten Ansichten über Medizin überhaupt, dass dies unmöglich auf die gewöhnliche Weise zugehen konnte. Hornburg war ein sehr offener Kopf, aus niederem Stande, hatte seine Bildung nur dem Lyceo in Chemnitz zu danken, wo er als Chor- und Current-Sänger, zugleich auch durch einige Privatstunden sich so viel verdiente, dass er die nöthigen Schulgelder bezahlen und seinen unbemittelten Eltern eine Wenigkeit für seinen Lebensunterhalt zahlen konnte. Feine Bildung ging ihm ab, denn der Umgang mit höheren und gebildeteren Ständen fehlte ihm ganz und nie, so lange ich ihn gekannt habe, konnte er sich gut über das Gewöhnliche erheben, wenigstens nicht lange, ohne das Drückende seiner Lage zu empfinden, in einem gebildeten Zirkel frei sich bewegen. Trotzdem gelang es ihm durch sein unverwüstliches Unterhaltungstalent zu bestechen und diese schwache Seite von sich lange zu vertuschen, weil er es, wie Keiner, verstand, lächerliche Situationen, Scenen und andere merkwürdige Ereignisse und Erzählungen mit einem Humor und mimischen Darstellungen wiederzugeben und vorzutragen, dass selbst unschickliche Worte, Redensarten und Gesten nicht immer auf die Goldwage gelegt wurden. Wurde später diese Schwäche ruchbar, so stand ihm in seinen glücklichen Heilungen ein Talisman zur Seite, dem Manches zu Gute gehalten wurde. Durch Alles dies gewann er eine Sicherheit und Gewandtheit

in seinem Auftreten, die sich oft bis zum grössten Uebermuthe steigerte, was nicht zu gar selten der Fall war, wenn er, wie dies fast täglich geschah, seinen Spaziergang auf ein nahes Dorf bei Leipzig machte, wo er mit mehren angesehenen Bürgern, ebenfalls täglichen Gästen, zusammentraf und da in der Hitze des Gesprächs unvorsichtige Aeusserungen über die medicinischen Professoren und Medicinal-Beamten, machte, die zwar stillschweigend mit angehört, aber gewiss nicht so verschwiegen bewahrt wurden, wie sich sehr leicht aus der Strenge seines Baccalaureats-Examen entnehmen liess. Dieses Benehmen seiner Examinatoren hätte ihn nun wohl zum Nachdenken und zu grösserer Vorsicht seiner Reden führen sollen, allein sein Feuereifer für die Homöopathie, seine feste Ueberzeugung von der weit grösseren Stichhaltigkeit derselben vor dem älteren Heilverfahren, die Aufmunterung, die er in Hahnemann's Vorlesungen fand, die innige Freude Hahnemann's selbst, wenn er ihm Mittheilungen über das Geäusserte machte, bestärkten ihn um so mehr, die begonnene Umwälzungsbahn zu verfolgen und so wurden seine Reden nur noch dreister und verletzender, zogen ihn den Repuls seines zweiten, des eigentlichen Doctor-Examens, und eine solche Verfolgungswuth zu, dass er bis zu seinem Tode seines Lebens nicht mehr froh werden konnte.

Es war schade um Hornburg, denn mit ihm ging ein grosses und schönes Talent zu Grabe. Er hatte nicht zu viele homöopathische Arzneien, deren er sich bediente, aber diese wenigen kannte er so genau und hatte durch ihre öftere Anwendung ihren Wirkungskreis so scharf auffassen gelernt, dass er mit ihnen weit mehr ausrichtete, als mancher Andere mit einer weit grösseren, aber weniger genau gekannten Zahl von Arzneien. Unter den sogenannten antipsorischen Arzneien machte er nur von *Sulphur*, *Calcar.*, *Silicea*, *Nitri acid.* und einigen wenigen andern Gebrauch. Aber sein praktisches Talent war ausgezeichnet und wohl nur Wenige möchten sich einer gleichen Bevorzugung von der gütigen Mutter Natur rühmen; er bedurfte oft sehr weniger Fragen, um mit sicherem Blick die Krankheit zu erkennen und mit richtigem Tact das entsprechendste Mittel zu wählen. Für ihn schien das Arzt-Geschäft nur ein Spiel zu sein, doch wer ihn am Krankenbette sah, erkannte ungesucht den Ernst, mit dem er sich seiner Kunst hingab und musste ihm darum lieb gewinnen und ihn hochachten.

Mit einer nur ihm eigenthümlichen Schärfe hob er oft das unbedeutenst scheinende Symptom als das für die richtige Wahl des Mittels chrakteristischeste hervor und irrte sich selten; mit dieser Sicherheit konnte er dann allerdings auch die gewagtesten Prognosen aussprechen und die Arzneiverschlimmerung in ihrem Anfang und Ende genau angeben, wovon ich sehr oft Zeuge dewesen bin und eben darum manchen Strauss mit ihm pflückte, um diesen Uebermuth in ihm zu bekämpfen, was jedoch nie gelang, weil er fast nur glückliche Erfahrungen entgegenstellte und die wenigen unglücklichen als Ausnahmen von der Regel ansah. Dasselbe Talent verlangte er aber auch von andern homöopathischen Aerzten und schalt diese faul, die sich es nicht in dem Grade anzueignen vermochten, weil es ihm nie in den Sinn kam zu glauben, dass er darin einen Vorzug vor andern haben könne. — Als Menschen konnte man Hornburg nur lieben und achten, eben so als Freund, denn er war gutmüthig, theilnehmend, offen, zuvorkommend, Rath und Hülfe schaffend im höchsten Grade, und wohl nur die mancherlei bittern Erfahrungen, die Verkennung seines innern Werthes, die Anfeindungen, denen er ausgesetzt war, die immer wiederkehrenden Intriguen, die Gehässigkeiten, die ihm zugeflüstert wurden, gaben den Impuls zu dem in seinen letzten Jahren sich entwickelnden Misstrauen gegen die Menschen überhaupt und selbst gegen seine besten Freunde.

Dies war der Mann, der durch sein Beispiel sowohl als auch dadurch, dass er mich bei Hahnemann einführte, einen solchen Einfluss auf mein ganzes Leben hatte. Vielleicht hätte ich, auch ohne ihn, mich zur Medicin hingezogen gefühlt; sehr problematisch aber wäre es wohl gewesen, ob ich der Homöopathie gehuldigt haben würde, da sie damals den jungen Studirenden nur zum Stichblatte des Witzes diente. Eben so leicht hätte ich aber ein einseitig gebildeter Mensch werden können, wenn ich Hahnemann's Vorschlag befolgt hätte: nur seine Lehre zu studiren, die auf reellem Boden wurzele, während das ältere Heilverfahren gar nichts Sicheres darböte — eine Zumuthung, die er allen seinen Schülern machte die in vieler Beziehung grosses Unheil und manchen seiner Anhänger ins Unglück gebracht hat. Ich sah in Hahnemann's Gesicht die Befremdung, als ich ihm die Frage entgegenstellte: ob es denn wohl gehen würde, sich blos über Homöopathie examiniren zu lassen? Die mancherlei Seitensprünge, die er machte, um der Be-

antwortung dieser Frage, überhoben zu sein, überzeugten mich hinreichend von der Misslichkeit und Unausführbarkeit seines Vorschlags und derselbe ist während meiner Studienzeit nie wieder in einem Zwiegespräche erwähnt worden, ja er schien sogar, waren mit mir mehre Schüler um ihn versammelt, die Anregung desselben von andern jungen Männern geflissentlich zu ignoriren, weil ihm dessen Haltlosigkeit einleuchten musste. Er unterhielt sich gern über die Wissenschaften, die ich hörte, mit mir und gerieth namentlich bei der *Materia medica* und Therapie in eine gewaltige Extase, in der er seinen Pfeifenkopf zu sprengen drohte; gern und vorsätzlich gab ich dieser Aufregung immer neue Nahrung, denn theils ergötzte mich sein Feuereifer, theils gewann ich an Wissen in der Homöopathie und so manche schöne praktische Bemerkung in der Homöopathie danke ich diesen Explosionen. Es war überhaupt höcht interessant, Hahnemann, diesen kleinen, untersetzten Mann, mit der Straffheit in seiner Haltung, wie im Gange, mit seinem kahlen Scheitel und seiner hohen schön geformten Stirn in Extase zu sehen, wie das Blut dann nach dem Kopfe drängte, die Adern anschwollen, die Stirn sich röthete, die Augen feurig glänzten und er genöthigt war, sein Käpselchen abzunehmen, um dem erhitzten Kopfe Kühlung zuströmen zu lassen. Gewöhnlich waren es nur wissenschaftliche Gegenstände, und unter diesen insbesondere seine neue Lehre, die ihn in eine solche Aufregung zu bringen vermochten und ihn dann einem Apostel gleich erscheinen liessen. Und war er dies denn nicht auch seiner Kunst? Er fühlte es wohl und sein grosses Werk stand zu beredt von seiner Seele, als dass er es nicht hätte fühlen sollen, was Tausende vor ihm nicht geleistet und Tausend und aber Tausend nach ihm nicht leisten werden! In solchen Momenten vergass er die Welt um sich und nur seine grossartige Idee, der Er Leben gegeben hatte, schwebte vor seiner innern Anschauung. Es war ein erhebender Anblick für seine Schüler, so den Meister in ihrer Mitte zu sehen; in solchen Momenten war gewiss Jeder begeistert und gelobte sich, trotz aller Verfolgungen, die wir schon damals zur Genüge kennen gelernt hatten, treu auszuhalten und dass grosse Werk nach Kräften fördern zu helfen, wozu Hahnemann selbst die beste Gelegenheit bot, indem er Jeden, den er frei von Krankheit wusste, aufforderte, Arzneien an sich selbt zu prüfen. Unbekannt noch in der Medicin, noch weit unbe-

kannter aber mit der Art und Weise, wie Arzneien an Gesunden zu prüfen wären, blieb ihm nichts übrig, als uns erst darüber zu belehren und uns genaue Auskunft zu geben, welches Verhalten in jeder Beziehung wir dabei zu befolgen hätten, und er that dies mit wenigen Worten, aber auf die klarste und anschaulichste Weise folgendermaassen:

Der menschliche Körper ist in den Jahren, wo er fast seine vollständige Ausbildung erlangt hat, am wenigsten geneigt, durch vorübergehende Einflüsse und Entziehnng gewohnter Genüsse sich krank machen zu lassen, weil die in ihrer vollen Integrität noch bestehenden Lebensthätigkeit die daraus etwa hervorgehenden Nachtheile, ohne sie laut werden zu lassen, verwischt; deshalb meinte er, sind bei jungen Leuten lange Vorbereitungen für das Arzneiprüfungs-Geschäft nicht nöthig, sondern nur der ernste Wille, Alles zu meiden, was eine Störung in diesem Geschäfte hervorbringen könnte. Streng verbot er, während einer solchen Prüfung, Kaffee, Thee, Wein, Branntwein und alle andern erhitzenden Getränke eben so scharfe Gewürze, wie Pfeffer, Ingwer, selbst stark gesalzene Speisen und Säuren. Damals hatte das Biertrinken noch nicht die hohe Stufe, den Culminationspunkt erreicht, wie das jetzt der Fall ist und darum verbot er auch uns bei diesen Prüfungen den Genuss des Leipziger leichten Weiss- und Braunbiers nicht, Vor anhaltenden, angestrengten Studieren und Romanlesen warnte er, eben so vor vielen Spielen, die nicht blos die Phantasie, sondern auch den Geist sehr in Anspruch nahmen, als Hazard-, Karten-, Schach-, Billard-Spiel, wodurch die Beobachtung getrübt und unsicher gemacht werde. Er verlangte darum keineswegs nöthiges Nichtsthun, sondern rieth nur die leichteren Arbeiten, leichtere Unterhaltung und zum Spazieren gehen in freier Luft, zum mässigem Genuss im Essen und Trinken und nicht zu langem Schlafen, wo möglich auf Matratze unter einem leichten Deckbett.

Die Arzneien, die geprüft werden sollten, gab er uns selbst, die vegetabilischen als Essenz oder Tinktur, die andern in erster oder zweiter Verreibung. Nie verheimlichte er uns den Namen der zu prüfenden Arznei und sein Wunsch, alle Arzneien für die Zukunft uns selbst zu fertigen, den wir ersten Schüler gewissenhaft erfüllten, überzeugte uns hinreichend, dass er uns in dieser Hinsicht, vielleicht eines

andern Zweckes wegen, nie getäuscht hat. Da er die Arzneien meistens schon an sich und den Seinen geprüft hatte, so kannte er ihre Kraft und Stärke schon hinreichend, um für jeden von uns die Zahl der Tropfen oder Grane der jedesmaligen Individualität angemessen, bestimmt anzugeben, mit denen er anfangen müsse, um keinen Nachtheil daraus für sich erwachsen zu sehen. Diese Gabe nun wurde mit einer möglichst grossen Menge Wasser gemischt, um der Berührungspunkte mehr zu geben, als es mit der unverdünnten Arznei geschehen könnte, und früh nüchtern genommen, unter einer Stunde aber nichts genossen. Zeigten sich nach 3—4 Stunden gar keine Befindensveränderungen, so mussten wir einige Tropfen mehr, auch wohl die doppelte Gabe nehmen und die Zeitrechnung wurde von dieser letzten Gabe angefangen, eben so wenn das Mittel zum dritten Mal wiederholt wurde. Brachte es nach dreimaliger Wiederholung gar keine erheblichen Veränderungen hervor, so nahm Hahnemann an, der Organismus sei für dieses Mittel nicht empfänglich und liess deshalb dem Subjekte keine weitern Versuche damit machen, sondern nach mehrern Tagen von derselben Person ein anderes Mittel prüfen. Um genau alle auftretenden Beschwerden sogleich aufzeichnen zu können, rieth er, stets eine Schreibtafel und Bleistift mit sich zu führen, wobei zugleich der Vortheil sich herausstellte, dass man sich der gehabten Empfindung (Schmerz) genau bewusst war und sie bestimmt zu bezeichnen vermochte, was man nicht immer konnte, wenn man erst nach einiger Zeit die Beschwerden niederschrieb. Jedes Symptom, was sich offenbarte, musste im Zusammenhange verzeichnet werden, selbst wenn sich die heterogensten Empfindungen darin gepaart hatten. Vorschrift war ferner: hinter jedem Symptom, eingeklammert, die Zeit zu bemerken, in welcher es sich kund gab, die von der zuletzt genommenen Arzneigabe bestimmt wurde. Nur dann erst, wenn 1, 2 Tage lang gar kein Arzneisymptom mehr auftrat, nahm Hahnemann an, dass die Wirkung der Arznei vorüber sei und er liess den Körper noch einige Zeit Ruhe, bevor er ein neues Mittel prüfen liess. — Er nahm die Symptome, die wir ihm übergaben, nie auf Treue und Glauben an, sondern ging sie jederzeit noch einmal mit uns durch, um gewiss zu sein, dass wir auch die richtigen Ausdrücke und Bezeichnungen gebraucht, und weder zu viel noch zu wenig gesagt hätten. Anfangs ergaben sich da oft genug Unrichtigkeiten, die nach jeder neuen Prüfung immer

seltner wurden und endlich ganz wegfielen, wenigstens bei denen, die die Wichtigkeit der Sache einsahen und denen es darum auch rechter Ernst mit diesen Arzneiprüfungen war, dessen ich mich stets habe habe rühmen können und darum auch jetzt noch auf meine eigenen Symptome fest baue. — Es ist übrigens eine eigene Sache mit solchen Arzneiprüfungen, sie sind nicht so leicht, wie sie aussehen, denn es gehört eine besondere Aufmerksamkeit dazu, die nur leise sich andeutenden Symptome gehörig aufzufassen, die oft gerade die wichtigsten, die eigenheitlichen, die charakteristischesten sind, von weit höherer Bedeutung, als die tumultuarisch auftretenden. Jene treten meistens nur nach geringeren, zarteren, Arzneigaben hervor, während diese den stärkeren Dosen ihr Entstehen verdanken. So wenigstens hat es mir scheinen wollen und nur nach meiner Beobachtung darüber spreche ich mein unmassgebliches Urtheil aus. Eine andere Erfahrung, die ich an mir machte, war die, dass ich selten nach einer zweiten, dritten stärkeren Arzneigabe auf Symptome zu rechnen hatte, wenn die erste geringere spurlos vorübergegangen war; zeigten sich dagegen schon nach der ersten Gabe, wenn auch nur schwache Symtomen-Andeutungen, so konnte ich mit Sicherheit darauf rechnen, das sie mit jeder Stunde entwickelter hervortraten und charakteristischer wurden. Mehrmals glaubte ich durch Einnahme einer zweiten stärkeren Arzneigabe ihre Deutlichkeit zu erhöhen, doch täuschte ich mich fast jedesmal und oft musste ich zu meinem innigen Bedauern die Erfahrung machen, dass sich von da gar kein Symptom mehr zeigte.

Die Physiologie stand in jener Zeit bei weitem nicht auf dem Standpunkte, auf dem wir sie jetzt finden und von pathologischer Anatomie war kaum die Rede; es kann also jetzt wohl auch nicht befremden, dass damals die erhaltenen Arzneisymptome eben so nackt hingestellt, als sie wahrgenommen wurden, ohne Wahrscheinlichkeits-Vermuthungen etc. daran zu knüpfen, was ihnen in der neuern Zeit, jedoch mit Unrecht, fast zum Vorwurfe gemacht wird; indessen muss man zugleich bedenken, dass Hahnemann die Aufstellung seines neuen Systems nur dadurch zu erlangen wähnte, wenn er das Alte völlig umstiess, wohin vornämlich auch die Krankheitsnamen zu rechnen waren und er musste nothwendig dann auch dieselben bei Aufzeichnung von Arzneisymtomen zu umgehen trachten. Ein anderer Vorwurf aber, der

nicht abzuwenden, ist der: dass die Bezeichnung der Symptome auch da oft sehr unklar ist, wo Hahnemann selbst es mit geringer Mühe möglich wurde, diesen Fehler zu verbessern bei der Durchsicht der Symptome, die er mit uns persönlich vornahm. So war es z. B. leicht, den im Innern des Organismus vorkommenden Schmerz nicht blos durch Angabe und Bezeichnung der äussern Stelle, sondern auch durch Nahmhaftmachung des dieser Stelle correspondirenden innern Organs aufzuführen; einen rheumatischen, gichtischen Schmerz in den Hüften, Schenkeln, Ober- und Unterarmen etc. durch Nennung der Muskeln, in denen er vorkam, schärfer hervorzuheben; einen sich zeigenden Hautausschlag, eine entzündliche Affection, z. B. auch in den Augen etwas ausführlicher zu beschreiben und distincter anzugeben, und so auch die ganze Metamorphose eines Hautausschlags, mit den ihr angehörenden febrilen Erscheinungen, vom Anfange bis zur völlig wieder hergestellten Integrität des Hautorgans genau aufzuzeichnen u. s. w. — Dies sind Reflexionen, die ich als Mitglied der damaligen Arzneiprüfungs-Gesellschaft freilich noch nicht machte; weil ich aber schon zeitig anfing, nach diesem Heilsystem Kranke zu behandeln, so machte ich sie auch frühzeitig genug, um die Mängel der Arzneisymptome mit der Uebernahme eines jeden neuen Kranken immer lebhafter zu empfinden, durch deren Vermeiden bei später vorgenommenen Prüfungen wir schon bis jetzt einen unendlichen Vorsprung bei der Neugestaltung der Physiologie, Chemie, der äusseren physikalischen Exploration der Krankheiten, der pathologischen Anatomie, mikroskopischen Untersuchung, gewonnen haben würden, der uns der Nachprüfung vieler Mittel überheben könnte. Doch, es ist nun einmal so und darum jedes Raisonnement deshalb überflüssig.

Zu dem damaligen Prüfungs-Verein gehörten Stapf, Gross, Hornburg, Franz, Wislicenus, Teuthorn, Herrmann, Rückert, Langhammer und ich. Fünf von diesen sind bereits gestorben; Teuthorn und Herrmann waren der Sache nicht sonderlich zugethan, sie sind auch später verschollen, wenigstens für mich, da ich, trotz aller Erkundigungen, ihren Namen als Homöopathen nie wieder habe nennen hören — von ihnen ist also nichts weiter zu sagen. Um so lieber aber denke ich der Uebrigen, theils Lebenden, theils Verstorbenen, weil wir Alle gern mit einander verkehrten und fast gezwungen waren

Bayerische Staatsbibliothek München

zusammenzuhalten, da wir von den übrigen Commilitonen fast wie die Pest vermieden wurden. Es wollte gewiss viel sagen, bei einer so gedrückten Stellung, einer Lehre treu zu bleiben, deren Werth wir, nach unsern damaligen Kräften, noch nicht zu beurtheilen vermogten und die so allgemein verketzert wurde. Gewiss aber noch grössere Opfer brachten wir diesem neuen Heilsystem, indem wir in so jungen Jahren, um dem unserm Hahnemann als Arzneiprüfer gegebenen Versprechen treu und redlich nachzukommen, auf manches Vergnügen, auf manchen Genuss Verzicht leisteten, was in vorgeschrittenen Jahren bei reiferer Ueberlegung, bei fester Ueberzeugung bei weitem nicht so schwierig erscheint! Nur Liebe zur Sache und begeisterte Verehrung für Hahnemann konnten uns für diese vielfältigen Entsagungen entschädigen, vielleicht auch schon eine dunkle Idee, die unser Ehrgeiz uns vorhielt, dass unsere Arzneiprüfungen ein Scherflein zum grossen Grundbau mit beitragen würden. Stapf war nicht mehr in Leipzig, sondern kam nur von Zeit zu Zeit von Naumburg aus, wo er domicilirte, dahin. Seine in die Augen springende Gutmüthigkeit gewann ihm sogleich Aller Herzen; nähere Bekanntschaft mit ihm zeigte gar bald, dass er mit seinen Kenntnissen in jeder Beziehung uns weit voraus war, obschon der Doctor-Titel ihn noch eben nicht zu lange zierte und ungefordert wurde ihm die Achtung gezollt, die seiner hohen wissenschaftlichen Bildung und seinem angebornen ärztlichen Talente gebührte. Sein Umgang war in mehr als einer Hinsicht belehrend, und er schien es kaum zu wissen, dass er über alle hervorragte; aber eben dieser Bescheidenheit wegen wurde er so geschätzt. So viel auch Allen an seiner Belehrung gelegen war und so gern er auch dieser Wissbegier freundlich entgegen kam, so lag es doch nicht in einem von der Natur ihm gewordenen Temperamente lange an einem Punkte Stich zu halten, wozu wohl auch seine weit schnellere und schärfere Auffassungskraft mit beitragen mochte. Dieses *Perpetuum mobile* bildete einen Theil seiner Eigenthümlichkeit, die nie verletzte, denn selbst diese Schmetterlingsnatur liess nichts verloren gehen, was nur einiges Interesse gewähren konnte und eben gerade die Flüchtigkeit, mit der Alles berührt wurde, erweckte das schärfere Denkvermögen und gewährte so einen nachhaltigen Eindruck. Die ernsteren wissenschaftlichen Gegenstände wurden so unter Scherz und Lachen besprochen, weil immer

ein Witzwort, ein lustiger Schwank und dergl. darin verwebt wurden, ohne die belehrende Besprechung darum fallen zu lassen. Doch genug von Stapf, den ich erst ein Paar Jahre später persönlich kennen lernte, wo ich das eben Niedergeschriebene, was ich meistens durch Hornburg erfuhr, bestätigt fand. Ich verdanke ihm Vieles, aber ich glaube, er würde mir es wenig Dank wissen, wollte ich bei seinen Lebzeiten so fortfahren, ihn zu charakterisiren, wie ich hier angefangen; er ist seit jener Zeit vielen homöopathischen Aerzten persönlich bekannt geworden, Viele haben ihn auch als Redacteur des Archivs für homöopathische Heilkunst kennen gelernt und so wird es ihnen leicht sein zu ergänzen, was ich nur zu seinem Lobe noch würde zu sagen gehabt haben.

Gross war uns Allen ein lieber Freund, auch mir war er es bis zu seinem viel zu frühen Tode. So anspruchslos und bescheiden er auch war, so war es doch dem fröhlichen, heiteren Jugendsinne nicht gegeben, sich dem von Natur ernsteren Manne, der fast kalt und wenig mittheilend erschien, gleich anzuschliessen und nur ein längerer Umgang mit ihm belehrte mich wenigstens, dass Gross nicht blos heiter, sondern ein wahrhaft theilnehmender Freund sein konnte. Obgleich ein Jahr früher auf der Universität als ich, hatte er doch nicht lange vor mir die Bekanntschaft Hahnemann's gemacht. Da ich ihn das erste Mal bei Hahnemann sah, hielt ich ihn für einen Kranken, der sich einer homöopathischen Behandlung unterziehen wollte, weil sein Aeusseres, seine gelblich-graue Gesichtsfarbe, die Gedunsenheit desselben, seine Redeunlust u. s. w. für Uebelbefinden sprechen liessen. Da jedoch Gross Hahnemann eher verliess als ich, so erfuhr ich durch Letzteren selbst, dass Gross eifrig der Homöopathie zugethan sei, und dass er aus ihm einen seiner bessern Schüler zu ziehen gedenke, dessen intimeren Umgang zu suchen er mir angelegentlichst empfehle, dem ich auch bald nachzukommen mich bestrebte, was ich nie Ursache zu bereuen gehabt habe. Man musste seine äussere Erscheinung ganz unbeachtet lassen, denn durch sie gewann er Niemand, und sich bei ihm nur an den innern Menschen, an den Kern, halten, da ward man sein Wohlwollen, seine freundliche Zuneigung bald gewahr und dann war es unmöglich, sich je wieder von ihm zu trennen, wenn nicht eigene Unverträglichkeit, Eigensinn, Missdeuten seiner wohlwollenden Gesinnungen, einen Bruch der geknüpften Freundschaft herbeiführte. Die Zeit hat

es bewiesen, das Hahnemann in ihm einen seiner besseren Schüler vermuthete, denn Gross war gewiss während seiner ganzen praktischen Laufbahn der eifrigste Homöopath, den es nur geben konnte, der nie von der gegebenen Richtschnur abwich, und die gegebenen Cardinal-Sätze des Meisters streng vertheidigte und selbst da, wo er anderer Meinung war, diese den Aussprüchen Hahnemann's unterordnete. Diese Pietät gegen Letzteren hat er lange geübt, bis ihn die vielen trüben Stunden, die er durch die mancherlei bittern Vorwürfe jüngerer, aber andersdenkender homöopathischer Collegen erleben musste, anderen Sinnes machten und ihn bestimmten, seine divergirenden Ansichten eben so offen zu äussern, als es der Meister mit den seinigen that. Dies brachte ihn in höchst unangenehme Conflicte und er sass stets zwischen zwei Stühlen, weil er es nun weder der einen, noch der andern Partei recht machen konnte; doch liess er sich dadurch nicht beirren, er war und blieb der eifrigste Homöopath und that sein Möglichstes, wodurch er nur einigermassen das Gedeihen dieses neuen Heilverfahrens fördern zu können meinte. — Trotz seines leidenden Aussehens hatte Gross nie über Körperleiden zu der Zeit, wo ich ihn kennen lernte, zu klagen und darum nahm auch Hahnemann keinen Anstand, ihn als Arzneiprüfungs-Mitglied mit zu benutzen, wovon er sogar Vortheil für ihn zu gewinnen hoffte und darum (war es ihm selbst möglich, *a priori*, dies zu bestimmen) auch gern solche Mittel wählte, von deren Einwirkung er auch Einfluss auf Gross's innere, leidend scheinende Organe und aus ihnen entspringende äussere Erscheinungen erwartete. Gross war unter uns einer der gewandtesten Arzneiprüfer und die von ihm beobachteten Symptome haben einen grossen praktischen Werth, ja ich stelle die seinigen die von Franz und Stapf denen Hahnemann's gleich.

Franz, dieser geistig viel begabte, aber später durch mehrjährige Körperleiden, die ihm auch einen frühen Tod bereiteten, hart geprüfte Mensch, war zu der Zeit, wo ich seine Bekanntschaft machte, Hahnemann's Famulus. Er hatte ein Jahr früher als ich die Universität bezogen, um Theologie zu studiren; kränkelnd war er nach Leipzig gekommen und das Jahre lange Mediziniren, ohne erheblichen Erfolg zur Wiedererlangung seiner Gesundheit, die er durch einen verpfuschten Hautausschlag verloren hatte, bewogen ihm zu dem Entschluss, gar

nichts mehr zu brauchen, und wahrscheinlich hätte er diesen Vorsatz, bei seiner Charakterfestigkeit, auch durchgeführt, wäre er nicht durch einen befreundeten Studenten der Medizin auf Hahnemann und dessen neues Heilverfahren aufmerksam gemacht worden. Er entschloss sich dazu, Hahnemann zu berathen und wurde durch ihn nicht blos hergestellt, sondern dessen Unterhaltungen über Medizin überhaupt, insbesondere die klaren, anschaulichen und deutlichen Darstellungen seiner einfachen Heillehre erweckten in unserm Franz einen ganz andern Wunsch, als mit dem er von seinen Eltern bei Abgang sich getrennt hatte — der Studenten-Ausdruck lautet: er sattelte um, wurde Mediziner, bald Amanuensis Hahnemann's und dessen rechte Hand. Zweifelsohne haben aber auch wohl nur Wenige ausser ihm eine ähnliche Ausdauer bewiesen. Bekanntlich besuchte Hahnemann keinen Kranken zu jener Zeit mehr; Alle kamen zu ihm ins Haus und denen dies unmöglich, schickten eins ihrer Angehörigen als Berichterstatter; somit brauchte Hahnemann einen Famulus nicht und Franz wäre ihm nutzlos gewesen, hätte er ihn nicht zu technischen und rein mechanischen Arbeiten benutzt. Er war guter Botaniker, wenigstens kannte er die offizinellen Pflanzen alle ganz genau und wusste ihren eigentlichen Standort; eifrig hatte er sich bemüht, die für jede Pflanzengattung eigenthümliche Erdart genau kennen zu lernen; wusste er dies, so ruhte er auch nicht eher, als bis er die Pflanze unter allen den ihm bekannten Verhältnissen und Bedingungen aufgefunden hatte. War sie aber erst in der Behausung Hahnemann's, dann wurde auch keine Zeit verloren, um sie so frisch als möglich zum arzneilichen Gebrauche geschickt zu machen; beide Männer arbeiteten mit Lust einander in die Hände, Keiner schämte sich dabei der niedrigsten Arbeit und das chemische Laboratorium war ein Heiligthum, aus dem sie sich nicht so leicht, so wenig wie der Fuchs aus seinem Baue, treiben liessen. — Neben dieser technischen gab es aber auch noch eine doppelte mechanische Arbeit, um die Franz Niemand beneidete — ja ich würde Kartoffeln suchen vorgezogen haben; erstens war es das Ordnen der Symptome einer Arznei nach Hahnemann's vorgeschriebenem Schema, was fast täglich geschehen musste, um das von den Prüfern immer neu einlaufende Material nicht zu sehr sich anhäufen zu lassen; zweitens, das oft mehrmalige Abschreiben jedes einzelnen Symptoms, um es

an verschiedenen Orten in alphabetischer Ordnung einkleben zu können. Dies war F.'s fast tägliche Arbeit und er ermüdete nicht, sich ihrer immer mit neuem Eifer zu unterziehen und sich auf diese Art, wie auch durch seine einnehmende Freundlichkeit Hahnemann's, sowie der Seinigen Liebe und Achtung zu gewinnen, Nach dem eben Besprochenen sieht es fast aus, als wäre F. nur Maschine gewesen. O, nein! Ein Mann von so hohen Geistesgaben konnte wohl aus Liebe und Verehrung für seinen so ausgezeichneten Lehrer sich zu einer solchen mechanischen Arbeit hergeben, aber darum seine Stellung so verkennen, dass er zu etwas Anderem ganz untauglich gewesen wäre, durfte nur einem mit Franzen's innerm Wesen und Charakter wenig Vertrauten zu denken möglich sein. Im Gegentheil gehörte er zu den Thätigsten, die für die Homöopathie wirkten und, nach Hebung seiner damaligen Leiden, schloss er sich dem Prüfungsvereine mit hingebendem Interesse für diese hochwichtige Angelegenheit an und bereicherte die homöopathische Arzneimittellehre nicht blos in jener Zeit, sondern auch später, als er selbständig geworden war durch eigene Bearbeitung einzelner Arzneistoffe, deren gewisse Prüfung er mit vieler Umsicht, Genauigkeit und mit nicht geringer Aufopferung unternahm.

Wislicenus, jetzt in Eisenach noch lebend, gehörte diesem Prüfer-Vereine ebenfalls an. Seine Zurückgezogenheit, sein stilles, freundliches Wesen ketteten mich schon darum mehr an ihn, weil mein Sinn zwar heiter, aber doch schüchtern, in seinem Charakter einen grössern Anklang fand und weil ich mit ihm fast immer dieselben Collegia hörte, die uns immer näher befreundeten und unsere Privatstudien zusammen treiben zu können erlaubten. Eben so trieben wir auch unsere Arzneiprüfungen oft mit einander, wenigstens suchten wir uns in den bezeichnendsten Ausdrücken der wahrgenommenen Empfindungen zu unterstützen und über die merkbaren Veränderungen in unserm Aeussern, des Gemüths und auf der Oberfläche des Körpers gegenseitig uns zu belehren. Oft haben wir uns Kummer und Sorge gemacht über die an uns selbst beobachteten Arzneisymptome, die nicht selten die Veranlassung gaben, die nächstfolgenden Prüfungs-Arzneien in schwächerer Dosis zu nehmen, als Hahnemann uns vorgeschrieben hatte, weil Letzterer bei den uns beunruhigenden Symptomen immer einen Zweifel

darein zu setzen schien, ob dies auch wohl Wirkung der Arznei und nicht vielmehr eine eigene Krankheit sein könnte.

Rückert, ebenfalls auch schon zu seinen Vätern gegangen, war ein origineller Mensch, dabei aber schwankend in Allem, was er unternahm, flüchtig, nie ausdauernd, und doch sehr kenntnissreich; er bewegte sich mehr auf der Oberfläche alles Wissens und brachte es desshalb nie zu einer gewissen Gediegenheit, weil er grössere Schwierigkeiten, die der Anfang jeder Wissenschaft bietet, leichter überwand, als kleinere, die im Fortstudium sich entgegenstellen; rechnen wir hierzu die Schwankungen, die ihn sein ganzes Leben beherrschten und die er früher unter der Leitung eines ernsten und festen Charakters vielleicht verloren haben würde, so wird sein vieles, aber nicht tiefes Wissen erklärlich. Trotz dieser Flatterhaftigkeit musste man ihn aber doch liebgewinnen, wozu sein einnehmendes Wesen, sein oft sprudelnder Witz, seine Gefälligkeit u. s. w. nicht wenig beitrugen. Dagegen hielt es schwer, ihn als wahren Freund zu gewinnen, weil immer etwas Misstrauen gegen Andere in ihm lag, von dem er sich nicht frei zu machen vermochte, selbst wenn er von der Grundlosigkeit desselben klar überführt wurde. Er war eine Art Nekromantiker, er beschäftigte sich gern mit überirdischen Dingen, er konnte stundenlang brütend dasitzen, er war für Alles leicht empfänglich, aber eben so leicht drückte ihn auch wieder die Fessel der Regelmässigkeit, der Ordnung und bald erschlaffte er in seinen guten Vorsätzen, verwarf das kaum Angefangene mit leichtem Sinn, um sich einen neuen Spielball zu suchen. So war es auch mit den Arzneiprüfungen; die reine Arzn. M. Lehre hat ihn wenig Ausbeute zu danken und die Symptome mit der Bezeichnung „Rückert“ sind nicht von ihm sondern von einem Namensvetter, dessen ich mich nur dunkel erinnere.

Noch muss ich einige Worte über Langhammer sagen, der ebenfalls schon vor ein Paar Jahren starb. Liesse ich nicht eine Lücke so würde ich Stillschweigen hier vorziehen; allein die öftere Erwähnung, seines Namens in Hahnemann's Arzn. M. Lehre legt mir die Pflicht auf, seiner zu gedenken. Er war ein kleiner etwas gebrechlicher Mann und diese stiefmütterliche Behandlung seines Körpers mochte wohl auch einigermassen seinem Geiste sich mitgetheilt haben. Zehn Jahre älter als ich liess sich diese verkümmerte Geistesfähigkeit nicht anders

erklären, als durch Vernachlässigung der erforderlichen Thätigkeit, durch Mangel an Fleiss, durch Audienzgeben unfruchtbarer Ideen und Gedanken und durch Hingeben des so beliebten *far niente* — alles Eigenschaften, die er auch auf der Universität nicht bemeistern konnte, wozu indessen auch seine in pekuniärer Hinsicht gedrückte Lage wesentlich beitrug. Von Herzen war er ein guter Mensch, dabei aber furchtsam, schüchtern, misstrauisch — alles dies mehr im Gefühl seiner geistigen Schwäche. Mancher wird sich wundern, warum ich so ausführlich der Fehler L.'s gedenke, allein ich spreche hier von dem ersten Prüfungsverein und der Ausbeute, die die Prüfung der Arzneien gegeben hatten. Die Symptome jedes einzelnen Prüfers haben immer etwas mehr oder weniger Individuelles an sich; die Individualität eines Menschen hängt aber nicht allein von der Naturbildung ab, sondern ist immer auch ein treuer Spiegel der Leidenschaften, Gewohnheiten u. s. w., die sich nicht blos auf Thun und Handeln, sondern selbst auf Gefühle, Aeusserungen und Thätigkeiten der Organe beziehen. So verhielt es sich bei L.; er stand schon im reifen Mannesalter und bei seinem entschiedenen Hange zur Thatlosigkeit musste er doch nothwendig etwas denken, um die Zeit hinzubringen; was lag ihm nun da wohl näher, als seine Zukunft? Freudigen Muthes konnte er ihr nicht entgegensehen, denn beglückend war sie gewiss nicht, wenn nicht der Geist die Herrschaft über das Fleisch erhielt und das war's eben, was ihn drückte, unfreundlich stimmte, missvergnügt und traurig machte und nur dann in frohe Laune überging, wenn heitere Gesellschaft ihn der grübelnden Ideen entriss. Bildeten letztere nicht die Rundschau seiner Phantasie, so war es eine *fata morgana*, die ihm üppige Bilder vorzauberte, ihn sehr oft in erotische Extasen versetzte, die auch Nachts sein Lager umschwebten. Aus diesen ausführlich wiedergegebenen Verhältnissen lassen sich die von ihm verzeichneten Geistes- und Gemüthssymptome, so wie die der geschlechtlichen Sphäre erklären und die oft grosse Uebereinstimmung derselben unter den verschiedenen geprüften Mitteln. Die meisten seiner übrigen Symptome haben ebenfalls keinen grössern Werth, denn aus Mangel einer richtigen Gefühls-Bestimmung und klaren, deutlichen Ausdrucks-Angabe musste ihm Hahnemann meistens die bezeichnenden Ausdrücke hernennen, unter denen er dann wählte.

Irre ich nicht, so war es in derselben Zeit, vielleicht nur ein halbes

Jahr später, wo der Zahnarzt Gutmann sich in Leiqzig fixirt hatte, der durch irgend wen Kunde von diesem Heilverfahren erhalten hatte. Nicht unzugänglich für die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft und schon damals den Glauben hegend, ob nicht vielleicht auch die Zahnarzneikunst davon profitiren könne, suchte er sich Hahnemann ebenfalls näher anzuschliessen und wurde durch diesen nicht blos theoretisch in seiner Ansicht bestärkt, sondern die Thatsachen sprachen laut für dieselbe. Er schloss sich ebenfalls dem Prüfer-Vereine an und hat später für seine Kunst gewirkt, so weit seine Kräfte es vermochten.

Wir lebten übrigens sehr cordial unter einander, kümmerten uns wenig um die feindlichen Blicke und Anfechtungen unserer Commilitonen, lagen unseren Studien treu und redlich ob und fanden zuweilen in der Familie unsers Lehrers Hahnemann, Abends nach 8 Uhr, einen Centralisationspunkt, durch den wir gegen neue Unbilden uns gekräftigt fühlten, denn Hahnemann verstand es gar wohl, unsern oft gesunkenen Muth von Neuem zu beleben. Hatte er uns lange Zeit nicht vereint bei sich gesehen, so lud er uns einmal wieder zu einem Souper bei sich ein, woran seine ganze Familie Theil nahm; da fühlte er sich glücklich, wie ein Vater unter seinen Kindern und dieses Wohlbehagen sprach sich in seinem ganzen Thun und Lassen aus.

Wenden wir uns von der Personalkritik und Situationsschilderung dieses von allen Seiten als redlich und wahrheitstreu anerkannten Zeitgenossen zu diesen kritisirenden Jüngern und Emissären speciell, so finden wir sie wenige Jahre später, neben ihrer uns schon bekannten Arzneiprüfungsthätigkeit, welche mit Aetzstoff begann und sich über den zweiten bis sechsten Theil der A. M. L, ohne jedoch dort mit Stannum abzuschliessen, verbreitete, noch auf anderen Wegen in der Entfaltung der Homöopathie verkörpert und zwar zuerst in einem nach jeder Richtung hin höchst erfolgreichen ärztlichen Berufe, dann in einer bald constituirenden, bald Angriffe refüsirenden Literatur und endlich in der Emanation derselben oder, um uns eines vulgären Ausdrucks zu bedienen, in einer die Gelehrten- und Laienwelt gleich fesselnden Proselytenmacherei.

Halten wir Leipzig als eigentlichen vulkanischen Heerd, als Eruptionspunkt, und das damalige noch unzersplitterte Sachsen als zunächst liegenden Erschütterungskreis fest im Auge, so ergeben uns spätere

Geschichtsnotizen unseres früheren Gewährsmannes und Anderer, dass am ersteren Orte zunächst Moritz Müller, Carl Haubold und der Veterinärarzt W. Lux; — in Dresden die Aerzte Trinks und Wolf; — in Grimma der Physikus Schweickert und in Merseburg Rummel in sein gewaltiges Terrain gezogen wurden, Männer die wir vor vielen Partisanen namentlich hervorheben, weil sie neben der Genialität auch durch ihre Weltstellung glänzten und imponirten.

Ihnen vor Allen, nicht Hahnemann selbst ist die Krystallisirung, die Fort- und Ausdauer der Homöopathie zu danken. Es unterliegt keinem Zweifel dass zu Anfange der 20ger Jahre die zähe Kraft des Letzteren vom Alter schon gebeugt war und in der Kampflust der, Jener weichen musste. Mit seinem damaligen Herrschergelüste und seiner mehr oder minder unklugen Isolirung wäre unbedingt auf ein Lebensalter und vielleicht noch länger eine Stockung und Untergang der ganzen Lehre herbeigeführt worden, wenn nicht der diplomatische Tact, Eifer und Geist der Ersteren sie nach Aussen und Innen gerettet hätte. Trotz aller Schicksalsschläge, die in gar nicht geringem Umfange von Meister selbst ausgingen, standen sie da wie Leuchtthürme der Beharrlichkeit, und trennten die werthvolle Lehre sobald es nöthig war von ihrem Schöpfer, den Juwel von der Fassung.

Bevor wir deshalb die Ebengenannten auf letzteren vorzugsweise wichtigen und fesselnden Wegen, also bei Entfaltung, Vertheidigung und Verbreitung: Laien und Gelehrten gegenüber, begleiten, müssen wir erst um jede geschichtliche Lücke zu umgehen zu Hahnemann zurückkehren und ohne Beschönigung die Schattenseiten seines Charakters ebenso hervorheben, wie wir es mit den Lichteffecten hielten.

Wir erwähnten schon dass er von 1812 bis Frühjahr 1821, also bis zu seinem 66. Lebensjahre in Leipzig verweilte. Sein Wohnsitz war das in der Burgstrasse gelegene zur „goldenen Fahne“ genannte Haus. Der grosse und wie sich aus allen seinen Schriften ergiebt, von wahrer Ueberzeugung und tiefer wirklicher Religiosität angefachte und genährte Gedanke: „die leibliche Wohlfahrt aller Menschen besser zu entwickeln und zu schützen als es bisher geschehen“, gährt in Körper und Geist, er entwirft, prüft, ordnet, lehrt und heilt. Aber über den grossen Problemen vergisst er die Hauptverpflichtungen: die Wohlfahrt

seiner eigenen Schüler und die Vertheidigung seiner nun zum grössern Theil ausgearbeiteten Lehre.

Nirgends findet sich eine gedruckte Andeutung, noch bestätigen mündliche Referate dass der mit einer wirklichen praxis aurea Gesegnete seinen Anhängern mehr als den Geist seiner Lehre spendete, obschon er die Drangsale derselben recht wohl kannte und recht wohl wusste, dass in demselben progressiven Verhältniss als sich ihre Beharrlichkeit zu ihm steigerte, auch ihre akademischen Leiden wachsen mussten. Noch mehr! er machte sogar leise und vorsichtig — nennen wir es aus Uebermuth oder Selbstverblendung, um ihn von dem berechnenden Gedanken freizusprechen, dass er die Absicht gehabt habe, durch Abschneidung des Rückzuges den Verzweiflungskampf für seine Lehre unbedingt zum siegreichen zu gestalten — bevor er noch eine andere Garantie über den Fortbestand seiner Lehre hatte als die eigenenen verlockenden Resultate und eben genannte Schüler, den Versuch, dieselben auf Kosten der vom Staat allein sanctionirten Carriere für seine schwankende zu gewinnen. In vollkommenem Wiederspruch mit dieser Werbelust und goldenen Zukunftsmalerei desavouirte er ferner zwei seiner erklärtesten Lieblinge, als sie in Untersuchung wegen unerlaubten Practicirens verfangen waren, obschon hierbei weder seine eigene Stellung noch Existenz und Vermögen, sondern nur seine Ehre gefährdet war, welche Jene im Unglück gewiss ebenso wie im Glück anzuerkennen und vor Verunglimpfung einer durch ihn erlangten wissenschaftlichen Reife, mithin einer Quacksalbergleichstellung, zu schirmen verpflichtet war, da er ja die Behandlung fest liegender Kranken *) oft vollkommen uneingeschränkt in ihre Hände gegeben hatte.

Aber abgesehen von allen diesen Vorfällen — oder besser noch, erkennen wir sie sogar als von Klugheit und Nothwendigkeit berechtigte an, — wo finden sich Beweise eines doch schon zu seiner Zeit nothwendigen Vertheidigungsvorbaues seiner Lehrsätze, wo die andauernde und durchgreifende Vertheidigung in der Zukunft selbst; wo Beweise der Opferbereitwilligkeit? Gespinnste, Pläne und Thaten seiner Gegner waren ihm ja bekannt, denn er stand mit Hufeland, der in jener Zeit die Zügel fast allein

*) Hahnemann besuchte bekanntlich niemals Kranke sondern nahm nur Hausbesuche an.

in den Händen hielt im ununterbrochenen Briefwechsel und sein öffentliches Auftreten in der 8. Naturforscherversammlung, welches vom allgemeinsten Unwillen unterbrochen worden war, hatte ihm ja die Augen öffnen müssen?

Antwort: wir finden sie nur im Schoosse seiner Scholaren, namentlich der Obengenannten, meist nicht einmal von ihm gut geheissen und unterstützt, desto mehr aber dafür mit herben Glossen, Verdächtigungen und Spöttereien, gegeisselt, niemals selbst in die Hände genommen!

Werfen wir um zur Rechtfertigung unseres Ausspruches zu schreiten, ehe wir die Biographien dieser Männer nebst ihren Thätigkeitskreis anknüpfen, namentlich auch, bevor wir das von Stapf und Gross im Jahre 1820 begründete und von Hahnemann nichts weniger als freudig begrüsste: „Archiv für homöopathische Heilkunst“ für die Rechte der Homöopathie sprechen lassen, einen Blick auf das Werk Eines derselben, nämlich auf Friedrich Rummels Würdigung: „Die Homöopathie von ihrer Licht- und Schattenseite. Leipzig, Reclam 1820“, so finden wir die sorgfältig chronisch geordneten Belege, von denen wir auch die einzelnen kurzen Critiken nicht trennten, weil sie des Meisters Stellvertreter angeben.

Journal der Erfindungen, Theorieen und Widersprüche in der Natur- und Arzneiwissenschaft Bd. 6. St. 22. S. 48.

Neues Journal der Erfindungen, Theorieen und Widersprüche in der gcsammten Medicin, Bd. 1. St. 3,

Eine feindselige Beurtheilung des Organons.

A. F. Hecker: Annalen der gesammten Medicin. Bd. 2. 1810. S. 71—75 und 191—256.

Eine feindselige und verwerfende Kritik des Organons. Puchelt, bekanntlich ein Gegner der Homöopathie, sagt davon: „Hecker hat sich „auf die Widerlegung von Einzelnheiten beschränkt, gegen welche „sogar, wenn das Grundprincip als allgemein gültig zugegeben wird, „mit Grund nicht einmal etwas gesagt werden kann.“

Ueber die Homöopathie von einem akademischen Lehrer (Puchelt). Hufelands Journal Bd. 49. St. 6. S. 3 auch besonders abgedruckt. Berlin, 1820.

Die Homöopathie mit dem Mesmerismus vergleichend, und sie beschuldigend, dass sich beide den herrschenden Ansichten nicht fügen? wollten,

vermisst er die Beweise ihrer Wahrheit, treuerzählte Heilungsgeschichten, glaubt durch Widerlegung der Annahme, dass die Krankheiten rein dynamischer Natur wären, die ganze Homöopathie zu vernichten (ein grosser Irrthum), findet die Behauptung, dass alle Krankheiten allgemeine Affectionen wären, einseitig (allerdings), tadelt die Vernachlässigung der anderen Zweige des ärztlichen Wissens, um die Symptomatik so hoch zu stellen, so wie Hahnemanns Deutung des Reactionsvermögens. Seine Beleuchtung beachtet nur die erste Ausgabe des Organons, daher gelten mehrere seiner Einwürfe jetzt nicht mehr. Man soll die Homöopathie demnach nur in rein dynamischen Uebeln und solchen, wo der Arzt die Natur der Krankheit nicht ergründen kann, anwenden. (Also doch anwenden?! —)

Dr. J. R. Bischoff: Ansichten über das bisherige Heilverfahren, und über die ersten Grundsätze der homöopathischen Heillehre. Prag, 1819. (18 gr.).

Von dieser so wie von der vorigen Schrift können wir rühmen, dass sie, wenn auch nicht ganz frei von Leidenschaftlichkeit, doch nicht Schmähungen statt Beweise giebt. Ihr grösserer Theil enthält eine Widerlegung der Annahme, als könne nur eine Krankheit auf einmal im Organismus existiren, (was gar nicht mehr in den neuern Auflagen des Organons behauptet wird) und eine Vertheidigung des Galenischen Grundsatzes: contraria contrariis, und durchdringt das Wesen der neuen Lehre viel zu wenig.

Vertheidigung der von Herrn Dr. Hahnemann aufgefundenen homöopathischen Heilart durch verbürgte und auffallende Thatsachen von einem Nichtarzte. (Prof. Lindner in Leipzig). Leipzig, 1820.

Ist vorzüglich gegen Puchelts Schrift gerichtet, sich auf Heilungen von Dr. Marenzeller in Prag und Dr. Stapf in Naumburg berufend.

Kritische Hefte für Aerzte und Wundärzte, von Dr. J. Ch. G. Jörg u. s. w. Leipzig bei Knobloch, 1822. 3 Hefte.

Die zwei ersten Hefte sind von Müller (Archiv f. hom. H., Bd. 1. St. 2. S. 55 und St. 3. S. 1), das dritte ist von Gross (ebendaselbst Bd. 3. St. 3. S. 115) gewürdigt worden. Nur eigentlich das zweite Heft steht mit der Homöopathie in näherer Beziehung. Er tadelt das Selbstausgeben der Arzneien, sucht die jetzige Medicin zu rechtfertigen; gibt Hahnemann eine grosse Nichtachtung der Natur-

kraft Schuld, glaubt, dass die Homöopathie in entzündlichen Krankheiten schädlich, in Lähmungen ohne Nutzen sei, verwirft den Begriff einer homöopathischen Heilung, sucht die Citate im Organon, wo von zufälligen homöopathischen Heilungen die Rede ist, zu verdächtigen, hat endlich selbst mehrere Arzneiprüfungen durch Gesunde anstellen lassen, um Hahnemanns Arzneimittellehre, aber mit wenig Erfolge, zu widerlegen, und hat alles diess mit viel Leidenschaftlichkeit und wenig Gründlichkeit vorgebracht.

Ueber Homöopathie, von Dr. E. F. Groh in der Isis, 1822, Januarheft Gegen die Homöopathie, aber gemässigt.

Die Homöopathie in Schutz genommen gegen die Lichtscheuen. Zur Unterhaltung für Aerzte und Nichtärzte. Altenburg, 1824.

Ueber Homöopathie, von Dr. Widnmann (Hufelands Journal, 1823. St. 11.)

Der Verfasser macht manche Ausstellungen gegen mehrere Lehrsätze des Organons, findet aber doch die Homöopathie sehr brauchbar am Krankenbette. Recensirt im Archive f. hom. H. Bd. 3. Hft. 3. S. 84.

Homöopathie, von Dr. Naumann (in Hufelands Bibliothek d. prakt. Heilk. Bd. 50. S. 3 und Bd. 53. S. 3.)

Nach einer referirenden Anzeige des Organons sucht der Verfasser mehrere Inconsequenzen nachzuweisen, was ihm auch in einigen Fällen gelingt; nur beschränkt sich das Ganze zu sehr auf Wortklauberei, und übersieht die Hauptsache. Er theilt die möglichen Heilungsmethoden in die directe, antipathische und homöopathische, findet aber letztere, wie sie bis jetzt angewendet worden sein soll, wesentlich verschieden von der Hahnemannschen Homöopathie. Auffallend ist es, den Verfasser bei seinem Scharfsinne, mit welchem er alle Folgewidrigkeiten Hahnemans aufspürt, sich in den offenbarsten Widerspruch verwickeln zu sehn, indem er die gelungenen Curen homöopathischer Aerzte „den höchst kleinen Gaben“ (S. 41) zuschreibt, deren mögliche Wirksamkeit er (S. 35) bezweifelt.

J. C. A. Heinroth: Anti-Organon, oder das Irrige der Hahnemannischen Lehre im Organon der Heilkunst. Leipzig, 1825. (1 Thlr.)

Selbst ein Verehrer (Sachs) des als Schriftsteller geschätzten Verfassers vermisst in diesem Buche „seine Ruhe, Tiefe und gemüthliche Klarheit der Darstellung; und wir finden sogar darinnen Weitschweifig-

keit, Uebersehn der Hauptsache, Hervorheben der Nebendinge, ein stolzes Niederblicken auf Andersdenkende, kurz jene Leidenschaftlichkeit, welche nur von einer üblen Absicht oder einer Unklarheit der Begriffe entspringt, statt der ruhigen Besonnenheit eines Wahrheit suchenden Weisen. Wer behaupten kann, dass man mit Hahnemann viel zu glimpflich umgegangen sei, wie er thut, verdient wenigstens einen eben so glimpflichen Recensenten zu finden, als er selbst ist. Eine Würdigung des Anti-Organons wird Gross liefern.

Kritik der Homöopathie von Lichtenstädt, Prof. (Heckers lit. Annalen der gesammten Heilkunde. Jahrg. 1. Sept. und Octob.)

Ich bedaure diese als gehaltvoll gerühmte Kritik noch nicht erhalten zu haben.

Die Homöopathie (in der speciellen Therapie des verstorbenen Dr. G. A. Richter, Bd. 10, oder erster Supplementband. S. 87—119 1825. (2 Thlr. 12 gr.)

Eine gute Zusammenstellung der Lehren Hahnemanns, aber dennoch ein absprechendes, nicht begründetes Urtheil.

Ueber das homöopathische Heilprincip, ein kritisches Wort, vielleicht zu seiner Zeit gesprochen von Dr. Er. Groos, Grossherzoglich Badischem Hofmedicus u. s. w. Heidelberg, 1824. (15 gr.)

Ohne selbst praktische Versuche angestellt zu haben, unterwirft der Verfasser die Hauptlehren des Organons einer Kritik, vergisst aber nie, was er sich und der Wichtigkeit der Sache schuldig ist. Es findet nach ihm zwischen der antipathischen und homöopathischen Anwendungsart der Arzneien lange ein so grosser Unterschied nicht Statt, als man gewöhnlich glaubt, da ja eine in der Erstwirkung antipathische Arznei in der Nachwirkung homöopathisch wirken müsse. Er glaubt, dass Hahnemann das Individualisiren zu weit treibe, und dass die homöopathischen Heilungen darauf beruhten, dass die jeder Krankheit zukommende Verlaufszeit abgekürzt würde.

Prüfung des homöopathischen Systems des Herrn Dr. Hahnemann von Dr. G. Freiherrn von Wedekind. Darmstadt, 1825. (18 gr.)

Der berühmte Arzt entwickelt seine iatrophysischen Ansichten, um die ganze dynamische Medicin und, als ihren höchsten Punkt, vorzüglich die Homöopathie zu verdammen, und vor dem Mysticismus zu warnen, der mit diesen Ansichten unaufhaltbar hereinzubrechen drohe. Eine

Verwechselung des Begriffes: Seele mit dem: lebendige Kraft giebt ihm Veranlassung zu mehrern der Sache nicht würdigen Witzspielen. Ueberhaupt vermisst man die gewohnte Gründlichkeit, wie Müller in seiner Beurtheilung dieser Schrift treffend gezeigt hat. Siehe Archiv f. hom. Heilk. V. 1. S. 116.

Die Homöopathie, Vorerinnerung von Hufeland (dessen Journal 1826. St. 1.)

Eine leidenschaftslose Zusammenstellung des Guten und Lobenswürdigen so wie des Irrigen und Tadelnswerthen in der Homöopathie. Wie es nicht anders zu erwarten war, hat auch hier unser Hufeland den richtigen Standpunkt behauptet, auf dem er so manche Umwandlungen in der Medicin an sich vorbeigehn sah. Möchte sein Beispiel doch bald recht viele Nachfolger finden, dann würden die neidischen Kritiker immer mehr verstummen, die jetzt aus Aeger, dass sie kein Organon schreiben können, so unbarmherzig über Hahnemann herfallen. Allerdings heint er den Werth der Homöopathie noch zu gering anzuschlagen aber ihr wäre geholfen, wenn alle Aerzte mit demselben Rechte von ich sagen könnten, was der geehrte Veteran so wahr in einem Briefe an mich schrieb: „Mir aber ist jeder Weg, der kranken Natur beizukommen, willkommen, und ich glaube frei genug von vorgefassten Meinungen zu sein, um ihn gehörig würdigen zu können."

Versuch zu einem Schlussworte über S. Hahnemanns homöopathisches System, nebst einigen Conjecturen von L. W. Sachs, Dr und Prof. zu Königsberg. Leipzig, 1826. (12 gr.)

Der wenig bekannte, nicht mit W. Sachse zu verwechselnde, Verfasser, hat durch diese pasquillirenden Schmähungen eines durch seine vielfachen Verdienste allgemein geehrten Mannes, seinen literarischen Ruhm zu begründen gesucht, aber dabei nichts als einen völligen Mangel an Logik und seinen unläugbaren Beruf zu einem Zoilus zur Schau gestellt. Doch wozu noch Worte über ein Buch, das selbst nach dem Geständnisse des Verfassers überflüssig ist, da ja die Aerzte keiner geschärften Waffen gegen die Homöopathie bedürfen sollen. Es geht also dem Herrn Sachs gerade wie dem Arzte Hermes bei Voltaire, der sogleich in einem Buche bewies, dass das Auge eigentlich nicht geheilt werden konnte, als gegen seine Voraussagung und ohne seine Hülfe das verwundete Auge wirk-

lich gesund wurde. Doch er tröste sich, nach dem Erzähler bewunderte ganz Babylon die tiefe Weisheit des Arztes. Macte puer! —

Animadversiones in Homöopathiam a R. Grohmann M. Dr Viennae, 1825.

Mit sophistischen Einwürfen und in schönem Latein (Z, B. S. 21 *uti quavis fere pagina videre est.* (sic:) wird nur Bekanntes gegen die Homöopathie vorgebracht. Aber wozu dieses Ruminiren?

Ein Curversuch nach der homöopathischen Methode von Dr. J. B. Müller, Königl. Preuss. Regimentsarzte. (Rusts Magazin für gesammte Heilk. XV. Heft 1.)

Der Versuch, Schankerkranke mit einigen Hundertheilen Calomel zu heilen, fiel anfangs sehr günstig aus, doch brachen bald secundaiere Symptome hervor. Schubert (Archiv f. hom. H. IV. 2. S. 31, zeigt, dass er nicht richtig dabei verfuhr.

Dr. St. A. Mükisch: Die Homöopathie in ihrer Würde als Wissenschaft und Kunst. Wien, 1826. (21 gr.)

Höchst feindselig; man begreift nicht, wie der erfahrne Rau unter die Gegner der neuen Methode gerechnet werden konnte. Beneiden denn die Feinde der Homöopathie ihr jeden gefeierten Namen? Sie sollten doch bei ihrer Ueberzahl nicht zu sehr geizen mit Autoritäten.

Dr. G. W. Gross: Beurtheilung des Anti-Organon des Dr. Heinroth; auch auch als Supplementheft zu den 5 damals vollendeten Bänden des Archivs f. d. hom. Heilk. — Leipzig, 1826.

Mit grossem Fleisse, Scharfsinn und nicht ohne treffende Ironie sind alle die mehr witzigen als wahren Einwürfe des Prof. Heinroth zurückgewiesen worden, und wir fürchten, dass er nicht mit eben so leichter Mühe, als er das Antiorganon schrieb, die Flecke von seinem Namen wird wegwaschen können.

Lassen wir die Biographieen der wissenschaftlich thätigsten Epigonen und zwar nach Reihenfolge des Anschlusses an den Meister, nicht nach den glänzenden Resultaten ihrer Bestrebungen endlich folgen, so würde zuerst Stapf unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, dessen Biographie jedoch noch nicht existirt, aber später nachgetragen wird.

Gustav Wilhelm Gross war der älteste Sohn unter 8 Kindern des Pastors Joh. Gottfried Gross und ward am 6. Sept. 1794 in

Kaltenborn bei Jüterbogk geboren. Seine Mutter, Christiane Eleonore war eine geborne Schuricht.

Nachdem er seinen ersten Unterricht im Hause seiner Eltern genossen hatte, besuchte er von 1809 bis Michaelis 1813 das Gymnasium zu Naumburg an der Saale. Den Vorsatz, von da im Herbste nach Wittenberg zu gehen, um dort Medicin zu studiren, musste er aufgeben, da diese Universität bereits aufgehoben war, weshalb er zu Ostern 1814 sich nach Leipzig begab und dort den medicinischen Studien oblag. Dieser Umstand ist deshalb wichtig, weil dadurch seine nähere Bekanntschaft mit Hahnemann eingeleitet wurde, wodurch sein ganzes Streben eine bestimmte Richtung erhielt, die ausserdem gewiss nur später eingetreten sein möchte.

Leider haben wir nichts Bestimmteres über diese seine Bildungsjahre erfahren können. Für seine genauere Bekanntschaft und seinen vertrauten Umgang mit dem Stifter der Homöopathie spricht aber der Umstand, dass er schon damals zu den Prüfern gehörte, die unter den Augen und der besonderen Leitung des Meisters die Materialien zu dem grossen Baue der reinen Arzneimittellehre liefern halfen und zwar begann er seine ersten Versuche mit Chamomilla. Gewiss hat diese Uebung im Arzneiprüfen besonders beigetragen, in ihm die feine Beobachtungsgabe auszubilden, die er ihm hohen Grade besass und ihm eine Mittelkenntniss zu verschaffen, wie sie nur wenige Homöopathen besitzen. Er hatte die Homöopathie entstehen sehen, war mit ihr gleichsam aufgewachsen, hatte viele Wirkungen der Arzneien an sich selbst bemerkt, dies und eine ungewöhnliche Beobachtungsgabe half ihm dazu, sich in dem Wust der Symptome zurechtzufinden, ehe sie durch ihre überreiche Anzahl die Auffassungskraft verwirrte. Auch mag die von Hahnemann gegebene Richtung ihn veranlasst haben, sich von den rein theoretischen Spitzfindigkeiten der Schule fern zu halten und mehr der praktischen Seite der Arzneikunst zuzuwenden, um auf diese Art der glückliche Arzt zu werden, der er im vollen Sinne des Worts war.

Weil sein Geburtsort mittlerweile preussich geworden war, verliess er im Herbst 1816 Leipzig und erwarb sich den 6. Januar 1817 den Doctorgrad bei der medicinischen Facultät zu Halle a. d. Saale unter dem Dekanat von Meckel, nachdem er seine *dissertatio inauguralis medica, quae versatur in questione: Num usui sit in curatione morborum*

nomenclatura? vertheidigt hatte. Bereits in demselben Frühjahre practicirte er schon als homöopathischer Arzt in Jüterbogk, musste sich jedoch wegen der unterdessen in Kraft getretenen preussischen Medicinalgesetze im Winter von 1817 bis 1818 den Staatsprüfungen unterziehen. Hierbei hatte er mit vielen Sorgen und Entbehrungen zu kämpfen, da seine Mittel sehr beschränkt waren, was ihn sogar nöthigte, seine Studien und Arbeiten in dem Wohnzimmer eines Handwerkers vorzunehmen und nur die ihm eigne zähe Ausdauer und sein tief religiöses Gemüth halfen ihm diese Mühseligkeiten überwinden. Diese Sorgen ziehen sich noch eine Reihe Jahre in seiner Praxis fort, da die Neuheit des homöopathischen Heilverfahrens viele Gegner erweckte und sein fortgesetztes Probiren von Arzneien an seinen Körper, was er nicht verhehlte, den Glauben erregte, dass er wohl auch mit seinen Kranken nur Versuche anstellte. Von Ostern des letzten Jahres an, wo er seine Approbation als Arzt erhalten hatte, war er bis zu seinem Tode unausgesetzt thätig als homöopathischer Arzt in Jüterbogk, denn einen Ruf nach Magdeburg und einen andern nach Braunschweig lehnte er ab.

Obgleich sein Wohnort nur eine kleine Provinzialstadt war, so verschafften doch seine glücklichen Heilungen ihm nach und nach einen sehr grossen Wirkungskreis in weitem Umkreise, selbst in dem mehrere Meilen entfernten Berlin, wobei häufig Kranke aus der Ferne zu ihm kamen und ihn brieflich beriethen.

Seine vielen Geschäfte als praktischer Arzt hielten ihn jedoch nicht ab, auch als Schriftsteller thätig zu sein. Schon 1822 war er ein fleissiger Mitarbeiter und Gründer des Archivs für hom. Heilkunst, dass Stapf unter Mitwirkung mehrerer jungen Kräfte der neuen Schule herausgab. Ausser Arzneiprüfungen, Krankengeschichten lieferte er viele gehaltreiche Aufsätze gemischten Inhalts und kritische Arbeiten, unter denen durch Umfang und und Gründlichkeit die schon erwähnte als Supplementheft zum 5. Bande des Archivs und auch besonders abgedruckte Beurtheilung des Anti-Organon des Prof. *Dr.* Heinroth im Jahr 1826 sich auszeichnet. Im Jahr 1837 trat er vom 16. Bande an in die Redaction dieser Zeitschrift und wirkte dann wie bisher neben Stapf als Lenker und Verbreiter der von ihm angenommenen Ideen im streng Hahnemannschen Geiste.

Ausserdem gab er heraus 1824 ein diätetisches Handbuch für Gesunde und Kranke, 1829 die hom. Heilkunst und ihr Verhältniss zum Staate; 1832 die Teplitzer Heilquellen in ihren positiven Wirkungen (nach den Versuchen eines andern Arztes — Hromada? —); 1833 das Verhalten der Mutter und des Säuglings und bevorwortet 1834: Homöopathie und Leben oder die Homöopathie im gegenwärtigen Verhältniss zum Leben.

Als im Jahr 1832, schreibt Rummel, mir die Gründung und Redaction der allg. hom. Zeitung angetragen wurde, ging ich auf den Vorschlag nur unter der Bedingung ein, dass Gross und Hartmann sich mit mir zur Herausgabe vereinigten, weil mir als vereinzelten meine Kräfte für ein zu damaliger Zeit sehr schwieriges und gewagtes Unternehmen zu schwach schienen. Beide Freunde willigten ein, und so hat Gross bis zur Mitte des 33. Bandes, wo ihn der Tod leider viel zu früh abrief, treu und fleissig das Unternehmen fördern helfen und ist selbst da, wo seine Ansichten mehr zu dem Ausschliesslichen sich neigten, niemals hindernd entgegengetreten.

Die Homöopathie, fährt Rummel fort, befreundete mich gleich anfangs mit dem mir nahe wohnenden Stapf und durch diesen wurde ich fast gleichzeitig mit Hahnemann, der nach dem Erscheinen meiner Licht- und Schattenseite der Homöopathie sich mir näherte und mit dem entfernter wohnenden Gross bekannt und bald innig befreundet. Wir drei sahen uns nun öfters, besonders im Hause Hahnemanns zu Cöthen, das für unsere Freundschaft ein in vieler Hinsicht erwünschtes Stelldichein wurde. Immer mehr lernte ich seine Vorzüge als Mensch, Freund und Arzt kennen, selbst da, wo wir verschiedener Meinung waren. Seine Gesundheit, die viel Beschwerden und übermässige Arbeiten aller Art ertragen musste, war zwar damals nicht gestört, aber der Ausdruck seiner Züge, seine gallicht graue etwas gedunsene Gesichtsfarbe liessen schon zu jener Zeit den verborgenen Feind ahnen, der sein thätiges Leben abkürzen sollte.

Man konnte ihn beim ersten Bekanntwerden für eine phlegmatische Natur halten, denn er erschien etwas kalt und wenig mittheilend, aber kaum regte ihn eine Idee an, so belebten sich die etwas schlaffen Züge und mit beredtem Munde gab er seinen neuen, oft enthusiastischen Gedanken Worte. Er war das Gegenstück von Charlatanerie, ernst und

wahr liess er doch leicht durchblicken, was ihn innerlich bewegte. Er gewann nicht durch seine äussere Erscheinung, wohl aber durch sein Wohlwollen, seine thätige Hinneigung, sich leicht das volle Zutrauen seiner Kranken. Wenn ihn ein reisender Geschichtsschreiber der Homöopathie bei seinem Besuche nicht freundlich entgegenkommend fand, so lag dies daran, dass Gross eben für leichtere Umgangsformen besonders gegen Fremde nicht geschaffen war, dass er sich erst bei näherer Bekanntschaft völlig hingab, es lag auch an seinen überhäuften Geschäften, sowie an seiner zunehmenden Kränklichkeit.

Wie schon gesagt entflammten neue Ideen nicht nur sein ganzes Innere, er ergriff sie auch mit Feuereifer und weil er bei seiner Offenheit nicht vermochte, die ihn bewegenden Gedanken still und lang in sich zu verschliessen und dort reifen zu lassen, so gab er ihnen nicht nur bald Worte, sondern er liess diese Worte auch drucken. Diese Eigenheit seines Geistes hat ihn allerdings zu einigen Uebereilungen und Uebertreibungen verleitet, aber er hat sie auch durch manche trübe Stunden, durch viele bittere Vorwürfe seiner Gegner büssen müssen, ja sie hat ihm selbst einmal die zeitweise Entfremdung Hahnemanns zugezogen, dem er das leidende Herz eines verzweifelnden Vaters ohne Hehl zeigte, was der strenge Reformator als eine Abtrünnigkeit auslegte. In diesem Geiste hat Gross die Isopathik ergriffen, haben ihn die Erfolge der Hochpotenzen fortgerissen und ihn wankelmüthiger erscheinen lassen, als er war. Er zeigte sich dabei nicht unlenksam gegen die Ermahnungen seiner Freunde, das habe ich oft erfahren, und weniger einseitig, als man glauben machen wollte, aber die oft zu wenig gemässigten Angriffe seiner Gegner regten ihn zu bitterm Unmuthe auf.

Ganz ergriffen von der Wahrheit und Vorzüglichkeit der Homöopathie folgte er streng den Lehren des Meisters, ohne ihm sein eignes Urtheil vor der Prüfung zum Opfer zu bringen, und so sehr er Hahnemann ehrte und liebte, zauderte er nicht einen Augenblick, ihm entgegenzutreten, wenn er das Recht auf der andern Seite sah, wie in dem Streite Hahnemanns mit M. Müller geschah.

Bitter waren die Angriffe, welche er von der Seite seiner literarischen Gegner erfuhr und er fühlte sie um so tiefer, je mehr er sich für die ausschliessliche Wahrheit seiner Ansicht nur zu leicht begeisterte. Später entging er der Einwirkung jener Beleidigungen nur

dadurch, dass er sie völlig übersah. Hierinne lag auch der Grund, warum er weniger Theil nahm an den Versammlungen der hom. Aerzte, als man wohl bei seiner reinen Begeisterung für die Sache hätte vermuthen sollen. Obgleich Mitstifter des Centralvereins blieb er von den Versammlungen in der letzten Zeit entfernt und lehnte bestimmt die mehrmals ihm zugedachte Stelle als Vorstand ab. Er fühlte sich da nicht mehr heimisch unter dem jüngern Geschlecht, wie er es nannte als seine ältern Bekannten seltner kamen. Man glaube aber ja nicht dass er dadurch in eine vereinzelte Stellung gerathen wäre. Er führte mit Freunden und mehrern homöopathischen Aerzten einen lebhaften Briefwechsel und nahm eifrig an allem Theil, was das Gedeihen der Homöopathie fördern konnte. Der Lausitzer schlesische Verein hom. Aerzte, der freie Verein für Homöopathie in Leipzig, die homöopathischen Gesellschaften zu Paris, Palermo und Madrid ernannten ihn zu ihrem Mitgliede. Auch der Staat erkannte seine Verdienste und ernannte ihn zum Mitgliede der Oberexaminationsbehörde für homöopathische Aerzte.

Wo es wie damals bei der Jubelfeier Hahnemanns galt, thätig zu wirken, war er bei der Hand; er hat nicht nur die meisten Materialien zu der damaligen Jubelschrift geliefert, sondern einen grossen Theil derselben selbst ausgearbeitet und überliess mir dann willig die weitere Umarbeitung, Verbesserung und das Hinzufügen der Literatur.

Wie in seinem öffentlichen Leben neben der reinen Freude an dem Gedeihen seiner so geliebten Kunst und ihrer weitern Verbreitung sich manche trübe Erfahrung einfand, so reihete sich in seinem Familienleben auch Kummer an den Segen einer glücklichen Ehe. Seit 1818 war er mit Mariane, der Tochter des Prediger Herrmann verheirathet und freute sich mit ihr über die fünf ihm geborenen Kinder; aber einen hoffnungsvollen Sohn und eine geliebte Tochter nahm der Tod von seiner Seite, und liess ihm nur zwei Söhne, deren einer Arzt ward, der andere das Baufach wählte und eine Tochter und seine ihn überlebende Gattin. Weder seine Kunst noch der Rath seines Freundes Stapf, noch der zweimalge Gebrauch von Karlsbad hatte vermocht die entartete, vergrösserte Leber zur Norm zurückzuführen. Es traten noch andere Uebel, gichtische Schmerzen, Wassersucht und Brustbeschwerden hinzu und ein Aufenthalt an der Ostsee, von dem er im letzten Sommer Erleich-

terung hoffte, scheint selbst nachtheilig auf seinen geschwächten Körper gewirkt zu haben.

Um sich zu erholen, begab er sich zu seinem schon verwittweten Schwiegersohn, dem Pastor Weise in Klebitz bei Zahna, aber hier ereilte ihn ein sanfter Tod früh gegen 6 Uhr am 18. September 1847, viel zu früh für seine trauernde Familie, für seine Freunde, die bei ihm hülfesuchenden Kranken und vor allen viel zu früh für die homöopathische Heilkunst.

Doch sein Wirken wird fortleben in den guten Folgen für die Kunst und Wissenschaft!

Friedrich Jacob Rummel wurde am 26. April 1793 zu Lauchstädt, wo sein Vater Kaufmann und Postverwalter war, geboren.

Seine Ausbildung für die Universität erlangte er auf der Klosterschule zu Rossleben und ging nach Vollendung derselben im Jahre 1812 zur Universität, um Medicin zu studiren.

Nachdem er ein Jahr in Halle und dreiviertel Jahr in Leipzig diesem Studium obgelegen, folgte er (nach der Schlacht bei Leipzig) dem Aufrufe an das sächsiche Volk zur Theilnahme an dem Kampfe für die Freiheit des deutschen Vaterlandes, und trat in die Schaar der Freiwilligen ein, wurde aber später, weil an Militärärzten Mangel war, seiner Qualification wegen, als Compagniechirurg bei einem andern Truppentheile verwendet.

Nach dem Pariser Frieden schied er aus dem Militärdienste und begab sich Behufs Vollendung seiner academischen Laufbahn nach Göttingen. Er schrieb eine Dissertation „de Corneitide“ und wurde 1815 in Doctorem Medicinae et Chirurgiae promovirt.

Hiernächst prakticirte er ein Jahr in Lauchstädt, ging aber alsdann nach Berlin, sich den Staatsprüfungen zu unterwerfen. Als praktischer Arzt und Geburtshelfer approbirt, liess er sich 1818 in Merseburg nieder. Er fand hier bald hinlängliche Beschäftigung, sah sich aber genöthigt nach einiger Zeit die nicht ohne günstige Erfolge geübte geburtshilfliche Praxis aufzugeben, weil schwere Geburtsfälle ihn dermassen angriffen, dass er mehrere Tage nachher leidend war.

Im Jahre 1825 machten überzeugende Thatsachen unsern Rummel, aus einem Gegner, zum Freunde der Homöopathie und er widmete sich ihr nun mit der Wärme und dem Eifer eines berufs-

getreuen, unbefangenen, nur nach Licht und Wahrheit strebenden Mannes.

Schon 1826 sandte er einen Aufsatz an Hufeland's Journal: „Bemerkungen über das Hahnemann'sche System.“ (5. Stück S. 43—47), verfasste kurz darauf ein grösseres, allgemein bekanntes Werk: „Die Homöopathie von ihrer Licht- und Schattenseite“ und vervollkommnete sich während dieser schriftstellerischen Thätigkeit mehr und mehr auch in der homöopathischen Praxis, für welche er ein immer grösseres Publikum gewann.

Durch Stapf's Vermittelung trat er nun auch mit dem Gründer der Homöopathie in nähere Verbindung und wurde Mitglied des kleinen Kreises jüngerer Aerzte, welcher mit und unter Hahnemann den ersten Arzneiprüferverein bildete, dessen für alle Zukunft segensreiche That die Begründung der reinen Arzneimittellehre ist.

Im Jahre 1832 gründete er in Verbindung mit Gross und Hartmann die Allgemeine Homöopathische Zeitung und lieferte für sie recht viele treffliche Arbeiten.

Im Juni des Jahres 1833 folgte er einem Rufe nach Magdeburg. Angefeindet, vielfach gekränkt und verfolgt von zahlreichen Feinden der Homöopathie, deren Koryphäen sie damals noch, mit Alexander Simon zu Hamburg, als eine Narrheit zu betrachten wagen durften und den homöopathischen Arzt der Unterlassungssünde, des medicinisch-polizeilichen Verbrechens, zu bezüchtigen: wenn er in tödtlich gewordenen Krankheitsfällen die Vorschriften der Staatsmedicin nicht befolgt hatte, verschaffte er auch hier der Homöopathie immer mehr und mehr Freunde und Anhänger und sich selbst Recht bei den Verfolgungen seiner Gegner und nöthigte sogar diese endlich, ihn zu achten. Nebenbei führte er mehre junge Männer in die Homöopathie ein.

Im Jahre 1834 gründete er in Verbindung mit Mühlenbein einen norddeutschen Provincialverein für Homöopathie.

In den Jahren 1836 und 1845 war er Präsident des Centralvereins und übte stets und überall einen wohlthätigen Einfluss aus durch seine collegialische Freundlichkeit, seinen practischen Takt und seine vermittelnde Toleranz.

Ausserdem wirkte er rastlos für die Anerkennung der Homöopathie von Seiten des Staates und trug ins Besondere in den Jahren 1842

und 1843 eifrig dazu bei, dass das Selbstdispensiren der homöopathischen Arzneien den homöopathischen Aerzten des preussischen Staates unter milderen gesetzlichen Bestimmungen gestattet wurde.

In Folge dessen wurde er bei der in Magdeburg constituirten Prüfungscommission für homöopathische Aerzte, welche die Befugniss zum Selbstdispensiren ihrer Arzneien erlangen wollten, zum Mitgliede erwählt.

Die Redlichkeit seines Strebens fand auch von Staatswegen Anerkennung, indem unser Rummel 1846 zum königl. Sanitätsrathe befördert wurde.

Seinen angestrengten Bemühungen verdankt vornehmlich das 1851 zu Leipzig feierlich enthüllte Denkmal Hahnemann's sein Dasein und der letzte Act seines gemeinnützigen Wirkens war die Gründung eines Fonds aus dem Ueberschusse der von ihm für das Hahnemann-Denkmal gesammelten Gelder, dessen Zinsen als Preise für von Zeit zu Zeit von Seiten des Centralvereins für Homöopathie zu stellende pharmacodynamische Preisaufgaben verwendet werden sollten.

In seinem Privatleben offenbarte Rummel einen heitern, freundlichen, liebenswürdigen, ehrenhaften Charakter. Er war als Hausarzt ein theilnehmender Freund und seinen Kranken ein sorgsamer, gewissenhafter Arzt, ein höchst ehrenwerther College, ein treuer Gatte und liebreicher Vater.

Nur eine Zerstreuung und Erholung von den Berufsgeschäften liebte er ausnehmend: den Genuss der Schönheiten der Natur; er pflegte deshalb, wo möglich, jedes Jahr eine Reise zu machen.

Die Schläge des Schicksals trug er mit männlicher Ergebenheit. So vermochte selbst die vollkommene Taubheit, die er seit 1846 zu erdulden hatte, die Freundlichkeit und Heiterkeit seines Gemüths nicht zug trüben, obteich sie ihn nöthigte, seine Praxis grösstentheils aufzugeben und seinen regen Geist mehr auf sich selbst zu beschränken.

Im Jahre 1832, wo die Cholera in Merseburg seine Familie fals zuerst in ihrer ganzen Bösartigkeit befiel und er seine Frau und eine Tochter daran verlor, brachte diese Krankheit auch ihn dem Tode nahe. Er genass indessen unter dem Beistande des *Dr.* Heynel, der damals bei ihm zum Besuche war.

Im Herbste 1846 befiel ihn ein typhöses Fieber mit rheumatischen

Beschwerden welches ihn abermals bis an den Rand des Grabes führte und ihn eben vollends seines Gehörs beraubte.

Am 28. September d. J. endlich trat seine letzte Krankheit ein.*)

(Biographie bearb. von H. G. Schneider.)

Moritz Wilhelm Müller wurde geboren den 11. August 1784 zu Klebitz bei Wittenberg, wo sein Vater, Wilhelm Müller, Pastor war. Fast in der Reihenfolge, wie sie geboren, ist er als der dritte Sohn seiner Eltern auch gestorben und nur der jüngste der vier Brüder ist noch am Leben. Die ersten Rudimente alles Wissens wurden ihm in dem älterlichen Hause kennen gelehrt und sein Gedächtniss, wie seine Auffassungskraft müssen in seinem jugendlichen Alter sehr geschärft worden sein, da er in den letzten Jahren seines Lebens noch so auffallende Proben davon zu geben vermochte. Frühzeitig war er fähig, auf eine höhere zur Universität vorbereitende Schule zu gehen, denn 11 Jahr alt, bezog er schon das Gymnasium zu Torgau, wo er bis zu seinem 17. Lebensjahre verweilte, um von da an auf der Universität zu Wittenberg sich dem Studium der Medizin zu widmen, wo ihn in der Physiologie Krug insbesondere, in der eigentlichen Medizin selbst Kreyssig, Seiler und Erdmann sehr ansprachen. Hier lernte er auch Schweikert sen. kennen, der damals die akademische Carrière einzuschlagen sich vorgenommen hatte. Beide fühlten sich durch ihren lebhaften Geist sehr zu einander hingezogen, sie schlossen sich enger an einander und wurden Freunde und dies gab später die Veranlassung, da Schweikert in Grimma Schul- und praktischer Arzt war, dass Müller nachdem er sich zwei Jahre schon von den Vorzügen der Homöopathie überzeugt hatte, auch Schweikert diese Ueberzeugung durch schlagende Gründe beibrachte. Nachdem Müller sein 21. Jahr angetreten hatte und einsah, dass die sehr unvollkommenen poliklinischen Anstalten (an einer Klinik fehlte es damals ganz) Wittenbergs zu Einsammlung praktischer Erfahrungen nicht sonderlich geeignet waren, verliess er diesen Musensitz, um noch in Leipzig das Fehlende zu erlangen und er musste unter glücklichen Constellationen geboren sein, dass dieser Wunsch auf eine für ihn kaum zu erwartende Weise so bald erfüllt wurde. Ohne sonderliche Gönner gelang es ihm, kaum ½ Jahr in Leipzig, bei dem

*) Und er verschied am 10. October 1854.

damaligen ersten klinischen Lehrer am Jacobshospitale Assistent und Unterarzt daselbst zu werden und nach des würdigen Klinikers Reinhold Ableben, Ende November 1809, 3 Jahre später, übertrug ihm Magistrat und Universität die vicarische Leitung dieses Spitals und des Clinikums und der Magistrat ertheilte ihm als Gratification für dieses Geschäft freiwillig eine städtische Medizinalbeamtenstelle. Nachdem Müller sein Magister-Examen rühmlich bestanden hatte, vertheidigte er, zur Erlangung der philosophischen Doctorwürde, seine *Commendatio historia: De schola Lipsiensium clinica,* den 23. December 1809 und promovirte den 19. Januar 1810, zu welchem Zweck er eine Disputation *de febre inflamatoria* geschrieben hatte. Durch den Tod Reinholdts war ihm eine schöne Praxis mit zugefallen und sein freundliches, einnehmendes Wesen, das er sich bis zu seinem Tode zu erhalten wusste, gewann ihm bald bei seinen ausgezeichneten Kenntnissen und seinem scharfen praktischen Blicke, ein solches Vertrauen, dass er als umsichtiger und talentvoller Praktiker sehr gesucht war. Mittlerweile rückte das für Sachsen so verhängnissvolle Kriegsjahr 1813 immer näher und wenn der mit der aus Russland flüchtenden grossen Armee über ganz Europa sich verbreitende Kriegstyphus die, nicht im Uebermaass vorhandenen Aerzte Europa's schon hinreichend beschäftigte und die Privatärzte schon mit zur Besorgung der Spitäler verwendet wurden, so war dies in dem eigentlichen Kriegsjahre noch weit mehr der Fall, wo viele Häuser, Kirchen, Schulen und andere öffentliche Orte zu Spitälern eingerichtet werden mussten, zu deren Direction man renommirte Privatärzte requirirte, die Medizin und Chirurgie Studirende zu Assistenten annahmen. Auch unsern Müller traf das Loos ein solches Spital zu übernehmen; man gab ihm ein ziemlich entfernt liegendes, eine halbe Stunde von Leipzig, auf dem sogenannten Thonberge und die täglich zweimaligen Besuche desselben lassen bestimmt annehmen, dass er über viel freie Zeit nicht weiter zu verfügen hatte, um so weniger, als das typhöse Spitalfieber in der Stadt und folglich auch unter den sich ihm anvertrauenden Kranken mörderisch wüthete. — Zu der Zeit, wo er im Spitale vicarirte und auch noch später las er, so viel uns bekannt, über *Materia medica*, eine Wissenschaft, der er immer mit Liebe zugethan gewesen ist.

Bei wieder eingetretener grösserer Ruhe im Jahre 1814 verheira-

thete er sich den 31. October mit Rosetta Neuss, mit der er bis zu seinem Tode in äusserst glücklichen Verhältnissen lebte, die noch glücklicher gewesen sein würden, hätte seine Gattin nicht mehrmals durch Krankheit in höchster Lebensgefahr geschwebt. Zwei Kinder von ihm leben, ein Sohn und eine Tochter; Ersterer ist der durch Wort und That gekannte Dr. Clotar Müller. Letztere ist einem höchst wissenschaftlich gebildeten Manne angetraut, dessen Vorliebe für Geschichte ihn die akademische Laufbahn zu betreten höchst wünschenswerth macht, dem Dr. Kurzel.

Müller war ein tiefer Denker und seine Geisteskraft wurzelte am schärfsten auf einem Gegenstande, wenn er mit ihm am unbeschäftigsten zu sein schien und so hat er es vom Anfange seiner medizinischen Laufbahn bis an sein Lebensende gehalten. Sein geistreiches, ausdrucksvolles Gesicht liess auf dem ersten Blick erkennen, dass nicht ein gewöhnlicher Mensch vor uns stand, seinen glühenden Enthusiasmus für eine liebgewonnene Sache mässigte ein kritischer Sinn, der ihm vor vielen eigen war und ihn vor Ueberstürzen bewahrte. Immer legte er den Massstab der Erfahrung an die Dogmen, liess seinen scharfsinnigen Geistesblick über alle Blössen derselben gleiten, ehe er zustimmte und sie dann mit Worten verkündete. Und diese Worte, wie köstlich waren sie, wie ungesucht, klar, fest bei der Sache verharrend, scharf ohne Bitterkeit. So wurde er einer der ersten und einer der besten Kritiker der Hahnemannschen Lehre, ohne, wie die späteren Hygeisten, die Feindseligkeiten gegen den Stifter zu suchen und zu nähren. Ihm blieb in der Wissenschaft nichts fremd, er strebte stets vorwärts, um so früher, je zeitiger er die schwache Seite der praktischen Medizin nach scharfsichtigen Beobachtungen und Erfahrungen kennen lernte. Nicht wohlgefällig wie viele Andere seines Gleichen begnügte er sich mit dem erlangten Wissen und ruhte selbstsüchtig auf seinen Lorbeeren aus. O, nein! ihn drängte es fort und fort, seine Kenntnisse zu erweitern zum Nutzen seiner leidenden Mitmenschen und nichts entging ihm, woraus er zu diesem Zwecke einiges Gute für sich hätte ziehen können. Wie wäre es bei diesem regen Eifer wohl möglich gewesen, dass ihm die Homöopathie fremd geblieben wäre. Er hatte schon damals eine ausgezeichnete Praxis, die einen Andern nicht blos hinreichend beschäftigt, sondern ihn fast erdrückt haben würde, dessungeachtet erübrigte

Müller noch so viel Zeit, um jede neuere Richtung kennen zu lernen und sich von ihrer Realität und ihrem Werthe zu überzeugen; und so geschah es auch mit der Homöopathie, nachdem sie sich zu Leipzig schon einige Geltung verschafft hatte und Kranke von auswärts sich an Hahnemann wendeten, unter denen insbesondere Fürst Schwarzenberg hervorragte. Die Macht der Wahrheit bewährte sich bei Müllers vorurtheilsfreiem und reinem Sinne aufs Herrlichste siegreich; er wurde mit immer innigerer Liebe zu ihr erfüllt, je mehr er sich mit ihr vertraut machte und wurde ihr eifriger Freund und Anhänger, unbekümmert was seine sonstigen Freunde und Collegen über ihn urtheilten, unbekümmert darum, dass sein Uebertritt zur reformirten Heilkunst (wie Müller selbst sie zuerst bezeichnet hat) ihm für einige Zeit in pekuniärer Hinsicht grossen Nachtheil brachte, da mehre seiner Clienten nicht gleichen Sinnes mit ihm waren und deshalb einen andern Arzt sich wählten. Bald schloss er sich innig und vertrauend dem damals so kleinen Häufchen Gleichgesinnter an und gab Andern durch Wort und That vielfache Gelegenheit, einen gleichen Zweck zu verfolgen, wie das Leipziger Tageblatt vom Jahr 1821, wo eine sehr verderbendrohende Scharlachfieberepidemie in Leipzig herrschte, darthut, worin er unter der Ueberschrift: Prüfet Alles und das Gute behaltet, Hahnemann's Behandlungsart gegen diese Krankheit dringend anempfohl. Mit ihm vereinigten sich einige gleichgesinnte Aerzte und bildeten einen Verein unter dessen Aegide das erste hom. Journal, das Archiv der hom. Heilkunst, ins Leben gerufen wurde, dessen erste Hefte gediegene Aufsätze von Müller erhalten und an dem er lange Zeit thätigen Antheil genommen hat. Vielfach bot sich ihm die Gelegenheit, seinen Scharfsinn und Geistesgewandheit, so wie seine reiche Erfahrung und regen Eifer für die gute Sache an den Tag zu legen, denn nur Wenige von uns verstanden es so gut, der Homöopathie ungünstige Situationen, Intriguen gegen dieselbe, Collisionen derselben mit Staat, städtischen, Medizinal-Behörden und Apothekern treffender zurückzuweisen, aufzuklären, zu perhorresciren, wie er; Viele in Untersuchung befindliche Homöopathen, vorsätzlich Gedrückte und an ihrer Ehre Gekränkte hat er durch seine scharfe, nachdrückliche Feder glücklich aus ihrer verzweifelten Lage herausgeholfen, ja, er scheute sich dabei nicht, trotz seines edlen und würdevollen Styls, die Waffen aufs schärfste zu spitzen, was

ihm nicht selten Geldkosten verursachte, wodurch die Behörden ihn zu paralisiren wähnten. Sie hatten sich in Müllers Character geirrt; er war nicht so leicht aus dem Felde zu schlagen, sobald er sich von der Richtigkeit einer Sache überzeugt hatte, dann erkannte er keine Autorität an, und die höchst gestellten Medizinalbeamten imponirten ihm nicht, wenn sie besonders durch seichte Gründe und Falsa sich Blössen gaben, wie folgende beide Schriftchen von ihm deutlich beweisen:

Cholera, Homöopathik und Medizinalbehörde in Berührung. Thatsächliches, zum Besten des homöopathischen Stiftungsfonds herausgegeben von dem Leipziger Localverein homöopathischer Aerzte. Leipzig. 1831 bei L. Schumann; und:

Zur Geschichte der Homöopathie. Aus Akten gezogen. Mit Anmerkungen von *Dr.* M. Müller. Erste Forts. oder zweite Abtheilung. (Aus Archiv X. 1.) Leipzig. 1831.

Im Jahre 1828 erhielt er die sehr ehrenvolle Aufforderung ein hohes Glied der Regentenfamilie Sachsens homöopathisch zu behandeln und der allerhöchste Befehl lautete: dass er dabei die Stellung nach eigenem Belieben sich wählen könne und er nicht gehalten sei vorher Rücksprache mit den Herren Leibärzten zu nehmen. Sehr thätig zeigte sich unser Müller bei der Vorbereitung zur Feier der Jubelfeier Hahnemanns im Jahr 1829. Er war besonders Anreger und Mitstifter des Centralvereins und gerade zu der Zeit, wo sich dieser Verein am thätigsten und einflussreichsten zeigte, war er Director desselben und leitete sehr eifrig und umsichtig die Arbeiten des Ausschusses, dem damals die Gründung der Leipziger Clinik viel zu schaffen machte.

Wer da weiss, mit welchen Quälereien die Errichtung einer neuen Krankenanstalt, insbesondere einer homöopathischen, der ersten nicht blos in Sachsen, sondern in ganz Europa verbunden war, der wird sich einen Begriff von den vielen und nutzlosen Schreibereien an's Ministerium, an den Leipziger Rath und die Medizinal-Behörden, machen können, die alle unserm verstorbenen Freunde aufgebürdet wurden, da er der Fähigste war, der mit Klugheit und feiner Gewandtheit diese Sache zu einem glücklichen Ende zu führen verstand, und er brauchte dazu nicht mehr Zeit, als etwa 5 Wochen, denn schon Ende September des Jahres 1832, wo am 10. Aug. d. J. erst der definitive Beschluss

zur Errichtung einer homöopathischen Heilanstalt vom Centralvereine gefasst worden war, erhielt er von Hahnemann, den er über alle deshalb gethanen Schritte regelmässig Bericht abgestattet hatte, ein von Lobsprüchen und Danksagungen angefülltes Schreiben, dass er sich dadurch aufs schönste für seine vielen Mühen und Sorgen belohnt fand und von da an ferner kein Opfer scheute, um nur recht bald das ihm fast allein gelungene Werk ins Leben treten zu sehen. Nach einem so redlichen, ganz uneigennützigen Streben und Wirken musste es ihn nicht nur befremden, sondern aufs Tiefste erschüttern und kränken, dass Hahnemann einen Monat nach dem schmeichelhaften Briefe, den er M. im September geschrieben, einen tief verletzenden Aufsatz gegen mehre Leipziger geachtete, homöopathische Aerzte in das dortige Tageblatt einrücken liess, um das Publikum vor ihrer homöopathischen Behandlung zu warnen — eine Schmähschrift, die nur durch unglückliche Zuträgereien und Klätschereien hervorgerufen werden konnte! So sehr von dieser Zeit an Müllers Thätigkeit auch gehemmt, sein Muth gebrochen, seine Theilnahme an Allem, was die Homöopathie betraf, gelähmt war, so übernahm er doch die Leitung der homöopathischen Heilanstalt für das erste Halbjahr, hielt Vorlesungen über Homöopathie, die er bruchstückweise in der allg. hom. Zeitung abdrucken lies, verschmähte aber, obschon er dazu die Offerte von einem Buchhändler erhielt, einen besondern Abdruck derselben zu veranstalten. Durch seine vielseitige Mitwirkung trat im Jahr 1834, nachdem der dortige Localverein sich stillschweigend aufgelöst hatte, der freie Verein für Homöopathie ins Leben, dem er seine Theilnahme bis zu seinem Tode schenkte, ausserdem aber mehr sich und seiner Familie lebte und nicht gern in schriftliche Verhandlungen sich einliess, ausser wenn es das von ihm begründete Spital unerlässlich forderte.

Ungeachtet er sowohl von dem Stifter der Homöopathie, vielleicht noch mehr von falschen Freunden Manches zu leiden hatte, wurde er nicht bitter, sondern behielt eine noble, wir möchten fast sagen vornehme Haltung gegen diese unerquicklichen Dinge bei und erhöhte so die Achtung seiner wahren Freunde, und dies waren wohl die meisten ächten, wissenschaftlichen Homöopathen; denn sich selbst besiegen im gerechten Unmuth, ist des wahren Mannes würdig.

Er erfreute sich in einer weit verbreiteten Praxis meist in den

höhern Ständen des festesten Vertrauens und der glücklichsten Erfolge durch eine rein homöopathische Behandlung und dies machte ihm so theilweise die Leiden vergessend, die Missgunst, Bosheit, Intrigue ihm in reichem Masse geschaffen hatte. Oefter und man möchte sagen, im Ernst hatte er seinen Tod schon mehrmals auf einen bestimmten Tag festgesetzt und die Seinigen und seine Freunde dadurch beunruhigt und nimmer wurde er müde, einen neuen Tag dafür wieder anzugeben, was natürlich zur Folge hatte, dass die Freunde ihn aufzogen und es ebenfalls nicht ernstlich nahmen, als er, beim Herannahen der Cholera, mit grösserem Ernste als sonst versicherte, er würde ihr unterliegen, wenn er davon befallen würde; darum war er in dieser Zeit sehr besorgt für die Auswahl seiner Genüsse, und liess sich keinen Diätfehler zu schulden kommen. Merkwürdigerweise erkrankte er am 23. Nov. 1849. Den 24. früh $^1/_2$5 Uhr hatte sich Erbrechen hinzugesellt, Eiskälte unp Pulslosigkeit waren bald eingetreten, doch beklagte er sich nur über wenig Schmerz; schon in der ersten Nachmittagsstunde war jede Hoffnung zu seiner Wiederherstellung verschwunden und Abends nach 6 Uhr war er sanft verschieden.

Ernst Friedrich Rückert wurde 1795 zu Grosshennersdorf bei Herrnhut geboren, von seinen Vater der Pastor war, ausgebildet und bezog 1812 die Universität Leipzig um Theologie zu studiren. Schon 1813 ging er jedoch zur Medicin über und setzte dieses Studium erst an diesem Orte 3 Jahre und zwei fernere in Dresden und Jena fort. Während seiner Collegien bei Hahnemann prüfte er: Dulcamara, Aconit, Rheum, Rhus, Bryonia, Digitalis. Hartmanns frühere Notiz beruht also auf einem Irthum, da dieser kurze Bericht sich an einen Nekrolog seines jüngeren Bruders, des ebenfalls als Schriftsteller bekannten Th. J. R. knüpft. Er gab mehrere selbstständige Werke über die Homöopathie heraus, wie z. B; Systematische Darstellung aller bis jetzt gekannten homöopathischen Arz. etc. Mit Lux ist er als Begründer der homöop. Veterinärkunde anzusehen. Merkwürdig bleibt seine ewige Lebensunruhe, denn er wechselte als Arzt 4 mal seinen Aufenthaltsort und gab sogar von 1822 bis 29 seinen Beruf auf um als Hauslehrer in Liefland zu fungiren, Er starb am 27. Juni 1843.

Hartlaub, E. S. Ch. sen. practicirte bis 1829 in Leipzig und gab während der Zeit mehrere für das Interesse der Homöopathie sehr

wichtige Werke heraus. Später nachdem er sich in Braunschweig zur Unterstützung des bejahrten Hofrath Mühlenbein niedergelassen ausserdem noch mit Trinks vier Jahrgänge Annalen der hom. Klinik heraus; leider starb auch er sehr zeitig.

Friedrich Hahnemann einziger Sohn des Meisters promovirte 1813 in Leipzig, assistirte von da an seinem Vater und machte sich besonders durch die Widerlegung Heckers verdient. Nachdem er sich später die Apotheke in Wolkenstein gekauft, lies er sich dort nieder. Hartmann berichtet über sein dortiges Leben und Ende wie folgt:

Seinen grossen Geistesreichthum, der ihm selbst von seinen Gegnern zugestanden wurde, bemühte er sich einen grössern Nimbus noch dadurch zu verleihen, dass er einer eigenthümlichen Charlatanerie huldigte, die er mit dem Deckmantel der Studenten-Renomisterei behing, wodurch er einen um so grösseren Anhang sich verschaffte. Dies Alles zusammengenommen erwarb ihm zwar die Liebe und Anhänglichkeit des Publikums, vermochte aber keineswegs gleiche Freundschafts-Sympathien bei seinen nahen und fernen Collegen hervorzurufen, die eher mit scheelem Blicke die Zunahme seiner Clienten, mit traurigen Mienen die immer mehr zunehmende Ebbe ihrer bedeutend geschmälerten pekuniären Verhältnisse wahrnahmen. Auch Zschopau und Umgegend brachte reichen Gewinn und belagert wurden die Häuser, in denen er wöchentlich ein Paar Male den hohen Berg im offenen vierspännigen Wagen herabstürmend, sein Arztes-Comtoir aufzuschlagen pflegte. Nicht ewig begnügten sich die andersdenkenden Aerzte mit blossen scheelsüchtigen Blicken, man verband sich zu einem allgemeinen Angriff, wozu ein Hohes Königl. S. Sanitäts-Collegium bereitwillig die Hand bot und die Anklage entgegennahm, worauf eigentlich nichts zu entgegnen gewesen wäre, da Hahnemann *jun.* inländischer Promotus und Besitzer einer Apotheke war und mit Fug und Recht also auch keine Dispensirklage erhoben werden konnte. Indessen das Recht des Stärkern behielt die Oberhand; Jener wurde zu einer Vertheidigung aufgefordert, die er aus vorbenannten Gründen nicht geben wollte und so zog er es lieber vor, um mit einem Male allen Unziemlich- und Widerrechtlichkeiten aus dem Wege zu gehen, Weib, Kinder, Vaterland zu verlassen und nach einem andern Welttheile überzusiedeln, wo er schon seit Jahren verschollen ist. Die Nachrichten, die wir in der Buchner-

Nusserschen Zeitung über ihn lasen, sind falsch, denn schon viele Jahre früher wurde nichts mehr von ihm gehört.

Carl Caspari war ebenfalls Sohn eines Landgeistlichen aus Zschorlau bei Delitzsch, studirte und promovirte in Leipzig und unternahm theils auf Antrieb Anderer, theils durch sich selbst bewogen vielerlei zum Ausbaue der Homöopathie. So fühlte er, wie alle damals lebenden Homöopathen recht lebhaft, dass das raschere Fortschreiten der neuen Lehre nach aussen nur von der grösseren oder geringeren Theilnahme des Publikums abhängig sei und diese Idee war es, welche nicht allein seine manigfaltigen Werke, sondern vor allen auch den homöp. Haus- und Reisearzt zur Geburt brachte, ein Werk dass in allen Nationen lebhafte Nachahmung erweckt hat. Leider wurde er zu zeitig vom Schauplatze abberufen denn inmitten eines Nervenfiebers erschoss er sich im Jahre 1837.

Franz Hartmann war zu Delitzsch am 18. Mai 1796 geboren, wo sein Vater Schullehrer war. Im Jahre 1810 finden wir ihn als schwächlichen 14jährigen Knaben auf dem Lyzeum zu Chemnitz, sich zum Studium der Theologie vorbereitend und armen Weberkindern Unterricht gebend, um dadurch seine wenigen Bedürfnisse zu befriedigen. Also hier schon Noth, so jung er war, aber auch schon den Willen, sich durch eigene Anstrengung emporzuarbeiten. Bald gewann er die Ueberzeugung, dass er für das gewählte Fach nicht passe und der Wunsch, Arzt zu werden, wurde noch lebhafter dadurch, dass sein früherer Mitschüler Hornburg in seinen Ferien schon recht glückliche Kurversuche machte. In Leipzig, wohin er in seinem 18. Lebensjahre als Student ging, wurde er der Stubengenosse Hornburgs, welcher die früher erwählte Gottesgelehrtheit mit der Heilkunst vertauscht hatte und ein grosser Verehrer Hahnemanns war. Dieser geniale Mensch und geborne Arzt hatte unter manchen Schwächen auch die, das Studium der ältern Schule zn vernachlässigen und die Gegner der Homöopathie, worunter auch seine künftigen Examinatoren waren, etwas herausfordernd und burschikos in seinen Gesprächen zu behandeln, was ihm später so bittere Früchte trug. Für Hartmann, welcher bescheiden und ohne Anmassung seinen Weg ging und bald einsehen gelernt hatte, dass man manche Kollegien nicht entbehren könne, sei es auch nur des Examens halber, war diese nähere Bekanntschaft

mit Hornburg vortheilhaft, indem er gar Manches aus seinen gediegenen Arzneikenntnissen sich aneignete und durch ihn mit Hahnemann bekannt wurde. Dieser Feuergeist, der Gründer der Homöopathie, übte bald seine volle Anziehungskraft auf Hartmann aus, der in die von ihm gestiftete Arzneiprüfergesellschaft trat und auch dessen Familienkreis öfter besuchte. Hier wehete der volle Duft der Begeisterung für die neue Lehre und stärkte die Jünger zu Arbeiten und zur Ertragung des Spottes und Hohnes, mit dem sie die anderen Studenten nicht kärglich bedachten. Hartmann bewahrte sich bei dem allem eine gewisse vorurtheilsfreie Nüchternheit, welche ihn auch seine anderen Studien fortsetzen liess, ihn aber auch bald mit den enthusiastischen Verehrern in ein schiefes Verhältniss brachte.

Nach $2^1/_2$ Jahren ging er Michaelis 1817 mit sehr wenig Geld, aber voll Gottvertrauen nach Berlin, um sich in der Medizin weiter auszubilden, kehrte aber mit Beginn der langdauernden Ferien wieder nach Leipzig zurück, weil er sich da der Homöopathie wieder eifriger zuwenden konnte, als dies in Berlin möglich war. Am 21. März 1819 promovirte er in Jena, ein wohl übereilter Schritt, durch welchen er seine Laufbahn zu beschleunigen dachte, in der That aber aufhielt, weil er ihn in manche Weitläufigkeiten verwickelte. In Leipzig hatte die Ankunft des Fürsten von Schwarzenberg, welcher sich der Behandlung Hahnemanns anvertraute, grosses Aufsehen erregt, die Freunde ermuthigt, die Feinde nur noch mehr erbittert und ihr Groll brach nach dem Tode des Fürsten in offene Verfolgung aus. Den bekannten sanitätspolizeilichen Schicksalen entzog sich Hahnemann endlich durch seine Emigration nach Cöthen; desto mehr trafen sie die zurückgebliebenen Anhänger. Mitten in diesem Gewirr und diesen feindlichen Kämpfen traf Hartmann wieder in Leipzig ein. Unser junger Doctor hatte sich zu dem jedem, auf ausländischen Universitäten promovirten, obliegenden Kolloquium bei dem Dekan, Hofrath Rosenmüller, gemeldet, aber nach dessen Tode vernachlässigt, die Meldung zu wiederholen und behandelte unterdessen Kranke, obgleich er gesetzlich dazu nicht berechtigt war. Da spürte ein Dr. Kohlrusch bei einem seiner Kranken die homöopathischen Pulver auf und hatte nichts Eiligeres zu thun, als sie dem damaligen medizinischen Grosskophtha von Leipzig, dem Med.-Rathe Dr. Clarus, beschwerdeführend zu überreichen. Dieser Verfolger der

Homöopathie *ex officio* und aus Herzensgrunde nahm die Sache sehr ungnädig auf, und die Besorgniss, dass man in dem Kolloquium eben nicht sehr glimpflich mit einem Homöopathen verfahren werde, war gewiss nicht unbegründet.

Deshalb verliess Hartmann den 1. Januar 1821 Leipzig, um in Berlin den medizinischen Kursus zu machen, kam aber für dieses Jahr zu spät, weil er nicht gewusst, dass die Meldung dazu schon im November geschehen müsse und diese daher versäumt hatte. Dies verstimmte ihn um so mehr, da er, um die Staatsprüfung nicht zu verschieben, das sehr lockende Anerbieten Stapfs, ihn auf einer wissenschaftlichen Reise kostenfrei zu begleiten, ausgeschlagen hatte. Stapf reiste nämlich damals gerade im Auftrage des preussischen Kriegsministers nach dem Rhein um dort die kontagiöse Ophthalmie unter den Truppen zu beobachten und womöglich homöopathisch zu heilen. Sehr entmuthigt kehrte Hartmann im Februar nach seiner Vaterstadt Delitzsch zurück, wo er schon nach 6 Tagen die traurige Pflicht erfüllen musste seinen Vater und 6 Wochen später auch seine Mutter zur ewigen Ruhestätte zu begleiten. So schmerzhaft diese traurigen Ereignisse auch ihn berühren und seine nicht glänzende Lage verschlimmern mussten, so fühlte er doch, dass die eingetretene Nothwendigkeit selbst und allein für sich zu sorgen vortheilhaft anregend auf seine geistige Kraft einwirkte, welche durch die mannigfachen misslungenen Versuche, zum Ziele zu gelangen, sehr herabgestimmt war. Da einem von Stapf gemachten Vorschlage, sich in einem kleinen fürstlichen Ländchen als Arzt niederzulassen, Schwierigkeiten entgegentraten, meldete sich Hartmann in Dresden zum Kolloquium. Er rühmt dabei die Willfährigkeit zur Beschleunigung der Prüfung, die er sowohl bei dem Hofrath Dr. Leonardi als auch bei Hofrathe Dr. Kreysig fand. Erstern hatte er durch seine schöngeschriebenen Thesen erfreut und günstig für sich gestimmt, so dass die Furcht, als Homöopath entdeckt und schikanirt zu werden eine eitele blieb und er nach glücklich bestandener Prüfung noch im Jahr 1821 in dem kleinen Städtchen Zschopau sich als Arzt niederlassen konnte.

Obgleich er sein ärztliches Verfahren möglichst verschleierte, um den Unanehmlichkeiten zu entgehen, die damals noch mehr als jetzt mit dem Rufe, Homöopath zu sein unzertrennlich waren, so wurde doch

das Abweichende seiner Methode von dem gewöhnlichen Kuriren bald bemerkt, um so eher, da es ihm gelang, manche recht glänzende Erfolge zu erzielen. Dazu kam der Umstand, dass der Sohn Hahnemanns kurz vorher in dem nahen Wolkenstein durch seine Wunderkuren geglänzt und viel Aufsehen und Zulauf erregt hatte, die Homöopathie also in dieser Gegend nicht mehr unbekannt war.

Von hieraus traf er auf einer verabredeten Zusammenkunft in Freiburg mit Trinks und Wolff zusammen, welche in Dresden auf die neue Lehre aufmerksam geworden waren. Diese Neophyten bestürmten ihren jungen noch selbst vielfach ungeübten Lehrer um Auskunft über Mittel für bestimmte Krankheitsformen. Die dabei lebhaft geführten Erörterungen erregten bei Hartmann zuerst die Idee zu seiner spätern ausgeführten Therapie und wurden also sehr einflussreich für ihn.

Ein anderes für das Gedeihen der Homöopathie höchst wichtiges Ereigniss war das Erscheinen des von Stapf, Gross und M. Müller 1822 gegründeten und von ersterm mit soviel Erfolg redigirten Archivs für hom. Heilkunst. Es wurde für Hartmann von besonderm Einfluss, weil es ihn auf die Bahn der Schriftstellerei führte, welche ihn später gerade in den weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Stapf verstand es ganz besonders seine Bekannten zu Productionen anzuregen und auch Hartmann erlag diesem Einflusse und seinen Aufforderungen, bezwang die ihm eigene Zaghaftigkeit und theilte von 1823 an in dem genannten Archiv Heilungsgeschichten mit.

Praxis frequens, sed non aurea hiess es in Zschopau. Um möglicher Weise auch die letztere zu finden, ging Hartmann im November 1826 nach Leipzig. Bekanntlich ist es in einer grössern Stadt schwierig, als Arzt bekannt und gesucht zu werden, besonders ist dies in Leipzig der Fall, wo durch die Universität der Anwuchs junger Aerzte sehr stark ist und der Weg zu einer guten Laufbahn gewöhnlich durch die Famulatur bei einem renommirten Arzte geht. Der Andrang der Kranken war natürlich Anfangs nicht übermässig, die Sorge nicht gering und es blieb ihm hinreichend Musse, um seiner Neigung zu schriftstellerischen Arbeiten genügen zu können. Das, was ihn für manches Ungemach der Uebersiedelung hätte entschädigen können, der nähere Umgang mit freundlich und gleichgesinnten Aerzten liess viel zu wünschen übrig. Es fehlte damals gar nicht an homöopathischen Aerzten

in Leipzig; theils waren es unmittelbare Schüler Hahnemanns, theils Neubekehrte aus der ältern Schule, und einige derselben versammelten sich, besonders auf Haubolds Betrieb, regelmässig, um sich wissenschaftlich zu besprechen, während andere sich mehr isolirten. Diese Zusammenkünfte waren die ersten Anfänge des Leipziger Localvereins, aus dem später der noch jetzt bestehende freie Verein heranwuchs. Trotz diesem Zusammenhalte fehlte es in Leipzig an Häkeleien und Zwischenträgereien ganz und gar nicht. Weshalb? Man weiss es nicht ganz genau und wenn man es wüsste, möchte es besser sein die Vergangenheit mit christlicher Liebe zu bedecken. Es schien, als ob man zu viel Rücksichten nähme, nicht auf Andere, sondern jeder auf sich; als ob man heute zu vertraulich mit einander verkehrte und morgen ein hinterbrachtes *on dit* zu diplomatisch genau zergliederte. Rummel verkehrte damals viel mit den Leipziger Homöopathen und fand ihr Verhältniss zu einander nicht sehr liebenswürdig. Es war die Sturm- und Drangperiode der jüngern Homöopathie und in Leipzig ihr Brennpunkt. Dazu kamen Zerwürfnisse zwischen Hahnemann und den Leipziger Homöopathen, welche man nicht ganz unwahrscheinlich durch heimliche Anklagen Einzelner, zu erklären glaubte. Dieser verkehrte Zustand der, statt enges Zusammenhalten, nur Argwohn und Misstrauen säete traf Einen und den Andere mehr oder minder peinigend, am Unangenehmsten unsern Hartmann, welcher nicht, wie mancher Andere, sich darüber zu erheben verstand, sondern den Verdruss in sich verschloss.

Rummel machte zu dieser Zeit seine Bekanntschaft, die in wahre Freundschaft überging, welche bis an seinen Tod dauerte und fand in ihm einen liebenswürdigen Menschen, einen denkenden, fleissigen Arzt, einen heitern Gesellschafter, der sich aber durch ihm hinterbrachte Gerüchte oder ein anmassendes Betragen leicht verstimmen liess und selbst da manchmal misstraute, wo ihn seine Freunde über solch Unangenehmes weghelfen und es ihm verheimlichen wollten. (S. s. Erlebnisse in d. Z.) Freilich schonte man auch viel zu wenig seine Reizbarkeit, wenn z. B. befreundete Buchhändler Schriften mit persönlichen Angriffen auf ihn verlegten, noch weniger schonte ihn das Schicksal selbst.

Die Vorbereitungen zu der freudigen Jubelfeier Hahnemann's brachten die Homöopathen einander näher, das Fest selbst veranlasste

die Stiftung des Centralvereins und erweckte den Gedanken an die Gründung der homöopathischen Heilanstalt, die Hahnemann sehnlich wünschte, auch seine Freunde billigten, aber nicht übereilen wollten. Da verdarb der Eifer Schweikert's Alles, er drängte zum schnellen Beginn und als durch rastlose Bemühungen der Freunde der reformirten Heilkunst endlich das Spital seiner Eröffnung nahe gebracht war, da trat er, auf den man bei Besetzung der Oberarztstelle gerechnet, zurück- und M. Müller und Hartmann sahen sich genöthigt die schwierigen Stellen als Ober- und Hilfsarzt zu übernehmen. Sie waren *personae ingratae* bei Hahnemann und er scheute es nicht, sie öffentlich dafür zu erklären und so das bedenkliche Unternehmen noch schwieriger zu machen, ja in seiner Wurzel zu untergraben. Hahnemann ruhete nicht, bis Schweickert die bisher unentgeltlich verwaltete Stelle nun mit 400 Thlr. Gehalt dotirt angetreten hatte, wodurch der an sich geringe Fond nur noch früher aufgezehrt wurde. Auch diese Einrichtung hatte keinen Bestand! nach ein Paar Jahren überliess Schweikert plötzlich das Spital seinem Schicksale, ohne dasselbe auf den erwarteten blühenden Zustand gebracht zu haben. Nun erfolgte der traurige Missgriff einem Schwindler die wichtige Stelle anzuvertrauen, der, als er entlarvt wurde, einer schimpflichen Entlassung nur durch schnelles Zurücktreten entgehen konnte. Hartmann wurde nun dringend gebeten die erledigte Oberarztstelle zu übernehmen und er that es nach einigem Zögern, legte sie aber nach zwei Jahren wieder nieder. Ihm folgte Noack nach dessen Abgang von Leipzig Hartmann nochmals die Stelle bekleidete und, nach der aus pekuniären Verlegenheiten erfolgten Umwandlung in eine Poliklinik, auch darin die Leitung als Oberarzt mit Beihilfe des Dr. Kl. Müller Anfangs allein, später unter Zuziehung von Dr. V. Meyer bis an seinen Tod fortführte.

Die unerquickliche Geschichte der Heilanstalt konnte hier flüchtig nicht ganz umgangen werden, da sie mit dem Leben unseres Freundes zu genau zusammenhängt nnd da gerade aus dieser Quelle für ihn die meisten Unannehmlichkeiten entstanden. Die an sich schwierige Sache der Leitung einer solchen Anstalt, welche Anfangs noch durch die geringe Ausbildung der Homöopathie und die hohen Anforderungen, die man an die Heilanstalt machte, noch schwieriger gemacht wurde, die wenige Schonung, welche manche dabei mitwirkenden Personen beob-

achteten, und andere oben angedeutete Umstände wären geeignet gewesen einen stärkern Lebensmuth zu brechen. Hartmann verstand es nicht, sich groben Anmassungen derb entgegenzustellen, sondern er zog sich ärgerlich in sich zurück und empfand die Wunden tiefer als sie es verdienten. Hätte er nicht vielen Aerger von sich abwenden können, wenn er bestimmt und für immer sich von der Heilanstalt fern gehalten hätte? — Gewiss; aber die Umstände waren eben so angethan, dass er es nicht konnte, ohne ihr Bestehen unmöglich zu machen und ohne die Wünsche seiner Freunde und die Interessen der Homöopathie zu verletzen. Es wollte eben Keiner Oberarzt sein und Keiner es dem Andern gönnen! Ueberhaupt war Hartmann wohl weniger für das öffentliche Amt eines klinischen Lehrers, als für die Thätigkeit eines praktischen Arztes und für die stille Wirksamkeit eines Schriftstellers geschaffen.

Gehen wir daher zu dieser über, welche ihm manche Lorbeeren brachte, aber auch nicht frei von verletzenden Dornen war.

Den ersten Krankengeschichten im Archiv liess er 1828 sein erstes selbstständiges Werkchen über *Nux vomica* folgen und da dieses Beifall fand, arbeitetete er ähnliche Abhandlungen über *Chamomilla* uud *Belladonna* für das Archiv und über *Pulsatillia* und *Rhus* für diese Zeitung aus. Das Schriftchen über die Anwendung der hom. Arzneien *Acon Nap.*, *Bryon. alb.* und *Mercurius* in Krankheiten. 1835 hat eine gleiche Tendenz. Eine Diätetik für Jedermann und eine andere verliess 1830 die Presse, von Caspari's Taschenbuch für Neuvermählte und dessen homöopathischem Dispensatorium, dass er sehr bereicherte und auch in lateinischer Sprache herausgab, veranstaltete er neue Auflagen. Sein grösstes Werk, seine 1831 zuerst erschienene Therapie akuter Krankheiten, erlebte drei Auflagen. In ihm suchte er die Ausübung der Homöopathie den Anfängern zu erleichtern, den Aerzten älterer Schule zugänglicher zu machen, indem er an Kollektivnamen der Pathologie die therapeutischen Erfahrungen und die Empfehlung passender Mittel anknüpfte. Diese Form missfiel Hahnemann; wie er meinte wäre es ein Zugeständniss an die alte Schule. Demungeachtet hat das Buch eine sehr weite Verbreitung gefunden und am Meisten beigetragen Hartmann's Namen bekannt zu machen. In gleicher Absicht und gleiche Weise hat er noch in seinem Krankenzimmer seine Kinderkrankheiten ausgear-

beitet. Mehre dieser Schriften besonders die beiden letzten, sind ins Französiche und Englische übersetzt worden. Wie viel in den Jahrbüchern der hom. Heilanstalt auf seinen Antheil kommt, weiss ich nicht zu sagen. In dem von ihm und Noack gemeinschaftlich 1839 heraus gegebenen Journal für Arzneimittellehre hat er nur die *China* in seiner bekannten, die Praxis berücksichtigenden Manier bearbeitet.

Im Jahre 1832 wurde mir, erzählt Rummel, von HerrnBuchhändler Baumgärtner durch einen beiderseitigen Bekannten der Antrag gemacht, eine homöopathische Zeitung herauszugeben. Trotz der vielen entgegenstehenden Schwierigkeiten nahm ich das Anerbieten unter der Bedingung an, dass ich noch geeignete Mitredakteure fände. Bekanntlich wurden es die verewigten Groos und Hartmann. Da Keiner von uns, etwa Gross ausgenommen, und genau besehen auch dieser nicht, einer extremen Richtung huldigte, so war der Zeitung die Bahn vorgeschrieben, die sie einhalten musste und auch ferner zu verfolgen gedenkt. Obgleich die Ansichten der Redacteure nicht in allen Einzelheiten dieselben waren so sind doch in der langen Zeit des Bestehens der Allg. hom. Zeitung keine Misshelligkeiten vorgekommen und etwaige Meinungsverschiedenheiten immer schnell ausgeglichen worden. Anfangs nahm sich Hartmann der Kritik an und besorgte mehre Relationen über Journale, später schob er gern alles dahin Gehörige Anderen zu und begnügte sich mit der Lieferung kürzerer Notizen, praktischer Miszellen, Berichten, besonders über die Versammlungen des Zentralvereins, deren fleissiger Besucher er war, mit Anordnungen zum Drucke und mit der innern Oekonomie des Blattes. Ausser den schon erwähnten Abhandlungen über *Pulsatilla* und *Rhus* möchten noch besonders hervorzuheben sein die grösseren Aufsätze: „Aus Hahnemanns Leben“, „über die Suffizienz der Homöopathie“, „Erlebnisse“, die „Nekrologe seiner Freunde, M. Müller's und Wahle's“, „die Rückblicke auf die ersten Jahrgänge dieser Zeitung.“ Nicht unerwähnt will ich hier lassen, dass er eine kleine, nette, sehr deutliche Handschrift schrieb und dass seine Manuscripte sehr reinlich, ohne viel Korrekturen gleich druckfertig niedergeschrieben wurden, sein Stil korrekt aber manchmal etwas weitschweifig war.

Ausser seiner Beschäftigung als Kliniker an dem hom. Spital und ausser den erwähnten schriftstellerischen Arbeiten besorgte er seine

umfangreiche Privatpraxis mit grosser Unermüdlichkeit. Heiter, wenn auch nicht sorgenfrei, lebte er in seinem, ihm treuergebenen Familienkreise, oft besucht und um Belehrung angegangen von den vielen fremden Aerzten, welche Leipzig als Weltstadt der Homöopathie besuchten. Seine näheren Bekannten feierten den 29. März 1844 sein 25jähriges Doctorjubiläum. Im Jahre 1836 verwaltete er den Ehrenposten eines Präses des Zentralvereins. Die Société gallicane, das Hom. med. College of Pensylvania, die Academia Omiopatica di Palermo, die Irish Hom. Society, der Verein der physiologischen Arzneimittellehre zu München und der hom. Aerzte Oesterreichs für physiologische Arzneiprüfungen hatten ihn zu ihrem Mitgliede ernannt.

Nach und nach meldeten sich bei ihm Beschwerden der Leber, der Brust und des Herzens und endlich brach eine qualvolle, elephantiasisartige Entartung der Beine hervor, welche ihn jahrelang an das Zimmer und an den Sessel fesselte, ohne seine Thätigkeit ganz zu unterbrechen, bis es der Tod that, welcher den 10. Oktober d. J. 1853 seinen langen Leiden ein Ende machte.

Rummel.

Kehen wir nach diesen auf den erstern Augenblick scheinbar etwas zu lang ausgesponnenen, ab doch zur ferneren Genesis, wie sich gleich ergeben wird, unumgänglich nöthigen Biographien zum nackten Geschichtsgang zurück.

Eine Hauptschlacht war gleichsam geschlagen und wenn man den Grundsatz als massgebend festhält, dass, wer auf dem Schlachtfelde verharrt Sieger ist, so waren es die Allöopathen. Ermattet, muthlos zog sich Hahnemann nach Cöthen zurück.

Es giebt fanatische Verehrer des Meisters, welche eine Rechtfertigung dieses Verfahrens damit zu beschönigen suchen, dass sie die Nothwendigkeit der ferneren geistigen Vervollkommnung seiner Lehre in erste Linie stellen. Sie behaupten die Abfassung der „chronischen Krankheiten" und eine nirgends beeinträchtigte praktische Erfahrung gepaart mit einer Art idyllischer Schriftstellerruhe sei dringend nöthig gewesen; sie führen ferner die Vermuthung an, dass Hahnemann nach Beendigung dieses Werkes sicher mit neu gesammelten Wissenschaftsbelegen und neu erstarktem Muth, wenn anders es die Nothwendigkeit erheischt, die Vertheidigung ergriffen haben würde. Aber Hahnemanns

ganzes Gebahren so wohl vor, als nach diesem nie zu entschuldigenden egoistischen Rückzug, bricht ihren Bemühungen die Spitze ab.

Schon vor 1820 gab er einzelnen seiner Anhänger die Versicherung, dass sie mit dem von ihm bis dahin Erlernten, als tüchtige Homöopathiker auf eigenen Füssen stehen könnten und sie haben es ohne und später, wie man sagen kann, trotz der chronischen Krankheiten bewiesen. Bei der gewiss nicht abzuleugnenden Gefahr der seine Lehre entgegenging und bei der geistigen und körperlichen Regsamkeit, die eine Cardinaltugend seiner Person war, hatte die Abfassung der chronischen Krankheiten, die ja überhaupt erst 1828 erschienen, noch einige Jahre Zeit; endlich und was die Hauptsache ist, ergriff er ja die Feder als es später die Nothwendigkeit erheischte, weder in Deutschland noch in Frankreich, obgleich letzterer Staat ihm die ungebundenste Redefreiheit der früheren Heimath gegenüber gestattete.

Nein! geben wir keiner Täuschung Raum. Hahnemann musste, wenn seine Lehre ihm über seine materielle Wohlfahrt gehen sollte, unter keiner Bedingung seinen Docentenstuhl aufgeben, er musste vielmehr vor der Hand von der Dispensirfreiheit als den hauptsächlichsten Punkt des Anstosses, jedoch mit Verwahrung ihrer Zukunfsrechte abstehen und immer auf den Boden des Gesetzes vorwärtsgehend die damals noch viel mehr als jetzt im Argen liegende Stellung der pharmaceutischen Officinen, die Apotheker und ihre Kunst der Homöopathie gegenüber so in die Enge treiben, dass die Heilsamkeit einer Reform, gradatim vom kleinsten Uebel zum grössten Uebel übergehend, allen Schichten des Volkes vorgeführt wurde.

Niemand war hierzu befähigter als er. Unter seinen Schülern war kein Einziger akademischer Docent oder wenigstens sich in diesem neuen Fache seiner Kräfte hinreichend bewusst, Keiner der Chemie so gewachsen, Keiner im Besitz einer so caustisch literarischen Gewandtheit, einer so gesicherten Existenz, eines so bedeutend aufgespeicherten Vermögens.

Aber was that er. Addiren wir seine ganze restirende deutsche und französische Thätigkeit zusammen, so beschränkt sie sich literarisch also, auf sein allerdings verdienstvolles Werk über die chronischen Krankheiten, dann auf seine kleine Warnungsschrift: „die Allöopathie (Leipzig bei Baumgärtner 1831) und auf seine ebenfalls in

demselben Jahre erschienenen 4 Episteln über: „die Cholera," in denen er bekanntlich den Kampfer eine untrügliche Rolle als Schutzmittel ertheilte, von der ihn selbst nicht Rummels höcht ernste und Anderer gewichtige Erfahrungen abzulenken vermochten, wie auf das Allerdeutlichste der allgemeine Anzeiger der Deutschen vom 21. September 1832 und die 11 Nummer des ersten Bandes der allgemeinen Homöopathischen Zeitung beweisst.

Persönlich oder materiell, um uns dieses besser, im Gegensatz zu dem eben gesagten, passenden Ausdruckes zu bedienen, sehen wir ihn leider so nichtssagend ja! sogar so zweideutig auftreten, dass Schweigen unsere heiligste Verpflichtung sein müsste, wenn wir die Rolle eines Panegirikers Hahnemanns und nicht die eines ruhigen Historiographen zu spielen beabsichtigten. In Bezug auf seine Scholaren documentirt sich nämlich seine ganze Opferbereitwilligkeit auf die Gnadenakte, dass er 2 von ihnen Dr. Mossdorf (seinen spätern Schwiegersohn, für den er auch 1821 vom Herzog Ferdinand das *jus practicandi* für Cöthen ohne jegliche Prüfung erwirkte) und Haynel (welcher schon zu jener Zeit die Neigung zur Uebersiedelung nach Amerika zu erkennen gegeben hatte) mit nach Cöthen nimmt und allerdings unentgeldlich weiter ausbildet, auf der andern Seite aber diese Schenkung durch anstrengende und äusserst spärlich dotirte Sekretariats- und Assistenzarztdienste ausgleicht und ferner, dass er ihre später erledigten Stellungen durch den uns schon bekannten Rückert, Lehmann (nicht zu verwechseln mit dem Hofrath und homöop. Arzt in Dresden) Bethmann und Andre ersetzt und ihnen, wie wir ferner noch sehen werden, Reichsheroldsdienste zur zweiten Aufgabe macht. In Bezug auf seine Lehre, dass er die äusserst zahlreichen Auf- und Erklärungsanfragen betreffs derselben und schriftliche Consultationen ausführlich, fleissig und wahrhaft religiös, stets aber auch mit einem bedeutendem Salbungsdünkel verbrämt, beantwortet. Insoweit seine Opferbereitwilligkeit, seine gute Seite! Hemmend, beeinträchtigend, ja! wirklich verderblich wirkte er aber auf der entgegengesetzten Seite indem er erstens alle direkten Beweise für die Vorzüglichkeit seiner Lehre, mithin indem er detaillirte Krankengeschichten*)

*) 1842 erst sendete er einige Krankengeschichten an Bönninghausen, um den Werth der hohen Verdünnungen ins rechte Licht zn setzen Siehe: Drei Cautelen Hahnemanns. Neues Archiv. Erster Band. Erstes Heft. 1844.

auf die damals Freund, Feind und die grosse Zahl der Schwankenden harrte, schuldig blieb; indem er beeinflusst von Verläumdern Zwiespalt aussäete und namentlich gegen die leipziger Aerzte Verbannungsdecrete in die Welt hinausschleuderte, ohne vorher sichere Erkundigungen über den wahren Sachverhalt eingezogen zu haben; indem er ferner fast alle lucrativen und genialen Geistesprodukte seiner Epigonen, sobald er nicht zuvor darum becomplimentirt worden war, mit missgünstigen Augen ansah und hämisch bekrittelte und indem er endlich — was das Allerbetrübendste ist — der homöopathischen Heilanstalt zu Leipzig, vollkommen vertraut mit allen ihren Einkünften einen jährlichen Zuschuss von 400 Thlr. für den bereits mit gleicher Summe honorirten Oberarzt garantirte, ein halb Jahr später aber unter dem Vorwand, dass sie Geld genug einnähme und ausserdem eine bedeutende Unterstützung aus Lyon, mit der er die stipulirte Summe zu decken beabsichtigte, direct statt durch seine Vermittelung empfangen habe, entzog. Die gesammte Unterstützung, welche der bekanntlich wohlhabende Schöpfer der Homöopathie, dieser für seine Lehre und Person gleich wichtigen und wohlthätigen Stiftung, aus eigener Tasche, zukommen liess, bestand aus 20 Louisd'oren, die er bei seiner ersten und einzigen Revision aushändigte und aus einer circa 100 Bücher starken abgelebten Bibliothek; der Schaden, welchen er verursacht, ist für Leipzig, ja für ganz Deutshland heutigen Tages noch nicht verschmerzt, denn durch seine taktlosen Massregeln und unverantwortliche Parteiergreifung wurde das anfangs äusserst rege Interesse der Aerzte, des Publikums und der Behörden untergraben und ein bereits Früchte tragender, gut organisirter materieller und geistiger Fond so aus den Fugen gerissen, dass ein ähnlicher Aerndtezustand vor der Hand noch für Leipzig in weite Ferne gerückt ist.

Wiederholen wir es also, Hahnemann kommt vom Jahre 1821 an für den eigentlichen Umschwung der Homöopathie durchaus nicht mehr in Betracht denn wiewohl widerholt in den äusserst wichtigen Streit über die Hochpotenzen um einen Entscheid angezogen, bequemte er sich doch nicht zu einem öffentlichen Urtheil. Zweimal nur sehen wir ihn noch in der Arena erscheinen und zwar beide Male im Jahre 1833. Das eine Mal liefert er zu von Bönninghausens Repertorium (Münster)

ein Vorwort in welchem er die Wiederholung des homöopathischen Heilmittels nach gewissen Nothwendigkeitsgesetzen regelt, mithin eine Verbesserung der sehr im Argen liegenden Technik aufstellt. Das andere Mal indem er, der kurz vorher noch Pechpflaster zwischen die Schulterblätter als ein äusserst praktisches Unterstützungsmittel bei chronischen Krankheiten empfohlen hatte, den als Arzt und Schriftsteller von allen seinen Kollegen hoch geachteten Dr. Kretzschmar in Belzig, wegen seines Aufsatzes: „Was heisst allöopathisiren in der Homöopathie" (A. H. Z. 1. Bd. Nr. 22.) mit seiner bekannten Alters- und Einsiedlerverbissenheit so gehässig angreift, dass Moritz Müller, Rummel, Trinks und Hartmann sich zu seiner Vertheidigung unaufgefordert aufwerfen und Hahnemann stark in die Schranken zurückweissen.

Während dieses Karthäuserlebens des Meisters entwickelten indess die in Leipzig zurückgebliebenen und im Laufe der Zeit geschiedenen Apostel eine bewunderungswürdige Thätigkeit. Um den genialen Moritz Müller, der, wie wir wissen, bereits mehrmals für die junge Lehre mit eben so viel Geist als Diplomatie als Kämpe aufgetreten war, schaarten sich Franz, Hornburg, Hartmann, Haubold, Bethmann, Wahle (ein unermüdlicher homöop. Laborant, Prüfer und grossartiger Mittelkenner, der seine Laufbahn als schlichter Barbier begann und in Rom leider zu früh als renomirter Arzt starb), Schubert und eine grosse Anzahl einflussreicher Laien. Naumburg war der andere Focus der Ellipse. Dort weilte Stapf der 1817 schon mit dem Schiboleth: *Concordia res parvae crescunt*" einen Wissenschafts- und Freundschaftsbund ins Leben gerufen hatte und warb ebenfalls Neophyten aus dem feindlichen Lager, auf die ihn Hahnemann der ihn vorzugsweise als *Πετρος* auserlesen hatte und stets mit ihm im regen Briefwechsel stand, häufig aufmerksam machte. Gross war zwar in Berlin festgehalten, aber trotz aller ihm umgebenden Gewitterschwüle nichts weniger als deprimirt, vielmehr wachsam und fleissig sondirend und annectirend.

Wir erinnern, dass Hornburg 1820 den beiden Leibärzten des Fürsten Schwarzenberg, dem K. K. Regimentsarzte Dr. Marenzeller und dem Stabsfeldarzt Dr. von Sax, welche Hahnemann trotz aller Dankesverpflichtungen welche er ihnen wegen offener Empfehlung seiner Lehre und Person schuldig war, höcht unliebsam und hochtrabend behandelt hatte, mit den intimeren Mysterien der Homöopathie auf das sorgsamste und gefälligste

bekannt gemacht hatte. Ein engerer Verband zunächst mit Wien, wo zu jener Zeit Fleischmann, Wurmb, Rothhansel und A. schon Furore machten, dann mit dem gesammten österreichischen Staatencomplex war die erste Folge.

Von verschiedenen, oft den entlegensten Orten Deutschlands schlossen sich Andere an. Dem Beispiele der Dresdner folgten im engen Vaterland Billig in Leisnig und Bormann in Grimma. Als Autodidakten, die erst den Umweg über den Meister machten oder sich auch gleich selbst anreihten sind als wahre Frühlingsboten vor Allen zu nennen: Mühlenbein in Braunschweig; Elwert in Hannover; Kieselbach in Hanau; Goullon in Weimar; Ruppius in Altenburg; Melicher, Vehsemeier, Reisig in Berlin; Fielitz in Lauban; Schmieder in Liegnitz; Kurtz in Dessau; Rath in Magdeburg; Severin in Dresden später in Neapel; Kammerer in Ulm, Joseph Buchner und Roth in München. Letzterer Privatdocent, ist derselbe, der 1832 auf Befehl des Königs von Baiern als Homöopath nach Prag gesandt wurde, um die Cholera kennen zu lernen und 1831 die ersten homöop. Vorlesungen hielt.

Köthen hatte an vorausbestimmten Tagen für die zusammengedrängten Aerzte öfter das Rendezvous abgegeben. Hier waren Beweise, Sagen und Vermuthungen über das Wachsthum der Homöopathie ein- und ausgetauscht, aber doch nicht die von allen als höchst dringend anerkannte allgemeinere Verschmelzung erzielt worden. Wohl drängte sich dem Einem oder Anderen der Gedanke an ein Sammlungsorgan auf, aber Muth, Geld und vor allen geharnischter Stoff fehlten. Ausser Huflands Journal und Heckers Annalen, welche offenbar eine der neuen Lehre gehässige Richtung eingeschlagen hatten, existirten wenig weit verbreitete medicinische Zeitschriften, und die politisch publicistischen kreisten in zu engen separatistischen Staatsgrenzen und eigneten sich dessalb aus Redactionsgründen nicht für das projectirte Vorhaben. Bedenken wir, dass man Anfang der zwanziger Jahre schrieb, wo Watt der Erfinder der Dampfmaschinen eben erst gestorben, Kinsley in Connecticut der Erbauer der Schnellpresse und Oehrstädt in Kopenhagen der Entdecker der Telegraphie kaum dem Knabenalter entronnen war.

Da verfiel Hartlaub 1825 auf den Gedanken, wie wir schon früher erwähnten, eine Gesellschaft correspondirender Aerzte zu schaffen, welche auf ihre Kosten praktische Erfahrungen drucken liess und sich gegen-

seitig übersandte und als innerhalb der 3 Jahre ihres Bestandes die Federkraft dieses geistigen Rapport-Institutes erlahmte, Franz in Leipzig auf die Idee einer Centralversammlung homöopathischer Aerzte, die jährlich am 10. August an einem andern Orte Deutschlands tagen sollte.

1830, also 51 Jahre nach der Promotion Hahnemanns schloss sich zum ersten Male die Kette in Leipzig; von 250 befreundeten Gliedern, die zu jener Zeit in 3 Welttheilen heilten und lehrten, reichte sich ziemlich ein Achtel die Bruderhand.

Die äussere, vom eigentlichen Heros aufgegebene, von der Leipziger Propaganda übernommene Mission, hatte mit dieser Concentration, wenn man überhaupt Stationen im Lauf der Geschichte annehmen will, in der That die erste Epoche gebildet. Das dringendste Bedürfniss war befriedigt, den Wiedersachern im Wissenschaftsfelde, den Regierungen und den Laien standen nicht mehr sogenannte Charlatane, Verblendete, Fanatiker und Zeloten, wie man sie zu taufen beliebte, vereinzelt gegenüber, nein! eine enggeschlossene Corporation achtungsgebietender Gelehrter trotzte jetzt. Man war in die Phase gelangt, wo man gegründete Aussicht hatte, binnen Kurzem Heilinstitute *) und Lehrstühle errichten zu können, wo man bei Ausbau des Lehrgebäudes an seine Ornamente denken konnte.

Betrachten wir indess vor allen Dingen die Schritte, welche die Leipziger Propaganda in der innern Mission gethan, um die Resultate der äussern zu ermöglichen; begleiten wir den spirituellen und technischen Ausbau der Lehre.

Wir citirten schon vor wenig Seiten die Antikritiken eines Friedrich Hahnemann, Moritz Müller, Gross, Stapf, Rummel und Anderer in

*) A. Hom. Z. 1. Band. Nr. 12. In Neapel war allerdings schon am 14. Mai 1828 ein homöop. Spital für Militär, jedoch nur ein Vierteljahr auf Probe errichtet worden. Trotz der allergünstigsten Resultate, denn von 200 zum Theil sehr gefährlichen Kranken starb keiner, untergruben doch Wissenschaftsfeinde das Institut vor der Entstehung. Prof. Dr. Maria Cosmo de Horatiis war Director und wurde von Givseppe Mauro, einem Privatarzte, lebhaft unterstützt. Ausserdem hatte Dr. Schmid, Leibarzt der Herzogin von Lucca in Italien ebendaselbst eine Klinik errichtet. So viel wir wissen, war dies im Jahre 1826. Sie konnte jedoch gleichfalls keinen festen Bestand finden, weil die Herzogin ihren Aufenthaltsort oft veränderte. Endlich erwähnt noch Dr. Bärtl (A. Hom. Z. 26. Band Nr. 3.) dass er 1824 als Militäroberarzt im Spital zu Palermo in Sicilien über ein halbes Jahr eine hom. Klinik eingerichtet hatte. Alles dies waren jedoch Ephemeriden.

den zu jener Zeit terrorisirenden allöopathischen und einigen publicistischen Blättern und erwähnten bedauernd den Mangel eines eigenen Organs. Man wird uns einhalten, dass das Archiv von Stapf und Gross sich bereits Bahn gebrochen, Opposition lebhaft gebildet habe. Allerdings! aber es zeigte sich der Fehler, dass es sich viel zu eng und ängstlich an seinen Titel anklammerte; aus lauter Pietät immer und immer wieder auf die Urkunden seines Lykurgs pochte und unter keiner Bedingung an ihnen zu rütteln wagte; es blieb eine stagnirende Schatzkammer, statt von vornherein eine immer sich ersetzende Rüstkammer zugleich mit in sich zu verschmelzen. Eben so wenig erfüllte Schweikerts für ein mehr nichtärztliches Publikum berechnete Zeitschrift: für naturgesetzliche Heilkunst (später für homöop. Heilkunst) diesen Zweck.

Erst die Allgemeine homöopathische Zeitung, die besonders von Rummel geleitet, aber im Verein mit Hartmann und Gross 1833 herausgegeben wurde, erreichte dies Ziel. Sie erschien in 8tägigen Zwischenräumen, hatte sich vor Allem vorgenommen, wie schon die Vorrede sagt, die äusseren Verhältnisse der Homöopathie günstiger zu stellen und war sich von vornherein bewusst, dass das deutsche Wort Zeitung nicht von Zeit, sondern von den veralterten „Theidinge oder Theidung (engl. *theidings*) Begebenheit" abstamme.

Wir finden im Archiv die Leipziger Schule vor Allen mit folgenden Leitartikeln und Kritiken vertreten:

Moritz Müller 1. Band. 1. Heft. Beitrag zur Beurtheilung der homöop. Heillehre. — 2. und 3. Heft. Etwas zur Beurtheilung der kritischen Hefte des Prof. Jörg. — 2. Band. 1. Heft. Zur Aufklärung einiger Missverständnisse über Homöopathie, — 3. Band. 1. Heft. Praktische Fragmente. — Zu einer Recension ein und vierzig Noten. — 5. Band. 1. und 2. Heft. Vertheidigung der Homöopathie gegen Wedekind. Uebersicht der neuesten polemischen Aufsätze über Homöopathie. 8. Band. 1. Heft und 10. Band 1. Heft. Zur Geschichte der Homöopathie; aus den Akten gezogen.

G. W. Gross. 2, Band. 2. Heft. Noch etwas über die Kleinheit der homöop. Arzneigaben. 3. Heft. Noch etwas über Blutentziehungen. 3. Heft. Ist eine Amalgamirung der Allöopathie mit der Homöopathie ihren beiderseitigen Wesen nach möglich und für letztere wünschens-

werth? Zur Beurtheilung des 3. Heftes von Professor Jörgs kritischen Heften für Aerzte und Wundärzte. — 4. Band. 2. Heft. Zur Beurtheilung der Materialien zu einer künftigen Heilmittellehre durch Versuche der Arzneien an gesunden Menschen gewonnen von Jörg. — 6. Band 1. Heft über eine der wichtigsten praktischen Fehlgriffe, zu denen der Mangel an genauer Kenntniss der Arzneiwirkungen verleitet. Einige Bemerkungen über das Wesen der Krankheiten. 3. Heft: etwas über einige angebliche Mängel der homöopathischen Heilkunst. — 7. Band 1. Heft: kurze Beleuchtung der Gedanken einiger Gegner der Homöopathie; 2. Heft: homöopathisch-antipsorische Heilungen. — 8. Band 1. Heft: über Palliation. — 2. Heft: Medicinische Lesefrüchte. — 9. Band 1. Heft: Fortsetzung; 2. Heft: praktische Bemerkungen über die Krankheiten des letzten Winters; 3. Heft: fragmentarische Bemerkungen über die Veterinärkunde. — 10. Band 2. Heft: Ueber das Verhalten der Kreisenden und Wöchnerinnen sowie des neugeborenen Kindes in diätetischer und therapeutischer Rücksicht. — Kritik allöopatischer Schriften vom Standpunkte der Homöopathie. 3. Heft: Das Töplitzer Mineralwasser in seinen wahren Wirkungen auf den gesunden Menschen.

Gottlob Caspari. 2. Band 3. Heft: Ueber das wahre Verhältniss der Allöopathie zur Homöopathie. — 4. Band 2. Heft: Etwas über den den Einfluss der Homöopathie auf die Chirurgie.

Hartlaub. 4. Band 1. Heft: Beiträge zur Vergleichung und Charakterisirung mehrerer Arzneistoffe, hinsichtlich ihrer pathogenetischen Wirksamkeit. — 5. Band 3. Heft: Kritische Beleuchtung der Schrift: Die Homöopathie in ihrer Würde als Kunst, dargestellt von Dr. S. Mükisch in Wien. 1. Band 1. Heft: Ueber Wiederholung der homöopathischen Arzneigaben.

Benjamin Schweikert. 7. Band 1. Heft: Aphoristische Reflexionen entstanden beim Vergleichen des allöopathischen Verfahrens mit dem Homöopathischen am Krankenbette.

Friedrich Rummel. 5. Band 1. Heft: Wird die Homöopathie Einfluss auf die herrschende Medicin gewinnen und welcher wird es sein· — 2. Heft: Welche Verschiedenheiten bietet die Geschichte der Homöopathie und die des Brownismus dar? — 7. Band 2. Heft: Reflexion über die Kraftentwickelung der Arzneien durch Reiben und Schütteln.

3. Heft: Abwehr mehrerer Angriffe auf die Homöopathie. 8. Band 1. Heft: Praktische Miscellen. 3. Heft: Oppositionen.

Adolph Schubert. 2. Band 3. Heft: Beiträge zu einer nöthigen Beleuchtung der bisherigen Gesammtchirurgie. — 4. Band 2. Heft: Würdigung einiger journalistischer Aufsätze gegen die homöop. Heilkunst. — 5. Band 3. Heft: Einiges über des Herrn Staatsraths Hufelands Kritik der Homöopathie im Allgemeinen über dessen Mittheilung einer ächt homöop. seinsollenden Kur und über dessen Berichtigung eines Rechnungsfehler der Homöopathiker.

Franz Hartmann. Krankengeschichten.

Carl Haubold. 9. Band 1. Heft: Heilungen mit einem Vorwort — 10. Band 1. Heft. Beleuchtung eines Ausfalles des Dr. Krimmer in Aachen auf die Homöopathie.

Friedrich Rückert. Krankengeschichten.

Als Nach- oder Neuprüfungen finden sich noch: *Platina* und *Safran* von Gross und Stapf. — *Asa* von S. Franz. — *Anakardium*, *Baldrian* von denselben. — *Coffea arabica* von Stapf. — *Kupfer* von Franz. — *Spiessglanz*, Weinsteinsaures; *Baryt*, Essigsaures; Sturmhut, Kellerhals, Sabadyllsaame, Sadebaum, Katzenkraut, Wohlverleih, Herbstzeitlose von Stapf. — Zink von Franz. — *Euphorbium*, Brennwaldrebe; Freisam = Veilchen von Stapf. — Hahnenfuss, *Paris*, Märzveilchen, Schwefelsäure, Fliegenpilz von Stapf. — *Senega* von Seidel. — Thonerde, Keuschlamm von Stapf. — Sibirische Schneerose von Seidel.

Dass Stapf als Redacteur, den wir nicht zu den Leipzigern rechneten, weil er von Anbeginn gleichsam schon von der südwestlichen Partei der Homöopathen als Führer erwählt worden war, während die nordöstliche mit Oestreich und Ungarn mehr zu der leipziger Schule hielt, die vorher zuerst Genannten noch an Fleisse übertraf, zeigen nicht allein vorstehende Prüfungen, die er selbst ausführte und vermittelst eingesandter Beiträge gruppirte, sondern vor allen auch folgende in seinem Organ niedergelegte Aufsätze: 1. Band 1. Heft: Vorwort. Ueber specifische Mittel, ihre Bedeutung und Auffindung. 3. Heft: Ueber Diätetik im Geiste und nach den Bedürfnissen der homöop. Heilkunst. — 2. Band 2 Heft: zoogmanotische Fragmente, besonders in Beziehung auf die Beurtheilung und Anwendung des Mesmerismus im Geiste der

homöop. Heillehre. — 3. Band 3. Heft: Einige Bemerkungen zu dem in Hufelands Journal der praktischen Heilkunde 1823 11. Stück enthaltenen Aufsatze des Königl. Bairischen Medizinalraths Dr. Widmann über Homöopathie. — 5. Band 3. Heft: Betrachtungen über den Schlaf, als in vielen Fällen nächste Folge der Einwirkung homöop. Arzneien auf den kranken Organismus. — Endlich viele Kritiken und Krankheitsgeschichten.

Als vereinzelt dastehende Bausteine zur Lehre haben wir zu allen früher und jetzt angeführten Schriften der oft genannten Schule noch hinzuzufügen:

Caspari, Dr., C. W. Beweis für die in den Gesetzen der Natur begründete Wahrheit der homöop. Heilart. Leipzig, 1828. Baumgärtner.

Homöopathische Pharmacopoe. Leipzig, 1852. Ebendaselbst.

Meine Erfahrungen in der Homöopathie. Leipzig, 1823. Wäller.

Handbuch der Diätetik. Ebendaselbst. 1825.

Die homöop. Pathologie 3 Bände von 1827—1828, Leipzig, Focke.

Untersuchungen über die Heilkräfte der Buchenkohle. Leipzig, 1826. Baumgärtner.

Gross, Dr., G. W. Diätetisches Handbuch für Gesunde und Kranke. Leipzig, 1824. Reclam.

Die homöop. Heilkunst und ihr Verhältniss zum Staate Leipzig. 1829. Baumgärtner.

Hartlaub, Dr., E. G. Ch., (und Trinks) Annalen der homöop. Klinik. 4 Jahrgänge von 1830—1833. Leipzig, F. Fleischer.

Seine reine Arzneimittellehre 1829—1831, 3 Bände. Brockhaus.

Systematische Darstellung der reinen Arzneiwirkungen zum praktischen Gebrauch für homöop. Aerzte. 6 Bände. Leipzig, 1825—1828. Baumgärtner.

Systematische Darstellung der antipsorischen Arzneien in ihren reinen Wirkungen. 3 Theile. Dresden, 1830. Arnold.

Grundzüge der neuen naturgemässen Heillehre, Homöopathie genannt. Leipzig, 1834. Künzel.

Katechismus der Homöopathie. Leipzig, 1829. Baumgärtner.

Abriss der homöop. Heilmethode zu Belehrung für Laien. Leipzig, 1829. Focke.

Rummel und Müller sind schon citirt.

Schweikert, Dr., G. A. B. Materialien zum Gebrauche für homöopathisch heilende Arzte. 4 Hefte in 8 Abtheilungen. Leipzig, 1826, bei Brockhaus.

Endlich wäre hier noch die Erwiederung auf das seiner Zeit so viel Aufsehen erregende Libell eines Leipziger Arztes (Dr. Meissner) zu nennen, welches unter dem Titel: Werke der Finsterniss aus dem Gebiete der Homöopathie. Ans Licht gezogen durch Dr. F . . . Leipzig. Wöller, 1824 heraus kam. Sie erschien unter dem Titel: „Beleuchtung" als Brochüre bei Berger 1834 zu Leipzig und hat Rummel zum Verfasser

Im Verlaufe desselben Decenniums schlossen sich, muthig gemacht durch Leipzigs Vorbild, an:

Briefe eines homöopathisch Geheilten an die zünftigen Wiedersacher der Homöopathie. Heidelberg. Winter 1829.

Herberger, Dr. Ueber Homöopathie. Ulm, 1829.

Kaiser, Dr., K. L. Die homöopathische Heilkunst im Einklange mit der zeitherigen Medicin und den Gesetzen derselben untergeordnet. Erlangen, 1829. Palm und Enke.

Rau, Prof. Dr., G. L. Ueber den Werth des homöop. Heilverfahrens. Heidelberg, 1824. Gross.

Brünnow, C. Ch. de, (ein für die Homöopathie wahrhaft schwärmender nebenbei aber tief gebildeten Dilettant dem diese Wissenschaft in Bezug auf Verbreitung ungemein viel zu danken hat). Exposé de la réforme de l'art medical par Hahnemann, servant d'introduction à une ouvrage de ce medicin, dont on vient de publier l'Organon. Dresde, 1824. Arnold. gr. 8. geh.

Bigel Dr, Examen theoretique et practique de la méthode curativ du Dr. Hahnemann, nomée Homéopathie. 3 Tomes. Dresde, 1827—1828. Ardnold.

Galkowsky, de Homéopathia. Comentatio inauguralis. Krakau. 1829.

Sahmer Dr. H. F. J., über die gegenwärtige Stellung der Homöodathie zur bisherigen Heilkunde. Dorpat 1825.

Der grössere Theil der eben erwähnten Litteratur und des Archivinhalts nöthigt uns, bevor die subtileren Kämpfe über einige Reformpunkte im Schoosse der jungen Wissenschaft vorgeführt werden, bevor also Gross bestimmte Potenzgrade als gesetzmässige anerkannt wissen

wollte nnd so nach und nach den Hochpotenzenkrieg heraufbeschwor, Müller an die Ausdrücke homöopathisch und specifisch die Sonde legte, Rummel über die Gabenwiederholung zu grübeln anfing, Häring die Simillima, Lux die Isopathica und Korsakoff die Mirabillima als Wundersurrogate auftischten, bevor man also in die ersten dreissiger Jahre trat, eine Rundschau über die Feinde der Homöopathie und ihre bis dahin geltend geltend gemachten Gebrechen dieser Lehre abzuhalten.

Wenn gleich Hufeland kurz vor seinem Tode (Haude- und Spenersche Zeitung Nr. 66 1845) zu einer ihm nahestehenden Person im Bezug auf die Homöopathie sagte: „Ich musste mir sie abhalten, denn ich hatte keine Zeit mehr dazu und hätte von Vorne anfangen müssen, aber sie ist eine der grössten Erscheinungen in der Medicin, die je erlebt ward und ihre Entwickelung wird unberechenbare Folgen haben, die ich nicht mehr erleben kann! — so hatte er ihr doch einige Jahre vorher ohne es eigentlich sonderlich zu wollen, denn er achtete ja Hahnemann und jede neue wissenschaftliche Regung ungemein hoch, doch dadurch ungemein geschadet, dass er sie ein Grab der Wissenschaft nannte und den Fehlschluss aufstellte, Homöopathen bedürfen weder der Anatomie, noch der Physiologie, noch der Pathologie etc. Auf seiner Autorität fussten sofort eine Masse steriler Theoretiker und traten mit den Ausspruch hervor, dass die Homöopathie Verachtung gegen jede wissenschaftliche Behandlung der Medicin einflösse, weil sie sich auf die äusseren Kennzeichen der Krankheit beschränke, ohne die Ursache und das Wesen der Krankheit zu erforschen.

Rummel war bekanntlich einer der Ersten von Denen welche den Fehdehandschuh aufnahmen und die Verdächtigung zurück wiesen dass Hahnemann das Organon als den Inbegriff aller medicinischen Wissenschaften hingestellt und alle anderen Studien für überflüssig erklärt habe. Gediegene gründliche Kenntnisse in allen Lehrzweigen der Allöopathie, erklärte er, geben erst die wahre Berufung zum homöopathischen Arzte. „Weit entfernt, sagt er, einen Zerstörungskampf gegen die Wissenschaft zu führen, will die Homöopathie nur die wahre Wissenschaft anerkennen und das Conjecturale aus der Medicin verbannen. Nicht die Erfahrungen der Allöopathie wollen wir leugnen, sobald sie den Prüfstein echter Erfahrung bestehen, sondern ihre Erklärungen und Hyothesen beleuchten; nicht den Nutzen dieser Heilart wollen wir in

allen Fällen bestreiten, aber wir wollen zeigen, wo die Aerzte nicht, wie Hippokrates, die Natur beobachteten, sondern störten, wo sie die Naturheilkraft im Munde führten und mit roher Hand ihre Regungen erdrückten, wo sie von Causalindicationen sprachen und doch noch symptomatisch curirten; wir wollen ihnen zeigen wie wenig Rationalität hinter hochklingenden Phrasen steckt; wie die wahre Rationalität ein Erkennen der Schranken sei, die uns hier einen, wie zwar die Gesetze der Dinge, aber nicht ihre Ursachen erkennbar sind."

Ganz dieselben Ansichten theilte M. Müller der nicht allein damals sondern sogar 13 Jahr später, bei Gelegenheit der Vertheidigung Kretzschmars gegen Hahnemann schrieb: (A. H. Z. 2. Band Nr. 1.) „Ich gehöre zu denen, welche der Meinung sind, dass der Arzt nicht die Bestimmung habe, bloss für die Allgemeingültigkeit eines im Werden begriffenen Systems zu wirken, sondern Menschen zu helfen mit allen aus der Gesamtheit der naturwissenschaftlichen Kenntnisse hervorgegangenen, zum Heilzwecke erfahrungsmässig anwendbaren Hilfsmitteln. Denn Medicin ist ja nichts, als zum Heilzweck angewandte Naturwissenschaft und bevor die Naturgesetze nicht vollständig erkannt sind, sind alle medicinischen Systeme einseitig. Ich habe ein Recht, in diesem eklektischen Sinne die ärztliche Praxis zu üben, weil ich nie den Hahnemanns'chen Grundsatz anerkannt habe, dass Krankheitsheilung nur allein auf homöopathischen Wege möglich sei. So lange ich auch unter den Vorfechtern für die Homöopathie gestanden habe, so habe ich doch stets (Archiv 2. Heft 5. Band S. 93 bis 100) an den Grundsatz festgehalten, dass Krankheitsheilung auf mehreren Heilwegen möglich sei und dass zwar der homöopathische Heilweg im Allgemeinen und meistens der vorzüglichere sei, dass aber auch der antipathische oder allöopathische Heilweg, wenn auch mehr indirect, Heilung bewirke, und in einem gewissen Wirkungskreise noch seine Vorzüge behaupte. Hierzu kommt, dass eben die Kenntniss der homöopathischen Heillehre in den Stand setzt, das allöopathische Verfahren so zu modificiren und zu vereinfachen, dass die meisten seiner, ohnehin von Hahnemann mit zu grellen Farben gezeichneten, nachtheiligen Nebenwirkungen vermieden werden können.

Aegidi, Kreisphysikus in Tilsit, Mühlenbein, Herzogl. Braunschweigischen Leibarzt und Assessor des Obersanitätscollegii, Wislicenus in Ei-

senach, Fitzler in Ilmenau reihten sich an. „Ihr greift uns an weil wir nur auf die äusseren Kennzeichen der Krankheit Acht hätten ohne Ursache und Wesen derselben zu erforschen, riefen sie den Gegnern zu, Ihr nennt die Homöopathie schlecht weg nur eine symptomatische Heilmethode, Ihr behauptet die Symptome sind nicht die Krankheit selbst! Leset das Organon“ und Ihr werdet finden dass Hahnemanns Art die Kranken zu behandeln durchaus nicht leicht und oberflächlich ist. Immer stützt er sich auf genaue Untersuchung der Symptome und eifert gegen Hypothese und Speculation. Ein symptomatisches Verfahren nimmt nur auf ein einziges Symptom Rücksicht von dem der Kranke sich vorzüglich belästigt fühlt und welches Ihr durch ein antipathisches Mittel (Palliativkur) zu bekämpfen sucht. Der Homöopath fast aber die Krankheit in ihrer ganzen Entwickelung ins Auge, so weit es möglich ist, ohne zu leeren Vermuthungen seine Zuflucht zu nehmen, er unterscheidet mit Hülfe der Anatomie, Physiologie, Pathologie den wahren Werth der Symptome, Haupt- und Nebensymptome besser und sorgfältiger und bekämpft die veranlassende Ursache, wenn sie aufzufinden oder noch vorhanden ist, eben so sorgsam als Ihr!

Die Versuche der Heilmittelkräfte an Gesunden waren ferner den Gegnern ein Dorn im Auge, weil sie Umsturz ihres geistigen Besitzthums predigten und sie aus dem *dolce far niente* zu einer noch anderen Thätigkeit als der alten Schlendrianpraxis hinrissen. Auf der anderen Seite waren sie aber auch äusserst zweckmässige Handhaben um den Versuch zu wagen die Homöopathie zu verdächtigen und sie vor den Augen der verplüfften Welt über den Haufen zu werfen.

Methode und Codex des alten ehrbaren Stöck (1749—1803) würden vielleicht noch nach Decennien von ihnen heilig gehalten und beschworen worden sein, wenn nicht unerhörter Weise eine allöopathische Autorität Hofrath und Professor Jörg in Leipzig, ein aufrichtiger und wohlmeinender Förderer der Heilkunde, obschon aus lauter Liebe zur Natur ein oft unbarmherziger Fabius Cunctator in der Geburtshülfe und Skeptiker in Bezug auf Homöopathie, plötzlich (1822—24) ebenfalls mit dem Bekenntniss hervorgetreten wäre, dass die gewöhnliche Arzneimittellehre voll Irrthümer und Lücken und dass die Prüfung der einfachen Arzneimittel an Gesunden das vorzüglichste Mittel sei, Ordnung und Sicherheit in die Arzneimittellehre zu bringen. Seine eigenen Prüf-

ungen nöthigten ihm diess Geständniss ab. Je mehr er Versuche mit Prüfungen der Arzneien gemacht, sagte er, desto mehr sei sein Staunen über die zeitherige Unkenntniss hinsichtlich der medicinischen Eigenschaften der Arzneien gestiegen, denn auch nicht ein Mittel habe er in den Handbüchern der Materia Medica genau als solches verzeichnet gefunden, als es sich ihm durch die Versuche an Gesunden dargestellt habe.

Man hatte den Laien die Homöopathen bis dahin als Wütherige geschildert die gewissenlos und grausam genug wären um künstliche Krankheiten im Gesunden zu erregen und sie der Gefahr auszusetzen, an gewissen giftigen Substanzen zu sterben oder wenigstens ihre Kraft und Blüthe der Gesundheit zu verlieren. Umsonst hatten diese bis jetzt darauf hingewiesen, dass die Versuche mit der grössten Vorsicht nach den von Hahnemann im Organon vorgeschriebenen Regeln angestellt würden, nach denen Niemand sagen könne dass Hahnemann und seine Schüler Vergifter wären. Niemals behaupteten sie, sei ein Arzneimittel bei Gesunden in stärkeren Gaben angewendet worden, als die Allöopathen es täglich bei Kranken anwendeten und zwar wären die sogenannten Gifte dieselben, welche Jene den Kranken in Masse reichten. Umsonst hatten diese ferner erklärt, dass sie niemals dauernde Krankheiten erregten, nie auf einer langen Fortsetzung des Gebrauches eines und desselben Mittels bestanden hätten; umsonst erwähnt dass sie meistens die Versuche nur an sich selbst gemacht hätten und sich wohl gehütet haben würden, ihre eigene Haut zu Markte zu tragen, umsonst fragten sie endlich an, ob es dagegen nicht grausam und gewissenlos sei, mit unbekannten Arzneimitteln an den schwachen leidenden Körper der armen Kranken zu experimentiren, wie die Allöopathen pflegten, wenn sie die Heilkräfte der Arzneimittel in ihren Wirkungen an Kranken allein prüften.

Alles war nichtig gewesen bis Jörg erschien, dessen Veto durchschlug. In Leipzig, der grössten Oppositionsstätte nächst Berlin, bildete sich sogar ein grösserer Prüferverein und dies obligate Zugeständniss an die junge Lehre hätte auf alle Fälle noch weiter geführt, Jörg wäre sicher zur Erkenntniss der Erst- und Nachwirkungen der Heilmittel geführt worden, wenn nicht Hornburg, der sich, wie mehrere andere Schüler Hahnemanns unter der Jörg'schen Prüferclasse befand das

beginnende gute Einvernehmen auf die unverantwortlichste Weise gestört hätte. Hartmann erzählt den Sachverhalt ausführlich. Begnügen wir uns hier mit einer schlichten Andeutung. Jörg hatte nämlich Thuya zur Prüfung vertheilt. Beim Referiren der Symptome behauptete nun Hornburg unter allen Mitprüfern ganz allein, dass sich bei ihm auffallende condylomartige Excrescenzen an den Schliessmuskel gebildet hätten und führte bei einigen bezweifelnden Einwürfen Jörgs seine an und für sich schon nicht decenten Belege mit soviel Roh- und Grobheit durch, dass der genannte academische Docent, der leider hierin eine Anstiftung Hahnemanns vermuthete, mit der tiefsten Entrüstung ein für allemal das Colleg schloss und seine mit den Homöopathen parallel laufenden Bestrebungen gänzlich abbrach.

Endlich spielten in der Verdächtigung der Homöopathie der schlichten Volksmasse gegenüber, die Vorwürfe: dass Hahnemann der Natur und ihrer Heilkraft mit gotteslästerlicher Verachtung begegne und ein Anderer: dass Homöopathie auf Mysticismus beruhe, eine Hauptrolle. Erstere Beschuldigung rief Hecker ins Dasein und trotz der Wiederlegung vom Sohne Hahnemanns brachte sie Jörg zum anderen Male zum Vorschein, um sie, nach dem er von M. Müller bündig wiederlegt worden war, an einen Heinroth, von Wedekind, Sachs, Krüger-Hansen, Kramer und Andere zu überliefern. Mit Ende der 20ger Jahre verstummte jedoch erstere Anklage für alle Ewigkeit, indem ihre Urheber das Nichtige ihrer Interpellation nicht allein selbst einsahen, sondern noch weiter gingen, indem sie das, was bei ihnen ein Cultus der Naturheilkraft gewesen sein sollte, nämlich das Ueberfüttern mit furchtbaren Mitteln, jetzt als Thorheit und Verbrechen aufzufassen begannen und das was Hahnemann gethan, das Lenken und Leiten der Natur mit kleinen Gaben, sogar als etwas Ueberflüssiges und meist aus purer Charlatanerie Vorgeschobens erklärten, hierfür jedoch die nihilistische oder skeptische Reform einsetzten. — Den anderen Vorwurf, den von Wedekind ersonnen, (Archiv. VII. B. S. 82), Zimmermann in seiner Allgemeinen Kirchenzeitung nachgebetet, endlich Reche, Balz und Andere weiter ausgesponnen und mit St. Simonismus und Jesuitismus in Einklang gesetzt hatten, wiederlegten die homöopathischen Schriften an und für sich selbst. Sie bewiesen, dass bei ihren ganzen Thun und Treiben der Verstand vorherrsche, dessen Grundlage

reine Beobachtung und Erfahrung sei und dass sie offne Feinde jenes geheimthuenden Verfahrens wären, dessen sich die Allöopathen so oft bedienten um *Succes d'estime* zu erreichen.

Allen andern Einwürfen, welche mehr in der medicinischen Innerwelt blieben, vom Bereiche der Wissenschaft, also nicht ab, oder unergiebig und unverständlich vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen wurden, wie z. B. Einwürfe gegen die Wirksamkeit der kleinen homöopathischen Gaben; gegen die Einfachheit der homöopathischen Mittel; gegen die Diät als einer verkappten Hungerkur; gegen die Homöopathie als Repräsentantin des Nichtsthums begegnen wir in den Kämpfen, welche sich im nächsten Decennium massenhaft entwickeln.

Auch die Technik der jungen Lehre habe sich mit Hülfe der Leipziger Schule wesentlich vervollkommnet, sagten wir im Vorhergehenden. Schreiten wir zu den Belegen.

Bis zum Jahre 1821 hatte Hahnemann seine in Porcellan-Mörsern verfertigten Verreibungen allerdings zunächst mit Milchzucker veranstaltet, jedoch die Kapseln für Patienten jederzeit mit Austerschalenpulver gefüllt und nur den betreffenden Gran der armirten Milchzuckerverreibung zugefügt. Reiner weisser Milchzucker war zu jener Zeit noch ein kostspieliger und seltener Artikel, denn der Hauptstapelplatz desselben, die Schweiz fabricirte und exportirte nur spärliche Massen. Die Erwerbung grösserer und reinerer von dort her, war das nächste Werk der Leipziger, die ja, wie Hahnemann selbst, sich alle Medicamente eigenhändig herzustellen gezwungen waren. Hiermit begnügten sie sich jedoch nicht, sondern machten bei der Fabrication der Verreibungen vor Allen zuerst auf die Unzulänglichkeit der Porzellanmörser, welche eigene und fremde, selbst durch sorgfältiges Abwaschen in ihren Ritzen von frühern Gebrauch restirende Körpertheile, enthielten, aufmerksam und zogen an ihrer Stelle Marmormörser in Gebrauch. Fast zu derselben Zeit regte Hofrath Hennicke in Gotha, Redacteur des Reichsanzeigers, vertrauter Freund Hahnemanns und geistreichster populärer Vertheidiger der Homöopathie (Eigenschaften, welche ihm von Gegnern derselben den Spotttitel eines homöopathischen *Sancho Pansa* zugezogen hatten) ein Thema an, das der Apothekerbranche einen gefährlichen Stoss versetzte. Er brachte nämlich an Stelle der allöopathischen Familienapotheken, die meist nur aus Abführmitteln und oft

fabelhaft gemissbrauchten und unpraktisch angewendeten Theen bestanden, — ja als Surrogat aller bestehenden Apotheken überhaupt, homöopathische Familienapotheken in Vorschlag und forderte Aerzte und Laien zur Prüfung dieser Idee auf. Hierauf hin nahm der Handel mit Haus-, Taschen- und Reiseapotheken, der einige Jahre später durch vereinzelte Aerzte, namentlich aber durch einige leider geschichtlich gewordene Laien und Bastardapotheker systematisch betrieben wurde, seinen ersten Anlauf. Die Leipziger waren wiederum die Vermittler, dass in ihnen sich das Zweckmässige mit den Schönen verband. Zunächst fehlten nämlich Gläser, namentlich die Liliputformen für Taschenapotheken. Man sah ein dass die Federspulen die man bis dahin zum eigenen Gebrauche als Reservoire für die Arzneimittel benutzt hatte für Handel und Wandel ein zu schlechtes Exterieur boten und das benachbarte Böhmen ging mit Geschick und Fleiss auf diesen neuen Industriezweig im Glasfache ein. Von ihnen wandte sich die Aufmerksamkeit auf die Korke und Etuis und zuletzt auf die Streukkügelchen, aus denen man alle Mehlzusätze, um ebenso der Verfärbung als den Zerfallen vorzubeugen, entfernte und die man von der Grösse des Pariser *non pareil* bis zu der eines Pfefferkorns anfertigen liess. Schon im Jahre 1828 vermochte man ware Luxusexemplare von Taschenapotheken aufzuweisen, welche meist von dem Apotheker Lappe in Neudietendorf stammten, von dem auch Hahnemann einzelne Mittel zu beziehen pflegte. Endlich wandte man auch seine Aufmerksamkeit jenen Apothekern zu, die den Werth der Reformlehre zu schätzen wussten und nach mehrjährigen Unterricht den ihm Hauboldt in Leipzig ertheilte, empfahl Christian Ernst Otto in Rötha bei Leipzig im Septbr. 1832 seine von der allöopathischen Officin vollständig separirte homöopathische Apotheke, als Erste. Leider hatte sie nur noch den Fehler, dass sie sich, wenn auch nicht im gleichen Locale, doch im gleichen Hause mit der allöopathischen Apotheke befand, also den strengen Anforderungen eines gewissenhaften Homöopathen nicht genügte und erst die zunächst darauffolgende, die von den Leipziger Aerzten öfter revidirte und controllirte: Centraldispensiranstalt (Centralapotheke) in Leipzig erfüllte diese Verpflichtungen.

Nicht mehr vereinzelte Vertreter der Homöopathie, sondern ganze abgeschlossene Gruppen standen schon im Jahre 1830 den Regierungen

gegenüber, sagten wir S. 144 und erklärten auch dies für ein Werk der Leipziger Schule. Bleiben wir zu guter Letzt auch hier eine Rechtfertigung der Behauptung nicht schuldig, um so mehr als uns Nr. 13 des 20. Bandes und Nr. 2 des 2. Bandes, so wie das Archiv dieselbe ungemein erleichtern. Stellen wir die auffallenden Contraste des Zeitraums von 1820—30 vor das Auge des Lesers.

Am 16. December 1819 reichten die Leipziger Apotheker eine Eingabe beim Rathe zu Leipzig ein, worin sie sich über Beeinträchtigung ihrer Gerechtsame durch das Selbstdispensiren des Dr. Hahnemann beklagten, „unter Vorbehalt der Namhaftmachung derjenigen jungen Mediciner (meistens noch Studirende), welche ebenfalls die vorgeschriebenen Arzneien selbst dispensirten.

Am 9. Februar 1820 erschien er vor Gericht, vertheidigte sich auf das Geistreichste mündlich und überreichte ausserdem folgende

Ergebenste Vorstellung.

Non debet cui plus licet, quod minus est non licere.

Ulpian, lib. 27 *ad Sabinum.*

Die Rüge der Leipziger Herren Apotheker,
„dass ich durch Arznei-Dispensation ihre Privilegien
beeinträchtige“,

ist aus folgenden Gründen unstatthaft.

Meine Heilart hat nichts mit der gewöhnlichen Arzneikunst gemein, sondern ist dieser vielmehr gerade zu entgegengesetzt. Sie ist ein *Novum quid*, auf welches der bisherige Massstab des Arzneigebens durchaus nicht anwendbar ist.

Die alte Heilart bedarf zusammengesetzter Arzneigemische, jedes von mehrern Ingredienzen, in ansehnlichen Gewichten. Die Zusammensetzung dieser in der Regel aus mehrern Arzneien bestehende Recepte erfordert künstliche, oft mühsame Verfertigung und Zeitaufwand; beides kann der gewöhnliche Arzt nicht aufwenden, da er mit Krankenbesuchen beschäftigt ist und in der Regel die Geschicklichkeit, die mehrern, oft heterogenen Arzneien in Verbindung zu bringen, nicht besitzt und daher froh sein muss, einen Kunstgehilfen, den Apotheker, bei der Hand zu haben, der die mühsame, zeitraubende Zubereitung dieser Arzneigemische von jeder, oft täglich mehrfältigen

Arztverordnung, das ist, die Verfertigung der Recepte, die Dispensation an seiner Statt übernimmt. Denn wo die Medizinalgesetze vom Dipensiren sprechen, da verstehen sie ohne Ausnahme und jederzeit darunter: *ex diversis pensis componere (dispensare)*, und können nichts anderes darunter verstehen, da bisher alle Verordnungen der Aerzte komponirte, das ist, aus mehrern Arznei-Ingredienzen zusammengesetzte Recepte waren; wie denn auch noch bis auf den heutigen Tag auf den Universitäten sowohl in den therapeutischen Kollegien, als auch in den klinischen Hospitälern und den Polikliniken jede Krankheits-Heilung nicht anders als in Recepte zu verfassen gelehrt wird, das ist, in Anweisungen an den Apotheker, welche verschiedene Arzneien er zusammen in eine einzige Form zu verbinden habe. Auch muss jeder sich zur Prüfung stellende junge Arzt vor der Promotion sich ausweisen, das Kollegium von der Receptirkunst, das ist, die Kunst, mehrere Arzneien für den Kranken in ein Recept zu bilden, gehört und sich zu eigen gemacht haben, indem jedes Recept für einen Kranken nach der bisherigen Arzneikunst durchaus mehr als eine Arznei und mehrere Arzneien in einer gewissen Ordnung unter einander aufgeschrieben enthalten musste und so gestaltet ausschliesslich dem Apotheker zur Zusammensetzung und Untereinander-Verbindung nach Apothekerkunst zu überlassen war.

Dieses Recht, komponirte Arzneiformeln für den Arzt kunstmässig zu fertigen, d. i. zu dispensiren, ist ausschliesslich dem privilegirten Apotheker von den Medicinalgesetzen vorbehalten worden, damit kein dieser Arbeit Unkundiger oder mit untauglichen Arzneien Versehener das Recept verpfusche, weil doch der Arzt, der mit seinen Kranken beschäftigt ist, oft weder die Geschicklichkeit, solche Mischungen selbst zu machen, noch auch die Zeit dazu haben würde.

Alle Königliche Medicinal-Mandate weisen auf diese den privilegirten Apothekern ausschliesslich zukommende Dispensation und Verfertigung komponirter Arzneiformeln hin. Diess ist das Recht der Apotheker und zwar **das einzige, was ihnen exklusiv,** landesherrlich **vorbehalten ist.**

Die der gewöhnlichen bisherigen Arzneikunst aber ganz entgegengesetzte, neue Heilart, Homöopathie genannt, hat keine Recepte, die

sie dem Apotheker übertragen könnte, hat keine zusammengesetzten Arzneimttel, sondern für jeden Krankheitsfall nur ein einziges, einfaches.

Auf sie passt also der Ausdruck *Dispensare* nicht und die Königlichen Gesetze können, wo sie das Dispensiren (Arzneigemische in kunstgemässe Verbindung und Vereinigung bringen) auschliesslich dem Apotheker vorbehalten, keineswegs auf die neue, homöopathische Heilart bezogen werden.

Da nämlich jede Kunst im Laufe der Jahrhunderte Verbesserungen zulässt, die jedem civilisirten Staate willkommen sein müssen, so kann auch die Heilkunst und muss zur Vollkommenheit weiter vorrücken.

Entsteht nun durch die Fügung der allweisen Vorsehung die Kunst ohne komponirte Mittel die Krankheiten (leichter, sicherer und dauerhafter) zu heilen und giebt es Aerzte, welche jede Krankheit bloss und einzig mit einem einfachen Mittel hülfreich zu behandeln wissen, so kann diess kein, blos auf Verfertigung komponirter Recepte lautendes Privilegium hindern, es kann die sich weiter zur Vollkommenheit entwickelte, neue Heilkunst, nicht in ihren wohlthätigen Schritten hemmen, es kann den Arzt, dem alle Kräfte der Natur zur Hülfe für die leidende Menschheit offen stehen müssen, nicht hindern, durch irgend eine Kraft Menschen gesund zu machen, die sich am meisten zu dieser Absicht bewährt, durch Selbstanwendung jeder Art von Naturkräften, durch eigenhändige Anwendung des Mesmerismus, der Galvanischen Säule, der Electricität, der Magnet-Anlegung und so auch durch Selbstanwendung jeder einfachen Arzneisubstanz, als worin er noch von keinem Medicinalgesetze beschränkt worden ist, noch beschränkt werden konnte.

Denn wo findet man auch nur eine klare Sylbe in allen königlichen Medicinalgesetzen von einem Verbote für die Aerzte, keine *Simplica* ihren Kranken geben zudürfen?

Und so lange kein solches klares Verbot für den Arzt in den Gesetzen vorhanden ist, so lange ferner kein Apothekerprivilegium auf ausschliessliche Reichung der *Simplicium* an Kranke lautet, so lange sogar den unwissenden Wurzelleuten und Kräuter-Weibern auf den Wochenmärkten die Erlaubniss zusteht, den Hülfesuchenden *Simplicia*, Arzneiwurzeln und Arzneikräuter für baares

Geld zu verkaufen, so lange wird dem mit der Kenntniss der Natur, der Kräfte ihrer Erzeugnisse und der menschlichen Krankheiten vertrauten, wissenschaftlichen Arzte wohl nicht unerlaubt bleiben dürfen, seinem Kranken das einfache Mittel zur Hülfe unverkäuflich selbst reichen zu dürfen, was er für dessen Krankheit am dienlichsten hat.

Diess genau ist bei der von mir ausgehenden, neuen Heilart welche ganz etwas Andres als das bisherige Curiren ist, der Fall. In meinem Lehrbuche der homöopathischen Kunst sind durchaus alle Recepte, alle komponirte Arzneimischungen von dieser neuen Kunst ausgeschlossen und blos und jedesmal nur eine einzige, einfache Arzneisubstanz anzuwenden gelehrt. (M. s. Organon der Heilkunst, zweite Auflage 1819. §. 297, 298, 299.)

Ich habe nach dieser vervollkommneteren Heilart, zur Heilung selbst der grossen, bisher für unheilbar geachteten Krankheiten nur möglichst feine Gaben von einfachen Substanzen theils von Auflösungen einiger Minerale und mehrere Metalle in blossem Weingeiste ohne Beihilfe irgend einer Säure (Bereitungen, die nur mir, aber keiner Chemie, folglich auch keinem Apotheker bekannt sind), theils eben so feine Gaben von vegetabilischen und animalischen Substanzen nöthig (stets nur eine Gabe von einer einzigen einfachen Arznei in jeder Verordnung) Gaben, welche so klein sind, dass sie in dem gewöhnlichen Vehikel (Milchzucker und gewässertem Weingeiste) durchaus unerkennbar mittels der Sinne und aller erdenkbaren Analysen und Reagentien der Chemie sind.

Diese unnennbare Kleinheit der Gaben einfacher Arzneisubstanzen in dieser neuen Heilkunst entfernen allen möglichen Verdacht einer schädlichen Grösse der dem Kranken gereichten Gabe einfacher Arznei.

Unfähig, sich zu belehren, dass die in wohlthätigen Erfolgen sich zeigende, grosse Heilkraft so kleiner Gaben einfacher Arznei auf einer bisher unbekannten, der homöopathischen Kunst eigenthümlichen Wahl der für sie passenden Krankheitsfälle beruhet, wovon in der gewöhnlichen Arzneikunst nichts geahnet wird, lächelt der Apotheker über das Nichts so kleiner Gaben, da er durch alle Sinne, sowie durch die beste Analyse der Chemie nichts von der Arznei im Vehikel (Milchzucker und gewässertem Weingeiste) antreffen kann.

Wenn nun selbst der auf die neue Heilkunst so eifersüchtige Apo-

theker nichts von Arznei oder Giften in den Mitteln des ächten, homöopathischen Arztes finden kann, auch sogar nichts, was nur arzneikräftig, geschweige allzukräftig oder schädlich scheinen könnte; um wie viel beruhigter noch kann die für das Wohl und die Gesundheit der Bürger besorgte Staats-Aufsicht bei dem im Erfolge so heilbringenden Mittel in so kleiner unbedenklicher Gabe sein, das die Homöopathie ihren Kranken gibt! unendlich beruhigter kann sie sein, als bei dem Handverkaufe der Apotheker, wo eben diese Arzneien, deren sich der homöopathische Arzt in so unnennbar kleiner Gabe bedient, vom Apotheker in mehr als millionmal grösserm Gewichte an Jedermann (Bürger und Bauer), an Leute, die nicht wissen, welchen Schaden diese Dinge im unrechten Anwendungsfalle stiften können, unbedenklich verkauft, blos unter der Einschränkung, nicht Arsenik, Sublimat, Opium und so noch einige wenige andere, an Unbekannte zu verabreichen.

Ich mache die hohe Landes-Medicinal-Polizei hierauf aufmerksam.

Auch zum Gehilfen kann der homöopathische Arzt in der Ausübung seiner neuen Kunst den Apotheker nicht brauchen. Eines solchen Arztes Arzneigaben sind so fein, so unerkennbar, dass wenn der Apotheker sie in das gedachte Vehikel nach des Arztes Vorschrift hätte thun sollen (was der Arzt in einer Minute, folglich ohne Zeitaufwand selbst thun kann), der homöopathische Arzt, wenn es nicht unter seinen eigenen Augen geschehen wäre, selbst nicht einmal weder durch die Sinne, noch durch die Chemie entdecken könnte, ob der Apotheker dasselbe Heilmittel, oder ein anderes, oder gar nichts hineingethan habe.

Diese Unmöglichkeit für den homöopathischen Arzt, Controle über eine solche Verrichtung des Apothekers zu führen, macht es dem Arzte der neuen Schule unmöglich, sich bei dieser Heilart eines Gehülfen, sei er auch wer er sei, zu bedienen. Er kann sich hier blos auf sich selbst verlassen; nur er kann wissen, was er selbst gethan hat.

Und doch ist diese ungemeine Kleinheit der Gabe aller dynamisch wirkenden Arzneien unumgänglich nöthig bei dieser neuen, für die Heilung aller Krankheiten vorzüglichen, für die Heilung der grossen, bisher als unheilbar verlassenen, chronischen Krankheiten aber unentbehrlichen Kunst, und zwar so unumgänglich nöthig, dass diese ohne jene umöglich wird.

Ist nun wirklich der Geist der Medizinalgesetze hauptsächlich auf *Salus publica* gerichtet und können wirklich die erbarmungswürdigsten, bisher als unheilbar verlassenen Krankheiten blos mit dieser neuen Heilart in Gesundheit umgewandelt werden, wie z. B. schon die von mir geheilten Fälle bezeugen, welche den Neid vieler der gewöhnlichen Aerzte bis zur Erbitterung bisher aufgeregt haben, so möchte es wohl keinen Zweifel leiden, dass die Gesundheits-Polizeien die Wohlfahrt des leidenden Publikums jedem ungegründeten Privatanspruche vorziehen und die neue, so wohlthätige Heilart ihres Schutzes würdigen, dagegen aber die, für die gewöhnliche Arzneikunst Recepte von mehreren starken Ingredienzen zu verfertigen ursprünglich bestimmte Apothekerkunst nicht der neuen Heilkunst zur Gehilfin aufdringen werden, die ihr nur hinderlich, nie förderlich sein kann.

Ich sage mit Recht: „ungegründete Privatansprüche" und setze hinzu: „unerhebliche", „nichts bedeutende." Denn wie viel könnte wohl ein Apotheker verdienen, wenn er (wie der homöopathische Arzt selbst ohne Zeitverlust thut) zu dem Vehikel von drei Gran Milchzucker z. B. einen Tropfen von einer mehr als millionfach verdünnten geistigen Auflösung eines Granes Zinn, Rhabarber oder Chinarinde zu tröpfelte? Er verdient hier nach allen bisherigen Apothekertaxen, die sämmtlich blos auf das Gewicht der Ingredienzen gewöhnlicher Receptformeln und auf die Mühe der (bei der neuen Heilart nicht vorkommenden) Ingredienzen-Mischung berechnet sind, er verdient, sage ich, bei Verfertigung einer solchen homöopathischen Verordnung durchgängig so viel als nichts.

Und wenn er so viel als nichts bei Verfertigung homöopathischer Arznei verdient, so wäre zu fürchten, dass, wenn die Leipziger Herren Apotheker noch ferner auf ihrem unstatthaften Antrage beständen, wohl andere geheime Triebfedern im Spiele sein möchten, die sie, wider ihren Vortheil, bestimmen könnten, sich dem homöopathischen Arzte zu Gehilfen aufzudringen. Ich will nicht hoffen, dass es in der Absicht geschehen möchte, um der eben aufgekeimten, höchst wichtigen, durch nichts zu ersetzenden, neuen Heilart ein unübersteigliches Hinderniss in den Weg legen zu wollen, wie wenigstens mehrere über die guten Erfolge derselben neidischen Aerzte sehr zu wünschen scheinen.

Auch dem Apotheker, als Arzneihändler, tritt der ächte, homöopathische Arzt auf keine Weise in den Weg, denn die unnennbare kleine Gabe der einfachen Arznei, die keine Chemie im Vehikel entdeckt, kann ein solcher Arzt dem Kranken nie anrechnen; er kann sich blos für seine, bei dieser neuen, wohlthätigen Heilart freilich grössere Mühe bei Erforschung des Krankheits-Zustandes und Wählung des hilfreichsten Heilmittels, wie billig, bezahlen lassen.

Da nun mit dem bisher eingeführt gewesenen Curiren mittels zusammengesetzter Recepte, als zu deren Verfertigung die Apotheker einzig privilegirt sind, die neue Heilart nichts gemein hat, nichts ihm Aehnliches ist, indem sie nie mit Gemischen gewichtiger, massiver Arzneiportionen curirt, sondern mit, auf eine von den Apothekern zum Theil nicht zu erreichende Weise verfertigten, unnennbar kleinen Gaben einer jedesmal einfachen Arznei, worauf folglich, als auf ein ganz neues noch nie dagewesenes Heilgeschäft die sechshundertjährige Apothekerkunst noch nicht privilegirt sein konnte,*) so trage ich mit so gutem Grunde, als ergebenst an:

„Die Leipziger Herren Apotheker auf die Schranken ihres Privilegiums zurückzuweisen und sie zu bedeuten, dass sich ihre Befugnisse nicht auf eine neue, noch nie dagewesene Heilkunst erstrecken, welche, weit entfernt, Recepte bisheriger Art aus gewichtigen, mehrern Arzneien componirt (deren Verfertigung der Apotheke zusteht) zu Heilungen zu bedürfen, im Gegentheile nur der (vom Apotheker verlachten) unnennbar kleinsten Gaben einfacher Arznei nöthig hat, also blos *Simplicia,* die noch nie ein Landesfürst wissenschaftlichen Aerzten verbot, ihren Kranken zu reichen, die ihnen daher in allen Medizinalgesetzen, wie natürlich, unverboten geblieben sind.“

Dieser Gewährung sehe ich um so zuversichtlicher und ruhiger entgegen, da diese neue Heilkunst ihrer unersetzlichen Wichtigkeit

*) Reiner Menschenverstand ist eine Stimme Gottes! Noch keine Obrigkeit erlaubte, dass die Zwangsmühle ihr Zwangsrecht auch auf den Mann erstrecken durfte, der, was die Mühle nicht kann, reines Kraft- und Stärke-Mehl ohne künstliche Maschine aus dem Waizenkorne hervorbringt (Stärke-Macher); keine Obrigkeit gestattete, dass die alten Privilegien der Buchdruckerkunst das Emporkommen der göttlichen Lithographie hemmen durften — der Lithographie, welche ebenfalls Gedanken auf dem Papiere vertausendfältigt und weit geschwinder und leichter, aber ohne alle künstliche Zusammensetzung massiver Buchstaben.

11*

wegen schon einen öffentlichen Character erhalten hat und schon in allen Ländern deutscher Zunge Männer sich erheben, die sie als eine grosse Wohlthat für die leidende Menschheit zu schätzen wissen.

Was schliesslich meine Schüler betrifft, so stehe ich auf keine Weise mit ihnen in Verbindung, und da sie von ungleichem Gehalte sind, so vertrete ich sie nicht. Ich halte keinen für meinen Nachfolger, der nicht, nächst einem ganz untadelhaften und ächt moralischen Lebenswandel, die neue Kunst wenigstens so ausübt, dass sein dem Kranken gegebenes Mittel in einem unmedizinischen Vehikel (Milchzucker und gewässertem Weingeiste) die Arznei in so kleiner Gabe enthalte, dass weder die Sinne, noch chemische Analyse das mindeste, absolut schädliche Arzneimittel, ja nicht einmal das mindeste, eigentlich Arzneiliche darin darlegen, was eine Kleinheit von Gaben Arznei vorausetzt, welche unwidersprechlich alle Besorgniss jeder medizinischen Staats-Aufsicht verschwinden macht.

Leipzig, den 14. Februar 1820.

Dr. Samuel Hahnemann,
einiger gelehrten Gesellschaften Mitglied.

Kurze Zeit nach dieser Erklärung gab er die Homöopathie in Leipzig und Sachsen verloren und liess seine dortigen Anhänger sich allein ihrer Haut wehren. Kühn nahmen sie wie wir sahen den Fortbau in die Hand und durch die Centralversammlung von 10. August 1830 und Griesselichs Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen lernen wir die Wortführer und Gruppen kennen, die vermöge eines engen persönlichen und schriftlichen Ideenaustausches mit Leipzig den Regierungen die Stirn zu bieten wagen.

Die Repräsentanten Badens, welche mit dem Städtedreieck Leipzig Cöthen und Naumburg in Verbindung standen, ohne dass Griesselich selbst eine Ahnung davon hatte und welche dem dortigen Medicinalcollegium opponirten, waren Hofrath Dr. Kramer, ehemaliger Leibarzt des verstorbenen Grossherzogs Carl, Hofrath Dr. Siegl in Bruchsal, der Veteran der Badenschen Homöopathen und vor allen der interimistisch dort verweilende Staatsrath von Stegemann. Ihre Erfolge waren vom grössten Glück begleitet; die ganze fürstliche Familie ging

zur Homöopathie über und 1833 hob desshalb der Grossherzog die Hofapotheke auf.

In Preussen, vorzugsweise in Berlin spielte die Dispensirfreiheitsfrage eine grosse Rolle. Als Verfechter derselben ragte vor allen der äusserst geniale Stieler hervor, den sich ebendaselbst Horn und 5 andere Anhänger und im ganzen übrigen Lande ausser den uns schon bekannten preussischen Matadoren noch Röhl (der 1831 vermittelst einer Wette von tausend Thaler jeden Allöopathen zum Kampfe herausforderte,) Kraft, Gerber, Thorer, Müller, Fielitz und Leibarzt Aegidi in Düsseldorf angeschlossen hatten.

In Hessen agirten Hofrath Rau und Dr. Kieselbach und wir sehen ihr Werk schon 1833 in die Kammerverhandlung vordringen.

Dass in Oestreich mit seinen Gesammtstaaten eine geharnischte Phalanx, vorzugsweise namentlich auch aus den Reihen des Militärs aufgetreten war, haben wir schon erwähnt. Von Prag aus wirkten für das allgemeine Interesse die Drs. Schaller und Lövy; von Wien: Marenzeller, Lichtenfels, Schmit, Hofrath von Recher, Löwe, dann auch Wrecha, Menz, Lederer, Schäfer, Güntzel und Veith; in Brünn Gerstel; in Salzburg Regierungsrath Dr. Hartung; in Ungarn zu Raab, Bakody und zu Pesth von Balogh, in Pressburg Attomyr, in Venedig Bärtl.

In Baiern, Roth, Reubel, Kammerer, Ringeis.

In Thüringen und Franken, Goullon, Hartmann, (in Arnstadt) Messerschmidt, Wislicenus, Winkler.

In Braunschweig Mühlenbein.

Auch das Ausland stand im geistigen Rapport mit Leipzig und zwar wirkten:

In Russland (Petersburg) der schon unter Baden genannte Staatsrath v. Stegemann, dann Bigel, dem wir nebst Brunnow die ersten Uebertragungen der homöop. Werke in die französische Sprache verdanken, Trinius, Hermann, Wolf; v. Hollst, Phys. in Dorpat; Hunnius in Esthland; Kleiner in Saratoff; (Kursk) Staatsrath Eglau.

In Polen (Warschau) Mylo.

In Frankreich (Paris) Guerin de Mameres, Pougens; in Lyon der äusserst thätige Arzt Graf des Guidi, Desaix, Gueyrard und Rapou.

In der Schweiz Peschier, Dufresne, Girtanner und der später durch seine Reise in Südamerika so berühmt gewordene Lonchemp.

In Schweden (Uspala) Liedbeck und Wahlenberg.

In England (London) Quin, Forster und Lang.

Die Leipziger selbst hatten sich im Februar 1829 bereits zu einem Privatverein gruppirt. Trotz dem dass Moritz Müller im Frühjahr 1826 im 2. Hefte des 5. Bandes des Archivs auf das Bestehen zweier Fractionen in der Homöopathie und namentlich auch in Leipzig, welche er ohne Präjudiz, Reine und Freie genannt, hingewiesen hatte, war eine innige Verschmelzung eingetreten. Zu Ehrenmitgliedern desselben, zu dem 1830 noch der Bataillonsarzt Apell und Drescher getreten war, hatten sie nur Hahnemann, zu auswärtigen Gliedern alle Benachbarten und Befreundeten ernannt. Leider sollte er, wie wir in der nächsten Geschichtsepoche sehen werden, in dieser gemischten Form keinen langen Bestand haben. Gerade zu der Zeit als von auswärts die Nachrichten eintrafen, dass ein Lausitzer, Thüringer, Dresdner und Hessischer Verein sich gebildet hätten, sah er sich zur Auflösung gezwungen und mehrere Jahre vergingen, ehe er als freier Verein sich wieder aus der Asche erhob.

Zu dem Punkte endlich gelangt wo die Thätigkeit der unmittelbaren Schüler des Meisters Hand in Hand mit der der Neophiten zu gehen beginnt, wären wir vollkommen berechtigt zu jener nächsten Epoche überzugehen, welche die Homöopathie von der ersten Centralversammlung bis zu der so wichtigen Feier des 10. Augustes 1851 begleitet, müssten wir nicht von vielen Lesern den Einwurf fürchten, dass sie in der eben behandelten Frist einige Persönlichkeiten vermissten, die, wenn auch nicht als unmittelbare Schüler Hahnemanns, doch als Anhänger seiner Lehre zu jener Zeit schon mächtig in den Entwicklungskampf eingegriffen hätten. Die Namen Hering, von Bönninghausen, Griesselich und einige auf sie bezugnehmende Notizen des Archives werden ihnen vor Augen schweben. Beginnt nun trotzdem das erspriessliche Walten derselben in der That eigentlich erst mit den Jahren 1831 und 1832 öffentlich hervorzutreten, so erlauben wir uns doch diesen Anachronismus selbst zu benutzen, um einer späteren, schwierigeren Einschaltung ihrer Biographie hier auf günstige Weise vorzubeugen.

Constantin Hering wurde am ersten Tage unsers laufenden Jahrhunderts in Oschatz, dem Centrum des kleinen Sachsens geboren.

Sein Vater, Conrector daselbst, leitete seine Jugenderziehung und überwachte auch seine Gymnasialjahre in Zittau, wohin er später von der Regierung als Rector versetzt worden war. 1820 betrat er die Universität Leipzig und liess sich als Mediciner, nicht wie irrthümlich oft verbreitet wird, als Theolog inscribiren. Gleich in der ersten Zeit machte er Hahnemanns Bekanntschaft und hörte auch bei ihm Collegien, da er sich aber vorzugsweise mit Naturwissenschaften beschäftigte und im wissenschaftlichen Treiben an Jahren weit hinter den frühern speciell angeführten Leipziger Epigonen zurückstand, traf es sich, dass er die erste Zeit isolirt sich Bahn brechen musste. Allgemein anrügig wegen seiner Vorliebe zu den vertriebenen Meister geworden, zog er es vor, nicht in Leipzig sich den Risico eines Examens zu unterwerfen, wendete sich nach Würzburg, studirte dort noch ein halb Jahr, promovirte dann 1825 und kehrte nach Sachsen zurück um durch ein Colloquium sich die Licentia practicandi zu erwerben. Eben mit den ersten Vorbereitungen zu diesem Schritte beschäftigt, erhielt er den Antrag als naturwissenschaftlicher Lehrer und Hausarzt in das Blochmannsche Institut in Dresden einzutreten und übernahm gern diese Function, da sie seinem Plane kein Hinderniss in den Weg legte. Das Schicksal hatte es jedoch anders mit ihm beschlossen. Der Zufall führte im nächsten Jahr ihn mit einem weitläufigen Verwandten aus Surinam zusammen, welcher die ungemeinen Vortheile, welche dieses Land in naturwissenschaftlicher Beziehung gewähren müsste, in so vortheilhaften Lichte schilderte, dass Hering und ein anderer Naturforscher, Namens Weinhold sich augenblicklich zur Begleitung entschlossen. Die sächsische Regierung verschaffte ihnen Pässe und unterstützte sie überhaupt lebhaft und den übrigen Reiserückstand deckte Director Blochmann. Kaum angelangt, begaben sie sich auf eine Excursion und Hering fand (am 15. Dec. 1827) in der Nähe Paramaribos an einem hilflos im Wege Liegenden zum erstenmal Gelegenheit die Homöopathie in Südamerika einzuführen. Eben dieser Kranke sollte jedoch sein Glück begründen, denn als Hering zurückkehrte, suchte der Dankbare ihn auf, führte ihn zu seinem Herrn und dieser Vermittelung sowohl, als einigen glücklichen Kuren hatte er es zu danken, dass er wenig Wochen später Leibarzt des Gouverneurs wurde. Sein Glück war gegründet. Nur wenig Monate später hatte er seine in Europa contra-

hirten Schulden gedeckt und konnte jetzt sorgenfrei an Verwerthung seiner exotischen Erfahrungen für das Interesse der Homöopathie denken. Von jener Zeit stammt Lachesis, Jatropha curcas, Mancinella etc.

1833 folgte er einem Rufe nach Philadelphia, wo er einige Jahre später auf Actien die medicinische Academie zu Allentown gründete, die leider durch den Betrug eines Secretairs, der mit dem Stammkapital durchging, mit der Zeit zu einer Art Wanderschule herabsank. Dort wirkt er heutigen Tages noch als Arzt und Universitätslehrer höchst segensreich und scheint seine Rückkehr, die er, als er im Jahr 1845 ein Jahr in Sachsen verweilte, eigentlich fest vor Augen hatte, gänzlich aufgegeben zu haben. Auf seine Thätigkeit in der Entfaltung der Homöopathie, in der er anfangs nicht mit dem besten Erfolg debutirte, werden wir von nun an unausgesetzt zu sprechen kommen. Seine ersten Arbeiten befinden sich im Archiv, wo namentlich seine Vorrede zu dem von ihm übersetzten Jahr'schen Handbuche und sein Aufsatz: „Ueber das Studium der homöop. Heilmittellehre" viel Aufsehen erregten. Die amerikanischen Arzneiprüfungen und sein vielbenutzter Hausarzt trugen ungemein dazu bei, sein Ansehen und zwar mit Recht zu steigern. Bewunderungswürdig ist neben seiner medicinischen, seine belletristische und publicistische Wirksamkeit, denn unter den varirendsten Namen existiren von ihm eine Masse Flugschriften, die in die verschiedensten Zeitereignisse geschickt einzugreifen verstanden.

Ludwig Griesselich. Leider ist es uns nicht vergönnt über die Jugendjahre dieses äusserst genialen Arztes und Schriftstellers Auskunft geben zu können, denn weder die Hygea noch die Allg. H. Z., noch endlich seine Landsleute vermochten nach seinen schnellen betrübenden Tode mit einem Nekrologe hervorzutreten.

Aller Wahrscheinlichkeit nach war er mit Ende des vorigen Jahrhunderts und zwar von durchaus nicht unbemittelten Eltern zu Karlsruhe selbst geboren und muss eine ausgesucht musterhafte Erziehung genossen haben, denn in allen seinen Werken gibt sich nicht allein eine tiefwurzelnde humanistische Bildung kund, sondern auch sein Umgang, seine chevalereske Vielseitigkeit und seine ausgezeichnete Militaircarriere stellten dies zur Schau.

Es war im Jahre 1831 als er sich, wie wir aus der Allg. H. Z. ersehen, den eigentlichen Epigonen Hahnemanns mit einer Schilderung

der homöopathischen Verhältnisse Badens näherte. Einem oder dem Anderen derselben musste er aber bereits schon bekannt sein, denn obgleich sein Name nicht unter den Mitgliederverzeichnisse der damaligen Zeit erwähnt wird, weisst doch an eben derselben Stelle eine Notiz darauf hin, die ihn als einen badischen Regimentsarzt bezeichnet und als einen Mann, der namentlich der gelehrten Welt längst schon als tüchtiger Botaniker bekannt sei.

Von diesen Moment an erblicken wir ihn unausgesetzt bis zu seinem Tode auf den literarischen Kampfplatze, auf dem er namentlich von 1836 an die allerhervorragendste Stellung auf der Oppositionsseite einnimmt. Bis dahin waren aus seiner Feder geflossen: 1. Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen, welche eine kurze Kritik über die damals beliebtesten deutschen Aerzte dieser Schule lieferten, die Leipziger ungerechtfertigter Weise ebenfalls geisselten und dafür Hahnemann in den Himmel hoben; eine Parteianschauung die der Lauf der Zeit später auffallend ändern sollte. 2. Vollständige Sammlung aller Verhandlungen und Actenstücke der Kammern Badens und Darmstadts über die Ausübung der Homöopathie. 3. Kritisches Repertorium der homöopathischen Journalistik. 4. Mehrere schlagende Wiederlegungsschriften gegen einzelne kecke Angriffe auf die Homöopathie, wie z. B. die von Dr. Eisenmann in München, Sachs in Königsberg, Stieglitz in Hannover.

Endlich gründete er im Verein mit den Aerzten Kramer, Wich und Weber 1834 die Hygea, ein Journal, welches rücksichtslos gegen die Mängel, Gebrechen und Vorurtheile einzelner homöopathischer Ansichten einschritt und namentlich eine genauere Diagnostik und die pathologische Anatomie an die Spitze gestellt wissen wollte. Leider befleissigte sich dieselbe oft eines so kräftigen Tones, dass sie nicht selten an Grobheit anstreifte und zu vielen Streitigkeiten sogar mit den ruhigsten Personen Anlass gab, denn nicht Alle liessen diess so ruhig hingehen wie Hahnemann selbst, den er 1835 für einen Narren und alten Schwätzer erklärt hatte, dessen Methode schlecht aber immer nicht so schlecht wie die alte sei.

Im Jahre 1858 erschien und zwar fast zu derselben Zeit als sich die Nachricht seines betrübenden Todes verbreitete, sein Handbuch zur Kenntniss der homöopathischen oder specifischen (wie er

sie lieber genannt wissen wollte) Heilkunde, in der er Aerzten und Anfängern eine umfassende Anleitung zum Eintritt in die Homöopathie gibt, eine Anleitung, die, wie er sagt, er selbst dereinst im Organon schmerzlich vermisst habe. Unmittelbar an diese reihte er den Versuch, der Lehre vom Homoion jene Grundlage in der Physiologie und Pathologie zu geben, oder vielmehr zu erhalten, welche eine gewisse Anzahl ihrer Anhänger bis dahin als entbehrlich hingestellt und ihr leider dadurch den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und den Mangel an tieferen Gehalt aufgebürdet hatte.

Ihm selbst war es aber nicht vorbehalten Zeuge der allgemeinen Anerkennung zu sein, welche dieses Werk fand. Als er nämlich am 23. August 1848 von Altona, wo er als functionirender Generalstabsarzt des 8. deutschen Armeecorps mit dem Stabe der badischen Brigade lag, nach Hamburg ritt, wurde sein Pferd plötzlich scheu, warf ihn ab und schleifte ihn sogar noch eine bedeutende Strecke.

Trotz augenblicklichen Einschreitens und der ausgezeichnetsten Pflege war es doch nicht möglich ihn am Leben zu erhalten, denn auf den Boden des Schädels hatten sich 3 Fissuren gebildet. Er verschied am 31. August nach langen Leiden.

Carl von Bönninghausen, Dr. beider Rechte, Regierungsrath a. D. und Director des botanischen Gartens lebt zu Münster und hat vor Kurzen sein 84. Lebensjahr angetreten. Bereits im Jahre 1825 wandte der mit den Naturwissenschaften eng Betraute auch der Homöopathie sein fulminantes Talent zu, promovirte etwas später als Dr. medicinae und erwarb sich in diesem Fache, soviel wir vernehmen, namentlich bei Bekämpfung der Cholera seine ersten Lorbeeren.

Vom Jahre 1832 an begegnen wir ihm, durch den Altmeister Hahnemann selbst eingeführt, plötzlich auch in der Reihe der literarisch productiven Homöopathen, in welcher er von da an bis auf den heutigen Tag eines Theiles durch abgeschlossene, äusserst klare und auch den Laien leicht fassliche Werke und durch eine Masse gehaltvoller Journalartikel unausgesetzt glänzte und wie wir hoffen und wünschen noch lange glänzen wird.

Von Ersteren sind zu nennen:

Heilung der Cholera und Schutzmittel, nach Hahnemann's neuestem

Schreiben an den Verfasser. gr. 8. (1 B.) Münster 1831, Regensberg. geh.

Repertorium der antipsorischen Arzneien, nebst einem Vorworte Hahnemanns, über Wiederholung der Gabe eines homöopath. Heilmittels. gr. 8. ($16^3/_4$ B.) Münster 1832, Coppenrath.

II. Aufl. 1833. ebend. 2 Thlr. 2. Band. Enth. Repert. der nicht antips. Arzneien. 1835. ebend.

Versuch einer homöop. Therapie der Wechselfieber, zunächst für angehende Homöopathiker. gr. 8. Münster 1833, Regensberg. geh.

Beiträge z. Kenntniss der Eigenthümlichkeiten der homöopathischen Arzneien. gr. 8. ($3^1/_2$ B.) 1833, ebendas., 2. Auflage.

Die Homöopathie, ein Lehrbuch für das nicht-ärztliche Publikum. ($18^1/_4$ B.) gr. 8. Münster 1834, Coppenrath. geh.

Die homöop. Diät und die Entwerfung eines vollständigen Krankheitsbildes. Für das nicht-ärztliche Publikum. II. Aufl. 8. ($2^1/_2$ B.) Münster 1833, Regensberg. geh.

Uebersicht der Hauptwirkungs-Sphäre der antipsorischen Arzneien, und ihrer charakteristischen Eigenthümlichkeiten als Anhang zum Repertorium derselben. 8. 1833, ebendas.

Versuch über die Verwandtschaften der homöop. Arzneien. gr. 8. ($17^3/_4$ B.) ebendas. 1836.

Therapeutisches Taschenbuch für homöopathische Aerzte, zum Gebrauche am Krankenbette und beim Studium der reinen Arzneimittellehre. Ebendas. 1846. (XXIV und 510 S.)

Kurze Belehrung für Nicht-Aerzte über die Verhütung und Behandlung der Cholera, zufolge Beschlusses der Versammlung homöopath. Aerzte des Rheinlandes etc. vom 10. August 1849 herausgegeben. 8. (12. S.) ebendas.

Den neuesten Nachrichten zu Folge hat er überdiess schon wieder ein Werk vollendet, welches aus den Schriften des alten Hippokrates alle jene Stellen commentirt, welche mit der homöopathischen Lehre im genaueren Connex stehen.

Von Letzteren, den meist in der Allg. H. Z. enthaltenen Journalaufsätzen, ist vor Allen zu berichten, dass sie unausgesetzt hier mit den schärfsten wissenschaftlichsten Gründen, dort mit den ecclatantesten Heilungsbelegen die Berechtigung und Vortheile der Hochpotenzen

hervorheben und hierbei ins Besondere auch auf alle neueren werthvollen Mittel (wie Apis, Aluminium etc.) auf das Tiefste eingehen. Historisch neben einander hingestellt ist hier der Aufsatz im neuen Archiv Bd. 1, Heft 2, S. 36, welcher sich unmittelbar auf einzelne Erfahrungen Herings stützt, als der Tiralleur jenes Kampfes zu betrachten, der von beiden Ebengenannten von da an ebenso geistreich als oft auch hitzig gegen Griesselich und die Leipziger-Schule geführt wurde. Nach einer langen Pause finden wir von ihm wieder: Nervenfieber und Hochpotenzen Allg. H. Z. Bd. 47 Nr. 8. — Traumatische Beschwerden und Hochpotenzen ebendaselbst. Bd. 48 Nr. 6 und 7. — Ueber den Borax 53. Bd., Nr. 8, wo er den am spätesten auftretenden Symptomen, vollkommen übereinstimmend mit Hering, mit die allerwichtigste Rolle ertheilt und sie vor Allen bei den Hochpotenzen als am deutlichsten hervortretend schildert etc. etc. Nebenbei sei bemerkt dass er fasst ohne Ausnahme mit der 200. Potenz agirt.

Irren wir nicht ganz, so war es das Jahr 1846 in welchen er zum ersten Male die homöopathischen Aerzte Westphalens und des Rheinlandes ebenfalls zu Jahresversammlungen zusammenrief, ein Unternehmen, welches deshalb den grössten Beifall verdiente, weil es einen näheren und regeren, theils mündlichen, theils schriftlichen Verkehr mit den französichen, holländischen und belgischen Homöopathen zu Stande brachte.

Da er mit Hahnemann seit dem Jahre 1828 persönlich befreundet und dieser Freundschaftsbund selbst durch des Letzteren Auswanderung nach Frankreich nicht unterbrochen worden war, so erfuhr man auch durch ihn zu allererst, dass der ehrwürdige Meister eine sechste wesentlich verbesserte und vervollständigte Ausgabe des „Organons der Heilkunst“ nicht allein zum Drucke fertig, sondern in der That bereits mit demselben begonnen habe. Ebenso wurde später durch ihn bekannt, dass die Wittwe desselben das ganze Werk nebst den abgedruckten Bogen wieder an sich nahm und durch nichts zu bewegen war das Manuscript zu veröffentlichen.

Welche Freunde es daher den 78jährigen, aber noch immer geistig und körperlich im höchsten Grade rüstigen Bönninghausen gemacht haben muss, als er ungefähr anfangs April dieses Jahres erfuhr, dass sein Sohn, bekanntlich ebenfalls homöopathischer Arzt und jetzt in

Paris ansässig, durch Verheirathung mit einer Nichte, der Wittwe unseres gemeinsamen Altmeisters, nicht allein nur in den Besitz dieser neuen Auflage, sondern in den sämmtlicher hinterlassenen Werke Hahnemanns, die sich nach einer allgemeinen Schätzung ungefähr auf 8 starke Bände belaufen werden, gekommen sei, brauchen wir wohl nicht mehr zu erwähnen.

Möge er selbst das Erscheinen Aller überleben und überwachen können und in ihnen die Bestätigung dessen ausgedrückt und wieder gegeben finden, was er Jahre lang mit ebenso viel Muth und Fleiss als Eifer und Treue vertheidigt hat.

Von der Constituirung des Centralvereins bis zur Denkmalenthüllung zu Leipzig.

Bevor wir die äusserst erbitterten und leider oft von der Wissenschaft auf die Person überschweifenden Kämpfe vorführen, welche die Homöopathie in ihren eigenen inneren Schranken in dieser Epoche zu überstehen hatte, müssen wir nochmals daran erinnern, dass schon mit Beginn des Archives zwei Fractionen dieser Lehre sich gebildet hatten die streng Hahnemannsche, damals repräsentirt durch Stapf und Gross, und die vermittelnde, frei homöopathische, repräsentirt durch Müller. Jene begehrte unbedingt Alleinherrschaft der Homöopathie ohne einige Concession; diese begehrte für die Homöopathie als eine höchst schätzbare Heilmethode nur Bürgerrecht oder gar nur Toleranz und wies darauf hin, dass sie einen ungeheuern Fortschritt in der Wissenschaft machen lehre, der, wenn dem älteren und dem neueren Heilverfahren die Existenz nebeneinander gestattet werde, endlich zur Entdeckung der gemeinschaftlichen Wurzel beider Heilverfahren, sonach zum Verein unter wissenschaftlichen gemeinsamen Principien führen werde.

Wir müssen ferner daran erinnern dass der Letztgenannte (den Wunderlich in seiner Geschichte der Medicin einen der anständigsten, aber nicht in exclusiver Verblendung befangenen Anhänger der Secte nennt) den eigentlichen Impuls lediglich gegeben hatte um zu warnen dass über dem Wohl der neuen, jedoch zu der Zeit weder ausreichend geklärten, noch überall richtig erfassten Lehre, nicht das Menschen-

wohl ausser Acht gelassen werde, dass er ihn auserdem nur gegeben hatte, damit in den Fällen wo der Homöopathie noch die Belege für die Untrüglichkeit ermangelten die Allöopathie und Antipathie als Substituens eintreten könne. Schon im Jahre 1830 erklärte er, dass die freie Homöopathie ein anfangs unvermeidliches Uebel gewesen sein.

Obgleich nun diese Opposition vom ersten Moment ihres Auftauchens Hahnemann ein Dorn im Auge war, sah er sich doch, einestheils, da er selbst noch von der bestehenden Lückenhaftigkeit seiner Lehre überzeugt war, dann aber auch, weil er Müllers unausgesetzte und äusserst erfolgreiche Thätigkeit für das Interesse der Homöopathie richtig zu schätzen wusste, zu einer gleichsam patriarchalischen Nachsicht genöthigt. Ganz anders sollte sich aber die Situation gestalten, nachdem die chronischen Krankheiten und die homöop. Heilanstalt zu Leipzig das Licht der Welt erblickt hatten. Verdächtigungen über Verdächtigungen waren über den Leipziger Localverein und diese Anstalt ausgestreut worden und der falsch unterichtete Meister hielt es an der höchsten Zeit ein ernstes Strafgericht eintreten zu lassen um alle Opposition im Schoosse der Lehre ein für allemal zu vernichten.

Die Zeit hat längst den Stab darüber gebrochen dass der Meister, selbst wenn er im Rechte gewesen, doch anderer Wege und einer andern Weise sich hätte bedienen sollen als er leider gethan; er hätte bedenken sollen dass er zu Glaubensverwandten, nicht zu Glaubensgegnern sprach, dass er Standesgenossen vor sich hatte, denen er auch zu Danke verpflichtet war; er hätte ausserdem bedenken sollen dass Müllers Opposition, die sich stets in freundschaftlichen und liebevollen Worten und nur im Archivkreise, also einen Blatte bewegte, welchem dieser, sowie den meisten andern erst mit Mühe einen Verleger erworben hatte, gewiss damals theilweise berechtigt und dass die Opposition nicht unmittelbar gegen ihn gerichtet war.

Traurigerweise nahm jedoch, wie wir gleich sehen werden, sein Angriff weder wissenschaftliche noch persönliche Rücksichten. Er erschien öffentlich und gewährte nicht allein den Gegnern der Homöopathie ewig schneidende Waffen (Wunderlich S. 281. Ein Abgrund von Schmutz, Klatsch und Intrigue bezeichnet von da an die nächste Geschichte der Homöopathie in Sachsen etc.) sondern auch den Specifikern im Kampfe gegen die Puristen. Am allerempfindlichsten wurde natür-

lich die Leipziger Heilanstalt, auf der zu jener Zeit die Augen ganz Deutschlands mit Spannung ruhten, von dieser betroffen, denn das, was sich vom Anfange herein nicht erwarten liess, geschah doch. Das ungerechtfertigte Interdict dehnte sich schleichend aber verderblich auf dieses Institut über. Wenige Monate seines Bestehens belehrten schon dass die Opferbereitwilligkeit, die vor der Enstehung desselben in der hellsten Flamme emporgelodert war, in ein offenes Dahinsiechen überzugehen drohte und es bedurfte desshalb nur noch jener betrübenden und unverschuldete Reihe von Missgeschicken, welche sich Schlag auf Schlag an seine Ferse kettete um das schnell herbeizuführen, was Intriguen allerdings langsamer, aber gewiss nicht entehrender herbeigeführt haben würden.

Da der gesammte von den Gegnern fabelhaft ausgebeutete und entstellte Zwist wegen seiner langen Nachwirkung durchaus keine Verkürzung gestattet, ausserdem auch eine Trennung der sogenannten Oppositionsparthei von den mit ihnen eng verwachsenen Heilinstitute nicht ausführbar ist, so benutzen wir die auch nicht einen Augenblick wegen ihrer Wahrhaftigkeit und Treue in Zweifel gezogene Broschüre Moritz Müllers: „zur Geschichte der Homöopathie. Leipzig 1837, führen jedoch den Leser mit einigen kurz einleitenden Worten in die damalige Situation ein.

Bei der Jubelfeier Hahnemanns am 10. August 1825 in Köthen, war von der von Stapf, Rummel und Mühlenbein gesammelten Festsumme circa ein Kapital von 1000 Thalern übrig geblieben, welches man damals zum Besten der Homöopathie zu verwenden beschlossen und welches der Centralverein und namentlich die Bemühungen der beiden oben zuletzt genannten Aerzte als Fondsverwalter im Juli 1832 bis auf 3500 Thaler gesteigert hatte. Dieses nicht nutzlos ferner liegen zu lassen, war Schweikerts unablässiges Streben und er machte deshalb, da er als Director des Centralvereins sich mit Hülfe der Leipziger eines bedeutenden Gewichtes bewusst sein konnte den Vorschlag, in der bevorstehenden Versammlung die alsbaldige Errichtung einer homöopathischen Heilanstalt zu Leipzig aus dem Capital des Fonds zu beantragen*). Die Leipziger Aerzte fanden zwar die Ausführung

*) Ob Schweikert das mit oder ohne Vorwissen und Wollen Hahnemann's gethan hat, weiss ich nicht.

der Idee wünschenswerth, aber keiner von ihnen war geneigt, das Amt als leitender Arzt der Heilanstalt zu übernehmen. Hierauf erklärte sich Schweikert bereitwillig, diese Function zu übernehmen und von Grimma, das er ohnehin verlassen wollte, nach Leipzig zu übersiedeln, wenn ihn die Leipziger Aerzte und namentlich Müller dabei räthlich und thätlich unterstützen wollten. Ersteres wurde angenommen, letzteres zugesichert und demnach der Antrag an die Versammlung projectirt.

Mit der Errichtung einer Heilanstalt, sagt Müller, stand in genauer Verbindung die endliche, von mir u. A. schon längst beabsichtige Organisation des allgemeinen homöopathischen Vereins. Ich glaube, auch hierzu erfolgte der Antrag von Schweikert als damaligem Vereinsdirector. Dieser und der Leipziger Localverein übertrug die Ausarbeitung eines Plans dazu mir. Ich vollzog den Auftrag und nach mehrmaliger Vorlage eines Entwurfs und bewirkten Abänderungen desselben erfolgte die Genehmigung und der Beschluss des Leipziger Localvereins, ihn der allgemeinen Versammlung zur Annahme vorzulegen.

Zwei oder drei Tage vor der allgemeinen Versammlung beschlossen die in Leipzig wohnenden Mitglieder des Leipziger Localvereins, zur Erleichterung der Ausführung des Projects einer Heilanstalt, auf den Vorschlag von Franz einstimmig, ihre Stimmen auch zur Stelle eines nächstjährigen Vereinsdirectors auf Schweikert fallen zu lassen.

Die allgemeine Versammlung am 10. August fand statt. Sie genehmigte den Constitutionsentwurf oder die Statuten (mit denen jedoch auf Veranlassung der allgemeinen Versammlung noch einige Aenderungen vorgenommen wurden, so dass sie erst den 10. November in Druck gegeben wurden) und die Errichtung einer Heilanstalt zu Leipzig. Sie übertrug (diesen Statuten gemäss) die Errichtung dieser Heilanstalt und die Wahl eines oder mehrerer leitender Aerzte derselben dem nächstjährigen Directorium des Allgemeinen Vereins Der Vorschlag der Candidaten zu dieser Arztstelle wurde den in Leipzig wohnenden Mitgliedern des Directorii in Folge besondern Auftrags entweder der allgemeinen Versammlung oder des Directorii überlassen.

Die angenommene Constitution war republikanisch-demokratisch, in der Tendenz des bisherigen allgemeinen Vereins beide Fractionen friedlich vereinigend. Jeder Freund der Homöopathie war Mitglied

wenn er sein Interesse an derselben irgendwie bethätigte. Jeder Arzt darunter stimmberechtigt für ärztliche Gegenstände. Von ausschliesslich homöopathischem Prakticiren war so wenig wie bisher die Rede. Es war dem Verfasser der Statuten und der Versammlung gar nicht in den Sinn gekommen, dass Hahnemann erwarte, in dem Vereine nur die ausschliesslich homöopathisch prakticirenden Aerzte zu vereinigen. Hatte doch Hahnemann vor 3 Jahren bei Errichtung des allgemeinen homöopathischen Vereins sich von aller Mitwirkung losgesagt; hatten doch Alle, die sich später seine reinen Schüler nannten, den Entwurf ohne Einwürfe zu machen genehmigt und ihn zum Gesetz erhoben.

Die gesetzgebende Gewalt war ausschliesslich in den Händen der allgemeinen Versammlung, die sich nur einmal jährlich, den 10. August, versammeln sollte. Sie allein konnte die Statuten ändern, neue Gesetze machen, bestandene abschaffen. Die Vollziehung der Gesetze, die Verwaltung, war in den Händen eines Directoriums von 14 Personen. Von ihnen war einer als Vereinsdirector, Leiter desselben und bei allen seinen Unternehmungen an die Stimmenmehrheit im Directorio gebunden. Die Mitglieder des Directorii aber und also auch der Vereinsdirector konnten nur jährlich von der allgemeinen Versammlung am 10. August gewählt werden, Der abgehende Vereinsdirector war für das nächste Jahr ohne neue Wahl Mitglied des Directorii als Exdirector und Stellvertreter des Directors.

Bei der gleich in derselben Sitzung der allgemeinen Versammlung erfolgenden Wahl des Directorii ging der Wunsch der Mitglieder des Leipziger Localvereins, Schweikert zum Vereinsdirector gewählt zu sehen, nicht in Erfüllung, weil die weit zahlreicher anwesenden Auswärtigen entweder nicht von diesem Wunsche unterrichtet worden waren, oder weil sie dafür hielten, dass die zum Heilanstaltsdirector bestimmte Person nicht zugleich bequem Vereinsdirector sein könne. Das Stimmenmehr berief mich zum Vereinsdirector, während ich sicher bin, dass die Mitglieder des Leipz. Localvereins für Schweikert gestimmt hatten. Hätte man diesen Erfolg vorhergesehen und mich ersucht, diese Wahl, falls sie auf mich fiele, abzulehnen, so würde ich es gethan haben, so wie ich mich gern verbindlich gemacht hatte, für Schweikert zu stimmen. Es war kein Treubruch, dass ich die Wahl annahm, und es schien mir damals kein Hinderniss der Errichtung einer Heilanstalt darin

zu liegen, wenn der zum Director der Anstalt bestimmte Arzt nicht zugleich Vereinsdirector sei. Die übrigen Mitglieder des Directorii waren Schweikert als Exdirector und nach Stimmenmehr Stapf, Gross, Rummel, Mühlenbein, Hartlaub sen., Röhl, Wolf, Trinks und die in Leipzig wohnenden Hartmann, Haubold, Franz und Schubert.

Als nunmehriger Vereinsdirector schaffte ich binnen 4 Wochen die Erlaubniss der sächsischen Regierung zur Errichtung einer homöopathischen Heilanstalt aus Privatkräften, Versprechungen des Leipziger Magistrats, und mit vorzüglicher Beihülfe Haubold's bald darauf ein geeignetes Haus und das nöthige Inventar. (S. Annalen der Heilanstalt.) Achtundsiebzig Tage nach dem 10. August, den 27. October, konnte ich, um die Heilanstalt mit dem Neujahr eröffnen lassen zu können, die in Leipzig wohnenden Mitglieder des Directorii zusammenberufen, um gesetzmässig die Candidaten zur Heilanstaltsdirectorstelle vorschlagen und dann aus diesen Candidaten einen Heilanstaltsdirector durch das Directorium wählen zu lassen. Ich schlug Schweikerten als allein tauglichen Candidaten vor, die andern Anwesenden, Hartmann, Haubold, Franz, stimmten bei. Ich setzte die Eröffnung der Wahlzettel und die Verkündigung der durch sie bewirkten Wahl auf den 10. November an. Als man schon aufgestanden war, um die Sitzung zu schliessen, fiel es dem D. Haubold, damals vertrautestem Freunde Schweikert's, ein, auch mich als Candidaten vorzuschlagen und die Andern stimmten bei. Da die Leipziger notorisch seit 3 Monaten einig waren, nur Schweikerten zu wählen, da die andern Mitglieder des Directorii seit 2½ Monaten hiervon unterrichtet und damit einverstanden waren, da wir also mit der Candidatenbezeichnung nur eine vorgeschriebene Form erfüllten, so erschien mir dieser Vorschlag nur als eine Höflichkeitsbezeugung für mich und zugleich als eine Satisfaction für Hartmann, der mich zur Candidatur aufgefordert*), und dem ich das Versprechen abgenommen hatte, mich nicht als Candidaten für die Stelle eines Heilanstaltsdirectors vorzuschlagen; und da Schweikert vorzüglich meinen Beistand für das Lehrfach gewünscht und ich diesen zugesichert hatte, so fand ich, noch ganz unbekannt mit dem, was in Köthen eben vorgegangen war, und nichtwissend, dass schon auf mir der Verdacht ruhe, die Heilarztes-

*) Ich hatte diese Aufforderung auf das Bestimmteste abgelehnt, eben so die bald darauf erfolgte Aufforderung einer zweiten Person.

stelle zu ambiren, kein Bedenken (unter der Erklärung, dass ich die Stelle nicht annehmen werde und das also nur eine Formalität sei), zu gestatten, dass dieser Vorschlag noch zu Protokoll genommen wurde. Unter jede Protokollsabschrift, die den auswärtigen Mitgliedern des Directorii, Stapf, Gross, Wolf, Trinks, Rummel, Mühlenbein, Hartlaub und Röhl zugeschickt wurde, um über die Candidaten abzustimmen, schrieb ich eigenhändig, dass ich die Stelle nicht annehmen würde und nur Schweikert dazu tauglich sei. Da nicht zu glauben war, dass Schweikert für sich selbst stimmen werde, und da ich nicht wusste, dass Schweikert mich für seinen Rival halte, so wurde, meines Wissens, diese Nachschrift der an Schweikert abgeschickten Protokollsabschrift nicht beigefügt.

Zwei Tage vorher hatte Haubold privatim mir den privaten Wunsch Schweikert's mitgetheilt, dass letzerem als Heilanstaltsdirector von dem Vereinsdirector die Summe von 200 Thalern jährliche Vergütung zuerkannt werden möge. Im ersten Enthusiasmus hatte nämlich Schweikert die unentgeltliche Leitung der Heilanstalt zu übernehmen sich erboten; eben so enthusiastisch hatte die allgemeine Versammlung am 10. August bestimmt, dass die zu wählenden Heilanstaltsärzte unentgeltlich fungiren sollten. (Man kannte den Kostenbetrag der Anstalt nicht und glaubte mit dem Fonds kaum ein Jahr auszureichen.) Ich zeigte hier meinen Mangel an Welt- und Menschenkenntniss und an Verwaltungstalent, indem ich dieses Gesuch ablehnte, als nicht bevollmächtigt es zu bewilligen. Es ist wahr, ich war nicht dazu bevollmächtigt, aber ich habe, vor- und nachher, wohl zehnmal eigenmächtig meine Vollmacht überschritten und das, was ich als nothwendig erkannt hatte, verfügt, sicher, dass es nachträglich von der Mehrheit des Directorii gebilligt werden würde und wirklich gebilligt worden ist. Ich hatte also nicht, wie ich musste, daran erkannt und begriffen, dass Schweikert die Lust, unentgeltlich zu fungiren, verloren habe, und dass der Beschluss, unentgeltliche Functionarien zu haben, früher oder später als unausführbar zurückgenommen werden müsse.

Schon hatten die meisten auswärtigen Mitglieder des Directorii ihre Abstimmungen an mich eingesendet, schon konnte ich die einstimmig auf Schweikert fallende Wahl berechnen, als man ganz unerwartet am Morgen des 3. November im Leipz. Tageblatte einen vom 23. October

datirten Aufsatz Hahnemann's las, durch welchen, ungenannt, diejenigen homöopathischen Aerzte Leipzigs, welche nicht ausschliesslich homöopatisch prakticirten (Müller, Hartmann, Haubold), als unvernünftige Vermischlinge der Homöopathie und Allopathie, als morallose Auswürflinge der Menscheit prostituirt wurden, welche bezweckten, Lehrer in dem neuen Heilinstitut zu werden und so die reine Lehre zu gefährden.

Hahnemann's Aufsatz im Leipziger Tageblatt vom 3. November 32.

Ein Wort an die Leipziger Halbhomöopathen.

Ich höre schon lange mit Widerwillen, dass Einige, die sich in Leipzig für Homöopathen ausgeben, es ihren Kranken freistellen, ob sie homöopatisch oder allopatisch behandelt sein wollen; sei es nun, dass sie noch nicht in den wahren Geist der neuen Heilkunde eingedrungen sind, oder dass es ihnen an ächter Menschenliebe fehlt, oder dass sie wider bessere Ueberzeugung, schnöden Gewinnes wegen, ihre Kunst so zu entehren kein Bedenken tragen. Sie werden mir nicht zumuthen, dass ich sie nicht für meine ächten Nachfolger anerkennen soll.

Es ist merkwürdig und ein schönes Zeichen von der Veredlungskraft der neuen Heilkunst, dass man an keinem Orte, wo diese Kunst nur einigermassen blühet, solche hom.-allopathische Zwitter findet, als — es thut mir leid, es laut zu sagen — als bisher in der mir so lieben Stadt Leipzig.

Aderlassen, Blutegelsetzen, Auflegen von spanischen Fliegen, Fontanelle und Haarseile, Senfpflaster, Kräutersäckchen, Einreibung von Salben und gewürzhaften Spiritussen, Brechmittel, Laxanzen, mancherlei warme Bäder, verderbliche Gaben von Calomel, Op., Mosch. sind u. a. die Quaksalbereien, an deren Beigebrauch zu homöopathischen Verordnungen man den sich beliebt machen wollenden Kryptohomöopathen erkennt, wie den Löwen an den Klauen. — Sie brüsten sich in der Wiege*) der homöopathischen Heilkunst, wie sie Leipzig zu nennen be-

*) Hahnemann wird hier witzig, wie später Griesselich. Ich hatte beim Vereinsconvent 1830 Leipzig die Wiege der Homöopathie genannt, in poetischem Redefluss an Hahnemann's erstes Hierauftreten denkend. Ich hätte es unter andern Umständen eben so poetisch Hahnemann's Golgatha oder Mecca nennen können, man hatte ihn von hier vertrieben. Und spätere Bekenner der Homöopathie hatte man auch nicht durchgängig sanft hier gewiegt. Müller.

lieben, in der Wiege der homöopathischen Kunst, wo deren Urheber zuerst lehrend auftrat. Aber siehe, ich habe Euch noch nie erkannt, weichet von mir, Ihr med. —!*)

Entweder seid ehrliche, des Bessern noch unkundige Allopathen alter Zunft, oder reine Homöopathen zum Heile euerer leidenden Menschenbrüder. Nochmals ermahne ich Euch, und zwar zum letztenmale, diesen Weg zu verlassen und ein besseres, nachahmenswürdiges Beispiel dem Auslande zu geben.

Wer von nun an aber diesen treuen Rath zu folgen zaudert, sich fortan als rein homöopathischer Arzt in Wort und That zu erweisen, der komme ja nicht, so ich den Tag erlebe, nach Köthen, denn er möchte keine freundliche Aufnahme finden.

Wollt Ihr aber fortfahren in jenem Benehmen, so treffe Euch allein —

Jetzt aber, wo eine Anstalt errichtet werden soll zum untrüglichen praktischen Erweise von der unübertrefflichen Heilkraft der einzig wahren, rein homöopathischen Kunst an Kranken vor den Augen aller Welt, jetzt wird die Sache unendlich ernstlicher. Hier halte ichs für meine Pflicht, meine Stimme laut zu erheben, damit diese Misbräuche nicht einen allgemeinen, die ganze Kunst verunglimpfenden Charakter annehmen in der zu erwartenden Heil- und Lehranstalt.

Sonach protestire ich hiermit feierlichst gegen Anstellung eines solchen Bastard-Homöopathen theils zum Lehrer, theils zum Krankenbehandler. Keiner dieser Art betrete eines dieser heiligen Aemter unserer göttlichen Kunst in diesem Krankenhause, keiner dieser Art!

Denn würde da falsche Lehre unter dem ehrwürdigen Namen Homöopathie vorgetragen, oder würden da Kranke nicht ganz homöopathisch (mit allopathischem Afterwesen auch nur mitunter) behandelt, so verlasst Euch sicher darauf, dass ich meine redliche und geltende Stimme laut erheben und die des Trugs müde Welt weit und breit in öffentlichen Blättern vor solcher Verfälschung und Entartung warnen werde, welche geflohen zu werden verdiene.

*) Censurlücken jenes Tageblatts. Müller.

Heute bleibe fürerst mein väterlich warnender Zuruf innerhalb Leipzigs Weichbilde, in diesem Blatte, für eure Besserung hoffend.

Köthen, d. 23. October 32.

S. Hahnemann.

Man sieht daraus, fährt Müller fort, Besorgniss für die Reinheit der Lehre war Ursache des Fluchs. Diese Besorgniss konnte nur dadurch entstanden sein, dass man ihm gesagt hatte, jene Aerzte oder einer von ihnen, ich, beabsichtigten, die Function als Arzt der Heilansalt sich zu verschaffen und dann nicht rein homöopathisch in der Anstalt zu verfahren. Da nun der Weg, auf dem Hahnemann beides zu verhüten suchte — offener Scandal — ein extremer und obenein ein unzweckmässiger war, so muss man, wenn Hahnemann überhaupt vorher etwas überlegt, hat, annehmen, dass er geglaubt habe, es bleibe ihm kein milderer Weg als zum Ziele führend übrig — ein freundliches oder ein ernstes Wort mit bestimmtem Aussprechen seines Wunsches über die Besetzung der Stelle, an mich oder an das Directorium. — Er musste also geglaubt haben, ich werde um keinen Preis in Güte das mir zur Last gelegte Project, Spitalarzt zu werden, aufgeben. Man sieht zugleich, dass es anscheinend nur eine Nebenrücksicht war, als Hahnemann gleichzeitig durch Schreiben an den Directorialsecretair Haubold, seine früher zugesicherte Theilnahme an dem Centralverein zurücknahm, wodurch er wohl nur ausdrückte, dass er den Centralverein als unter dem Einfluss jener „unreinen“ Homöopathen befindlich, die Statuten als nach deren Willen entworfen betrachte.

Allerdings konnten jene liberalen Statuten, die von keiner ausschliesslichen Homöopathie sprachen, und die ihm selbst keinen Einfluss auf die Leitung der Angelegenheiten bedingten, Hahnemann's Beifall nicht haben. Sie hatten ihn auch nicht gehabt. Er wartete 6 Wochen, ehe er meine Anzeige des am 10. August Geschehenen beantwortete. Aber als ich ihm nach 6 Wochen angezeigt hatte, dass Erlaubniss und Local zur Heilanstalt bereits geschafft sei, da scheint er sich entschlossen zu haben, das Directorium und mich gewähren zu lassen; er genehmigte das Geschehene und die Statuten, und versprach, den ihm

zugedachten Ehrenvorsitz anzunehmen*). Ueber die Kühnheit und das Glück, womit ich jene Erfolge erreicht hatte, äusserte er sich erstaunt

*) Abschrift zweier Briefe Hahnemann's, adressirt an D. Moritz Müller, Director des homöopathischen Centralvereins zu Leipzig.

1.

Lieber Herr College! Eher als heute war es mir nicht möglich, vor Zudrang von Kranken meine Schuldigkeit zu beobachten, und Ihnen für die anschauliche Uebersicht der Feier des 10. August meinen besten Dank zu sagen. Ich habe mich über den ganzen Vorgang sehr gefreut, und ich finde mit Ihnen, dass unsere Kunst diesmal mehr als je geehrt worden ist.

Wie viel ich an dem Ganzen und so besonders an der Organisation des ganzen Vereins Theil nehme, kann ich Ihnen nicht genug versichern. Auch erkenne ich in der Zutheilnng von einer Art Diplom für sich auszeichnende Homöopathen einen nicht übeln Weg, die sich Beeifernden und Bessern auszuzeichnen und zu ermuntern, ächte, reine Kunstjünger zu werden. Mir scheint dies um so nöthiger, da noch manche, die sich für Homöopathen ausgeben, hingezogen von der alten Lehre, die sie lernen mussten, bei Krankheiten noch dies und jenes aus der Allopathie mit anbringen, was durchaus mit der reinen, wahren Lehre unverträglich ist, und wie jene, die blos den Jehova verehren sollten, mitunter auch dem Baal opfern während doch jeder, wer genau inne hat, was alles unsre Kunst leisten kann, nie nöthig hat, einen Tropfen Blut zu vergiessen, noch Brech- oder Laxirmittel, auch nicht einmal äussere Ableitungsreize zu Hülfe zu nehmen, wie ich seit etlichen und 30 Jahren nicht mehr bedurfte und dennoch mit bestem Erfolg heilte.

Wo Sie daher Mistritte dieser Art, entweder aus Unkenntniss unserer göttlichen Kunst oder aus alter allopathischer Gewohnheit herbeigeführt, unter unsern Schülern ausrotten können (sie sind ein wahres Scandal für reine Homöopathie und ein gaudium der Feinde), so thun Sie's doch ja; ich bitte Sie darum, lieber Herr College! Sagen Sie ihnen, dass es keinen denkbaren Fall in Krankheiten gebe, wo jener alte Schlendrian noch nöthig, ja sogar, wo er nicht schädlich sei und es nicht besser homöopathisch ausgeführt werden könne. Lassen Sie sie in meine Fusstapfen treten, die, seitdem ich das Bessere weiss, nie von dieser uralten Sudelei befleckt worden sind.

Ich wünsche daher recht sehr, wie ich auch in meiner Antwort auf unseres Haubold's Brief zu erkennen gegeben habe (der als Secretair des Centralvereins meine Namenshandschrift verlangte), dass wir bald so glücklich wären, ein Krankenhaus mit 2, 3 Lehrern und homöopathischen Praktikern unter landesherrlicher Sanction zu errichten, wo die reinste Lehre werkthätig an Kranken aller Art gezeigt, und bewiesen werden könnte, wie erfolgreich in jedem Falle Krankheiten zur Genesung gebracht werden, ohne im mindesten zu jenen quacksalberischen Misshandlungen der Kranken Zuflucht zu nehmen nöthig zu haben.

Nur bei Oeffnung eines so geführten Krankheits- und Heilungshauses können wir über den uralten Schlendrian triumphiren und rufen: Kommt her und sehet und lasst euch beschämen. Mit gewohnter Hochachtung.

Köthen, den 24. September 1832. Ihr Samuel Hahnemann.

2.

Lieber Herr College! Sonderbar, dass die münchner Speculation, ein homöopathisches Krankenhaus mit Hülfe unserer 3000 Thaler Fonds anzulegen, einen so heroischen Entschluss in Ihnen angezündet hat, mit so geringem Anfange, als 3000 Thaler sind, selbst ein dergl. aufzurichten, wie Francke sein hallisches, nun grosses Waisenhaus mit fast keinem Gelde in

und erfreut. Nur auf die Erhaltung der „Reinheit" seiner Lehre machte er nicht aufmerksam. Er glaubte sie also damals (Ende September) noch nicht durch mich selbst gefährdet, obgleich er von jeher wusste, dass ich kein „reiner Homöopath" war. Ich hatte immer für die Homöopathie gearbeitet, nie für die reine Hahnemann'sche Homöopathie. Da die Statuten auch nicht blos auf die reine Hahnemann'sche Homöopathie berechnet waren, so hatte ich auch als Vereinsdirector keine Verbindlichkeit im Verein dafür zu wirken. Und insofern Hahnemann noch (Mitte Oct.) zu Schweikert gesagt hatte, er wünsche Schweikert als Arzt, mich als dessen Gehülfen im Lehramt angestellt (so schrieb Schweikert an mich und ich schrieb ihm dagegen, ich hoffte, diesen Wunsch durch die Wahl des Directorii bestätigt zu sehen), so bangte ihm also damals noch nicht, dass ich in solchem Falle eine andere, als die reine Hahnemann'sche Lehre vortragen werde, und zugleich hatte er damit das Wahlrecht des Directorii anerkannt. Wenn also Hahnemann 8 Tage später besorgte, dass ich selbst Spitalarzt werden wolle,

der Tasche. Und noch wunderbarer, dass Sie die sächs. Regierung, deren Knechtschaft unter dem Pantoffel der dresdner feindlichen Medicinalräthe Sie doch kannten, um Autorisation und Unterstützung zu bitten das Herz hatten. Ein grosses Geschenk von der andern Seite war's (ich erstaune), dass sie's nicht verboten. Dass sie's erlauben würden, hätte ich mir nicht träumen lassen. Doch *audaces fortuna juvat!* — Dagegen hat sich Ihr Stadtrath schon lobenswerther bewiesen, vorzüglich wenn Sie der Anstalt die Rechte frommer Stiftungen verschaffen.

Auch über den geringen Preis, wofür Sie ein Haus mit so vielem Gelass erhandelt haben, erstaune ich sehr. Mit einem Worte, ich sehe in dem ganzen Vorgange die merkwürdige Führung Gottes, um das unentbehrlichste Bedürfniss unserer Kunst zu verschaffen, den Freunden und Feinden sich offen und thatsächlich darlegen und ihren Vorzug vor dem alten Curwesen darthun zu können.

Die erste Anlage wird freilich die grösste Mühe kosten. Offenbare Fehler müssen wir zu meiden suchen.

Sobald sie nur drei Betten mit Kranken besetzt haben, folglich einen factischen Anfang des Instituts, werden durch homöopathische Zeitungen, durch den allgem. A. d. D., die Augsb. allgem. Zeitung, durch das Genfer homöop. Journal und so durch alle literarische Canäle alle Freunde und Gönner pathetisch aufgerufen, das ins junge Leben gerufene homöopathische Heil- und Lehrinstitut mit ihrer Milde emporzuheben — ein Aufsatz, den ich aus Ihrer energischen Feder wünsche. Und siehe, ich müsste mich denn unglaublich irren, es wird ein reicher Segen herbeiströmen. Auch einzeln abgedruckt kann man dergleichen herrlich verbreiten, und ich wünsche mir ein Paar 100 Blättchen selbst zu verschicken.

Ich schliesse mit den besten Segenswünschen als

Köthen, den 28. September 1832. Ihr ergebenster

S. Hahnemann.

und dass ich auch als solcher nicht rein homöopathisch verfahren werde, so musste ihm erst diese Besorgniss, und zwar wohl durch Insinuation von aussen gekommen sein. Es ist gar nicht nöthig, anzunehmen, dass die Person, welche ihm diese Besorgniss einflösste und welche bis jetzt unbekannt geblieben ist, die Absicht hatte, einen Funken in ein Pulverfass zu werfen und gegen mich ein Scandal zu bereiten — dieser Erfolg solcher Meldung lag in Hahnemann's Eigenthümlichkeit selbst. — Die Person mochte nur wünschen, durch Hahnemann's Vermittlung das von ihr als bevorstehend geglaubte Unglück, einen Unreinen als Spitalarzt zu sehen, abzuwenden, und wirklich, wenn diese Besorgniss mehr als ein Traumbild gewesen wäre, so würde Hahnemann und jeder Andere mit einiger Besonnenheit es ganz leicht haben abwenden können. Ich, dem man das *crimen ambitus* Schuld gab, dem dieses aber nicht in den Sinn gekommen war, der bestimmt die von zwei Seiten an mich ergangenen Ermunterungen, die Stelle selbst anzunehmen, abgelehnt hatte, ich hatte immer so viel *point d'honneur* gehabt, mich nicht aufdringen zu wollen (so hatte ich vor sechs Jahren auf den blossen Verdacht, dass meine Theilnahme am Archiv anfange lästig zu werden, mich dieser Theilnahme, aller nachherigen Gegenvorstellungen Stapf's ungeachtet, entschlagen), und wenn ich, wie es nicht der Fall war, ein Streben nach dem Spitalamte gehabt hätte, so würde ein einziges Einfaches: Wir mögen Dich nicht — mich für immer davon geheilt haben.

Wie aber ich in den ungegründeten Verdacht kommen konnte, ein Amt zu ambiren und dafür zu intriguiren? Leicht schon aus dem Eifer, mit dem ich für die Errichtung der Heilanstalt wirkte, ein Eifer, der noch grösser erscheint als er war, seit mir in wenig Wochen geglückt war, das zu schaffen, was bis jetzt Allen das Schwerste geschienen hatte, die Erlaubniss und das Local einer Heilanstalt. Gewöhnliche Seelen argwöhnen, dass eine so unerwartete und ungewöhnliche Thätigkeit, dass Opfer für Andere nur aus selbstsüchtigen Zwecken hervorgehen. Hierzu kommt, dass in der Mitte September von den homöopathischen Aerzten Leipzigs Einer und die Gattin eines Zweiten gesprächsweise gegen einen Dritten und die Gattin eines Vierten behauptet hatten, Schweikert's Project, nach Leipzig zu ziehen, werde, wie Manches seiner frühern Projecte, unausgeführt bleiben. Wie leicht konnte dem Dritten und der Vierten diese Aeusserung als ein Ausdruck meiner Wünsche

erscheinen und sie sich verpflichtet halten, Schweikerten von dieser vermeinten Sachlage in Kenntniss zu setzen. Dieser, der damals (Ende Sept.) nicht seinen freundschaftlichen Umgang mit mir selbst, wohl aber (auf eine damals unerklärbar scheinende Weise) seine freundschaftlichen Verhältnisse zu der obengenannten, mich nahe angehenden zweiten Person abbrach, konnte eben so leicht hoffen, das befürchtete Uebel durch Hahnemann's Intervention abzuwenden, nicht ahnend, dass dieser, wie jener Bär in der Fabel, eine Mücke mit Steinwürfen werde verscheuchen wollen. Diese, obgleich nur muthmassliche Erklärung des Hergangs erscheint natürlicher, als die des Recensenten in einem Julioder Augustblatt der Allg. homöop. Zeitung vom J. 33, welcher andeutet, dass ein noch anderer Arzt aus blossem Privathasse gegen mich Hahnemannen in Zorn gesetzt habe.

Wie dem auch gewesen sein möge, Hahnemann's öffentlicher Angriff versetzte die Angegriffenen in Kriegszustand gegen Hahnemann. Sie mochten ihre Functionen im Vereine nicht fortsetzen, wenn sie nicht durch eine Rechtfertigung von Seiten des Directorii des Centralvereins und von Seiten des leipz. Localvereins, dem sie angehörten, Satisfaction erhielten. Letzterer, seit den neuen Statuten alle hier wohnenden Homöopathen enthaltend, wollte weder die Arbeitskräfte der Angegriffenen, noch Hahnemann's, des unnachgiebigen, Gunst einbüssen, und so kam von seiner Seite eine von allen damaligen Mitgliedern des Localvereins unterzeichnete Erklärung zu Stande, die in der Leipz. Zeitung abgedruckt wurde und besagte, dass sie die wissenschaftliche Freiheit auch gegen Hahnemann vertheidigen wollten. Man glaubte, die Hahnemannschen Beschuldigungen von Charlatanerie u. dgl. als ganz ungegründet, mit Stillschweigen am würdigsten beantwortet zu haben*).

*) Erklärung in der Leipziger Zeitung vom 8. November.

Der Leipziger Localverein homöopathischer Aerzte erklärt in Bezug auf einen im Leipz. Tageblatte vom 3. November enthaltenen Aufsatz, dass er keine unumschränkte Autorität in der Wissenschaft anerkennt. So hoch sämmtliche Mitglieder dieses Localvereins die homöopathische Heillehre schätzen, so fest muss doch der Grundsatz stehen, dass jeder wissenschaftlich gebildete Arzt in der Ausübung der Heilkunst nur seinen Ueberzeugungen zu folgen hat. Die Wissenschaft, als Erzeugniss freithätiger Vernunft, kann und darf nicht durch persönliche Anatheme stabilirt werden.

Leipzig, den 5. November. Der leipz. Localverein homöop. Aerzte.

(Die eigenhändigen Unterschriften wurden nicht mit abgedruckt; es waren, ausser mir, Franz, Hornburg, Haubold, Hartmann, Lux, Gutmann, Drescher, Apelt, Langhammer, Wahle.

Die gesammten Mitglieder des Directorii des Centralvereins waren indignirt über Hahnemann's Angriff, und dasselbe beschloss durch mündliche oder schriftliche Abstimmung in der noch weiter zu erwähnenden Sitzung vom 10. November*), Hahnemannen durch ein Schreiben des

Wenn, wie ich nicht mehr sicher weiss, Hartlaub jun. sich der Unterschrift entzogen hatte, so war es unbemerkt geschehen. Schubert hatte nie Theil genommen an dem Localvereine, dessen Mehrheit ihn, obwohl unerwiesen, in Verdacht nahm, auf Hahnemann's Thun Einfluss gehabt zu haben. Er führte gegen den Localvereinsbeschluss einen Federkrieg im Tageblatte oder der Zeitung, und trat vor dem 10. November aus dem Directorio aus. Ueber meine früheren und späteren Verhältnisse zu ihm s. eine Recension in der allgem. homöop. Zeitung vom Juli und Aug. 1833.)

*) Vortrag von Müller zur Sitzung vom 10. Nov.

Mit gerechtem Erstaunen lasen die homöopathischen Aerzte Leipzigs im Tageblatte vom 3. Nov. d. J. einen, ,,Samuel Hahnemann" unterzeichneten Aufsatz.

Es giebt hier keinen homöopathischen Arzt, der es je Einem seiner Kranken freigestellt hätte, ob er homöopathisch oder allopathisch geheilt sein wolle. Der Erfinder und Verbreiter dieses Mährchens gilt, bis er wenigstens einen Fall der Art öffentlich nachweisen kann, also gewiss für immer, für einen Verleumder.

Die homöopathischen Aerzte Leipzigs haben zu viel Selbstachtung, als dass sie je die Heilkunst zu niedrigen, selbstsüchtigen Zwecken benutzen könnten.

Sie wissen, was sie der Wissenschaft und was sie der Menschheit schuldig sind. Dies, nicht die Huldigung irgend eines Systems der Heillehre, ist die Richtschnur ihres ärztlichen Handelns.

Die Heilkunst benutzt die Naturerkenntnisse, so weit sie dazu tauglich sind, zum Heilzweck. Eine vollkommene Heilkunst kann der Mensch dereinst haben, wenn die Naturerkenntniss vollendeter ist, wenn er die Naturgesetze genauer, als bis jetzt, erkannt hat. Bis dahin ist die Heilkunst und die ihr zum Grunde gelegte Heilwissenschaft unvollkommen. Von den mehreren einstweiligen medicinischen Systemen ist keines das allein richtige. Selbst das homöopathische System, das wir als das relativ bessere unter allen anerkennen, ermangelt der Vollkommenheit für den practischen Bedarf in einzelnen Fällen, und mit Recht wie nach individueller Ueberzeugung wählen wir in solchen Fällen ein Heilverfahren, von dem sich aus vernünftigen Gründen Hülfe für den gegebenen Fall erwarten lässt, gleichviel, ob es auf dem homöopathischen Heilprincip oder auf anderen aus Naturerkenntniss abstrahirten Principien beruhet.

Der homöopathische Verein war bis jetzt ein, von Hahnemann nach seinem eignen Willen unabhängiger Verein der Freunde der Homöopathie.

Nichts ist ihnen in den Statuten über den Grad, in welchem sie die Homöopathie ausüben sollen, vorgeschrieben. Denken Sie an Rau, Ringeis, an alle werdende Homöopathen.

Sollte den Mitgliedern dieses Vereins die Freiheit, in der Wissenschaft zu urtheilen, Jeder nach seinen eigenthümlichen Ansichten, nun entzogen werden, wie Hahnemann zu wünschen scheint, so würde er nur ein Verein von Schülern Hahnemann's sein und manches Mitglied austreten.

Indessen kann die specielle Auszeichnung, die Hahnemann seinen strengen Schülern zudenkt, gar wohl bestehen neben dem Vereine. Dieser würde die Präsidenz wegfallen lassen müssen.

Abgerechnet, dass hier mehrere Homöopathen nicht selten aus Gründen allopathisch handeln, treffen die übrigen Beschuldigungen Hahnemann's keinen von uns u. s. w.

Vereinsdirectors auf seine Stellung zum Centralverein aufmerksam zu machen. Die Angegriffenen waren, in ihrer Eigenschaft als Beamte des Centralvereins, mit dieser Genugthuung zufrieden. Das Schreiben ging ab und blieb ohne Antwort. Hahnemann hatte sich ausser allem Verhältniss zum Directorio des Centralvereins gesetzt*).

*) Schreiben Müller's an Hahnemann.

Ew. Wohlgeboren schreibe ich in Auftrag des Directorii des homöopathischen Vereins, welches mich in seiner Sitzung am 10. November beauftragt hat, Sie auf Ihr richtiges Verhältniss zu diesem Verein aufmerksam zu machen.

Dass dieses Verhältniss von Ihnen ganz verkannt werde, wird klar aus Ihrem Aufsatze im Leipz. Tageblatte vom 3. Nov. d. J. und aus Ihrem Schreiben an Haubold wegen des Fac-Simile.

Der homöopathische Verein war vom Anfange an und ist noch jetzt ein von jedem Individuum, auch selbst von dem Urheber der Homöopathie, völlig unabhängiger Verein von Freunden der Homöopathie (nicht blos von Schülern ihres Erfinders), welche sich zur Beförderung und Verbreitung der Homöopathie vereinigten und einen, nur dem Vereine angehörigen Fonds zur Stiftung einer homöopathischen Heilanstalt zusammenbrachten.

Vom Anfang an bis jetzt war den Mitgliedern des Vereins nicht vorgeschrieben, dass sie die Homöopathie ausschliesslich ausüben. Jeder hat hierbei nur seinen mehr oder weniger fortschreitenden oder festbleibenden Ueberzeugungen von der Anwendbarkeit der Homöopathie zu folgen. In vielfachen Abstufungen der Meinungen verbrüdern sich hier die, welche die Homöopathie eben erst zu kennen anfangen, mit denen, welche die Homöopathie allein und ausschliesslich ausüben. In der Mitte dieser beiden Extreme stehen die vielen Männer in Leipzig, Giessen, München und a. O., welche, obgleich sie unter allen unvollkommenen Heillehren die Homöopathie für die vollkommenste, consequenteste und ausbildenswertheste halten, doch, nach Ueberzeugung und nach vielfacher Erfahrung, vorjetzt die Homöopathie ausschliesslich anzuwenden und in besonderen Fällen jedes allopathische Verfahren zu verwerfen, sich noch nicht haben entschliessen können. Sie gehören zu den wirksamsten Verbreitern der Homöopathie; sie sind Veranlassung, dass Allopathen die Homöopathie studiren; denn diese halten von Haus aus eine unbedingte Homöopathie für unmöglich und gehen nur an ihr Studium, wenn sie sich dieselbe vorerst als beschränkt denken dürfen, wodurch sie endlich dahin kommen, urtheilen zu können, wie weit die Homöopathie in Praxi ausgedehnt werden könne. Sie handeln nach consequenten Principien, wie denn der Unterzeichnete sein medicinisches Glaubensbekenntniss schon 1826 im 2. H. des 5. Bandes des Archivs (S. 93 bis 100) und später wiederholt in academ. Vorlesungen ausgesprochen hat; und der Satz: Man darf nicht homöopathisch verfahren, wo die homöopathischen Mittel keine Reaction machen, ist folgerecht aus Ihrem Organon entstanden. Die einzige Bedingung der Mitgliedschaft des homöopathischen Vereins ist, dass man von der Vorzüglichkeit und Perfectilität der homöopathischen Heillehre überzeugt ist und für letztere wirksam werden will, dass man sie als die Regel des ärztlichen Handelns anerkennt und die jetzt noch nothwendig scheinenden Ausnahmen von der Regel als etwas, was vielleicht einst beseitigt werden kann, betrachtet. Man braucht nicht aufzuhören, freier wissenschaftlicher Arzt und fühlender Mensch zu sein, wenn man dem homöopathischen Vereine beitritt; und man braucht den Kranken nicht die Wohlthat der neuen Heillehre aufzudringen, welche, je allmäliger, desto sicherer Eingang finden wird.

Die Beschränkung der wissenschaftlichen Ansichten auf die Aussprüche Einer Person wird von allen gebildeten und wissenschaftlichen Männern Dogmatismus, Despotismus, die

Mehrere Mitglieder des Directorii wollten nach dem Hahnemannschen Attentat ihre Abstimmungen zur Wahl Schweikert's als Spitalarzt ändern und mich wählen, und ich musste unter anderm kurz vor der Sitzung noch alle meine Beredtsamkeit aufbieten, um die Stimmen von Hartmann, Haubold und Franz wieder auf Schweikert zu wenden. So

Intoleranz gegen Meinungs**verwandte** aber Fanatismus genannt. Dieser, in der Religion erloschen, darf am allerwenigsten in der Heilknnde, einer auch selbst mit der Homöopathie noch unvollkommenen Erfahrungswissenschaft, stattfinden.

Ausser einiger Abweichung von Ihren Meinungen, die sich weniger auf die Lehre, als auf die derzeitige Anwendbarkeit derselben bezieht, fällt den von Ihnen so gröblich öffentlich angegriffenen Individuen nichts zur Last. Sie lassen ihren Kranken nicht die Wahl zwischen Homöopathie und Allopathie; sie wenden nicht neben dem homöopathischen Heilmittel noch allopathische Beihülfe an; nicht der entfernteste Grund war, anzunehmen, dass diese Männer stiftungswidrig aus der homöopathischen Heilanstalt eine allopathische hätten machen wollen; endlich werden diese Männer nicht von Geldgierde, Charlatanerie oder andern schlechten Motiven geleitet, sie stehen vielmehr in moralischer Hinsicht hoch über ihren Anklägern.

Wie Ew. Wohlgeboren so grundlosen Anklagen haben Glauben beimessen können, ist rein unbegreiflich; eben so, warum Sie gegen die wärmsten Freunde der Homöopathie eine so injuriöse, Ihnen und die Homöopathie so schädliche Oeffentlichkeit anwendeten, da der privatschriftliche Weg Sie alsbald vom Ungrund Ihres Verdachts hätte überzeugen können. Das Directorium ist aber überzeugt, dass Sie selbst leicht das Mittel finden werden, die aus jenem Aufsatze, bei dessen Abfassung Sie sich in einer gänzlichen Täuschung befanden, für Sie, für die Homöopathie und für die Geldinteressen der Heilanstalt hervorgehenden grossen Nachtheile zu verhüten.

Das Directorium hätte nicht geglaubt, dass Sie Ihre Zusicherung wegen des Fac-Simile zurücknehmen würden, um so mehr, als Ihnen stets unverwehrt bleiben muss, denen Wenigen, die Sie für Ihre „reinen Schüler" anerkennen, die zugedachte **besondere** Auszeichnung zu gewähren. Indem es sich genöthigt sahe, in dem, wegen der zu suchenden Bestätigung des Vereins durch den Herzog von M. nicht länger verschoben werden könnenden Abdruck der Statuten die durch Ihren Brief an Haubold nöthig gewordenen Abänderungen zu machen, ladet Sie nun das Directorium hochachtungsvoll ein, den Titel als Präsident des Vereins anzunehmen und die Einheit zwischen den Freunden der Homöopathie und dem Urheber derselben wiederherzustellen, ohne welche kaum die Hälfte dessen geleistet werden kann, was mit vereinten Kräften möglich sein würde.

Dies sind die durch mündliche und schriftliche Abstimmungen, wie sie unserem Protokoll beigelegt worden sind, beglaubigten Ansichten aller Mitglieder des Directoriums über diese Gegenstände, welche Ihnen vorzulegen sie mir den ehrenvollen Auftrag gaben, und deren Billigung von Ihrer Seite moralisches Rechtsgefühl und gemeinsames Wohl, Gedeihen der guten Sache wünschenswerth machen.

Das Directorium hat, wie ich schon am 27. October, auch wissend, dass es Ihnen angenehm sei, laut Protokoll den Mitgliedern desselben vorschlug und durch besondere Briefe an jeden unterstützte, in derselben Sitzung vom 10. November den D. Schweikert zum Director der Heilanstalt ernannt.

Das Haus ist fertig und die Heilanstalt könnte noch vor dem 1. Jan. eröffnet werden. Mit gewohnter Hochachtung Ew. Wohlgeboren ergebenster.

Leipzig, den 19. November 1852. D. Moritz Müller.

wurde denn, zwar nicht mehr einstimmig, da ausser Schweikert 4 Auswärtige für mich stimmten, aber doch mit entscheidender Stimmenmehrheit, wie vom Anfange an bestimmt war, Schweikert zum Director der Heilanstalt gewählt (in derselben Sitzung vom 10. November).

Unerwartet erbat sich Schweikert, der zu dem vorhergedachten Satisfactionsbeschlusse persönlich und eifrig mitgewirkt hatte, Bedenkzeit und lehnte nach einigen Wochen, trotz aller Gegenvorstellungen, definitiv diese Stelle ab, hierzu wohl bewogen durch die Besorgniss, sich bei nun veränderter Sachlage zu compromitiren, und vielleicht durch die in ihm erst im October entstandene Rücksicht auf die ökonomischen Verhältnisse.

Niemand wollte statt seiner die Stelle als Heilanstaltsdirector übernehmen; auch zur Uebernahme der gesetzlich bestimmten Inspection waren nur die drei von Hahnemann Angegriffenen erbötig. Niemand wusste Rath. Immer noch in der Meinung, dass man, schon aus Berücksichtigung äusserer Verhältnisse und Angriffe (schon hatte das Physikat dem Magistrate zur Pflicht machen wollen, die Eröffnung der Anstalt nicht zu gestatten), einen ältern und angesehenen Arzt an die Spitze stellen müsse, rechnete man nur noch auf mich, der sich aber den innern Spitalverhältnissen nicht gewachsen glaubte. Man musste entweder die Anstalt uneröffnet lassen, wodurch die Homöopathie beschimpft und zugleich der Fonds vernichtet wurde (Haus und Inventar kostete mehr, als das Kapital desselben betrug), oder ich musste mich entschliessen, das für mich schwerste Opfer zu bringen. Jenes wäre wenigstens eine gerechte Strafe für Hahnemann's Insolenz gewesen; dieses liess hoffen, dass noch alles gut gehen könne, wenn ich auf die gemeinschaftliche Unterstützung der Collegen rechnen durfte, unter denen die Lieblinge Hahnemann's sich meines Wissens immer noch bemühten, Hahnemann aufzuklären und zu bewegen, sich der Heilanstalt anzunehmen und den Frieden herzustellen.

Nach langem Zaudern entschloss ich mich den 16. Januar 1833 in einer Versammlung der Leipz. Mitglieder des Directorii und einiger Beigezogenen vom Localvereine — auch Schweikert war gegenwärtig — das Opfer zu bringen, und mit einer Art von Eigenmächtigkeit gestattete ich als Vereinsdirector, dass mich die Anwesenden für zum Director der Heilanstalt gewählt erklärten. (Ich war nicht gewählt, hatte nur die

Stimmen der Minorität am 10. Nov. gehabt, und das vorgegebene Recht beruhte nur darauf, dass kein anderer Candidat dagewesen war, der weniger Stimmen gehabt hätte. Aber die Zeit drängte. Man liess mich gar nicht nachträglich vom Directorio wählen, aber alle Mitglieder desselben waren mit diesem Schritte zufrieden.) Fünf Tage darauf eröffnete man die Heilanstalt.

Ich, Hartmann und Haubold, die drei Angegriffenen, leiteten sie als Inspectoren, ich zugleich als Director, der zweite von mir zum Hülfsarzt berufen. Die reinen Homöopathen und Schüler Hahnemann's, denen Hartmann zuwider war (vielleicht nur, weil Hartmann's homöopathische Therapie von Hahnemann verdammt worden), hatten aber schweigend erwartet, dass ich, um ein Gleichgewicht der wissenschaftlichen Parteien herzustellen, Hornburgen aus ihrer Mitte die hülfsärztliche Function übertragen würde. Das glaubte ich nicht wagen zu können, weil Hornburg nicht *promotus* war, nicht *veniam practicandi* hatte, weil er im Examen den Repuls bekommen hatte; die Medicinalpolizei würde das Institut sogleich in Händel verwickelt und diese Anordnung vernichtet haben. Die unmittelbare Folge dieser meiner Einrichtung war, dass die reinen Homöopathen Leipzigs alsbald sich dem Institute und mir entfremdeten. (Einer faselte, Hartmann werde von mir bezahlt.) Ihr persönliches Wohlwollen für mich erlosch und sie wandten sich entschiedener den Hahnemann'schen Maximen zu.

Die Functionarien hatten sich getäuscht, als sie auf Nachsicht der Collegen gerechnet hatten, um sich selbst erst und allmälig, so weit es ihre Fähigkeiten zuliessen, für eine so schwierige Function orientiren und ausbilden zu können. Erst Heil-, dann Lehranstalt. Sie wurden von Vielen streng und ohne Nachsicht beurtheilt, ihre Verordnungen, die Art und Manier derselben missfielen, und dieses Missfallen wurde, nicht ihnen selbst, aber den auswärtigen Aerzten desto unverhohlener bekannt gemacht. Offenbar würde es im Interesse der Homöopathie gewesen sein, uns auf die etwa bemerkten Mängel aufmerksam zu machen und im Stillen mit uns an deren Beseitigung zu arbeiten. Franz, Hornburg und der Zahnarzt Gutmann hielten die Wiederholungen der Arzneigaben für unächt homöopathisch.

Die anwesenden ausländ. Homöopathen waren mit überspannten Erwartungen hergekommen und fanden sich natürlich entzaubert und getäuscht.

Hahnemann erklärte sogleich zweimal in der Leipz. Zeitung, dass er an dieser Anstalt unter Leitung unreiner Aerzte keinen Antheil nehme.

Es versteht sich von selbst, dass die fungirenden Aerzte sich in ihrem ärztlichen Verfahren streng an die Vorschriften der reinen Homöopathie hielten. Dankenswerth unterstützten uns, vorzüglich in der Poliklinik, D. Drescher und Wahle, jener der freien, dieser der reinen Fraction angehörig.

Allopathische Aerzte und Studirende schenkten vom Anfange an der Anstalt fleissigen Besuch und Aufmerksamkeit. Sobald aber durch eine offenbar viel zu zeitige Anordnung des Inspectors Haubold den Frequentirenden Geldbeiträge und Honorare abverlangt wurden, hörten ihre Besuche auf und die Anstalt hatte schon im zweiten Vierteljahre nur homöopathische Besucher.

Der Zudrang von Kranken, acuten und chronischen, war reichlich und im Policlinicum übergross, so lange die Kranken unentgeltlich behandelt und blos freiwillige Gaben angenommen wurden, d. h. bis zu Schweikert's Periode.

Die unbetheiligten homöopathischen Aerzte beider Fractionen hatten bis jetzt gewünscht, dass der Streit zwischen Hahnemann und den drei Angegriffenen nicht ins Publikum gebracht werde, die letztern hatten desshalb und in Mitberücksichtigung, dass sie noch fungirende Centralvereinsbeamten waren, sich einer wissenschaftlichen Untersuchung und Abwehr der Hahnemann'schen Angriffe in ärztlichen Schriften enthalten, obwohl eben eine wissenschaftliche Meinungsdifferenz die Grundursache des Hahnemann'schen Angriffs war. Man bildete sich immer noch ein, entweder die Gemüther oder die wissenschaftlichen Ansichten wieder vereinigen zu können. Aber im Januar hatte ein, den Angegriffenen (noch heute) persönlich unbekannter, mit ihnen damals noch in keiner schriftlichen Berührung stehender Freund der Homöopathie, D. Kretzschmar, in einem Aufsatze in der allgem. homöop. Zeitung den Streitpunkt aufgefasst und die Angegriffenen vertheidigt. Jetzt im Februar forderte Hahnemann fulminirend seine Schüler auf, sich über den Streitpunkt auszusprechen. Es geschah, aber natürlich fanden sich jetzt auch die Angeschuldigten berechtigt, ihre wissenschaftliche Rechtfertigung zu veröffentlichen; namentlich eilte ich, das zu thun. Jetzt hatte der ge-

lehrte Krieg begonnen. Von denen, die nicht sprechend auftraten, schien die Mehrheit, wohl mehr aus Unkenntniss des anfänglichen Hergangs des Streits und der Persönlichkeiten, als aus „reinem Hahnemann'schen" Homöopathismus, dem Vater der homöopathischen Schule beizutreten. Dadurch ging der Einfluss des Centralvereins und seines Directoriums, dessen Mitglieder fast sämmtlich auf Seite der Angegriffenen standen, dessen Director als Haupt der Opposition betrachtet zu werden anfing, auf die Localvereine und auf die einzelnen Mitglieder des Centralvereins fast gänzlich verloren. Hahnemann brach auch mit Rummel und mit Gross, diesem eifrigsten reinen Homöopathen, dessen Verbrechen nur darin bestand, sich für Duldung der Andersdenkenden bei Hahnemann verwendet, sich für die Moralität der Angegriffenen verbürgt zu haben, und so gross war Hahnemann's Erbitterung, dass er noch nach der allgemeinen Scheinversöhnung gerade diesem seinem treuesten und redlichsten Freunde allein in der 5. Auflage des Organons ein Schanddenkmal setzte, welches mit dem Organon alle Zonen und alle Zeiten erreichen sollte. Auch die Vermittelungsversuche reiner Homöopathen, Franz, Schweikert, Stapf, erbitterten ihn eine Zeitlang auf diese. In unglaublicher Verkehrtheit des Geistes und des Herzens, keinen Widerspruch annehmend, sich für untrüglich, seine Ansichten für die allein richtigen haltend, fing er an, mich als einen übermüthigen Verführer, als Haupt einer Conspiration zu betrachten, während ich friedlustig strebte, die bald nicht mehr vereinbaren Pflichten, die ich gegen den Verein und gegen mich selbst hatte, als redlicher Mann zu erfüllen. Liebediener von nahe und ferne bestärkten mündlich und schriftlich Hahnemannen in seinem Wahne und in seiner Wuth; er wollte den Centralverein um jeden Preis zerstört wissen. (Ueber den Stand der Dinge in Köthen wurde ich durch eine freiwillige Mittheilung eines unbefangenen und unbetheiligten Freundes von mir und Hahnemann unterrichtet.) Zu dem Ende schrieb Hahnemann im Mai die Versammlung des nächstbevorstehenden 10. Augusts nach Köthen aus, nachdem das Directorium des Centralvereins sie schon nach Leipzig berufen hatte. Letzteres hatte vor dem 10. November Köthen zum Versammlungsorte vorläufig bestimmt, nahm am 10. November diese Bestimmung zurück, und hatte erklärt, sich erst den 10. April darüber zu entscheiden. Da im März die Zerwürfnisse des Directorii mit Hahnemann noch nicht,

wie es im November gehofft hatte, beigelegt waren, so liess ich als Vereinsdirector zum 10. April die einzelnen Mitglieder des Directorii darüber abstimmen. Ich hatte Braunschweig, Leipzig und Köthen vorgeschlagen und dabei bemerkt, dass meine persönliche Stellung zu Hahnemann kein Hinderniss sei, Köthen zu wählen, da ich in diesem Falle mich dort durch den Exdirector (Schweikert), meinen statutenmässigen Stellvertreter, werde vertreten lassen. (Dass ich und die Angegriffenen nicht persönlich nach Köthen gehen wollten, war natürlich, Hahnemann hatte uns ja in seiner Bannbulle sein Haus verboten). Die Stimmenmehrheit entschied aber für Leipzig und sonach hatte ich statutenmässig die Versammlung dahin ausgeschrieben (am 10. April).

Das zu dieser Abstimmung eingegangene gemeinschaftliche Votum der beiden Mitglieder des Directorii, Mühlenbein und Hartlaub sen., enthielt ausserdem unerwartete Dinge. „Die Leipziger wollten vorherrschen und anderer Geldbeutel dazu anziehen, sie strebten nach Glanz und pecuniären Interessen. Die von Hahnemann Angeschuldigten machten ein Amalgama von Homöopathie und Allopathie. Hahnemann habe sicherlich nicht ohne allen Grund gehandelt. Es thue ihnen ein Wischer (norddeutscher Bauernausdruck für Zurechtweisung) noth. Die Direction gebe Festmahle. Fünf Personen (von denen sie jedoch nur eine nannten, einen jungen Arzt aus Bremen, dessen Namen ich vergessen habe und der einige Wochen die Leipziger Heilanstalt besucht hatte) hätten ihnen betrübte Nachrichten vom Clinicum gegeben, namentlich würden keine Krankheitsbilder aufgenommen und die dirigirenden Aerzte zeigten ein grosses Schwanken im Verordnen. Sie fordern nun das Directorium des Centralvereins auf, deshalb gute Massregeln zu nehmen.“

Darauf reichte in der Sitzung am 10. April ich in der Eigenschaft als Heilanstaltsdirector meine Entlassung ein, „weil, wo man sich seiner Unvollkommenheit bewusst sei und nur den guten Willen zu nützen mitgebracht habe, es bei einer öffentlichen Anklage der Art, sei sie auch grösstentheils ungegründet, Ehrensache werde zu resigniren und einem Würdigeren Platz zu machen. Ich bleibe übrigens dem Directorio für den Ausgang der von demselben zu verhängenden Untersuchung verantwortlich.“ — Auch die sämmtlichen Inspectoren gaben unter derselben Bedingniss ihre Entlassungen.

Unmittelbar darauf schlug ich in der Eigenschaft als Vereinsdirector dem Directorio vor, die die Heilanstalt betreffenden Punkte zu untersuchen, und denominirte als Untersuchungsbevollmächtigte Schweikert und Franz (beide von der Fraction der reinen Homöopathen), die sich in Leipzig und auswärts die nöthigen Gehilfen wählen sollten. Beide aber, wie die übrigen anwesenden Directorialmitglieder, fanden eine solche Untersuchung nicht nöthig und wollten vielmehr den Votanten einen Directorialverweis zukommen lassen. Die Leipziger Angeklagten mochten hieran keinen Antheil nehmen und ich hielt das Project bei der ohnehin sehr ungünstigen Stellung des Directorii, das ernstere Sachen zu verhandeln habe, für unthunlich, auch Uebel ärger machend. Es ist auch, glaube ich, nicht zur Ausführung gekommen.

Da die Resignirenden sich statutenmässig nur verbunden glaubten, noch 3 Monate zu fungiren, so setzte ich als Vereinsdirector eine Sitzung auf den 10. Mai an, um den Directorialmitgliedern Candidaten zur Wahl für die erledigte Heilanstaltsdirectorstelle vorschlagen zu lassen.

Verlassen wir hier Moritz Müllers interessante Geschichtsbeiträge um den Endresultaten des schliesslich von Hahnemann selbst aufrichtig bedauerten Zwistes mit schnellen Schritten entgegen zu eilen.

Da in der Sitzung am 10. Mai Niemand einen Heilanstaltsdirector vorzuschlagen wusste, Niemand die Stelle annehmen, Niemand Rath wissen wollte, die Meisten Müllers Fortwirken verlangten, so schlug er den abwesenden Vereinsdirektor Schweikert zu dieser Stelle mit einem Gehalt von 300 Thaler vor, machte jedoch dabei nochmals in seinem und der Spitalbeamten Namen darauf aufmerksam, dass sie mit dem 10. Juli statutengemäss abtreten würden. Indess sollte sich diese von ihm, wie sich denken lässt, mit Sehnsucht herbeigewünschte Trennung doch noch verlängern, indem der juristische Beirath des Directorii Dr. Albrecht die Gerechtsame dieses Abtretens nicht anerkannte, vielmehr das akademische Halbjahr und die eigentlich in im abzuhaltenden homöopathischen Vorlesungen als maassgebend anerkannt wissen wollte und ausserdem auch, indem Schweikert eine nicht allein von dem Directorium, sondern auch von Hahnemann und dem ihm mehr und mehr sich zuneigenden Centralverein ausgehende, förmliche Berufung erwartete. Am 30. September vermochte ihn jedoch nichts mehr zu halten

und Schweikert, der noch in Grimma wohnte, trat 3 Monate später (während welcher Zeit Hartmann, dem es als Eigennutz gedeutet wurde, dass er für den besoldeten Heilanstaltsdirektor nicht unentgeldlich fungirte, dann Haubold vicarirten) seinen neuen Beruf an.

Im Juni 1854 kam Hahnemann nach Leipzig und inspicirte die Heilanstalt mit der er sich vollkommen zufrieden erklärte. Ja! er that noch mehr. Er erklärte dass er dem Heilanstaltsdirektor (der bereits mit 400 Thalern dotirt war) aus eigenen Mitteln jährlich 400 Thaler zulege. Es fand sich aber endlich, dass er die bei ihm für den Fond eingehenden Beiträge hierzu verwendet hatte. Als nach dreiviertel Jahren diese unlautere Quelle, aus eigenen Mitteln zu zahlen, erschöpft war, schrieb er den Inspectoren der Heilanstalt (Haubold Franz und Lux): da der Fond jetzt in so vortrefflichen Umständen sei, so müssten sie nun die 400 Thaler Zulage aus dem Fond geben. Der Brief selbst lautet:

Hochgeehrte Herren und liebe Collegen!

Ob mir gleich kein schriftliches Verzeichniss der Ausgaben und Einnahme Unseres homöopathischen Clinikums zu Gesichte gekommen ist, so lauten doch meine Nachrichten davon so tröstlich, dass ich hoffen kann, dass die löbl. Inspection von nun an aus ihrer Casse dem Herrn Director der Anstalt Dr. Schweikert dem ihm gebührenden und erforderlichen Gehalt von einvierteljährig 200 Thalern hat verabfolgen lassen, auch ohne mein Zuthuen. Für das letzte Vierteljahr würde ich noch 100 Thaler an auswärtigen Beiträgen zur Ergänzung seines Anfangs ihm von der Inspection zugesagten Gehalts haben einschicken können, wenn die aus Lyon mir verheissenen Beiträge durch meine Hände gegangen wären; so aber sind sie unmittelbar der Anstalt selbst zugegangen und so auch ohne mich diese Absicht erreicht worden.

Ich überlasse also, da diese Anstalt sich nun selbst erhalten kann, nun ihrer treuen Besorgung auch die fernere Gewährung der 200 Thaler Gehalt einvierteljährig an Herrn Dr. Schweikert aus den Mitteln ihrer Casse, da meine dringenden Arbeiten für mehrere auswärtige Beiträge fernerhien zu sorgen nicht mehr erlauben, werde aber, was mir zugeschickt wird an Beiträgen auch hinführe an Sie zu expedieren nicht

unterlassen und mich stets des Gedeihens dieser wichtigen Anstalt zum Heile der Kunst freuen.

Cöthen, den 4. Januar 1835.

Sam. Hahnemann.

Die Inspectoren wussten aber nichts davon, dass der Fonds in guten Umständen sei und unter solchen Verhältnissen, dann auch weil der Centralverein nur 400 Thlr. für den Heilanstaltsdirector bewilligt hatte, ferner weil sie alle Tage eine auf dem Hause bestandene Schuldenlast von 2000 Thlr. abstossen zu müssen fürchten durften und ihnen so zum ferneren Betrieb nur eine höchst bescheidene Summe übrig blieb, endlich weil die Beiträge überhaupt spärlicher einzugehen anfingen, entschlossen sie sich, die von Hahnemann angeordnete Summe nicht fortzuzahlen und meldeten dies ihm, blieben jedoch, da dieser aber mit seinen Umzug nach Frankreich beschäftigt war, ohne alle Antwort.

Für den bereits länger als Jahresfrist nach den Plänen der reinen Homöopathen zugeschnittenen Geschäftsgang der Heilanstalt sollte dieser neue Streitpunkt temporär allerdings keine Störung heraufbeschwören denn Schweikert blieb ja immer noch ungekränkt im Besitz eines Gehaltes, der den anfangs von ihm selbst vorgeschlagenen überragte und hatte ausserdem ja auch noch ein Appelationsrecht an die zunächst in Braunschweig tagende Centralversammlung, aber dem weiteren Verlaufe des Jahres sollte er doch Veranlassung zu einem abermaligen Directionswechsel geben.

Sämmtlichen Directoren, namentlich aber den in Leipzig ansässigen Inspectoren der Heilanstalt war es nämlich nicht entgangen, dass Schweikert insgeheim den Altmeister in Cöthen, der früher nie für dieses Institut gesammelt hatte, darum angegangen war, sein Gewicht für einen derartigen Zweck in die Wagschaale zu werfen, dass er aber hierbei seine eigenen allerdings erheblichen Zeitopfer viel mehr in den Vordergrund gedrängt hatte, als das eigentliche Heilanstaltswesen. Obschon nun, da Hahnemann die erworbene Summe gleich direct für Schweikert bestimmt hatte, gar manches dem Fond entzogen worden war, was dieser oder jener Freund unmittelbar oder auch auf anderen

Wege an ihn geschickt hätte, so schwiegen sie doch eines Theiles aus wirklicher Verehrung gegen den vielverdienten Anorderer, anderen Theiles in Anerkennung der wirklich unermüdlichen Thätigkeit Schweikerts.

Als dieser jedoch auch alle später zu Folge Hahnemanns Aufruf vom 8. Mai 1835 eingehenden Gelder an sich riss und ganz nach seinen Gutdünken ohne Rechenschaft abzulegen, wie es seine Verpflichtung eigentlich erheischte, verwendete, als er namentlich den Fondsverwalter und unermüdlichen Freund der Homöopathie, Buchhändler Schumann und Haubold, welche beide einzig und allein das Bau und Oekonomiewesen zu leiten hatten, absichtlich vor den Kopf stiess, hier unkluge Verschwendung, dort Knauserei sich zu Schnlden kommen liess, mehr auf Geldeinnahme als Heilresultate Rücksicht nahm und den von auswärts hospitirendcn Aerzten und Studenten eine höchst mangelhafte oder gar keine Gelegenheit zur Ausbildung bot, — sahen diese sich zu einer Beschwerdeschrift genöthigt, die sie zunächst sämmtlichen Directorialmitgliedern zur Ansicht übersandten im späteren Zeitverlauf aber der Centralversammlung in Brauuschweig vorzulegen beabsichtigten

Natürlich erhielt Schweikert schnell Kunde von diesem Schritte, fühlte sich maasslos beleidigt und kündigte hierauf hin nicht allein für seine Person, sondern machte auch den zu jener Zeit funktionirenden Unterarzt Eduard Seidel, einen schon in früheren Jahren im Militairdienst für die neue Lehre ungemein thätigen und seit seiner Anstellung im Leipziger Heilinstitute von den Aerzten aller Parteifärbung vielfach geschätzten Homöopathen, von dort abspänstig.

Schneller Ersatz war nothwendig, aber äusserst schwierig, denn Noack, jener gediegene Homöopath, der sich den Leipzigern erst kurze Zeit vorher angeschlossen hatte, im späteren Verlauf mit Trinks die Arzneimittellehre begann und sich 1846 nach Lyon wandte, griff nicht mit beiden Händen zu und Hartmann war nicht beliebt. Hierzu kam noch dass eigentlich zwei Centralvereine existirten. Hahnemann hatte bekanntlich 1834, während der Legitime mit allen Oppositionsgliedern in Leipzig tagte, durch seinen Gehilfen Lehmann einen Zweiten nach Cöthen berufen, Ebengenannten zum Director erwählt und den Leipziger Centralverein mit allen seinen Plänen und Beschlüssen für ungültig erklären lassen.

Man weiss nicht, wie es gekommen ist, dass im J. 35 die Ver-

sammlung des 10. Aug. in Braunschweig gehalten wurde, man weiss nur, dass der derzeitige Director derselben, Lehmann in Köthen, vielleicht durch den vorjährigen Beschluss zur lebenslänglichen Direction berechtigt, es nicht für nöthig hielt, dahin zu kommen oder nur die Acten hinzuschicken, die unsres Wissens noch nicht wieder zum Vorschein gekommen sind. Diese Versammlung sahe, ohne dass Jemand von der alten beharrlich schweigenden und abwesend bleibenden Opposition sie darauf aufmerksam machte, von selbst ein, dass es nöthig sei, den Centralverein wieder herzustellen oder seine Aufhebung für ungültig, für unvollzogen zu erklären. Jenes geschahe, doch wurden die Gesetze nicht wieder in Kraft gesetzt, nur ein Director wurde gewählt (diesmal Rummel in Magdeburg), dem jedesmal am 10. Aug. die Deputirten der Localvereine als Mitglieder des Directorii zur Seite stehen sollten. Der Centralverein trat wieder in sein natürliches und juristisches Recht ein, Eigenthümer und Disponent des Fonds und der Heilanstalt zu sein.

An diesen, 364 Tage im Jahre von allem Beirath verlassenen, derzeitigen Director kam nun im Herbst 35 die Aufgabe, einen Heilanstaltsdirector zu wählen. Die Inspectoren, durch den Tod von Franz auf 2 reducirt, hatten die Candidaten vorzuschlagen. Sie interessirten sich für Fickel, damals schon literarischer Falschmünzerei verdächtig. Es ist nicht bekannt, wem Fickel das an ihm genommene Interesse zu verdanken hatte. Vielleicht bestach seine Genialität. Es sollte noch eine Uebereilung begangen werden. Fickel wurde dem Wähler empfohlen, dieser wählte ihn und Einer der Inspectoren introducirte ihn. Diesmal waren zum ersten Male zu diesem Acte keine Zuhörer oder Zuschauer eingeladen worden.

Bald darauf endigte schon das gute Einverständniss Fickel's mit den Inspectoren der Heilanstalt. Jener schien, wie sein Vorgänger, kein Freund von Inspectionen zu sein. Diese begriffen, dass schon allein Fickel's Verhältnisse zur homöopathischen Literatur, die jetzt nicht mehr zu bezweifeln waren, die getroffene Wahl als eine unzweckmässige bereuenswerth machten.

Der Fonds näherte sich seiner Erschöpfung an Baarschaften. Der nächste 10. August war vor der Thür. Die Anhänger der freieren Homöopathie in Leipzig vereinigten sich zu einem freien Vereine, ein

Tendenzverein auch für Auswärtige und andern Localvereinen Angehörige. Wie gleichzeitig Gross, ihm damals noch nicht angehörig schlugen sie dem Centralvereine des 10. Aug. 1836 in Magdeburg vor, die Heilantalt nach einem Jahre aufzulösen, wenn indess nicht der Staat sich derselben annehme. Sie schlugen vor, bei dem bisher beliebten öftern Wechsel der Heilanstaltsdirectoren zu bleiben und nannten als Candidaten Personen, die nicht zu ihrem Vereine gehörten. Der Centralverein, überdem unerwartet die alten Fesseln des Hahnemann'schen Despotismus abstreifend, fand in dem eingesendeten Berichte Fickel's dessen Resignation, genehmigte die Ansicht, die Heilanstalt noch ein Jahr zu erhalten, und wählte Hartmann zum Heilanstaltsdirector. Statt der ärztlichen Inspection wurde eine von Nichtärzten versucht.

Hartmann wartete 10 Tage auf seine Introduction; dann erfuhr er vom Unterarzt Seidel, dass sein Vorgänger schon eben so lange nicht mehr fungire und dass die derzeitigen Inspectoren sich nicht mehr als Functionäre betrachteten. (Anders, als im J. 33, wo Müller wider Willen fortfungiren musste!) Er musste sich selbst installiren (merkwürdige graduelle Abnahme der Feierlichkeiten) und dann die neue Inspection einsetzen.

Aber welche Aufgabe, ein Institut wieder in die Höhe zu bringen, von dem, trotz der vortrefflichen innern Ordnung und Reinlichkeit in demselben, schon seit einiger Zeit an dem Orte seiner Existenz nicht mehr die Rede war! Unter der ersten Verwaltung gab es besuchende Aerzte und zahllose Kranke (weil sie unentgeltlich behandelt wurden) und — Dank Hahnemann's Verbreitungen — es war doch von der Anstalt die Rede, nämlich, dass sie schlecht sei. Unter der zweiten bezahlten Verwaltung wurde dem Heilanstaltsdirector wohler, denn die Kranken verschwanden, weil sie bezahlen sollten. Aber die Bezahlenden brachten doch noch gerade so viel ein, als die nunmehrige Mehrausgabe eines Gehalts für den Director. Dass trotz Hahnemann's nunmehrigen Lobpreisungen der Ruf abnahm, kam freilich daher, weil nicht mehr viele Kranke kamen, die durch ihr Geheiltwerden den Ruf des Instituts verbreiten konnten; und weil es keine Kranken mehr gab (d. h. nur wenige und nicht interessante), so reisten die Unterricht suchenden Aerzte wieder ab, ohne etwas gesehen, folglich ohne etwas

gelernt zu haben; und endlich kamen gar keine Aerzte der Art mehr Dass die homöopathischen Aerzte Leipzigs selbst nicht mehr hineindurften, half allerdings dem frühern Uebel des Einredens, Besserwissenwollens und Tadelns ab, benahm aber diesen auf der andern Seite alles Interesse an der Anstalt. — Das alles wäre noch, unter Beibehaltung desselben sehr geschickten und erfahrenen Directors abzuändern gewesen, wenn er, statt Umtriebe zu wittern, guten Rath hätte hören wollen oder gesucht hätte. Aber nach ihm that unter der dritten Verwaltung die Heilanstalt einen tiefen Fall. Die Reinheit nicht blos Hahnemann'scher Behandlung (für die man bei der ersten Verwaltung ganz irriger Weise gefürchtet hatte), sondern auch die Reinheit homöopathischer Behandlung, wie nun zum erstenmale die Ehre und der moralische Ruf der Verwaltung ging verloren.

Hartmann versuchte nach derselben das Schwermögliche mit dem ruhig wirkenden Unterarzt Seidel. Zugleich suchte er die Unterstützung des Staats. Zu letzterem Gesuche liehen ehemalige Inspectoren, nur durch seinen Wunsch hierzu bevollmächtigt (Haubold und Müller) gern ihre Namen.

Enthusiasmus schuf die Heilanstalt, und es fehlte bei allzu grossen an sie gemachten Ansprüchen ein eminentes Talent, sie zu erhalten Hahnemann's Hass und Tadel zerstörte ihren Ruf, und seine Liebe und sein Lob konnte ihn nicht wieder herstellen, weil das Gelobte nicht vollkommener war, als das Getadelte. Unter den Stürmen des von Hahnemann zuerst angefachten, jetzt noch fortdauernden Zwiespalts musste sie verderben. Den Rest vollendeten kleine Misgriffe. Das Interese an der Heilanstalt war überall erloschen. (Die versprochenen Beiträge wurden nicht mehr eingezahlt und nicht mehr eingefordert, Niemand sammelte mehr Beiträge, Niemand gab dergleichen.) Es war leichter zu erklären, warum sie nicht gedieh, als die Mittel künftigen Gedeihens anzugeben. Soviel aber war klar, dass eine Vorbedingung dazu Uebergehen der homöopathischen Aerzte von der damaligen Zerrissenheit zu weiser Einheit sein musste.

Die Kammern bewilligten damals 300 Thaler, im Jahre 1840 sogar 600. Als jedoch im späteren Verlaufe die Heilanstalt einzig und allein sich auf eine blosse Klinik reducierte, brachen sie wieder die erhöhte Summe ab und gewähren seitdem, mit stets bei den Budget

berathungen sich wiederholenden Kämpfen nur die Summe von 300 Thalern.

Die wenig Zeilen vorher angezogene doppelte Centralversammlung des Jahres 1833 zu Cöthen und Leipzig sollte trotz Müllers und seinen Gehilfen (wie sie Schubert der geheime Leipziger Hinterbringer hämisch nannte) grossmüthigen Rücktritt von der Klinik, noch eine fernere Veranlassung zur Disharmonie bieten, welche zwar bei dem allgemeinen Versöhnungsakte, den Hahnemanns Besuch im Jahre 1834 in Leipzig zu Wege brachte, sich bei Vielen wieder verwischte, bei Müller jedoch, der fortwährend auf seinen Rechtsboden fusste und auf einer förmlichen Ehrenerklärung Hahnemanns bestand, in ewiger Erinnerung bleiben sollte.

Nach Schluss der Leipziger Versammlung hatte er als Präsident desselben den Vorschlag gemacht, durch Absendung einer Deputation nach Cöthen den noch dort tagenden Centralmitgliedern und Hahnemann von ihrer Seite aus den Beweis an den Tag zu legen, dass sie trotz der ungerechtfertigsten Angriffe desselben und seiner Eingriffe in die Gerechtsame des Centralvereins doch nichts weniger als Feinde seiner Person noch Lehren wären, jedoch nach wie vor bis auf Einbringung untrüglicher Beweise auf ihrer wissenschaftllichen Meinungsdifferenz zu verharren gedächten.

Dies geschah auch. Noch denselben Abend reisten Schweikert, Haubold und der Justizcommissär Weichsel, ein gediegener Verfechter der Homöopathie aus Magdeburg nach Cöthen und brachten dort vereint mit den Mitbeauftragten Mühlenbein, der schon Mittags dahin aufgebrochen war, eine Art von Versöhnung zu Stande. Die vier Punkte, über die man nach der wissenschaftlichen Seite übereinkam, um Frieden halten zu können, waren in folgender Schrift enthalten:

Vertrag vom 11. August 1833 (in Cöthen.)

Die Hauptpfeiler der Homöopathik sind:

1. strenge unbedingte Befolgung des Princips *similia similibus* und daher

2. Vermeidung aller antipathischen Verfahrungsarten, wo es möglich ist, durch homöopathische Mittel den Zweck zu erreichen, daher möglichste

3. Vermeidung aller positiv, so wie aller durch Nachwirkung schwächender Mittel, daher Vermeidung aller Blutentziehungen, aller Abführungen von oben und unten, aller schmerzerregenden, rothmachenden, blasenziehenden Mittel, Brennen, Stiche u. s. w.

4. Vermeidung aller blos zur Aufreizung bestimmten und gewählten Mittel, deren Nachwirkung in jedem Falle schwächend ist.

Wer diese Sätze als Hauptpfeiler der Homöopathik anerkannt hat als die seinigen, der unterschreibe hierunter seinen Namen.

S. H.

Diese 4 Punkte konnte Jeder der von Hahnemann Dissentirenden unterzeichnen. Müller rieth den Leipzigern dazu. Noch war aber die Schrift von Allen nicht unterzeichnet, als man im Oktober einen verfälschten Abdruck der 4 Punkte im allgemeinen Anzeiger der Deutschen vom 21. September lass, welcher folgender Maassen lautet:

Hahnemann hat folgende 4 Sätze mit Zustimmung aller Anwesenden als Grundpfeiler der Homöopathie festgestellt.

Dass der ächte homöopathische Arzt

1. ausser der jedesmal genauen Wahl der einfachen Arznei für den sorgfältig erforschten Krankheitszustand nach dem Princip *similia similibus*

2. die Palliative meide,

3. aller Art, auch der mindesten, Schwächung des Kranken, so wie aller blos aufreizenden und angeblichen Stärkungsmittel, deren Nachwirkung jedenfalls schwächend ist, und

4. aller äussern Schmerzmittel gänzlich sich enthalte.

Müller und Hartmann liessen sofort den unverfälschten Abdruck dort einrücken, erbaten sich zugleich von der Redaction den Namen des Einsenders und erhielten D. G. Lehmanns in Cöthen eigenes Avertissement.

Wir brechen hier mit der Geschichte der Leipziger Heilanstalt und mit dem Kampfe der Leipziger Schule gegen die damaligen blinden Verehrer der vom Meister selbst als noch nicht vollendet anerkannten Lehre ab, erwähnen jedoch noch schliesslich, dass man ihn später den Kampf der Sufficientisten (also derjenigen, welche die Homöopathie als zu jener Zeit schon zur Heilung des möglich Heilbaren hinreichend betrachteten) mit den Insufficientisten nannte.

Noch ist Müller endlich als Derjenige anzuziehen, welcher zuerst

hervorhob dass das Wort Homöopathie nicht vollkommen dem Verständniss entsprechend gewählt sei. Er sprach sich hierüber in seinen Reflexionen, A. H. Z. Bd. 8, Nr. 8 aus und gab hierdurch wieder zu einen längeren Meinungsaustausche Veranlassung.

Da Hahnemann seine Lehre ursprünglich an die specifischen Mittel der alten Schule angeknüpft hatte, so sprach er in den ersten Jahren seines Auftretens nur von specifischen Mitteln in demselben Sinne wie später von homöopathischen, das heisst er wollte unter ihnen nur solche verstanden wissen, die das Uebel aus dem Grunde höben und durch Versuche am Gesunden zum sicheren Führer gemacht worden wären. Die ähnlich wirkenden Mittel die Similia nannte er auch curativ, positiv, im Gegensatze zu dem palliativen oder allöopathischen und anti- oder enantiopathische. Vom Jahre 1796 bis zum Jahre 1808 bediente er sich fast durchgängig des Wortes specifisch und nirgends ist das Wort homöopathisch zu lesen, bis es das erste Mal im Jahre 1808 erscheint, dann im Organon und weiter hin ständig wurde, ohne jedoch das specifisch auszuschliessen. Er bediente sich vielmehr hie und da der Ausdrücke, homöopathisch-specifisch oder auch specifisch-homöopathisch. Nach und nach wurde das Wort homöopathisch allgemein angenommen und die Schule Hahnemanns bildete sich unter ihn weiter aus. Sehr oft hatte er auch noch den Ausdruck rationell-specifisch gebraucht.

Nach Müller bemächtigten sich zuerst die Engländer, namentlich die Herausgeber des British Journal of Homöopathy dieses Themas und erklärten dass sie das Wort nur darum beibehielten, weil durch diese Sektenbezeichnung die Homöopathie aus der Vernachlässigung gerissen werde. Nach ihnen wanderte es auf viele andere Aerzte über, die, je nach dem Gesichtspunkte von dem sie ausgingen, auch verschiedene Namen vorschlugen, so: Homöosympathie; Homöodynamik (A. H. Z. Bd. 14, Nr. 22 Dr. Weiss); Homöoorganik (Biblioth. hom. de Genève, Aout 1836, Dr. Perussel); Dynamopathie und Hahnemannismus (A. H. Z. Bd. 10, Nr. 1, wahrscheinlich Hering); Homöotherapie; und endlich Homöopharmacopathie ein Ausdruck, den Griesselich als die Aehnlichkeitsbeziehung zwischen Arznei und Krankheit ausdrückend, andeutete, jedoch selbst nicht etwa eingeführt wissen wollte, indem er das Partheiwort homöopathisch allen anderen, namentlich dem spe-

cifisch vorzog, weil dieses die Rückerinnerung an die alte Medicin leicht zu wecken vermöchte.

Um zu einem zweiten noch jetzt mit der gleichen Gluth wie bei seinen Beginn fortwüthenden Kampfe den über die Gabengrösse und die mit ihm in engem Zusammenhang stehende Potenztheorie übergehen zu können, einen Kampf der diesesmal glücklicherweise nur sich auf wissenschaftlichen Terrain bewegt, knüpfen wir an einen Ausspruch des verstorbenenen Hartmann an, den dieser im Jahre 1852 schriftlich in seinen Rückblicken auf die ersten Jahrgänge der Allg. H. Z. Bd. 46 Nr. 19 niederlegte zu einer Zeit, als ihn sein jahrelanges Leiden stille, ernste abgeschlossene Stunden, hinreichenden Stoff und Ruhe in Hülle und Fülle gegeben hatte um wieder daran zu denken dass er vor Allen berufen sei im Gange der Geschichte von Zeit zu Zeit Meilensteine aufzustellen.

Ein Cardinal-Satz Hahnemanns: es wird nie eine Arzneigabe so klein sein, dass sie nicht die natürliche Krankheit zu überwinden vermöchte, der sich in den verschiedenen Auflagen des „Organons" gleich lautend erhalten hat und sonach dem Verfasser desselben als constatirt erschienen sein muss, sagt er, hat diesen unerquicklichen Wirrwar in der Dosenlehre hervorgerufen. Hierzu kam die Enthüllung der Arzneikräfte, Entfaltung durch Reiben und Schütteln und die Freude über einen so grossen und wichtigen Fund. Unter solchen Umständen konnte es nicht befremden, dass seine ohnehin schwunghafte Phantasie selbst in den feinsten Gaben die Atom-Erhaltung, wenn auch nur in geistiger Kraft, erblickte und um nur wenigstens einen vorläufigen Grenzpunkt zu haben die Decillion als einen solchen feststellte. Sein Auffindungsgeist liess ihn darin eine Unterlassungssünde begehen, dass er fortan nur den Arzeneien seine Aufmerksamkeit schenkte und nur von ihren höchsten Dynamisationsstufen Heilung erwartete für jede Krankheit, welche doch ihrer eigenthümlichen Natur und ihrer Entwicklungs-Fähigkeit zu Folge, auf eine so hohe Stufe gelangen kann, wo jene Dosen möglicher Weise nicht hinreichen könnten, weil sie ein solches parasitisches Leben in seinen Uranfängen nicht zu erreichen vermögen. Unbezweifelt liegt hierin der Irrthum Hahnemanns, den er wohl fühlte, sich aber nach dem damaligen Stande der Physiologie nicht zu enträthseln vermochte, vielleicht aber auch Anderen nicht

eingestehen wollte und darum wieder eine andere Classe von Mitteln der sorgfältigeren Prüfung unterwarf, mit deren Veröffentlichung er die Psora-Lehre dem Publikum übergab, die die Unheilbarkeit mancher Krankheiten darlegen sollte, nur damit die Decilliondosen nicht Schiffbruch leiden möchten! Dass wir diesen Gaben zu grossem Danke uns verpflichtet fühlen, ist unbestreitbar, dass aber die Aerzte, die diesen allein huldigen, manche Unterlassüngssünde sich vorzuwerfen haben, ist eben so wichtig, nicht zu gedenken des inneren Richters, der sie, wenn sie mit der Wissenschaft fortgeschritten sind, nicht ganz freisprechen kann von einem starken Köhlerglauben, dem sie auf Kosten ihres der Menschheit geleisteten Eides zu sehr anhingen.

Wenige Zeilen vorher sagt er über das Gesetz der Gabengrösse und über Trinks, der zuerst an dasselbe die Sonde anlegte: Mit consequenter Beharrlichkeit hat der Verf. seit jener Zeit seine Ansichten über diesen Punkt festgehalten und mit ihm sind sehr Viele der Meinung, das das Heil und die Kraft der Arzneien nur in den stärkeren Dosen zu suchen sei. Die grösste Nahrung fand dieser Materialismus in der Hygea und selbst Männer, die in dieser Beziehung den Glaubenssätzen Hahnemanns bis dahin streng gehuldigt hatten, wurden durch den doctrinären Despotismus der Hygeisten so düpirt, dass sie sich eine Zeit lang eben so eifrig mit dieser en gros-Lehre beschäftigten, bis sie sich allmälig durch vielfältige Erfahrungen überführt sahen, dass nicht alle Krankheiten durch Massen-Gaben immer glücklich zu heben sein. Doch brachten derartige Versuche wenigstens den Vortheil, dass man von da an nicht mehr unbedingt den höchsten Potenzen den Vorzug einräumte, sondern einer *juste milieu* folgte, weil man mehr begreifen lernte, dass nicht blos das Individualisiren der Krankheiten allein den glücklichen Heilkünstler macht, sondern mehr noch bei Bestimmung der Arzneigabe die Berücksichtigung der individuellen Receptivität des erkrankten Körpers, des Alters, Geschlechts etc.

Berücksichtigen wir zuförderst also die ersten Aufsätze von Trinks in den Annalen der hom. Klinik, 3 Bd., 2. S. 127 und Allgemeine H. Z., Bd. 2, Nr. 2 nebst jenen Einwürfen die Gross damals machte, der dadurch einigen Transscendentalen Oberwasser auf ihre Mühlen lieferte.

Ersterer hatte in den Annalen die Behauptung aufgestellt dass die Entwicklung der eigenthümlichen Arzneikraft nur bis zu einem gewissen

Punkte stattfinden könne. Diese Entwicklung kann nicht über gewisse Gränzen hinaus fortgesetzt werden, behauptete er. Ueber sie hinausgetrieben, muss die Kraft wiederum vermindert, verringert werden. Denn mit der gänzlichen Vernichtung des individuellen Stoffes, der Materie, muss auch die individuelle Kraft vernichtet werden. Stoff und Kraft bedingen sich wechselseitig und beide können weder isolirt existiren, obschon die Materie zur Kraft in einem untergeordneten Verhältnisse stehen mag und stehen muss.

Zurückkommend auf diesen Gedanken sprach er sich ferner bei Gelegenheit der Vertheidigung Kretzschmars im Bd. 2 Nr. 2, Allg. H. Z. noch folgender Maassen aus: „Dringend ist es daher, die Aufmerksamkeit der homöopathischen Aerzte auf die Nothwendigkeit der Darreichung stärkerer und schwächerer Arzneigaben zu richten um endlich auch über diesen Punkt ins Klare zu kommen. Es ist unbestreitbar wahr, dass durch die zu zeitige Bestimmung der 30. Verdünnung zur Norm jeder Versuch zur Entdeckung der besten zweckmässigsten Gabe — ich setze hinzu, für jeden individuellen Fall vornweg abgeschnitten ist, wie der Verfasser eines Aufsatzes sagt, der sich an den meinigen reiht. Auch hierin muss dem Individualisiren ein weites Feld geöffnet bleiben; wie es auch die Natur will. Das Individualisiren ist in jeder Hinsicht der sicherste Leitstern zu einem glücklichen Verfahren. Die Natur und die Erfahrung duldet keine Doctrin, kein Doctriniren, Despotismus.“

„Die wirkende Kraft ist jedem Heilkörper nach der Verschiedenheit seiner individuellen Natur verschieden zugetheilt, dem einen wohnt sie stärker inne, in dem anderen ist sie weniger stark u. s. f.; ganz so wie in dem Reiche der Geister die Geistesgaben auf verschiedene Weise von dem allgütigen Schöpfer ausgetheilt wurden. Kurz in der Natur ist nichts über einen Leisten zugeschnitten, sondern es herrscht die grösste Vielfachheit und Vielseitigkeit bei der grössten Harmonie.“

„In so fern nun Alter, Geschlecht, Temperament und Constitution einem mächtigen Einfluss auf die Auswahl der Arzneimittel ausüben, so ist es absolut eben so nothwendig auf diese Bedingungen in der Bestimmung der Gabe Rücksicht zu nehmen; die Hauptmomente aber, an welche diese Bestimmung sich binden muss, sind erstens die individuelle Recepticität des erkrankten Körpers, dann der Sitz und das

Alter der Krankheit und endlich die Intensität und Extensität derselben im erkrankten Organismus.

Hier nun ist dem Experiment ein grosses Feld geöffnet. Die Praxis soll und darf nicht der Theorie, sondern die Theorie muss der Praxis accomodirt werden. Welcher homöopathische Arzt kann nicht Beispiele aus seinem praktischen Leben aufweisen, wo die Arzneien in der dreissigsten Verdünnung auch bei der sorgfältigsten Auswahl nichts leisteten? soll er diese Fälle für unheilbar erklären und den Kranken, der von ihm Hülfe erwarten kann und darf, trostlos verlassen?"

Wir sehen also dass Trinks schon die 30. Potenz in sehr vielen Fällen als eine vollkommen unzuverlässige, viel zu schwache, anerkannt wissen wollte. Hören wir was Gross ihm in seiner Kritik Allg. H. Z. 1. Bd. Nr. 6 entgegnet:

Ich kann nach meinen bisherigen Erfahrungen den Punkt, „bis zu welchem die Arzneikraft durch Verdünnung freier entwickelt, über welchen hinaus sie aber gemässigt, gemildert und gemindert werden mag", nicht in den engen Gränzen von der ersten bis 30. Verdünnung finden, vielmehr muss ich die Marken viel weiter hinausstrecken.

Wenn Hahnemann früher von den meisten Mitteln eine bestimmte Gabe, in welcher sie nach seinen Erfahrungen am Besten angewendet werden können, namhaft machte, dagegen „in der neuesten Zeit die Verdünnung aller Arzneien bis zur 30. anordnete", so muss er offenbar sich überzeugt haben, dass die frühere Verschiedenheit in der Gabenbestimmung überflüssig sei und seine Absicht durch eine gleichförmige Anwendung aller Mittel in der 30. Entwicklung vollkommen erreicht werde. Anders lässt sich diese Sinnesänderung nicht erklären. Und erwägt man, dass sich die Kraft mancher Mittel bis zur 1500. Potenzirung bringen lässt, ohne dadurch zum praktischen Gebrauche untauglich zu werden, so schwindet die Stufenleiter von 1 bis 30 wirklich fast in Nichts zusammen und es wird erklärlich, wie Hahnemann mit der 30. Potenzirung sämmtlicher Mittel völlig ausreichen konnte.

Nach meinen bisherigen Beobachtungen muss ich annehmen, dass folgendes Verhältniss stattfinde. Die sogenannten heroischen Mittel, sowohl die im rohen Zustande heftig einwirkenden, wie Arsenik, Belladonna, u. a., als auch die im rohen Zustande mit latenter Kraft versehenen, wie Hexenmehl, Kochsalz, Kohle u. s. w. gelangen durch das

gewöhnliche Potenziren bis 30 zu einer Wirksamkeit, die etwa der Kraft unserer milden Arzneistoffe und Hausmittel, z. B. des Flieders, Löwenzahns, Rhabarbers, Augentrosts u. a. in ihrem rohen Zustande analog sein dürfte; weiter potenzirt bis 60 und 90 werden ihre Kräfte aber so weit gesteigert, dass sie sich für den gewöhnlichen medicinischen Gebrauch schwerlich eignen mögen, und nur erst später hin werden diese allmählich gemildert und zur praktischen Anwendung tauglich, ich hoffe, tauglicher noch, als in der 30. Entwicklung. Dagegen werden die medicinischen Eigenschaften unserer milden Arzneistoffe durch das Potenziren bis 30 weiter entfaltet, jedoch eben vermöge ihrer milderen Natur nicht so weit, dass sie nicht gerade jetzt zum Heilbehufe recht brauchbar sein sollten. So denke ich mirs und muss dies nach meinen bisherigen Beobachtungen. Fernere Versuche werden ermitteln, welche Modification dieses Verhältniss noch erleiden kann.

Was die Gabenbestimmung in chronischen Krankheitsfällen anbelangt, so stimmen meine Erfahrungen mit denen des Hrn. Verf. in so fern überein, als ich bei vorwaltender Reizbarkeit stets die kleinsten Dosen angemessen fand, bei vorherrschendem Ergriffensein der reproductiven Sphäre aber und in sogenannten isolirten Krankheiten mit einer hochpotenzirten Arzneigabe oft nichts ausrichtete. Wiewohl ich nun gern glauben will, dass hier die niedrigen Potenzirungen, weil sie massiver einwirken, eher einen Effect machen, so habe ich mich doch derselben schon darum nicht bedienen mögen, weil in ihnen die Arzneikraft noch nicht gehörig entwickelt und ungebunden genug erscheint, und es daher vorgezogen, die hochpotenzirten Gaben von 8 zu 8 Tagen, bisweilen auch noch schneller wiederholt anzuwenden und nach diesem Verfahren wirklich die glänzendsten Erfolge beobachtet. Man glaubt nicht, was die Gabe von einem einzigen mit der 30. Potenzirung benetzten Streukügelchen, 6 bis 8 Mal wiederholt auszurichten im Stande ist! Nie werde ich mich nach diesen Beobachtungen dazu verstehen, zu niedrigeren Potenzirungen wieder herab zu steigen, hätte ich auch die allerhartnäckigsten Siechthume auszurotten.

Es lassen sich aber auch Fälle denken, wo man selbst durch wiederholte Gaben der höchsten Arzneipotenzirungen zu einem oder wenigen Streukügelchen nicht ausreicht und hier dürfte es nöthig werden, die

wiederholten Dosen bis zu einem halben oder ganzen Tropfen der höchsten Kraftentwicklung zu vergrössern.

Gross hatte zu jener Zeit vorzugsweise mit Sulphur und Sepia Versuche vorgenommen, sie bis 1500 verdünnt und wollte schon durch Riechenlassen an 100 Tropfen dieser Hochpotenz eine Verschlimmerung von ziemlicher Intensität erzielt haben. Da er bei Erzählung dieses Thatbestandes bereits im Besitze des 11. und 12. Archivbandes mit den Versuchen Korsakoffs und der Nachschrift Hahnemanns war, so mussten mithin seine Resultate vollkommen isolirt, von denen des Ebengenannten dastehen und schon deshalb Aufsehen erregen.

Wir werden gleich sehen, dass dieses auch der Fall war, müssen jedoch zuvor an Korsakoffs System, welches Hahnemann selbst mit höchst misstrauischen Augen ansah und gleich bei seinem Erscheinen mit einigen Randbemerkungen über seine Unwahrscheinlichkeit ausstattete, einige Notizen anreihen.

Wenn wir nach den ersten Spuren der Homöopathie in Russland forschen, so finden wir, dass dieselben in das Jahr 1831 also in die Zeit der damals so schrecklichen Choleraepidemie fallen, und es ist gewiss, dass der Admiral Mordwinoff, welcher in diesem Jahre eine Broschüre: „Ein Blick auf die Homöopathie“ im Druck erscheinen liess, es in Sonderheit darauf abgesehen hatte, den damaligen Aerzten einen Fingerzeig für die Specifica Hahnemanns gegen diese verheerende Krankheit zu geben. In den darauf folgenden Jahren brachten sich mehrere angesehene Familien homöopathische Aerzte aus Deutschland mit. Zu den ersten homöopathischen Aerzten in St. Petersburg gehörten damals Herrmann und Ochs, in Moskau Goldenberg und Roggenbau. Als Förderer der Homöopathie in damaliger Zeit der genannte Admiral Mordwinoff (über dessen Werk sich im ersten Bd. Allgem. H. Z. eine Kritik befindet), der General Korsakoff, der Kammerherr Lwoff und der Edelmann Skuratoff.

Mordwinoffs Werk hatte in Russland Furore gemacht und General Korsakoffs Neid erweckt. Es trieb ihn an, ebenfalls Lorbeeren zu erringen und als erster und letzter Versuch erschienen in französischer Sprache seine: „Erfahrungen über die Fortpflanzung der Wirksamkeit homöop. Arzneien, nebst einigen Ideen über die Art und Weise, wie dieselbe vor sich geht.“ Mehr oder minder war das Ganze ein Ab-

klatsch des wirklich auf physikalischen Grundlagen ruhenden Werkes des Ersteren, leider litt aber die Copie an den einzigen Gebrechen, dass das, was neu war, auch von Fehlern und Unwahrscheinlichkeiten strotzte.

Eine Art Ansteckungstheorie war sein Hauptsteckenpferd. Vollkommen im Contraste mit Hahnemann nahm er an, dass das Schütteln trockener Arzneikügelchen, mit unarzneilichen letztere arzneilich mache, er vernichtete also die Theorie von der Ausbreitungsfähigkeit durch Schütteln in einer unarzneilichen Flüssigkeit. Er verglich die Potenzirungen mit dem Vorgang der Ansteckung, der Gährung, der Befruchtung und Aehnlichem, steigerte die Kraftentwicklungen bis auf 1500 (nach der Centesimalstufe) und behauptete z. B. vom Schwefel, auf dieser Stufe wirke er auf den Kranken immer sichtbarer wohlthätig. Hahnemann hatte auf das Zerkleinern, wenigstens damals immer noch insofern Werth gelegt, dass er annahm, a u c h i n d e r k l e i n s t e n G a b e s e i n o c h e t w a s v o n d e m S t o f f e; Korsakoff hingegen war der Meinung, es bedürfe gar keines Stoffes mehr, er hatte es nur noch mit Schwefel, Merkur, Ignatia etc. a l s K r ä f t e n zu thun, die sich den nebenliegenden unkräftigen Kügelchen mittheilen lassen, indem man schüttelt.

Um seine Angaben zu unterstützen, führte er an, er habe ein mit Sulphur 100 befeuchtetes, dann trocken gewordenes Kügelchen in ein Glas gethan, mit 1000 anderen eine Minute lang geschüttelt und nun gefunden, dass chronisch Kranke, nachdem sie in das Gläschen gerochen, ganz deutlich die entschiedenen Wirkungen des Schwefels empfunden hätten; auch hätten jene Kranke, welche eines von den 1001 Kügelchen eingenommen, sämmtlich die wohlthätigen Wirkungen jener hohen Schwefelverdünnung verspürt. Mit einem Kügelchen Sulphur 30 wollte er sogar 15,500 unarzneiliche Kügelchen schwefelwirkend gemacht haben, indem er sie 5 Minuten lang schüttelte. Er berief sich noch auf eine Reihe ähnlicher Versuche, deren Werth natürlich im höchsten Grade vorsichtig zu taxiren ist. Vergessen wir hierbei nicht zu erinnern, wie er überhaupt zu der 1500. Verdünnung kam. Er benutzte nämlich, um sie zu bereiten, ein und dieselbe Flasche, in die er zuerst, getreu nach Hahnemann, 98 Tropfen Alcohol mit zwei Tropfen der Urtinctur füllte und diese dann durch 10 Schüttelschläge potent machte. Dann goss er diese erste Potenz weg und mischte, resp. schüttelte demnächst, mit dem an den Glaswandungen und am Boden restirenden Ueberbleibseln

dieser ersten Potenz, 98 andere Tropfen Alcohol, um die zweite darzustellen und so fuhr er fort bis er die 1500ste zu Wege gebracht hatte. Noch heutigen Tages nennt man diese selten angewendete Methode die Korsakoff'sche. Ueberdiess gestand er ganz frei, dass er öfter zu seinen Verdünnungen auch Schnee- und Quellwasser angewendet habe, und zwar zu den ersten 1000 Schnee-, zu den anderen Quellwasser.

Deutsche Aerzte haben — so viel ist klar — nie mit Korsakoff'schen Mitteln laborirt, ihr heiliger Beruf und ihre Ehre auf der einen Seite und ihre Wohlfahrt auf der prosaischen anderen, waren ihnen zu lieb. Wohl aber vertieften sich einige in seine Probleme und probirten sogar dieselben in chronisch trotzenden Fällen. Meist waren sie durch C. Hering dazu bewogen, der zu eben derselben Zeit (Archiv 13, Heft 2) riesige Erscheinungen bei Prüfungen mit der 30. Potenz gesehen haben wollte und sogar Prüferapotheken vorschlug, aus denen diese ganz allein verabreicht werden sollten (Ueberblick des ganzen Arzneireiches) *).

Plaubel in Gotha, ein schon 1833 als ihn Griesselich besuchte, hochbejahrter Arzt und seit 1828 Homöopath, beschäftigte sich zu allererst damit und wollte die Entdeckung gemacht haben, dass Milchzuckerpulver, in welchem arzneiliche Streukügelchen längere Zeit gelegen, auch wenn dieselben wieder herausgefallen seien, dennoch die Wirkung des Mittels äusserten. Gross und ein nicht Genannter gingen mit ihm Hand in Hand (Archiv Bd. 14, Heft 2). Sie schüttelten Tausende unarzneilicher Kügelchen mit einem, welches mit einer Verdünnung von Menschenblut befeuchtet und wieder getrocknet worden war; die unarzneilichen wurden nun mit Blutkraft angesteckt und wirkten nach der Ansicht von Gross gegen Congestionen. Alle ihre Appellationen an die Oeffentlichkeit fanden jedoch keinen Anklang. Korsakoff schwieg (und zwar bis zu seinem Tode, der 1857 stattfand) Plaubel starb bald und Gross war eben im Begriff, auch sich den tiefen Potenzen wieder zuzuwenden, als ein plötzlicher Umschwung erfolgte, der durch den Meister in Deutschland selbst hervorgerufen und in seinen ferneren Folgen von ihm von Frankreich aus gebilligt wurde. In der 5. und letzten Aufgabe des

*) Hering hat zu jener Zeit Theridion curassavicum geprüft. Es geht diesem Mittel wie der Lachesis, weder Private noch Apotheken haben tiefere Stufen. Ueberdies können wir versichern, dass es gegen Seekrankheit, gegen die es vor einigen Jahren empfohlen war, nach vielen Proben weder in tiefen noch hohen Gaben Thätigkeit entwickelt hat.

Organon behauptete er nämlich, dass die neueren und neuesten Erfahrungen gelehrt hätten (§ 128), dass die Arzneistoffe in ihrem rohen Zustande an den Versuchspersonen lange nicht den vollen Reichthum der in ihnen verborgen liegenden Kräfte äusserten, vielmehr müssten sie erst potenzirt werden; in diesem verdünnten Zustande zeigten sich dann die Arzneikräfte bis zum Unglaublichen entwickelt. Vier bis sechs Streukügelchen mit der dreissigsten potenzirten Verdünnung liess er die Versuchspersonen täglich, mit ein wenig Wasser angefeuchtet, nüchtern einnehmen und diess mehrere Tage fortsetzen und knüpfte an diese Prüfungen ausdrücklich die Bedingungen: dass man täglich mehrere geben solle, bis die Befindensveränderungen wahrnehmbar würden. 2) Dass man bei verschiedenen Versuchspersonen so lange fortnehmen lassen solle, bis Keiner etwas Neues, Absonderliches mehr zu melden habe. 3) Dass man markiren lasse, ob eine Erscheinung bei Bewegung, Ruhe, Aufenthalt im Freien oder Zimmer, Stehen, Liegen, Sprechen, Essen, Tag oder Nacht entstanden sei. 4) Dass ein Arzt die von den Prüfenden niedergeschriebenen Erfahrungen täglich controllire und endlich 5) dass man nicht entfernte und unbekannte Personen prüfen lasse.

Da er gleichzeitig darauf hinwies, dass er viele seiner neueren Belege aus Krankengeschichten geschöpft, nahm man jetzt für ausgemacht an, dass er nur mit der 30. Potenz laborire und als er auf Befragen ausser der Thuya, deren Wirksamkeit er bereits 1825 in der 60. anerkannt hatte, immer mehr und mehr Mitteln das Wirksamkeitsbrevet in diesen und sogar noch höheren Potenzgraden nicht vorenthielt, griff man noch weiter, nahm statt des kleinen Fingers die ganze Hand und prüfte, namentlich bei chronischen, weniger gefahrvollen Fällen, immer bei zu Grunde gelegter Centesimalscala, mit der 100ten, 200ten und so fort bis zur 1500ten.

Hierzu kam noch das Stimulans, dass sich durch hom. aus Frankreich zurückkehrende Aerzte, ferner durch einzelne Briefe Hahnemanns namentlich an Bönninghausen, endlich durch die Versicherung und die Werke Croserios in Paris, plötzlich über ganz Deutschland die Nachricht verbreitete, der Meister bediene sich überhaupt keiner andern Verdünnungsstufe mehr als der 200ten. Da Kirsch in Wiesbaden jedoch in seinem Aufsatz: „Geschichtliches, die Hochpotenzen betreffend“. Die Bekanntmachung dieser Thatsache, mithin die eigentliche Anregung der

Hochpotenzen in Deutschland, für sich beansprucht, so lassen wir hiermit diesen Passus (A. H. Z. 39, Bd. Nr. 12, S. 179) folgen.

Nachdem er erzählt, dass er wegen eigner Leiden den Meister mehrmals schriftlich consultirt und mit dem grössten Erfolg seine Mittel benutzt habe, fährt er fort: „Als ich nach den mir zuerst gereichten Mitteln, die er mir anfangs nicht, wohl aber bei den später gesandten, nannte, mich angelegentlich bei ihm erkundigte, schrieb er mir:

Ich gewähre Ihnen gerne, was in meinem Vermögen steht, allein das Unmögliche zu thun, vermag ich nicht. Zu dem letzteren gehört ein genaues Verzeichniss der Ihnen schon gegebenen Mittel, weil ich durch Umziehen aus meiner anfänglichen Wohnung in meine jetzige eine Menge Papiere und Briefe eingebüsst habe. Bloss erinnere ich mich, hohe Verdünnungen von gegeben zu haben etc.

Im weiteren Verlaufe der geschichtlichen Entwicklung der Homöopathie, wo viele Heilungen wegen grosser vermehrter Praxis der homöopathischen Aerzte nicht mehr mit dem Sicheren und Angenehmen auch zugleich das Schnelle verbinden wollten, wegen mit Krankheits- wie mit arzneilichen Elementen schwer Belasteter oft gar zu sehr durch die Kunst verhunzter Kranker und wegen schwieriger Mittelwahl sah ich nur zu sehr, wie der Hahnemann'sche einfache, zur Selbsthülfe des Organismus auffordernde und spielend dahinführende Weg von den Meisten verlassen wurde, sowie selbst der unvergessliche Gross in Jüterbogk mir schrieb, dass auch er den zur Mode gewordenen niederen Verdünnungen, von denen man damals alles erwartet habe, unterlegen und gefolgt sei. Dieser Letztgenannte, dem ich meine gemachten Wahrnehmungen und Hahnemann's Auskunft mittheilte, sowie die besonderen Wirkungen schilderte, welche ich von den Hahnemann'schen Arzneien im Gegensatze gegen die Meinigen erfahren hatte, schrieb mir hierauf, dass er dieser Mittheilungen gedenken wolle, wie wohl er nicht anders wisse, als dass sich Hahnemann der 30er Verdünnung lediglich bedient habe.

Mühlenbein aus Braunschweig erzählte mir bei der Versammlung homöopathischer Aerzte 1837 in Frankfurt a/M, dass er mit von Hahnemann zubereiteten Arzneien wundervolle Heilungen erzielt habe.

Später schrieb mir Gross, dass sich ein Herr Jenichen gefunden, der Hochdynamisationen bereiten wolle. Dies hat also Veranlassung zu den Hochdynamisationen gegeben.

Nach Hahnemann's Tode wurde mir durch dessen zurückgelassene Gattin dies dadurch bestätigt, dass sie die Güte hatte, mir die von Hahnemann genannten Arzneien in Hochdynamisationen bis an die 200 entwickelt zu senden. Die geschichtliche Entwicklung der Hochpotenzen ist die hier von mir erzählte, obgleich von allen Seiten mit Stillschweigen übergangen; mithin rührt die Bereitungsart unmittelbar von Hahnemann und nicht von Herrn Jenichen, auch von unserem biederen Gross her, wie noch in meinen Händen sich befindende Briefe der sämmtlich hierbei Betheiligten dies belegen und bestätigen und Hahnemann's frühere Correspondenz mit mir gab lediglich die Veranlassung hierzu bei Gross. Gross schrieb mir, als ich auch am Rande des Grabes lag, den 21. Aug. 1847, vor seinem Hinübertritt: „seitdem Sie mir Mittheilungen gemacht, habe ich viel gearbeitet nnd immer dazu gelernt; mein Resultat aber ist, dass der Hahnemannismus die beste Reform der Medicin ist und das Klügste sonach: in seinem Geiste fortzufahren. Verlassen sie nicht den richtigen Weg des Vorkämpfers etc. etc.“

Gross fing jetzt wieder mit neuem Muthe den Gebrauch und die Verkündigung der Hochdynamisation einzuführen an, wobei er jedoch nur höchst vorsichtig von einzelnen wie Bönninghausen und Croserio unterstützt wurde und die Verfechter dieser Meinung wären sicher, da Bereitung und Prüfung der Hochdynamisationen ungemein langsam von Statten ging und ausserdem sich eine Masse Gegner einfanden, mit ihren Ergebnissen zum zweiten Male zurückgeschlagen worden, wenn nicht plötzlich Jenichen auf den Schauplatz getreten wäre.

Der Ebengenannte, über dessen Lebenslauf uns Hering noch die meisten Aufschlüsse giebt, hatte in Jena studirt, wurde dann Thierarzt und endlich zufolge einer Heldenthat und weil er sich lange im Gefolge der Herzoge von Gotha bewegt, zum Stallmeister ernannt.

Hering sagt über ihn: Jenichen war, was wir in Deutschland nennen: ein gebildeter Mann; er war auf Universitäten, im Felde, am Hofe, durch Umgang und zuletzt, während unabhängiger Musse und Einsamkeit, durch viele Studien, wie zum Weltmann, so zum Gelehrten herangebildet und war, was uns besonders wichtig sein muss, in seinen letzten 12 Jahren zu einem der grössten Mittelkenner geworden, zugleich aber durch absonderliche Schicksale — den Tod der Geliebten, welche die Einzige blieb — zum Sonderlinge.

Ungewiss ist, wenn er sich in Wismar (wo er auch im September 1849 starb) niedergelassen. Sicher ist aber, dass er schon im Jahre 1840 Hochpotenzen (wie er sie zum Unterschiede gegen Hochdynamisationen nannte, weil seine Fabrikate viel sorgfältiger bereitet seien und eine viel entschiedenere Wirksamkeit haben sollten) an einzelne Aerzte wie Stapf und Gross übersandte, wobei er auf Thierheilungen fusste, die allerdings, wie Bönninghausen richtig bemerkt, am allermeisten berechtigt sind den Ausschlag zu geben, weil sie unabhängig von allem moralischen Glauben und aller Diät sind.

Jenichen begann mit 100., 200., 400., dann hörte man von 800., 2500. und endlich sogar von 8000. und 16,000 Verdünnung. Sein Verfahren behandelte er als ein Geheimniss und theilte es nur an Stapf mit (der Letzteres billigte) und an Hering, der noch heutigen Tages im Besitze sämmtlicher schriftlicher Dokumente sein will, eine Bekanntmachung, vollkommen im Widerspruch mit Jenichens eigenen ihm gestellten Bedingungen aber, verweigert, weil keiner von den Aerzten die lediglich nur mit diesen Mitteln heilten, sondern nur Gegner oder Hochpotenzennachahmer darauf bestanden hätten. Allerdings findet sich in der Hygea XXI. 557 ein Brief Jenichens an Dr. Segin vor, in welchem er anführt, dass er jedes Gläschen zwölf mal, und zwar mit so kräftigen Armschlägen schüttle, dass die im Glase befindliche Flüssigkeit bei jedem Armschlage ertöne, wie das Klimpern mit Silbergeld, denn nur diese heftige Friction sei im Stande, die wachsende Entwicklung der Arzneikraft zu bewirken, aber dies kann nie und nimmermehr das Geheimniss sein. Das was Hering bis jetzt mittheilte, besteht in folgenden fünf Punkten: 1) Die Vehikelmassen sind weit grösser im Verhältnisse zur Arznei; 2) das Schütteln war weit kräftiger und wurde länger fortgesetzt; 3) die Zahlen sind in Stufen ausgedrückt, und zwar im Verhältnisse; 4) es wird sich nicht leicht Jemand finden, der die Hochpotenzen nach Jenichens Art nachahmt und 5) hat er genug Arzneien vorbereitet für uns und unsere Kindeskinder noch. *)

Die Bürgschaft eines Stapf und Gross gewann den Hochpotenzen

*) Rummel hat bei Vertheidigung des Apotheker Petters und seiner Hochpotenzen aufgestochen, dass Jenichen in einem Zeitraume von 1 Jahr 200 Arzneien bis 8000 verdünnt haben wolle, wozu er aber unbedingt einen Zeitraum von 10 Jahren hätte haben müssen.

schnell eine grosse Masse Anhänger und die Lehre lief bereits ernstliche Gefahr, die Grenzen alles Fasslichen zu überschreiten, als die schon früher erwähnte, gediegene Opposition hervortrat.

Paul Wolf in Dresden verwarf in seinen 18 Thesen für Freund und Feind (Archiv 1836) Hahnemanns Arzneiprüfungen mit der 30. Verdünnung; ihm schloss sich Strecker (Medicinische Jahrbücher mit besond. Berücks. der specif. Heilmethode, Bd. 4, 3. und 4. Heft) Watzke (Homöop. Bekehrungsepisteln), Trinks und Griesselich an. Letzerer vereinigt gleichsam wie in einen Excerpt die Ansichten Aller in folgenden beiden Punkten, die er in seinem Handbuche S. 86 aufstellt:

1) Prüfungen, welche nur mit hohen Arzneiverdünnungen an Gesunden angestellt sind, müssen nothwendig zu einer Menge von Fehlschlüssen führen, da wir hier Gefahr laufen, jedwede subjective Angabe der Prüfungspersonen für baare Münze zu halten; eine Arzneimittellehre, welche auf blossen subjectiven Angaben beruht, kann aber unser Zweck nicht sein, da diesen Angaben das nothwendige Gegengewicht durch die objectiven abgeht.

2) Der wirkliche reine pharmakodynamische Versuch ist der am Gesunden, das Ergebniss jedes anderen ist nur als Beihülfe anzusehen; im ersten Range stehen in dieser Hinsicht die Erscheinungen a. welche bei Vergiftungen beobachtet werden, b. welche sich bei Kranken kundgeben, an denen sich in Folge grösserer, offenbar wirkungsfähiger, kräftiger Gaben Arzneisymptome einstellten; — wenig oder gar keinen Werth haben dagegen solche, die nur von Kranken entnommen sind, denn sie können gar nie als reine Wirkungen angesehen werden. — Symptome vollends, welche an Kranken unter dem Gebrauche einer Arznei verschwinden, in eine reine Arzneimittellehre einschwärzen, hiesse nichts anderes, als den Beelzebub hereinlassen, nachdem der Satan draussen ist.

Gleichzeitig mit ihnen gingen Andere daran, um den Glauben an Arzneikraft — Uebertragung auf Milchzucker, Wasser und Alcohol — Schranken zu setzen, den Stoff in denselben mit physikalischen Kräften zu verfolgen. Segin war 1838 der Erste. Er untersuchte damals die ersten sechs Centesimalverreibungen des Kupfers und fand unter einem Mikroscop mit 75maliger Vergrösserung noch in jedem Stäubchen einer jeden Verreibung die schwarzbraunen Kupferkügelchen im Milchzucker

gleichmässig vertheilt; in der 7. Verreibung erkannte er nichts mehr. Zur Vervollständigung dieser Versuche nahm er 1838, wie Rummel später, das Sonnenmikroscop zu Hülfe und wollte hier noch in der 200. Verdünnung desselben Metalles seine einzelnen Theile gesehen haben. Während er seine Resultate im Archiv Bd. 12, Heft 1 niederlegte, brachte später die Hygea und die östereichische Zeitschrift für Homöopathie (16. Bd., S. 17 und 1. Bd., 1. Heft, S. 153) die ungemein vervollständigten Beobachtungen Mayerhofers. Dieser hatte, um ja keiner Täuschung anheimzufallen, mit einem Plösslschen Instrumente zu allererst Milchzucker, Alcohol und destillirtes Wasser und dann später erst, die von ihm selbst gefertigten Präparate (2: zu 98) untersucht. Da seine fleissigen und sorgfältigen Beobachtungen vielfältig den Jenichenschen Anhängern als Medusenhaupt entgegen gehalten wurden, ist eine strenge Durchmusterung dringendstes Gebot.

M. benutzte stets eigens gefertigte (2: 98) und zwar aus Folien und feinen Niederschlägen (erst verriebene und dann verdünnte) Präparate und ging zu ihnen über, nachdem er die 3 Vehikelmassen mit ihren etwa mikroscopisch hervortretenden Eigenschaften, genau kennen gelernt hatte. Mit Entschiedenheit präsentirte sich ihm Platin noch in der zehnten, ja nóch in der zwölften und dreizehnten glaubt er Platina-Atome gesehen zu haben; 7—8 derselben fallen nach mikrometischer Messung auf den Abstand von $^1/_{120}$ Linie. Vom Blattgold, das in dieser Form viel Bereitungsschwierigkeit bietet, zeigte die fünfte schon kein Metall mehr, hingegen von präcipitirtem noch die zehnte und elfte. Silber kam in der 12., Eisen in der 7. und 8., Quecksilber in der 9. und 10., verriebener Kupferstaub endlich in der 11. und 12. noch zum Vorschein. Als Endergebniss seiner Versuche stellte er folgende Schlüsse auf:

1. Die Metallkönige behalten selbst im feinsten Atomenstaube alle Metalleigenschaften unzerstörbar bei und sind (gegen Hahnemann) in Wasser und Weingeist unlöslich.

2. Der Metallglanz zeigt sich bei den edlen Metallen bis zu den kleinsten sichtbaren Punkten, hört jedoch bei den unedlen wegen eintretender Oxydirung früher auf.

3. Durch das Verreiben werden die Stoffe fortschreitend zerspalten, zertheilt, verkleinert. Die Stoffe werden dadurch für den Körper auf-

nahmsfähiger; den Vorgang des Verreibens kann man daher Entfaltung, Befreiung, Aufschliessung, und im Anbetracht der Imponderabilien, Erregung, Erweckung der Arzneikräfte nennen. Zweifelhaft ist es, ob bei dem Schütteln die Theilchen sich noch weiter spalten; gewiss ist eine Erregung der Electricität und des Magnetismus.

4. Die reale Theilbarkeit der Materie geht ausserordentlich hoch, ist aber endlich und begrenzt, sie bleibt weit hinter der idealen Unendlichkeit der Mathematik zurück; die sichtbaren Arzneitheilchen werden kleiner und kleiner, nehmen an Menge mehr und mehr ab und hören endlich auf. — Das kleinste Stäubchen eines präcipitirten Metalles ist 64 Mal kleiner als ein Blutkügelchen; in einem Gran Pulver z. B. von Zinn der 3. Verreibung (2: 98) erhält der Kranke nach den auf mikrometrische Untersuchungen gebauten Angaben Meyerhofers 115,200,000 getheilter und noch theilbarer Metallkörnchen.

Nach ihm bemächtigte sich Doppler, Professor der Mathematik und Physik zu Prag des Themas und schrieb, jedoch ohne die Homöopathie und Hahnemann zu citiren, in die Zeitschrift für Physik und verwandte Wissenschaften von Baumgärtner nnd von Holger eine Abhandlung: „über das Grosse und Kleine in der Natur“. In ihr legte er dar, dass man nicht berechtigt sei die Wirkungen der Arzeneikörper nach der Grösse der Masse und nach dem Gewichte zu bestimmen maassgebend sei nur, wie ja auch Hahnemann behauptet, die Grösse ihrer wirksamen Oberfläche. Wie er nachweist wird die physische Oberfläche eines Arzneistoffes durch den Vorgang der Verreibung mit einem Bindemittel in einer bestimmten mathematischen Progression vergrössert; durch Verreibung ohne ein Bindemittel wird dieser Zweck nicht erreicht. Gleich Mayerhofer ertheilt auch er der Electricität eine Hauptrolle und äussert dass bei so ungemein vergrösserter Oberfläche natürlich auch die Menge der freien Electricität im gleichen Grade zunehmen müsse. Für gewiss könne man annehmen, dass die durch Verreibung so ungeheuer hervortretende Electricität nur eine äusserst geringe Spannung besitze und dass nur etwa der leere Raum und die Nervensubstanz (als beste Leiter) nicht aber Metalle und andere Körper ableitend auf die Electricität einzuwirken vermöchten. — Ferner wiess er auf die Möglichkeit hin, dass sich durch das Verreiben chemisch verwandter Stoffe bei fortwährend sich vergrössernden

Berührungsflächen eine chemische Verbindung bilden möge und legte hierbei auf den Umstand ungemeines Gewicht, dass wenn man einem nicht gar zu kleinem Theilchen einer so verriebenen Materie einen genügsam guten Leiter, z. B. einen Nerv nähert, diesem Theilchen sein geringer Antheil oberflächlicher Electricität durch den Nerv entzogen werde; das Theilchen bleibe so mit in einem entladenen Zustande zurück. — Habe dagegen die Verkleinerung einen gewissen Grad erreicht, der abhängig ist von der Beschaffenheit des verkleinerten Stoffes und des Bindemittels (z. B. also des Milchzuckers), so werde die so äusserst geringe Masse von der auf der Oberfläche befindlichen Electricität überwältigt und bei dargebotenem guten Leiter mit fortgeführt. Er nimmt also an, dass die Arzneikörper erst in einem Zustande wo die Masse der Theilchen nach allen Richtungen hin beweglich, gleichsam lebendig geworden sind (also nach fortgeführten Verreibungen nach homöopathischer Manier) fähig und tauglich werden, in den Organismus einzudringen und heilkräftig zu wirken.

Da, sagt Doppler, anzunehmen ist, dass Gesundheit von einer völlig ungehemmten und überall gleich freien Nerventhätigkeit begleitet zu sein pflegt, so wäre es äusserst wahrscheinlich, dass sich bei gestörter Gesundheit das Leitungsvermögen da und dort in abgeändertem Zustande befinde. — Gleich wie nun aber (um ein Gleichniss zu gebrauchen) strömende Gewässer ihren Sand da absetzen, wo die Strömung eine Hemmung erleide, so möge es sich ähnlich verhalten mit den electrischen Strömen, welche ihre Arzneistäubchen an den kranken Stellen absetzen. Zu eruiren ist also, dass Doppler den Arzneiatomen ihre Eigenthümlichkeit belässt; ihm wirken die Atome ganz allein, nicht etwa die Electricität oder wie noch andere annehmen der Magnetismus.

Nach ihm trat Rummel mit seinen Sonnenmikroscopuntersuchungen auf (Allg. H. Z. Bd. 29, Nr. 3.) Er wurde bei seinen ersten Unternehmungen, welche China, Sepia, Belladonna 200 und dann im Contraste China 12 dem neu auftauchenden Sonnenmikroscop und zwar zu einer Zeit unterwarfen, wo eben so oft Andrang anderer Zuschauer, als fehlender Sonnenschein das Vorhaben störten, ebenso wenig einer bestimmten Aufklärung Meister als später bei einer zweiten im Verein mit Schneider, wo noch dazu ein noch schlechteres Sonnenmikroscop als Probierstein benutzt wurde. Sie sahen stets etwas — aber die

Verschiedenheit der Mittel und eine fortwährend abwechselnde Farbenspiegelung, Opalisirung, die bei allen nacheinander untergeschobenen Objecten eintrat, liess nie zu einem sicheren Schlusse kommen.

Den Schluss über den Werth des Grossen und Kleinen zu einer endgültigen Entscheidung zu kommen, machte endlich J. W. Arnold, indem er von dem Punkte wo Spallanzani aufgehört hatte, weiter vorwärts schritt. Spallanzani vermischte bekanntlich 3 Gran Froschsamen mit gleichen Theilen Wasser, dann mit der vierfachen Menge, dann mit einem Pfund. Er dehnte diese Versuche unter Vorsichtsmaassregeln aus (die „Verwunderung" sollte bei ihm der „Beobachtung keinen Eintrag thuen"); immer noch hatte der Samen seine Fähigkeit nicht verloren; selbst bei 18 Unzen Wasser war diese Fähigkeit noch vorhanden wie bei 1 Pfund; bei 2 Pfund auf 3 Gran Samen hatte die Zahl der sich entwickelnden Froschlarven abgenommen, bei 3 und 4 Pfund war die Abnahme noch stärker; allein noch bei 22 Pfund entwickelten sich einige Larven. — Ein Tröpfchen Flüssigkeit (welche aus einer Mischung von 18 Unzen Wasser und 3 Gran Froschsamen bestand), mit einer Nadelspitze an Froscheier gebracht, befruchtete öfters eben so geschwind, als reiner Samen (das Tröpfchen hielt $^1/_{50}$ Linie). —

Während Spallanzani seine Versuche mit einer grössern Menge Wassers machte worin immer dieselbe Menge Samen war, nahm Arnold seine Beobachtungen mit Verdünnungen nach der Centesimalscala vor. In jedes Glas Wasser that er vier bis zehn Froscheier und liess die Gläser nun zwölf Tage ruhig stehen; in dem Glase Nr. 2 waren 3, in dem Glase Nr. 3 aber nur 1 Larve entwickelt. In Nummer 1 waren die Eier in Verderbniss übergegangen, später in den anderen. — Es geht aus diesen Versuchen hervor, dass bei Arnold noch der millionste Theil (die 3. Verdünnung) befruchtete, während bei Spallanzani noch der 42,240. Theil (3 Gran auf 22 Pfund) es that; der Versuch von Arnold ist daher noch viel sprechender.

An diesen ersten Versuch (Hygea X. S. 489) reihte er noch einen anderen mit verdünnter Kuhpockenlymphe an. (Hygea XIV. S. 531). Ein Theil Impfstoff mit 100 Theilen reinen Brunnenwasser auf den rechten Arm dreier Kinder geimpft, während am linken Arm unmittelbar vorher mit reiner Lymphe (vermittelst einer anderen Lancette) geimpft worden war, lieferte bei zwei kleinen Kindern kein bestimmtes

Ergebniss; auch die reine Impflimpfe hatte nur ungenügende Pusteln gegeben, nur am linken Arm kamen Pusteln; bei den 3. Kinde fanden sich aber am 8. Tage links 4, rechts 2 kräftige und echte Pusteln. — Eine Mischung von einen Theil Impfstoff und 100 Theilen Brunnenwasser, 12 Tage aufbewahrt (bei einer mittleren Temperatur von 16—18 °. R. erzeugte bei einen auf beiden Armen geimpften Kinde je eine Blatter von echter Beschaffenheit.

Segins (allerdings nur die tiefern), Mayerhofers und Kochs (die Homöopathie S. 584) Versuche, welche der Materie fast bis zur Hälfte der 30. Potenz auf die Spur kamen und den Beweiss lieferten dass unter entsprechenden Verhältnissen die höher folgenden Verdünnungen unzweifelbar immer noch helfen müssten, selbst wenn man auch wegen Mangelhaftigkeit der Instrumente die Materie nicht nachzuweisen vermöge, — wurden überall mit Beifall begrüsst. Höchst traurig erging es aber dem strebsamen Rummel und zwar weil er erstens für die Hochpotenzen in der 200. Potenz auftrat, 2. nur die Petterschen zu Grunde gelegt und 3. die Sünde begangen hatte ein Sonnenmikroscop zu Hilfe zu nehmen.

Griesselich früher mit Rummel in hartnäckiger selbst an das Persönliche anstreifende Kämpfe verwickelt und erst seit Kurzen mit ihm ausgesöhnt, fasste den Fehlgriff mit den Sonnenmikroscop wenn es überhaupt ein Fehlgriff zu nennen war, denn die Sonne hat ja für uns Homöopathen neuester Zeit recht schlagende Beweise geliefert, an die einzelne Sophomores auch nicht gedacht haben) äusserst ruhig auf. Er wies darauf hin, dass das, was Rummel eine schnelle kreisende Bewegung einer unendlichen Menge Atome nennt, nichts als die einfache Erscheinung der durch die Verdampfung des Alkoho's bedingten Bewegung der Flüssigkeit mit feinen Korkresten gemischt sei. Ist das erstere auch richtig, so ist das zweite doch immer nur eine Vermuthung, die einer anderen gegenüber gestellt wird.

Ganz anders verfuhr Hering, wie wir aus seinem eigenen Aufsatze (Allg. H. Z., Bd. 34, Nr. 4): „C. H., der Amerikaner, wie er leibt und lebt, durch Deutschland wanderte, über Hochpotenzen Gesetze gab und endlich sich selbst auslegt,“ mit Noten von Rummel, sehen. Auf der Centralversammlung zu Brauschweig nannte er, als man ihm damit be-

kannt machte, dass ausser den Jenichen'schen auch Petter'sche Hochpotenzen existirten und bei Untersuchung mit dem Sonnenmikroscop höchst wichtige Resultate abgegeben hätten, den Sonnen-Mikroscopisten (mithin den daneben sitzenden Untersucher) einen Ignoranten und verfolgte (nachdem er ein einziges Mal von einem, wie er sagt, berühmten Homöopathen, welcher jedoch stets mit Jenichen'schen Potenzen laborirt hatte, einen Brief empfangen, in welchem dieser die Petter'schen Hochpotenzen als vollkommen untauglich hinstellte), ohne dieselben selbst einer Prüfung zu unterwerfen, Jahre lang diese Fabrikate auf Tritt und Schritt.

Nicht minder rücksichtslos handelte Dr. Genzke (Hygea Bd. 31, Heft 2, S. 150 bis 171); er nannte die Hochpotenzen Schnurpfeifereien und Rummel einen Geisterseher.

Ruhig und geistreich wie immer, mengte sich endlich Attomyr in den Streit. In seinem Aufsatze: „Die Hochpotenzen vom mathematischen und chemischen Standpunkte betrachtet" (Allg. H. Z., Bd. 34, Nr. 16) sagt er, indem er die zweite Hälfte, den chemischen Standpunkt behandelt, unter anderen: „Die Verdünnung der unlöslichen Arzneien muss bei der 3. Verreibung aufhören und durch die folgenden Verdünnungsgläser können nur zufällige Mengen des millionfach verkleinerten Arzneikörpers mitgeschleppt werden, bald mehr bald weniger, zuweilen vielleicht, besonders in den entfernteren Verdünnungsgliedern, auch gar nichts.

Ferner: in der 9. Verdünnung der Platina sieht man mit Hülfe des Mikroscops, Körnchen dieses Metalles, die denen der 3. Verreibung ganz an Grösse gleichen. Dass dies keine trillionfach verkleinerten Platinatheilchen waren, beweist der Umstand, dass es keine Gläser giebt, die trillionfach vergrössern. Es ist möglich, dass ein solches Platinatheilchen (da ja Hahnemanns Satz: dass an sich unlösliche Arzneien von der 3. Verreibung an löslich werden, gleichfalls durch mikroscopische Untersuchungen wiederlegt worden ist) auch 200 Verdünnungsgläser durchwandert und dass es unterm Sonnenmikroscop Rummel zu Gesichte kommt; aber es ist deshalb nicht die 200. Platinaverdünnung, sondern es ist ein Stäubchen der 3. Verreibung.

Wer eine 30. Verdünnung von Gold, Silber oder andern unlöslichen Mitteln haben will, muss es auf trockenem Wege erreichen; auch die

Jenich'schen 200. Verdünnungen können nichts Anderes als Atome der 3. Verreibung enthalten; es wäre denn, dass Jenichen diese Stoffe auf trockenem Wege so weit verdünnt hätte, was unmöglich ist oder dass er sie in Säuren aufgelöst hätte, was gegen die pharmakologischen Normen und durchaus zu verwerfen wäre.

Schliesslich sagt er: den Feinden der Hochpotenzen die ungeschickt genug waren, das Experiment Rummels zu ihrem Vortheile nicht auszubeuten, muss ich bemerken, dass auf die Hochpotenzen der löslichen Stoffe das Vorgetragene keine Anwendung finden kann, denn bei diesen Arzneien ist die gleichmässige Vertheilung vollkommen effectuirbar, so dass in der 200. Verdünnung auch in der That ein zweihundertfach verdünnter Arzneikörper enthalten ist, den freilich kein Mikroscop sichtbar machen wird.

In der Einleitung zu seinem Aufsatz hatte er überdies gesagt: Man kann die homöop. Verdünnungen von 2 wesentlich verschiedenen Seiten einer Betrachtung unterwerfen, nämlich von der isolirten, d. h. als Verdünnungen an sich und 2) im Conflicte mit dem Leben, worüber wir hier nicht zu reden haben.

Kallenbach wollte hierin ein Bekenntniss Attomyrs finden, dass wenn auch Atome der 3. Verreibung in fernere Verdünnungen verschleppt seien, er diesen doch eine von der 3. Verreibung wesentlich verschiedene Wirksamkeit zutheilte, was Ersterer allerdings weder ausgesprochen, noch angedeutet hatte. Hierauf fussend sagt er: „Warum sollen wir überhaupt bei der Betrachtung unserer höheren Arzneibereitungen die Materie ganz aufgeben und uns bei Erklärung ihrer Wirkungen an den reinen Dynamismus halten? Wir haben meines Erachtens, um die Wirkung der Hochpotenzen erklärlich zu finden, einen viel einfacheren Ausweg, nämlich die Contactwirkung. Zwei aneinander gelöthete Metallstücke von Zink und Kupfer erregen auf 1000 und mehr Jahre einen unaufhörlich elektrischen Strom, ohne dass die Materie selbst verändert wird. Die Chemie lehrt uns, dass zwei verschiedene Flüssigkeiten bei ihrer Vermischung immer Wärme erzeugen, und sie lehrt uns ferner, dass zwei Stoffe, die in innige Berührung mit einander kommen, sich in ihren Eigenschaften wesentlich verändern können, ohne dass ein Uebergehen der Atome chemisch nachgewiesen werden kann. Man denke an die

Aetherbildung, wo der Weingeist sich in Aether verwandelt, ohne dass die beigemischte Säure in quali und quanto verliert.

Wenn wir zugeben, dass analog mit diesem chemischen Process ein Gran der dritten Verreibung von Platina, von Kieselerde etc. den damit vermischten Weingeist durch die Contactwirkung in seiner Eigenschaft abändert, (oder heilkräftig macht), so kann diese Modification des Stoffs von der vierten Verdünnung zur fünften, von dieser zur sechsten und so bis ins Unendliche übertragen werden. Ob bei dieser Stoffmodification durch Contact die Atome selbst verwandelt oder nur in ihrer Stellung zu einander sich anders verhalten, dies ist eine Frage, zu deren Antwort die Wissenschaft noch nicht ausreicht und deren Lösung wir wohl abwarten können."

Da wir es hier zumeist immer nur mit einer Gabengrösse zu thun haben die auf 200 gipfelt, ausserdem auch unser vorher bestimmtes Ziel, also das Jahr der Denkmalsetzung, fest halten müssen, so brechen wir hier den Kampf ab. Wir ignoriren mithin vorläufig alle Ergebnisse eines Croserio, Mure, Nunez und Anderer mit ihren in die Tausende gesteigerten Potenzen, lassen ebenso vor der Hand Bönninghausens (Allg. H. Z., 59, 22) aufgestellte Wirkungsscala: die Schnelligkeit der Heilwirkung der 200. Potenz zu der dritten Verreibung verhält sich wie 4 zu 1 etc. und endlich Dr. L. Sterns aus Miskolcz geistreich satirische Wiederlegung des Dr. Fincke in Brooklyn links liegen und übergeben Rummel mit seinen Ketzereien (Allg. H. Z., Bd. 38, Nr. 10) vorläufig das Schlusswort. Nachdem dieser im 34. Bd., wie wohl er sich wiederholt vorher einen schlechten Rechner genannt hat, den Jenichenschen Arbeiten mit folgender Note einen mathematischen Todesstoss versetzt hat:

„Man hat unter Anderen die jahrelange mühsame Bereitung hervorgehoben, der die Hochpotenzen ihre Entstehung verdanken und die Petters'schen damit geringer zu stellen gesucht, dass sie in einigen Monaten bereitet wären. Nun genügt aber eine ganz kleine Rechnung, um gerade das Gegentheil zu beweisen, nämlich, dass die letzten Bereitungen von Jenichen in viel kürzerer Zeit als die Petters'schen verfertigt wurden. Herr Petters potenzirte 150 Arzneien in mindestens etwa 3—4 Monaten (wahrscheinlich brauchte er sogar länger) bis zu 200. Herr Jenichen potenzirte binnen 1, höchstens anderthalb Jahre

etwa 200 Arzneien bis zu 2000, 4000, 8000, wir wollen im Durchschnitt zu 4000 annehmen und die in früheren Jahren bereiteten 200—400 Potenzen abrechnen. Um die 4000. Potenz herzustellen, gehört aber gerade 20 mal mehr Zeit als zur Bereitung von 200; er hätte also, wenn er mit gleichem Zeitaufwand als Petters hätte arbeiten wollen, 20 mal 3 Monate, also fünf Jahre zu seiner Arbeit brauchen müssen. Ich erwähne dies nicht, um die Petters'sche Arbeit zu erheben, sondern nur um zu zeigen, welcher beharrlichen Mittel man sich bediente, um recht laut in die Lärmtrompete zu blasen"

schliesst er dort, und zwar in Form eines Art Codex, der eigentlich zu einem mündlichen Vortrag für den Centralverein bestimmt war, indem er an die Diät und die Wahl des richtigen Heilmittels die Gabe anschliesst, mit folgenden Cardinalsätzen:

1) Bei ganz passender Wahl helfen niedere, höhere und höchste Verdünnungen 3—2000 sicher und ohne Beschwerden.

2) Bei nicht ganz genau passender Wahl entstehen viel öfter dem Mittel eigenthümliche Nebenbeschwerden, als Verschlimmerung der ursprünglichen Krankheitssymptome, obgleich es an letzteren auch nicht fehlt. Die Verdünnungsstoffe scheinen dabei keinen besonderen Einfluss zu haben, mehr die Empfänglichkeit des Kranken für gewisse Arzneien; höhere Verdünnungen scheinen jedoch leichter und öfter solche überschüssige Symptome hervorzutreiben, als niedere.

3) Ohne dass wir den Grund immer entdecken können, hilft manchmal eine höhere Verdünnung eines Mittels, wo eine tiefere nicht half und umgekehrt. Weit öfter aber ist es der Fall, dass die Wahl nicht eine richtige war, wenn auf ein Mittel gar keine günstige Veränderung erfolgt.

4) Wenn ich nur eine Verdünnungsstufe anwenden dürfte, würde ich viel lieber die 30. dazu wählen, als die dritte, besonders wenn es sich um chronische Krankheiten handelt. Bei akuten Krankheiten scheinen manchmal niedere Verdünnungen schneller zu helfen, als höhere, selbst bei sehr reizbaren Subjecten milder zu wirken. Desshalb verschmähe man nicht die ganze Stufenleiter von 1 bis 200, oder, wenn man will, noch höher.

Am Schlusse dieses hier weit über die Hälfte fortgesetzten Streites über die Arzneigabengrösse haben wir jedoch noch die Frage aufzu-

nerfen: erhielt die Potenzirtheorie mit ihm oder durch ihn wohl eine feste Grundlage?

Griesselich sagt: die von Segin, Mayerhofer und später von Rummel angestellten Untersuchungen, was bewiesen sie anders als das unbefriedigte Gefühl des menschlichen Geistes.

Sogenannte Arzneikräfte ohne Stoff sind wahrhaft unheimlich, sie wiederstreben dem Verstande, darum suchten die Forscher nach einem festen Boden, und das ist der Arzneistoff, als Träger einer Kraft, deren Eigenthümlichkeiten so verschieden sind, als es Stoffe gibt.

Wenn wir mithin zur Beantwortung der oben angeführten Frage schreiten, müssen wir allerdings sagen: in Wirklichkeit erhielt zwar die Potenzirtheorie keine feste Grundlage, denn nur die primitive Vermuthung dass die Materie und noch dazu selbst die längst aus dem Bereich aller menschlichen Beobachtung durch hohe Verdünnung entrückte Materie das allein Wesentliche, Wirkende und Heilende sei und sein müsse, wurde nach wie vor festgehalten und der Aufdrängung des Hahnemannismus und Dynamismus, der Electricität und Magnetismus, der Gährung, Ansteckung und anderen metamorphosirenden oder vielmehr begeistigenden Ablagerungen zwischen Stoff und Vehikel nach wie vor kräftig Widerpart gehalten, — aber wir müssen hinzufügen, dass die beharrlich vertheidigten Ansichten und Schlüsse (wie sich eben neuerdings ergeben hat) richtig und entgültig und zwar in einer bei Weitem grösseren Majorität der Vertheidiger als der Bekämpfer sich erhielten.

Obschon nun die Entdeckungen eines Kirchhoffs und Bunsens und die sich für uns hier anschliessenden offenbaren Schlussverhandlungen eines Grauvogl und Hoppe erst in die allerneueste Zeit fallen, begehen wir doch gewiss keinen grossen Missgriff, wenn wir an diesen passenden Platze die Geschichte der Potenzirungstheorie gleich ein für alle Mal abschliessen. Die Zahl derjenigen, welche nach dem Jahre 1850 schlechterdings noch zwischen Stoff und Vehikel, ein absonderlich von der Natur für den mit einer gewissen Inspiration seine Mittel schüttelnden Homöopathen, erwachendes Medium annahmen, oder ein aussergewöhnliches Patent auf persönlichen Magnetismus zu haben glaubten, ist ja ungemein bescheiden und ihre wissenschaftliche Bedeutung, da sie durchaus nichts weniger als Neues brachten, gewiss nicht berechtigt für sich allein noch eine Epoche zu beanspruchen.

Hahnemann hatte um den Beweiss zu führen, dass durchaus nicht das Massenhafte es sei, was Wirkung auf den Organismus erziele, zu wiederholten Malen die Imponderabilien Licht, Wärme, Affecte als Beweismittel angezogen und, wie wir wissen, die Verdünnungen die letztere Zeit als wahre Steigerungen des Arzneivermögens, wahre Vergeistigungen der inwohnenden dynamischen Kraft, wahre Enthüllungen und Lebendigmachungen ihres arzneilichen Geistes ganz unvergleichbar den Zahlenbrüchen hingestellt.

Hering den im Jahre 1836 jene Emancipation von Hahnemann, welche er ein Jahr später im Archiv, 16. Bd., 3. Heft mit den Worten niederlegte: „Man hält mich allgemein für einen Schüler und Anhänger Hahnemanns, und ich erkläre, dass ich zu denen gehöre, die ihm am getreusten anhängen und zu denen die seiner Grösse mit Begeisterung huldigen, aber dennoch erkläre ich auch, dass seit meiner ersten Bekanntschaft mit der Homöopathik (im Jahre 1821) bis auf den heutigen Tag ich noch niemals, auch keine einzige der Theorien im Organon so angenommen habe, wie sie da gegeben werden" — bereits wie wir später sehen werden, mehrere Mal zu selbstständigen homöopathischen Heilgesetzversuchen gedrängt hatte, Hering war (Archiv Bd. 15, Heft 1) auch hier der erste, welcher zwischen Stoff und Vehikel ein neu erwachendes Agens, eine neue Grundkraft substituirte und sie aus Pietät gegen den, nach seiner Ansicht noch viel zu sehr mit einer unumwundenen Publication dieser wichtigen und nicht zu bezweifelnden Fähigkeit, zaudernden Meister, Hahnemannismus nannte. Seine Idee wurzelte auf der Annahme, dass dieses Agens darin bestehe, dass die Wesen in ihren Atomen anderen Wesen den Charakter jener einzuprägen vermöchten und er war desshalb der Meinung, dass man dieses Agens diese Kraft in Gesetzen wieder zu geben vermöge. Den Hahnemannismus selbst wollte er in der Physik zwischen Galvanismus und Mesmerismus rubricirt wissen und nahm an dass Glas, Kork etc. ebenso gut Isolatoren für ihn bildeten, wie für die Electricität. Dabei bediente er sich für die Theilung der Materie zu allererst des Wortes Spannung und wiess darauf hin, dass er das ganze Verhalten in seinem Arzneireiche darzustellen beabsichtige.

Die reine Hahnemannsche Potenztheorie vermehrte er zu derselben Zeit ausserdem noch mit mehreren Anhängseln, wie z. B. die Potenzen

wirken ohne Ausnahme auf Jedermann. — Es ist Gesetz, die Arzneikraft wirkt um so freier, je mehr die Masse sich vermindert. — Bei der Potenzbereitung hat man sich auf eine bestimmte Anzahl Schüttelschläge zu beschränken, um das Hyperpotenziren zu vermeiden (was Hahnemann erst auch einmal aufgestellt hatte später jedoch dem Gutdünken seiner Anhänger ganz und gar überliess).

Natürlich konnten auch die Korsakoff'schen Ideen nicht spurlos an ihm vorüber gehen, da sie der Hauptsache nach mit den seinigen harmonirten. Gestützt auf die Beobachtungen desselben ging er noch weiter und ertheilte den Dynamismus der Arzneien eine solche Uebermacht, dass nach ihm ein Kügelchen der 30. Potenz mit dem Inhalte des Fläschchens gleichviel ob es einen Kubickzoll Luft oder proportionelle Theile Wasser oder Milchzucker enthalte eine neue Potenz zu bilden vermochte und vermass sich mit einem einzigen Tropfen, ja mit einem Streukügelchen einen Trog Wassers arzneilich zu machen, während dem Hahnemann gesagt hatte, es sei nicht möglich ein Oxhoft Wasser in Masse mit Arznei zu schwängern, weil es keine denkbare Rühr-Anstalt dazu gebe.

Wir überspringen Korsakoff, der mit seiner Melange von Ansteckung, Gährung und Befruchtung eigentlich auch hierher zu rechnen ist, wie die schon erwähnten Segin, Mayerhofer und Doppler, welche in der Electricität eine Stütze zu finden meinten und gehen zu Hofrath und Prof. G. L. Rau in Giessen über, der bekanntlich schon 1825 sich durch seine tüchtigen Mittelprüfungen und bis 1838 durch mehrere homöopathische Werke bekannt machte. Auch seine Vorstellungen gingen in dem Werke: „Ueber dem Werth des homöopathischen Heilverfahrens (Heidelberg 1824 und 1834)" erst auch darauf hinausKräfte anzunehmen, die auf andere Stoffe durch Reiben etc. übergingen. Später nahm er jedoch Hygea 4. 299 die von ihm stufenweis fortschreitend anerkannte Steigerung schlummernder Kräite zurück und erklärte sie als Producte der Phantasie. Bei ihm findet sich auch zum ersten Male das Wort Depotenzirung. Indem er nämlich von Phosphor, Kampfer, ätherischen Stoffen etc. spricht: „Deren Wirksamkeit schon vollständig frei entwickelt ist, so dass keine höhere Steigerung mehr möglich wird, erwähnt er, dass man hier eigentlich nicht mehr, von Potenzirung, sondern vielmehr von Depotenzirung zu reden habe

indem es sich hier um ein sogenanntes Gift handle, um einen Rohstoff der als schädlich der Massenverkleinerung bedürfe, um unheilsam zu werden.“ Zwei Jahre darauf zieht der uns bekannte Hartlaub in Braunschweig in seinem Aufsatze: „Einiges über die Potenzirung der Arzneistoffe“ Archiv 16, Bd. 3, Heft 1837 dieses Wort in einen neuen Wirrwar. Bei Gelegenheit der Aufzählung einiger Mittel, deren Entwickelung er mit der 12. annimmt, während er die Erden, Metalle und Mineralsäuren theilweise bis zur 30. gelten lässt, spricht auch er von Depotenzirung, versteht jedoch darunter den Punkt, von welchem aus die Medikamente ihre Wirksamkeit vollkommen zu verlieren anfangen.

Werber (Hygea 1, S. 184) schliesst sich ziemlich genau an Rau an. Auch er unterscheidet, indem er die von Hahnemann der Potenztheorie gegebene Ausdehnung verwirft, Stoffe (wie Erden, Metalle) als solche, deren Oberfläche erst nach der Verreibung und Hinzutritt des Sauerstoffes und der Electricität (gleich Mayerhofer) einen anderen (heilsamen) Character annehmen und wieder andere (narkotische, äth. ölige) die schon so different und arzneilich wären dass sie des Entwickelns nicht bedürfen. Wir erinnern hier an Bernsteins naturwissenschaftliche Briefe (Berliner Volkszeitung, Februar) wo Sauerstoff, Kraft und Wärme als identisch hingestellt werden.

Schrön, der bekanntlich die Hahnemannsche Lehre nur sehr modificirt gelten liess, nennt in seinem Aufsatz „Hauptsätze“ der Hahnemannschen Lehre das Potenzirtwerden der Mittel schlechtweg nur einen Schein. Potenziren ist ihm Kraftsteigern und wiederspreche dem Zwecke der Homöopathie; Verdünnen ist ihm Kraftschwächen. „Der alte bewährte Satz *corpora non agunt nisi soluta* ist die Basis dessen was wahr ist an der ganzen Sache (Hygea 2120).“

Fielitz erklärte geradezu den Ausdruck Potenzirung für falsch und Schaden bringend und hielt die homöopathischen Präparate nur für Verkleinerungen. Dieselbe Ansicht theilten mit geringen Schwankungen Georg Schmid, H. G. Schneider, Lietzau, Strecker und Agidi, welch Letzterer stets den Ausdruck „Theilungsgrad“ dafür setzte und wenn man ein fremdes Wort lieber haben wollte Division an dieser Stelle zu gebrauchen vorschlug.

Griesselich zog in seinem Handbuche alle schon urgirten Punkte im §. 147 unter der Rubrik Schlussfolgerungen zusammen. Für uns

haben nur die Punkte Nr. 4, 8 und 9 werth. Indem er von Erden und Metallen spricht, sagt er unter 4: in diesem letzteren Falle ist es erlaubt vom Freiwerden und Entwickeln der Arzneikraft durch das Verreiben zu reden; es wird aber durch letzteres nicht erst etwas geschaffen, was nicht im Stoffe schon liegt, derselbe bleibt vielmehr seinem Wesen nach auch in dem Stäubchen, was er ursprünglich ist. 8. Es ist eine merkwürdige Thatsache, dass der Organismus für fein zertheilte Arzneimengen Empfänglichkeit besitzt, dieselbe ist jedoch äusserst verschieden; es ist ferner Thatsache, dass die Wahrscheinlichkeit der Wirkungsfähigkeit mit steigernder Massenabnahme abnimmt, so dass es Arzneiminima gibt, welche am Organismus spurlos vorüber gehen. Unsere Erkenntniss reicht aber nicht so weit, dass wir sagen können, hier hört die Grenze auf, was übrigens noch kein Recht gibt, die Wirkungsfähigkeit der Arzneiminima und die Empfänglichkeit des Organismus für grenzenlos zu halten und mit solchen Minimis in Krankheiten ein gefährliches Spiel zu treiben. 9. Es lässt sich also das Wesen der Potenzirtheorie darauf zurückführen: a. dass die Arznei dem Organismus in einem Zustande geboten werde, welcher die sicherste Aussicht auf Wirkung gibt, b. dass mit der geringsten Menge die grösstmöglichste Wirkung hervorgerufen werde.

Das grosse Leichentuch, welches das Jahr 1848 über ganz Deutschland ausbreitete, schlang auch seine riesigen Falten über die Hygea, jene Zeitschrift, welche unwillkührlich im Laufe der Zeit den rauhen kriegerischen Charakter ihres Erschaffers auffallend in sich verwebt hatte. Als Organ war zunächst nur die Allg. H. Z. zurückgeblieben und die Oesterreichische, denen sich vom Jahre 1855—1856 Hirschels Archiv für reine Arzneiwirkungen anschloss. Abhandlungen über das Thema was das eigentlich wirkende Medium der Potenzen sei, kehren in ihnen nicht mehr wieder. Fast allseitig war der Stoff als Urheber der Heilkraft anerkannt und selbst ziemlich in den höchsten Verdünnungen, deren äusserste Schranke wir hier als die 1500. annehmen wollen. Die Zeit hat gelehrt dass diese Annahme die richtigste gewesen ist. Aber auch über den Ausdruck „Dynamisation“ hatte sich von diesem Zeitpunkte an eine gewisse Scheu, eine gewisse Schwüle gelagert, selten nur stiess man noch in den Spalten der Literatur auf ihn und dann war es meist in den Legaten der mehr und mehr sich vereinzelnden Veteranen.

Da erklang plötzlich von Berlin, erst geheimnissvoll und dann wirklich offenbar anklagend, die Kunde, dass ein neu auftretender Homöopath Dr. Arthur Lutze mit seinen Medikamenten selbst sogar die von Vielen heilig gesprochenen Jenichenschen Hochpotenzen überflügelt zu haben meine und den thierischen Magnetismus als das eigentlich wirkende Medium erklärt habe. Fast gleichzeitig gab er in seiner Broschüre: „Hahnemanns Todtenfeier“ Erläuterungen über die Wirksamkeit homöopathischer Arzneipotenzen durch Lebensmagnetismus.

Er sagt in ihr: „Niemand hat bisher gewusst, wodurch homöop. Arzneipotenzen so kräftig wirken und die verschiedensten Vermuthungen sind darüber aufgestellt. — Erst vor wenig Jahren ist mir es klar geworden und hat sich durch sorgfältige Beobachtung von Tag zu Tag bestätigt, dass Lebens-Magnetismus die belebende wirkende Kraft der Arznei ist. Jeder, der meine Klinik besucht, hat gesehen, dass oft die heftigsten Schmerzen einem Striche meiner Hand oder einem blossen Worte, also der Kraft des Willens weichen; ja, dass jahrelange Leiden dadurch plötzlich und mitunter sogar für immer verschwinden.

„Die Erscheinungen der lebensmagnetischen Kraft erstrecken sich auch z. B. auf reines Wasser durch Auflegen der rechten Hand, während es mit der linken Hand gehalten wird und auf Zuckerpulver, welches durch fortgesetztes Schütteln in der Hand zu einer ungeheuren Wirksamkeit gesteigert wird.“

„Das Schädliche der Arzneistoffe, z. B. der Gifte, wird durch Verdünnung entfernt; die Eigenthümlichkeit aber, gewissermassen die Seele derselben bleibt und wird durch Lebensmagnetismus beim Reiben und Schütteln auf wunderbare Weise belebt und erkräftigt und dadurch fähig gemacht, auf verstimmte Nerven, die durch die groben Stoffe zerstört werden, heilend zu wirken.“

„Wenn gleich der Lebensmagnetismus auch nicht völlig zu erklären und zu begreifen ist, so sieht man doch die Wirkung desselben vor Augen, und nur wenige giebt es noch, die auch ihn ableugnen wollen.“

In einer beigefügten Note sagt er schliesslich noch: „darum kann ein jeder homöopathische Arzt Arznei bereiten; doch nach dem Maasse des Lebensmagnetismus jedes Einzelnen wird sich der Grad der Wirksamkeit der Arznei richten, welche er bereitet, und daher mag es auch kommen, dass mehrere Homöopathiker, welche Haus-Apotheken von mir

und Anderen besitzen, behaupten, dass die von mir bereiteten Potenzen eine bei Weitem stärkere und schnellere Wirkung hervorbringen, als die von Anderen, wie sie aus verschiedenen angestellten Versuchen abnehmen zu müssen behaupten. Fortgesetzte Prüfungen habe ich selbst nur mit Jenichens Hochpotenzen angestellt und gefunden, dass sie bei chronischen Leiden allerdings sehr tief und heilend eingreifen, aber doch langsamer wirken als die meinigen, ohne aber mehr zu erzielen; dass es vielmehr hei allen Potenzen nur darauf ankommt, jede Arzneigabe gehörig auswirken zu lassen. — Ich bereite jede Potenz bis zur 30., deren ich mich durchgängig bediene, mit mindestens 50 Schüttelschlägen.“

Trotz dieser neuen Interpretation der Potenzirgrundlage, trotz der nicht abzuleugnenden Thatsache, dass Lutze frappante Heilungen erzielte und — auf das Grossartigste von den Herzögen von Anhalt begünstigt — eine Heilanstalt errrichtete, die in Deutschland vergebens ihres Gleichen sucht, begegnen wir doch nirgends in der homöopathischen Literatur einem Oppositionsunternehmen. Der Gründe, warum dies geschah, sind mannigfaltige. Als erster mag der hinzustellen sein, dass Lutzes primitives Auftreten zu Berlin nicht allein dort das Gepräge einer unklugen Suffisance trug, welche einen gewissen Horror erwecken musste, sondern dass auch die kleine, aber vertraut miteinander lebende Schaar der Berliner Homöopathen ihm ein offenbares Désaveu gab. An diesen ersten mochte sich wohl ferner anreihen, dass den alten Aerzten noch gar zu sehr die Extravaganzen eines Mesmer, Fürsten Hohenlohe und des Bauer Michel vor Augen schwebten und den jüngeren die Entdeckungen Faradays, dessen Inductionsapparate Remak und Baierlacher soeben erst methodisch in die Medicin eingeführt hatten, mehr Gewinn und Haltbarkeit zu versprechen schienen, als diese blossen Vermuthungsgespinnste.

Wir kehren nach dieser von der Nothwendigkeit dringend erheischten bedeutenden Abschweifung wieder zu dem langsamen aber gediegenen Entwicklungsgang der Homöopathie zurück, der vom Jahre 1830 erschlossen worden war und begegnen hier zunächst Hering, dessen schon erwähntes geniales Emancipationsgelüste ihn zu einem neuen Vorschlag verlockt hatte. Es waren diess die „Simillima“, welche Stapf lebhaft unterstützte und selbst Hahnemann bedingungsweise nicht verwarf.

Griesselich hat in seinem Handbuche, indem er von der Isopathie spricht, den Passus gebracht: „Die Vaterschaft dieses ganzen Spuckes, der sich unter dem Namen Isopathie eine Zeitlang stark hervorthat, gehört jedoch Hering; wenigstens war er unverkennbar die nächste Veranlassung zum Durchbruche dieser Verirrung. Derselbe hatte nämlich im Jahr 1831 die Vermuthung geäussert, dass Schlangen oder Wuthgift Heilmittel gegen Hydrophobie sei, dass Pockengift gegen Pocken und Krätzgift gegen Krätze wirke. Rücksichtlich der Krätze bestätigte er später seine Vermuthung, und von da an hörte man dann häufig das Wort Psorin nennen und seine Wirksamkeit in sog. psorischen Krankheiten loben. Gelegentlich versichert er, dass eine Wanze, bis zur 30. Verdünnung potenzirt, die Wanzenbissentzündung heilen werde, weil es ihm bei andern Insekten ähnlich gelungen sei, ferner, dass (versteht sich „potenzirte“) gesunde Säfte und Leibestheile des Menschen auf den Menschen sehr starke Wirkung äusserten; das will er erfahren haben.

Hering räth also, die Ausschlagsstoffe (Krätze, Ausschlag etc.) zu „potenziren“ und gegen dieselbe Krankheit einzugeben, so zwar, dass jeder Kranke nur sein eigenes Krankheitserzeugniss erhält: Autopsorin. — Den Variolen, Varioloiden etc. soll auf diese Weise begegnet werden; die Cholerakranken sollen ihr ausgebrochenes Zeug potenzirt wieder schlucken, die Gelbfieberkranken den erbrochenen schwarzen Satz; die Schuppen der vom Scharlach Genesenen sollen als Mittel gegen den Scharlach gebraucht und den Typhuskranken soll Milchzucker auf die Haut gebunden werden, um das Typhusgift aufzufangen und es als antityphöses Mittel zu benutzen.

Mehr oder minder hatte also Griesselich hiermit Hering als den eigentlichen Erfinder, unter der Hand auch, indem er den ersten Gedanken wieder refusirte, wenigstens als Verehrer und Verleiter hingestellt und zu verstehen gegeben, mitgefangen mitgehangen.

Hering vertrug dies mehrere Jahre. 1853 fand er sich aber doch bewogen, einen förmlichen Protest einzulegen und wir begegnen diesem in der homöopathischen Zeitung 46. Bd., Nr. 16 mit einem so klaren abgerundeten Gang, dass wir mit wenigen Strichen wörtlich den Aufsatz vorführen, um so am besten der Wahrheit Rechenschaft abzulegen.

Er sagt: „Ich war von allem Anfange einer der ersten und schärfsten Gegner der Isopathie und es ist absichtliche Verfälschung, wenn dies

verschwiegen wird; es ist eine Entstellung der Wahrheit, wenn man unter dem Unsinne, bei dessen Wiederlegung mich als Zeugen des Unsinns anführt, und meine wie das Donnern dem Blitze folgende Protestation verschweiget.

Noch schlimmer ist es, dass die wichtigsten Sätze, welche durch eine Menge unabstreitbarer Thatsachen sich vertheidigen lassen, mit in die Seifenbrüche geschmissen werden, wenn das Kind mit dem Bade in die Gosse geschüttet wird.

Im Archiv für die homöopathische Heilkunst Bd. 14, H. 2, S. 135 steht:

Nächstens folgt auch ein Aufsatz gegen die Isopathiker, geschrieben den 8. März 1834.

Ich brauchte den Ausdruck „Episopatischer Leichensteinhaufen" in der philologischen Anmerkung Bd. 14, H. 3, S. 142.

Im Archiv f. h. Heilkunst Bd 15, H. 1, S. 8 fg. steht als Auszug des Erwähnten (im Mai 1834 abgeschrieben):

„Es hat nun die Erfahrung ein ganz neues Reich mächtiger Mittel aufgeschlossen, welches früher nicht einmal geahnt worden ist, und nur in verlachten Volksmitteln unverständlich und unbenutzbar vor uns lag. Mit der grossen Entdeckung — dass die Contagien arzneikräftig wirken, ist das Reich der Arzneien bis zu seinen äussersten Grenzen enthüllt; wir können keine neuen Kreise mehr ziehen, keine neuen Gebiete mehr dazu erobern. Doppelt mächtig überschaut nun die jugendliche Kunst das ganze Reich der Wesen, und alle Stoffe müssen ihr dienen. Und Krankheit selbst muss Mittel liefern, Krankheit zu vertilgen."

Zum Schluss bringt er die Thesen und ruft dabei aus, „um sie entbrenne der Streit, nicht aber um Persönlichkeiten."

Erste Stufe. Vermuthung. Das Schlangengift muss auch innerlich genommen wirken. 1822—1828 Archiv Bd. 10, H. 2, S. 4, gedruckt 1831.

Versuch. Es wirkt im ersten Versuche 1828 den 28. Juli und in mehr als hundert folgenden. Archiv Bd. 10, H. 2, S. 20, Bd. 13, H. 1, S. 165, Bd. 14, H. 1, S. 170, Monographie des Schlangengiftes.

Zweite Stufe. Vermuthung, das Hundeswuthgift muss auch innerlich wirken.

Versuch. Andere dazu aufgefordert 1830 d. 18. Juni Archiv Bd. 10, H. 2, S. 17, Bd. 18, H. 3, S. 32; aber Niemand hats gethan. Selber

gemacht so bald als möglich Juli 1833. Es wirkt auf Gesunde entschieden und so mächtig als irgend ein anderer Sff. Beweis in obigem, mehr kann gegeben werden, sobald man will.

Dritte Stufe. Vermuthung. Auch andere pathische Producte müssen innerlich wirken. 1830. Archiv Bd. 10, H. 2, S. 27, 29, 30, Bd. 13, H. 3, S. 62.

Versuch. Mit Psorin oder Krätzeiter. S. 30 mit Variolin 1830 angestellt. Mit Vaccinin und Pockengift später.

Beweise können beigebracht werden.

Vierte Stufe. Vermuthung. Die Wirkung dieser Nosoden muss einen Bezug haben auf die Krankheit, durch welche sie entstehen. Archiv Bd. 13 und 14.

Versuch zahlreich und entschieden genug.

Beweis in den Vorarbeiten.

Fünfte Stufe. Vermuthung. Auch gesunde Leibesproducte und Theile wirken und zwar ebenfalls auf dieselben Organe vorzugsweise, von denen sie genommen wurden. Archiv XIV, 2. S. 98, 99.

Versuch. In grosser Menge angestellt 1829—1834.

Beweis in den Vorarbeiten zu geben.

Sechste Stufe. Vermuthung. Die chemisch darstellbaren Grundlagen müssen das Wirksame sein, daher dergleichen Stoffe auf die Organe, welche sie bilden helfen, vorzugsweise wirken müssen, jedes nach seiner Art, eben so auf die Verrichtungen, bei denen sie betheiligt sind. 1833 XIII. 3. S. 65. 1834 XIV 3. S. 143.

Versuche mit Phosphorkalk, Fluor, Chlor, Oxygen und andern Gasen, Kohlensäure u. v. a. m. Bearbeitung des Eisen, Mangan, Schwefel, Phosphor, der Säuren, der Salze, dann des Kali und Natrum u. s. f.

Siebente Stufe. Vermuthung. Alle Wirkung aller Arzneien beruht auf dem durch sie bedingt werdenden Hervortreten der Verrichtung, welche sie beim Gesunden als dessen Leibesbestandtheile haben, oder indem sie an die Stelle solcher Leibestheile sich drängen, deren Verrichtungen abändernd. Archiv 22, 3, 106 und früher.

Versuche und Beweise in den Amerik. Arzneiprüfungen zu geben. Das Abdrucken derselben ist abhängig von der Stimmenmehrheit.

Man vergesse aber bei Allem nicht: —

1. Die strengste Methode allein ist es, und der Versuch an Gesunden allein, der uns zur Wahrheit führen kann und bei unsern Kranken zum Heil.

2. Auch wenn die Vermuthung eine irrige ist, sobald sie an den Versuch appellirt, hat sie darin Recht und führt uns zur Wahrheit. „Eine falsche Hypothese ist besser als Confusion". 1832 im August. Archiv XIII 2. S. 116, 122 u. v. a. m.

3. Unabhängig müssen wir die Arzneimittellehre entwickeln, auf ihrem eigenen Grunde und Boden. Archiv 21. Jan. „Vorwärts" ausführlich. Das Herüberzerren der Pathologie verdirbt nur und hindert. Dienen muss diese, aber nicht herrschen. Ein allgemeiner Ausdruck als technischer Terme ist noch keine allgemeine Wahrheit. 1832 im Aug. 2. S. 137 und Archiv XIII, 13, 1833 im April. 3. S. 38.

4. Durch den Versuch an Gesunden muss die Physiologie erweitert werden. Archiv a. a. O.

Hering weisst ausserdem in diesem Aufsatze auf ganz erhebliche und allerdings seiner Zeit ausführlich erwähnte Aufschlüsse hin, welche Griesselich entweder übersehen oder um den Sachverhalt von Vorn herein zu verdächtigen, ignorirt hat. Die Producte einer Krankheit wirken immer auf dieselbe und zwar auf dieselbe Person oder Andere, was hinsichtlich der Wirkungsfähigkeit gar keinen Unterschied macht, noch machen kann; wirken auch in gewisser Hinsicht specifisch gegen dasselbe Uebel, aber sie sind nun und nimmermehr hinreichend eine solche Krankheit ganz und gar allein zu heilen. Antopsorie sagt er, als das alleräusserste Simillimum, das allereigentlichste, kann doch nimmermehr das ganze psorische Uebel heilen, was auch nur nach höchst voreiligen Schlüssen erwartet werden konnte. Phtisin heilt allein keine Phtisis; und so ists mit allen übrigen. Aber stets werden diese Mittel, wie ich schon vom Autopsorin bemerkte, ein ganz anderes anzeigen, und dies wird sehr grossen Einfluss haben, oder (die Mittel) machen die Krankheit auffallend gutartiger, erregen die Opposition im Allgemeinen, wenn sie es nicht im Besonderen thun. Ebenso wirkt bekanntlich oft der Sulphur, auch oft Kali. Gleich diesen Mitteln heilen aber die Contagien manche Krankheiten völlig, die zuweilen gar nicht ähnlich sind, mit der Mutter des Stoffes, — was hat Ozaena mit Skirrhen Aehnliches, die doch Ozaenin heilt — aber ohne Zweifel

heilten sie nach Zeichenähnlichkeit, weil jede andere Heilung unmöglich ist.

Alle diese Krankheitsproducte enthalten bestimmte Stoffe — ebenso wie umgekehrt allen Krankheiten bestimmte Stoffe zu Grunde liegen, was man früher unvernünftig annahm, nun aber vernünftig kann und muss — Stoffe, von denen die bisherige Chemie nicht viel weiss, wie ich es denn vom Krätzstoffe gesagt habe. Dies brachte mich auch vor drei Jahren zur Prüfung der gesunden Leibestheile. Speichel, Blut, Nägel, Haut, wirken ausserordentlich, aber ebenfalls nur auf diese Art. Es scheint mir, dass Phosphorsalze in allen (diesen) Bereitungen das Wirksamste sind. Ebenso auch die Ammoniumverbindungen und der Harnstoff. Lasst die Chemie dergleichen Stoffe, alte und neue, früher oder später finden oder nicht finden, wir brauchen nicht darauf zu warten, aber es muss in unserer Schule der Hahnemannsche Geist echter Forschung erhalten werden und wir brauchen deshalb die Prüfungen an Gesunden und Gleichheit der Präparate. Das ist ein *ισον* was über der *ισον* Spielerei vergessen wurde und was nie vergessen werden darf, wenn wir nicht in einen Wust von Verirrungen gerathen wollen, und zwar mit unseren praktischen Erfahrungen hinein gerathen, mit unserem grösstem Schatze!

Dass diese Heringsche Lehrclausel, der, wie wir schon sagten, bedingungsweise von Hahnemann und nach ihm von Stapf eine Hinterthüre aufgelassen worden war, sich Anhänger erwerben würde, liess sich erwarten. Auch sie hat ihre Phasen durchgemacht und wird in purificirterem Zustande noch heutigen Tages mit günstigem Erfolge namentlich geübt von Gustav Adolph Schréter in Lemberg (studirte in Wien Allöopathie, dann in Italien unter Giovanni Rasori, der bekanntlich schon 1821 nur stets ein Mittel in Anwendung brachte, dann in Berlin den Mesmerismus, in Leipzig anno 1827 die Homöopathie, in Gräfenberg anno 1837 die Hydropathie und in Lindewiese anno 1849 die Schrotsche Heilmethode) und von Dr. Kirsch den Aelteren (früheren herzoglich nassauischen Regimentsartzt und jetzt in Wiesbaden ansässig.)

Hering war eben nahe am Schluss seiner Lehrsätze angelangt, als von Leipzig aus eine allerdings nur zwei Bogen starke, aber ungemeines Aufsehen erregende Broschüre in alle Welt versandt wurde, welche mannigfache Gefahren für die Homöopathie deshalb heraufbe-

schwor, weil sie ihren hauptsächlichen Lehrsatz zwar nicht umstiess, aber durch ein höchst verfängliches Amendement abschwächte. Eine schleunige praktische Prüfung war zur Anerkennung oder Verwerfung unumgänglich nothwendig und geschah auch schnell und vielseitig, führte aber leider in ihrem Bereiche den Nachtheil mit sich, dass das wirklich Anerkennenswerthe der früher erläuterten, mit ihr mehrfach verwebten und leicht zu verwechselnden Methode durch sie verdrängt und in das vielseitige Verdammungsurtheil öfters mit eingekapselt wurde. Es war diess die „Isopathik der Contagionen oder: alle ansteckenden Krankheiten tragen in ihrem eigenen Ansteckungsstoffe das Mittel zu ihrer Heilung von Dr. und Mag. J. J. W. Lux, Leipzig bei Kollmann 1833. Unbedingt würde das ganze Problem aufgeflackert und wieder verloschen sein ohne grosse Gluth um sich zu verbreiten, wenn sich nicht Gross in der Kritik desselben (Allg. H. Z. Bd. 2, Nr. 9) zu den auffallenden Ausspruch hätte hinreissen lassen, dass auch er den Grundsatz *aequalia aequalibus* schon seit längerer Zeit als den einzig richtigen erkannt und in dem Similia Similibus nur einen Nothbehelf gesehen habe für den Fall, dass ihm nichts Besseres zu Gebote gestanden hätte. Allerdings wiederrief er in den folgenden Bande Nr. 23 seinen Ausspruch, aber man achtete nicht auf diesen Wiederruf, weil man der Meinung war zwischen den Zeilen lesen zu dürfen.

Wilhelm Lux wurde am 6. April 1776 zu Oppeln in Schlesien, wo sein Vater ein kleiner Kaufmann und zugleich Landwirth war geboren. Bereits mit den 12. Jahre besuchte er das Gymnasium zu Breslau, welches er durch mancherlei Unglücksfälle gezwungen, vor der vollständigen wissenschaftlichen Reife verliess, um sich von da an der Veterinärkunde zu widmen. 1799 wurde er, nachdem er alle Examen nachgeholt hatte, dort Magister, bildete sich darauf noch einige Jahre in Berlin aus und wendete sich dann nach Leipzig, wo er vorzugsweise Naturwissenschaften studirte. Hier wurde er auch, angelockt durch die reichen Präbenden, welche das Frauencollegium den geborenen Ostpreussen und Graduirten der Universität gewährt, Dr. der Philosophie.

Vom Jahre 1820 an begann er sich auch mit ungeheuerem Eifer der Homöopathie zu widmen, die er bekanntlich mit viel Scharfsinn und Glück auf die Veterinärkunde verpflanzte, wovon unter anderen

seine Zeitschrift Zooiasis viele Beweise liefert. Nachdem er sich die letzten Jahre von aller praktischen Thätigkeit zurückgezogen und nur seinem Lieblingsstudium der Pomologie hingegeben hatte, starb er daselbst als Senior des oben genannten Stiftes, ebenso sehr angefeindet als verehrt, am 29. Januar 1849.

Lux war durch einen Act der Verzweiflung auf die Isopathie geführt worden. Die Veterinärkunde hatte durch die Homöopathie bis zu jener Zeit verhältnissmässig nur wenig Heilungsbeiträge erhalten und das so reichhaltige Material, wie es sich später in seiner Zooiasis Luft machte, war noch lange nicht vorhanden, als ein ungarischer Gutsbesitzer ihn um ein homöopathisches Mittel gegen die Löserdürre und den Milzbrand anging. Da kam ihm der Gedanke an, als Nothbehelf einstweilen die Aequalia zu verwenden; er verordnete 1 Tropfen Blut eines milzbrandkranken Thieres bis zur 30. Verdünnung zu potenziren und diese einzugeben und es mit 1 Tropfen Nasenschleim eines an Löserdürre leidenden Thieres ebenso zu machen. Bald darauf erhielt er eine erfreuliche Rückantwort und sie ward für ihn Veranlassung zu einer tieferen Sondirung dieser Speculation. — Auf zwei Beweise fussend, welche jetzt längst veraltet und verworfen sind, auf die Impfungen der Rinder mit Nasenschleim von löserdürrkranken Thieren und die präservirende Pestimpfung baute er in seiner Isopathie eine Masse von Vermuthungen und Vorschlägen so geschickt auf, dass man nicht recht klar wurde, wo der Bereich des wirklich Geprüften aufhöre und der Vorschlag zur Prüfung beginne. So rieth er jedes Contagium zu potenziren, denn unpotenzirt sei es nicht zu brauchen; Schafblattern, Kuhpocken, Räude der Thiere, Krätze der Menschen, Milzblut von Anthrax-Thieren, Syphilis-Eiter, der Ansteckungsstoff Hydrophobischer aus den sog. Marochettischen Bläschen, welche sich unter der Zunge bilden, die Lymphe des Pestcarbunkels und sogar das Contagium der Cholera, von dem er allerdings gestand, dass es noch nicht aufgefunden sei, sollten potenzirt werden, damit sie gegen die betreffende Krankheit angewendet werden könnten. Hierbei berief er sich auf die Prüfungen des Schlangengiftes von Hering und auf Heilversuche mit Krätzstoff, welche Gross, Griesselich und Attomyr mit einen Präparat unternommen hatten, welches aus der sorgsamen Hand des Dr. Kretschmar in Belzig hervorgegangen war. Gleichzeitig zog er als Stützen

der Isopathie noch an, dass Schwefel — Mercur — China — Siechthum etc., durch Schwefel, Merkur, China und zwar in der 30. Potenz geheilt werde. Zum Schluss wiess er noch darauf hin, dass die Ansteckungsstoffe stets über 30 Potenzirungen verlangten, da er von der 30. Potenz des Rotzgiftes noch Nachtheil gesehen habe und beanspruchte, dass man nie Arzneien potenziren dürfe, wenn man selbst Arznei genommen habe.

Gross war wie wir schon erwähnten der Erste, der seine Anerkennung zollte. Er gestand in der 3. Verreibung Vaccinin gegen Variolen mit grossen Erfolg gegeben zu haben und schlug sogar vor, dasselbe als Vorbeugungsmittel anzuwenden, um die Impfung abzuschneiden, (Allg. H. Z., Bd. 4 Nr. 13) ein Gedanke und eine Behandlungsweise, die vor ihm schon Bätzendorf (jetzt noch hochbejahrt in Bremerlehe lebend) bereits in demselben Organ (Bd. 2, Nr. 19) niedergelegt hatte. Ebenso begeistert sprach er sich über Morbillin aus, welches er dadurch herstellte, dass er einem Masernkranken längere Zeit Streukügelchen in der Hand halten liess. Auch sein eigenes Blut liess er schon eine Rolle spielen, hatte aber auch hier das Unglück, dass ihm ein Anderer sogleich die Idee der Vaterschaft streitig machte, der durch Riechenlassen bereits eine directe Wirkung auf die Circulation wahrgenommen haben wollte.

In demselben Hefte, in welchem Gross auftrat (Archiv Band 14, Heft 2), liess sich auch Stapf beifällig hören. Er nahm allerdings kein aequale, sondern nur ein simillimum an und glaubte, vielleicht die letzte Stufe der Homöopathie in der Isopathie zu erblicken. Den Gedanken, dieselbe von den Contagien auch auf andere Krankheitserzeugnisse auszudehnen, verwarf er. Dessgleichen erachtete er es für nothwendig, alle Mal das Erzeugniss vom Kranken selbst zu nehmen und es nur ihm einzugeben, denn sie als Arzneipräperate zu verwahren, wäre nutzlos.

Hahnemann hatte seine Entgegnung bis auf den Spätherbst 1833, und zwar eben jenes Jahres hingezogen, wo die fünfte Auflage seines Organon erschien. Verhältnissmässig trat er sehr schonend auf, sprach Gross zu Liebe nur von excentrischen Köpfen, widerlegte Luxens unklare Ansichten bündig, warnte vor Nachahmung und erklärte, dass wenn ja das hochpotenzirte Miasma sich hülfreich bewähre, ein Simillimum daran Schuld trüge.

Trotz des Interdictes dieser gewichtigen Autorität spannen sich die Debatten noch lange Zeit fort, wobei jedoch immer nur davon die Rede war, dass die im Verlauf der contagiösen Krankheiten anzuwendenden Erzeugnisse vom Kranken selbst abgenommen, zugerichtet und ihm auch gegeben würden und Mittelvergiftungen durch das unmittelbare Aequale selbst beseitigt werden sollten. Als Vertheidiger traten M. Müller (Allg. H. Z. Bd. 3, Nr. 22 und Bd. 8, Nr. 8) auf, der es nur als einen Gewinn für die Homöopathie betrachtete, wenn sie das höchst Aehnliche und endlich sogar das Gleiche in ihren Bereich ziehe, ausserdem auch Vaccinin und Variolin (das Simile und das Aequale) in der nächsten Pockenepidemie zu prüfen vorschlug; Veith in Wien; Kammerer in Schwäbisch-Gmünd, der das Gesetz der Isopathie durch Beweise aus der Volksmedicin und Kurz in Dessau, der sie sogar durch Pendants aus der Medicin des alten Jesuiten Athan. Kircher, dem wir auch die ersten Notizen über Chiffrirkunst verdanken und durch van Helmont stärkte.

Als Gegner traten ihnen in dieser früheren Epoche gegenüber: Rau (Werth des hom. Heilverf. S. 116), welcher die Sache lediglich nur bei contagiösen Mitteln gelten lassen wollte, ausserdem in der Isopathik eben so viel Mystik als Eckel erblickte; J. Helbig (Heraklides Heft 1, Vorwort, S. 14) dem die vermeintliche Isopathie nichts weiter war, als eine einseitige Anwendung ähnlich wirkender Mittel von der Ursache aus (eine Aetiotherapie), die so lange unsicher bleiben werde, als die ebenfalls, wenn auch minder unsichere Heilung von den blossen Symptomen aus (die Phänomenetherapie); eine Ansicht für die er viele Belege anführt; Thorer in Görlitz † 1847 (praktische Beiträge d. Laus. Schles. Vereins), der die Heilung mit ihnen überhaupt nicht nothwendig findet, da die Homöopathie ja ausreiche und nicht nur in den präparirten Contagien, sondern auch in der Anwendung des hochangewendeten Medicamentes gegen seine durch tiefe Gaben hervorgebrachte Vergiftung jederzeit nur Simillima sieht; und schliesslich Gentzke (in Parchim in Meckl. Schwer, eine besonders auch in der Veterinärwissenschaft bedeutend ins Gewicht fallende Persönlichkeit) nebst Hering.

Bevor wir ihrem Veto das Recht einräumen, müssen wir eine Rundschau über Alles bis dahin in die Homöopathie Eingeführte, stattfinden lassen. Ein Ungenannter, K., (von Hartmann „ein sinniger Mensch“ genannt und wahrscheinlich Kretzschmar in Belzig, dem der Streit mit

Hahnemann noch etwas in den Gliedern lag) hatte (nach Herings Vorschlag als Erster) für Blut, Thränen etc. die Bürgschaft übernommen. Er hatte jedesmal ein befeuchtetes Streukügelchen mit 13,000 indifferenten Kügelchen geschüttelt und die erste Potenz minima prima, die folgende minima secunda u. s. f. genannt. Ihm war Gross beigetreten der Morbillin, Vaccinin, Variolin, Autopsorin (also das Contagium des Patienten für denselben selbst) und Psorin (das Präparirte für andere) anwandte. Von präparirten Contagien hatten ferner gebraucht: Stapf das zuletzt genannte, dann Tinein; Attomyr und Griesselich Psorin. Auch Ozaenin und gegen Thiere Anthrakin hatten mit Erfolg Heilung erzielt.

Diese Versuche geschahen bis 1836. Da erblickten jedoch Viele in dem äusserst besonnenen Gutachten Helbigs und Bönninghausens ein Signal zum Weitergreifen. Ersterer hatte in seinem Heraklides S. 35 den Satz aufgestellt: „Dass nur gegen die, von der Natur (oder auch von der Kunst) zum Theil schon überwundenen, also veränderten Krankheitszustände, die fälschlich isopathisch genannten Mittel etwas zu leisten im Stande wären“ und mit ihm harmonirend von Bönninghausen (Versuch über die Verwandtschaften der homöopathischen Arzneien S. 12), „dass man von den sogenannten isopathischen Mitteln vermuthlich erst dann den grössten Erfolg sehen werde, wenn man sie da anwende, wo die Krankheit, von welcher das Mittel entnommen wurde, ehedem dagewesen, nun aber verschwunden und statt derselben eine andere Krankheitsform entstanden sei.“

Augenblicklich ging man weiter und von da an wuchern hervor Versuche mit Ascaradin, Taeniin, Fistulin, Empyemin, Enteropurin, Galaktoplakin, Gonnorhin, Hydrophobin, Otorrhin und die mannigfaltigen Präparate der Thierseuchen. Man hielt sich also nicht mehr an die Heringsche Idee, sie als Pfadfinder zu benutzen, sondern huldigte ganz Lux und war so auf den von Hahnemann so trifftig verdammten Wendepunkte angelangt, wo man nach den Namen der Krankheit kurirte und sich durch die Krankheit gleich auf das entsprechende Heilmittel leiten liess.

L. Gentzke hatte schon damals der Isopathie in der Hygea und der Allg. H. Z. einen Damm zu setzen versuchte. Er erklärte die Contagien als belebte Organismen, die nur unter bestimmten Bedingungen

zur Entwicklung gelangen könnten und durch die Bereitung nach Art von Arzneien vollkommen vernichtet würden und machte ausserdem darauf aufmerksam, dass das Fleisch wuthkranker Thiere ohne Nachtheil gar nicht selten gegessen und ferner das Contagium des Rotzes etc. den Thieren in das Maul und in den Magen gebracht werde, ohne überhaupt Krankheitsentwicklung zur Folge zu haben. Seine Bemühungen erzielten auch in der That Erfolge und Luxens Ansichten waren bereits unter den Homöopathen, mehr oder minder auch unter den Thierärzten im Ersterben, als der Landarzt Hermann zu Thalgau bei Salzburg in der Allg. H. Z. Bd. 27, S. 87 und in seinem Handbuch: „Die wahre Isopathik, Augsburg 1848“ mit sogenannten neuen Belegen hervortrat. Dieser machte nämlich auf die Heilkraft thierischer Stoffe bei Krankheiten gleichnamiger Organe aufmerksam und hob hervor, dass er mit der reinen Tinktur von „Hepatin“ noch jedes Mal gegen Anschwellungen, sowie inflammatorische Krankheitsformen, Verhärtungen an der Leber, Gelbsucht und Verstopfung des Stuhles die unwiderlegbarsten Heilresultate erzielt habe. Hepatin war aber klein zerschnittene von der Gallenblase befreite Fuchslunge, welche, mit Spiritus übergossen, eine Woche lang an einem temperirten Orte gestanden hatte, oft geschüttelt und endlich durch Löschpapier filtrirt worden war. Neben diesen machte er auf Pulmonin und Lienin aufmerksam.

Gegen diese neue Isopathie zog er nun noch viel rücksichtsloser zu Felde. Er wies darauf hin, dass bei dieser Art von Heilen es gar nicht mehr auf das Erforschen des individuellen Falles ankomme, sondern es genüge die Krankheit des Organs zu ermitteln, um dann die entsprechende thierische Essenz anzuwenden (Hygea 20. 192); wo mehrere Organe der Systeme krank wären, bleibe dann nichts übrig, als die „Thierbrühen“ nach der Reihe zu geben. Nicht minder hob er hervor, dass Hermann den Grundsatz der Homöopathie: Physiologische Prüfung vor der Anwendung am Krankenbette, verleugnet habe und wies mit Thatsachen die Nichtigkeit nach, den Sitz der Wuth in der Leber zu suchen.

Am allerentschiedensten zog endlich Hering gegen alle Formen der Isopathie in seinem Protest gegen Verfälschung der Geschichte, also in dem schon einmal erwähnten Aufsatze los. Er sagt: Da vollkommene Gleichheit gar nicht besteht, so ist schon der Namen Isopathik ein

nichtsbedeutender, und jenes sogenannte System ein vergebliches Unternehmen, besonders da die Stücke so haltlos zusammengezimmert worden sind, wie dies in jenen berüchtigten zwei Druckbogen von Lux geschah. Dreierlei ist darin untereinander gemengt: 1) Wenn Arzneien oder Gifte, oder andere feindliche Kräfte eine künstliche Krankheit hervorbrachten, soll man das Nämliche anwenden, um diese Krankheit zu heilen. Heilen kann jedoch nur das Leben selbst. Wir Aerzte bewirken lediglich, dass die Lebenskraft sich selber helfe. Ein absolut Gleiches kann aber nicht erst krank machen, und dann auch gesund, die Lebenskraft erst überwinden und das Leben niederziehen, und dann auch das Leben aufrichten, zu Ueberwindung bestimmen. Das Wahre, was an der Sache ist, weiss Lux gar nicht einmal. Gegen jedes Feindliche opponirt sich das Leben, wenn es stärker ist. Wenn eine Arznei in Masse einwirkt, und das Leben sich nicht genug opponirt, sie nicht ausstösst: so könnte allerdings auf Potenzen eher Reaction erfolgen. Nicht nur darum, weil sie stärker sind — was durchaus nicht Lux, sondern Hahnemann zuerst gesagt hat — sondern weil in ihm die frei gewordene Kraft eher die andere Kraft, die des Lebens, zur Gegenwirkung bestimmt. Wehe aber den armen Vergifteten unter den Händen des Isopathikers, wenn er diesen fürchterlichen Angriff vergeblich machte! Ein anderer Scheingrund ist in den zwei Bogen, so viel ich weiss, gar nicht genannt, weil ihr Schreiber nie Arzneiprüfungen machte: dass nämlich bei diesen oft nach der zweiten Gabe Zeichen, die von der ersten entstanden waren, wieder verschwinden. Dies ist die bei den Heilverfahren allgemein eingeführte schnellere Erregung der Opposition durch Wiederholung. Ein fernerer Scheingrund ist, dass man in einem von einer Arznei erzeugten künstlichen Siechthume zuweilen mit Erfolg dieselbe Arznei in Potenzen anwenden kann. Es war unsinnig, anzunehmen, dass man dergleichen fürchterliche Verstimmungen nun werde mit so kinderleichter Mühe wieder gut machen können. Dass man aber dann, wenn die Zeichen vollkommen ähnlich sind, im Wechsel mit anderen Mitteln, auch dieselbe Arznei wiedergeben könne, das haben wir auch längst gewusst. Jede künstliche Krankheit hängt ab von ihrer Ursache; mit dieser fängt sie an, mit dieser hört sie auf, wenn nicht sogleich, doch bald, und zwar durch Opposition des Lebens. Wenn aber der Angriff so stark war, und die Erschütterung so gross, dass der unterworfene Organismus,

nach Entfernung der Ursachen, sich nicht wieder zur vollen Gesundheit erheben konnte, oder wenn, nach der herrschenden Ansicht, die schlummernde Psora dadurch erwacht: so bleiben, als wirkliche Krankheit, ähnliche Zeichen zurück, d. h. die Neigung jedes Menschen zur Krankheit, zum Sinken entwickelt sich, und die chronische Krankheit nimmt jene Form an, äussert sich mit Zeichen, jenen künstlichen ähnlich, an denselben Theilen, die angegriffen wurden, in derselben Art! Hier kann zuweilen die Aehnlichkeit so gross sein, dass Potenzen desselben Stoffes die Reaction erregen. Weit häufiger wird man aber ein polarverschiedenes Präparat geben müssen, z. B. Coffea cruda X gegen Nachtheile vom Trinken gerösteten Kaffees; Tabacum X gegen Folgen des Rauchens; so das Pulver aus gerösteten Schlangenköpfen gegen Folgen des Bisses, oder Fett, Fleisch, Blut, Galle etc.

Die Verbrennungen und Erfrierungen mit Feuer und Schnee zu behandeln, ist nichts als allmähliger Uebergang, weil alle plötzlichen die Lebenskraft erschöpfen; sie können auch nur helfen, wo noch nichts zerstört ist, und halfen nichts in bleibenden Nachwehen.

Diese vielen grundverschiedenen Erfahrungen mussten herhalten, um ein Verfahren als das non plus ultra hinzustellen, was, in soweit es gut ist, uns allen schon bekannt war, und dann immer ganz anders erklärt werden muss, für den allgemeinen Gebrauch aber ganz unzureichend ist.

2. Die Producte ansteckender Krankheiten heilen potenzirt durch dieselbe Ansteckung entstandene Krankheiten. Hier ist auch von keinem Gleichen die Rede, auch wenn die Potenzen gegen die Mutterkrankheit ihres Grundstoffes wirksam sind! Der Stoff, welchen das Contagium durch den Contact erhielt und durch den Contact mittheilt an andere ähnliche und empfindliche Organismen ist nur das Mittel, wodurch Ansteckung geschieht. Auf Ansteckung erfolgt dieselbe natürliche Krankheit, hält dann ihren eigenthümlichen Verlauf und bringt in der Reife denselben Stoff hervor. Dem Organismus wurde eine abweichende Richtung ertheilt, und er unterlag, war den Gesetzen dieser Krankheit unterworfen. Dieser Stoff, potenzirt, kann zwar eine künstliche Umstimmung erzeugen, aber keine Ansteckung bewirken, keine gleiche natürliche Krankheit hervorbringen. Man mache doch mit Morbillin X regelmässig verlaufende, andere ansteckende Masern, mit Syphilistinctur einen Schanker! etc.

3. Die Producte der Krankheiten, welche nicht anstecken, also gar nicht zu den Contagionen gehören, sollen die Krankheit heilen, durch welche sie entstanden. Der Schluss von der Wirkung der ansteckenden Producte auf die Wirkung der nicht ansteckenden lag so nahe, dass er nach Entdeckung der Wirksamkeit jener gemacht werden musste. Aber nicht nach isopathischen Grundsätzen; denn hier ist ja das *ισον* wieder ein ganz anderes! Was hat denn ein Blasenstein gleiches mit der Krankheit, durch welche er entstand? Obendrein sind alle Blasensteine unter einander so verschieden, wie jeder Arzt weiss, dass man verständiger Weise davon gar nicht sprechen kann, sie anwenden zu wollen. Was hat ebenso ein potenzirter Wurm Gleiches? dass er künstliche, das heisst vom Mittel abhängende Symptome hervorbringt, vielleicht ähnlich denen der Wurmkrankheit und dann wegen der Aehnlichkeit hilfreich ist, sonst aber auch nicht, das ist vernünftiger Weise kein *ισον*. Die längst schon besprochene Nachbarschaft der Gegengriffe ist auch keins. Ueberhaupt so täppisch lässt sich Isis ihren Schleier nicht abreissen und so plump sind ihre Gesetze nicht zu packen.

Wir brechen mit der Isopathik hier ab, rufen jedoch Griesselichs Vorschlag in Erinnerung, der im Wiederspruch gegen seinen sonst so hartnäckig aufrechterhaltenen Grundsatz „nur mit starken Mitteln und am Gesunden zu prüfen“, hier ausnahmsweise vorschlägt Verdünnungen anzuwenden, die realiter und actu, wie er sagt, nicht potentia, den Urstoff wirklich enthielten Ueberfliegen wir die Literatur in der letzteren Zeit, so finden wir auffallenderweise keine an das von den Allöopathen hochgefeierte und noch jetzt (Cöln. Zeitung. Naturforscherversammlung, Ende April 1861) in den manigfaltigsten Modulationen geprüfte Pepsin, anknüpfende Debatten. Selbst von Prüfungen der Simillima ist nicht die Rede und nur dann und wann (Hencke in Riga, Allg. H. Z. 45, Bd. Nr. 3 und A.) blitzen Mittheilungen von Heilungsresultaten hervor.

Bei weiterer Verfolgung des Entwicklungsganges der Homöopathie ist es zunächst die Wiederholung der Arzneigaben welche unsere Aufmerksamkeit fesselt, ein Lehrgegenstand der, wenn wir Hahnemann selbst ausschliessen und einige unbedeutende Meinungen und Schwankungen welche noch viel später angezettelt wurden, abrechnen, eigentlich in den kurzen Zeitraum von 1833 bis 1848 und in

schlichten, meist einleuchtenden Controversen zur Erledigung geführt wurde.

Beginnen wir mit Hahnemann, so finden wir in seiner „Heilkunde der Erfahrung" Berlin 1806 (Hufelands Journal Bd. 22, St. 3) den ersten tiefer eingehenden Ausspruch, obschon er in seinen Versuch über ein neues Princip zur Auffindung der Heilkräfte der Arzneisubstanzen 1796 über die Wirkungsdauer einzelner, vieles dahin einschlagende citirt, namentlich Bilsenkraut, Stechapfel, Tabak u. s. f. registrirt hatte. In dem zuerst angeführten Werke sagt er: Bei der positiven (homöopath.) Wirkung eines Mittels ist die Besserung auch noch nach verflossener Wirkungsdauer merkbar; eine dann wiederholte Gabe vernichtet den Rest der Krankheit; die Besserung wird nicht unterbrochen,* wenn auch erst etliche Stunden nach verflossener Wirkungsdauer eine zweite Gabe gereicht wird; durch zu schnelle Wiederholung kann der Zweck der Heilung vereitelt werden, denn wenn vor Ablauf der Wirkungsdauer einer Gabe eine neue dazu kommt, so kann sich durch diese Verstärkung die Wirkung übermässig steigern und somit schädlich werden.

Es ist, sagt er ferner, fast ohne Ausnahme sicher, dass die Arznei die curativ hilfreiche, die positiv passende war, wenn die Krankheit fast in ihrem ganzen Umfange gebessert wurde; wahrscheinlich aber ist sie es wenn, wie z. B. bei sehr langwierigen Krankheiten, zwar keine merkliche Besserung, doch kein neues Symptom von Bedeutung sich einfand. In diesen beiden Fällen ist, wo nöthig mit einer 2. 3. und folgenden Gabe fortzusetzen, immer unter Beobachtung des Erfolges.

Ueberblicken wir das Organon in allen seinen fünf Auflagen, so finden wir constant den Lehrsatz festgehalten. „Man wiederhole so lange nicht, als die vorige Gabe ausgewirkt hat, also so lange nicht als man Besserung sieht und wenn sie auch noch so gering ist; jede neue Gabe stört das Besserungswerk." Er verleiht dieser Regel noch dadurch mehr Gewicht, dass er darauf aufmerksam macht, dass wir noch von keiner Arznei die genaue Grenze der Wirkungsdauer und zwar nicht einmal an Gesunden, also mit grossen Gaben, bestimmen könnten, geschweige denn mit kleinen. Er erinnert dass einige schon in 24 Stunden ausgewirkt hätten (das sei aber sehr selten und wäre die kür-

zeste Wirkungsdauer unter allen ihm bekannten Arzneien,) andere brauchten Tage, selbst Wochen zur Vollendung ihrer Wirkung; die Besserung bleibe merklich, auch wenn die Wirkungsdauer des Mittels vorbei sei; Wiederholung einer nützlich gewesenen Arznei werde bloss verschlimmern, wenn die Besserung nicht in allen Punkten still zu stehen anfange, dadurch werde sich eine Arzneikrankheit zur natürlichen Krankheit gesellen; die gebesserte Krankheit zeige eine veränderte Symptomengruppe und darauf passe nicht das vorige Mittel in einer neuen Gabe. In den acutesten Krankheiten vollende eine Gabe in wenigen Stunden seine Wirkung, sagt er, aber ganz dasselbe Mittel in ganz derselben Gabe in den langwierigsten Krankheiten erst nach mehreren Wochen.

Wenn er auf das Wiederholen in den Fällen wo es passt zu sprechen kommt, ordnet er immer kleinere und kleinere Gaben an, so dass der Kranke nie dieselbe Gabe erhält. Die Zeit zur Wiederholung ist ihm überdiess da, wenn sich einige Spuren des einen oder anderen Ursymptoms der ehemaligen Krankheit wieder leise regen. Bedürfe aber der Kranke eine gleich grosse oder selbst grössere Gabe des homöopathischen Mittels, (welches ihm immer wohl bekam), um keinen Rückfall zu leiden, so deute das sicher auf Fortdauer der die Krankheit erzeugenden Ursache, auf einen hindernden Umstand in der Lebensordnung oder in der Umgebung des Kranken.

Nur in der 5. und letzten Ausgabe des Organons (1833) fügte er den bis dahin behaupteten noch einige pracktische Winke an, welche die frühere Ansicht mit dem Auswirkenlassen (30, 50 und noch mehr Tage und dazwischen blinde Pulver gereicht) desavouiren. Er hatte in früheren Jahren schon Einen oder den Anderen mündlich darüber Mittheilungen gemacht, nahm jedoch Alles in seiner zweiten Auflage der chronischen Krankheiten 1838 wieder zurück. Eine recht feine Gabe des treffend passenden Mittels vollendet zuweilen ihren Wirkungscyclus in 40, 50, 100 Tagen, hatte er angeführt, das sei aber seltener der Fall und doch wäre es wichtig, die Heilung, womöglich, auf die Hälfte, das Viertel und noch mehr abzukürzen. Das lasse sich unter drei Bedingungen ausführen: 1. treffende Mittelwahl, 2. feinste Mittelgabe, durch welche die Lebenskraft am wenigsten empört und demnach gehörig umgestimmt werde, 3. Wiederholung in angemessenen Zeiträumen;

so könnte man mit dem besten, oft unglaublichem Erfolge in Zeiträumen von 14, 12, 10, 8, 7 Tagen wiederholen, ja noch häufiger in den akutesten Krankheiten selbst alle 5 Minuten. Er räumte also eine Wiederholung als zweckmässig ein und eine Verstärkung, die er in der Wiederholung sah, und bekannte dass ihm die Erfahrung gelehrt hätte, dass die frühere Angabe des Auswirkenlassens nicht zureiche und nur in einigen vorzüglich leichten Fällen, wie bei kleinen Kindern und sehr zärtlichen und erregbaren Erwachsenen genüge.

Zur Zurücknahme des eben gesagten, bediente er sich der neuen Ausstellung: „dass das Lebensprincip es nicht vertrage, dass man den Kranken selbst nur 2mal nacheinander dieselbe ungeänderte Gabe Arznei, geschweige den mehrmal nach einander einnehmen lasse; das Gute der vorigen Gabe werde zum Theil aufgehoben, theils erschienen neue Symptome. Hiervon erklärt er auch die Wiedersprüche der Homöopathen, in Bezug auf Gabenwiederholung abhängig, und räth um alle Uebelstände zu vermeiden als Schlusspunkt das, was er in der ersten Auflage des Organon schon gesagt hat, nämlich einen veränderten „Dynamisations-Grad", mithin die folgenden Gaben immer kleiner zu machen.

Bevor Hahnemann mit sich selbst noch nicht im Klaren war, bemächtigten sich schon einige der sattelfester gewordenen Homöopathen dieser am allerwenigsten eine langsame Erledigung vertragenden Vorlage. Aegidi eröffnete den Reigen und sprach sich schon 1832 (Archiv 21, 1) zu Gunsten des Wiederholens aus. Bei chronischen Krankheiten rieth er Folgendes zu beachten: nach Ablauf von 8 Tagen (nachdem das passende Mittel gegeben) verändere sich die Krankheit oder sie verändere sich nicht. Im ersteren Falle wäre es Besserung, oder Verschlimmerung, oder Aenderung des Symptomencomplexes; bei Besserung sei die Regel: zu warten und zuzusehen; stehe die Besserung still, so wäre meistens dasselbe Mittel angezeigt, man reiche es so oft, als es Gutes leiste; das könne in der Regel von 7 zu 7 Tagen sein, zuweilen von 4 zu 4, ja über den anderen Tag. Träte Verschlimmerung ein, so wäre es rathsam, entweder zu warten oder das Gegenmittel zu geben, welches meistens in der Wiederholung der Gabe bestehe; es erfolge darauf Besserung. Stehe sie still, so wiederhole man entweder mehrmals das Mittel, dann aber in noch kleineren und höher poten-

zirten Gaben, oder man gebe ein anderes. Bessert sich ein Uebel auf die passende Arznei nicht, so reiche man das passende Mittel nach dem Grade der Empfänglichkeit des Kranken öfter oder seltener, bis entweder eine homöopathische Verschlimmerung eintrete (worauf Besserung) oder bis sich Arzneisymptome einstellen (worauf ebenfalls Besserung folge oder die Anzeige für andere Mittel vorliege). — Später rieth er stärkere Gaben und öfter wiederholt zu reichen, um die den Heilerfolg ermittelnde Reaction, welche nur ausnahmsweise durch eine einzige Gabe zu Stande kommt, schnell zu erreichen, verwarf jedoch diese Ansicht später und überliess dem jedesmal vorliegenden Krankheitsfall die Entscheidung über Wiederholung oder Pause. Zu bedenken gab er, dass man mit Umsicht durch dieses Zögern so leicht nichts einbüsse, meist nur gewinne, durch zu stürmisches Eingreifen oft alles verderbe. Der letzteren Ansicht war auch Trinks, der in seiner Einleitung zur Arzneimittellehre II vor voreiligen Wiederholen warnt.

Gleichzeitig mit ihm bemächtigte sich P. Wolf in Dresden des Themas (Archiv 12, 2.) Zufall und vorsätzliches Handeln hatte ihn die Wiederholung in einigen Fällen nützlich, in vielen wieder hingegen evident nachtheilig erscheinen lassen. Da dieser so wichtige Gegenstand bei ihm einmal angeregt war, so konnte er ihn unmöglich der Vergessenheit übergeben. Er richtete seine Aufmerksamkeit auf die häufige Anwendung und nicht seltene Heilsamkeit der Mineralbäder in gar üblen Fällen; er dachte sich diejenigen Fälle schlimmer veralteter Syphilis, bei denen die Anwendung des Merkurs nach dem gewöhnlichen Verfahren mit glücklichem Resultate statt gehabt hatte u. s. w., wozu er in einer Note 3 recht interressante Krankheitsfälle, durch wiederholte Gaben geheilt, erzählt — und zog daraus den Schluss: dass entweder die stärkere Gabe, oder die Wiederholung derselben, oder die Vereinigung beider Momente den Grund zu dem Gelingen der Heilung abgegeben haben müsse.

Zur Wiederholung der Gabe stellt er drei Hauptcategorien auf: 1) Wiederholung des specifischen Heilmittels in kleinsten Gaben, in sehr rascher oder etwas langsamer Folge; 2) Wiederholung in fortgesetzter Folge und verhältnissmässig geringen Zwischenräumen; und endlich 3) nach längeren Zwischenräumen, nachdem eine Gabe desselben Besserung des Zustandes bewirkt hatte und diese nun still steht.

Mehr noch sprach Hofr. Rau's (S. 152) klar durchdachte Meinung an. Sie lautet: man darf dasselbe Mittel mehrmals nacheinander anwenden, wenn 1) die wohlthätige Wirkung desselben erlischt, und 2) die Summe der vorhandenen Symptome noch für die Anwendung desselben spricht. Aehnlich äusserten sich Gross und Kretschmar.

Im nächsten Archiv folgte Hering, der alles, was unter dem ganzen Begriff Wiederholung in Hahnemanns Werken zu finden war, zusammenlegte. In den chronischen Krankheiten (1. Auflage 1828) hatte Hahnemann darauf bestanden, dass kein Mittel in mehreren Gaben hintereinander gereicht werden sollte, eingeräumt jedoch, dass dasselbe Mittel (wie z. B. Sepia) abermals und mit Nutzen gegeben werden könne, wenn ein anderes dazwischen gereicht sei. Hering behauptete nun, jene Art der Wiederholung habe Hahnemann überhaupt, mit Bezug auf „antipsorische Mittel", als solche (d. h. als Wiederholung) bezeichnet, und er wünschte nun hier stets die Bezeichnung „Wiederholung nach anderen Mittel" festgehalten zu wissen; „Wiederholung im Wechsel" dagegen, wenn zwei Mittel abwechselnd und mehrfach, eines nach dem anderen in Anwendung kommen.

Wiederholung der Arzneigabe finde statt, wo man wegen mangelnder Reaction die Arznei mehrmals und wiederum geben müsse. Sein eigenes System ging darauf hinaus, in sehr schmerzhaften Uebeln überhaupt nicht lange zu warten. Desshalb wiederholt er gerne am 2., 4., 7., 11., 16. Tage etc., bis Reaction oder neue Symptome sich zeigen. Er wiederholt ferner bei zu starker homöopathischer Verschlimmerung und bei zu kurzer Reaction; und giebt in ersterem Falle höchstens eine 2. Gabe, viel lieber aber ein Antidot dazwischen.

Nach mehrjähriger Ruhe und nachdem die verschiedenen Organe der Homöopathie reiches Material zu einem weiteren Ergebniss aufgespeichert hatten, nahm Kämpfer (Allg. H. Z. 20. Bd.) den Faden auf. Nach ihm hat Hahnemann den Fehler begangen, die Wirkungsdauer viel zu lang abzustecken und nach seinem auf Sammelresultate gestütztem Urtheile verfährt man am Besten, wenn man überhaupt Arzneien von kürzerer und von längerer Wirkungsdauer unterscheidet; in akuten Krankheiten wären jene alle 4, 2, 1, $^1/_2$, $^1/_4$ Stunde zu wiederholen, die andern aber alle 2—12, selbst alle 24 Stunden; in diesem Fall dann nach einigen rascheren Gaben eine mehrstündige Pause. In chronischen

Krankheiten wären die langwirkenden Mittel in 24 Stunden, häufiger noch seltener zu geben, die kurzwirkenden in 24 Stunden oft mehrmals; seltener sei es nothwendig, von den langwirkenden in einem Tage mehrere Gaben zu reichen. Gabengrösse und Gabenwiederholung, urtheilt er, ständen überdies in einem bestimmten Verhältniss zu einander. Besonders in akuten Krankheiten oder bei langen Zwischenräumen zwischen den einzelnen Gaben, könne man die Arznei in gleichbleibenden Zeiträumen und in unveränderter Gabe bis zur Beendigung der Krankheit fortsetzen; doch sei dies nicht sehr häufig der Fall; durch die Wiederholung würden die Zwischenräume und die Gabengrösse abgeändert. Es verschaffe sich nämlich das Recht der Gewohnheit Platz, die Receptivität stumpfe sich ab und namentlich in chronischen Krankheiten werde man genöthigt, die Arznei längere Zeit fortzugeben und müsse daher in der Regel das Mittel stärker geben, wobei man sich der ausgezeichnetsten Vorsicht zu befleissigen habe, damit sich keine Arzneikrankheit entwickle. Nur in den Fällen, wo arzneifreie Pausen dazwischen lägen, zeige sich die Reizempfindlichkeit als eine, welche auf gleiche Stufen der Gaben reagire. Wie Wolf und Trinks, warnt er überdies vor zu langem Warten auf der einen und vor zu mächtigem Einstürmen auf der anderen Seite.

Den Grad der Besserung nimmt er im Allgemeinen als Massstab für die Wiederholung an. Bei hinlänglich starken kritischen Bewegungen räth er zuzuwarten, es werde da schon entschiedene Besserung folgen; müsse man jene Bewegung noch unterstützen, so gebe man das Mittel in gleicher, selbst in stärkerer Gabe fort; hier scheine es, als ob die später gereichten Gaben antidotarisch wirkten gegen die früheren, durch welche die kritische Bewegung (heilsame hom. Verschlimmerung) erzeugt wurde; wo letztere zu hoch gesteigert sei, werde sie sehr oft durch kleinere Gaben desselben Mittels beschwichtigt und die Heilwirkung herbeigeführt; auch hier nimmt er ein antidotarisches Verhältniss an.

Nach ihm trat Attomyr im neuen Archiv 1. 1844 auf. Ihm gab einzig und allein die Prüfung am Gesunden die Norm für die Gaben am Kranken, mithin auch für die Wiederholung ab und die Macht der Gewohnheit, welche ja auch die Zwischenmittel hervorgerufen, ebenfalls eine ernste, zu berücksichtigende Materie. Erstere, die Prüfungen am

Gesunden, lehrten, dass sich durch Wiederholung der Arzneigaben nur zweierlei erzielen lasse: 1) Verstärkung, 2) Wiederholung der Arzneiwirkung; jene durch Erneuerung der Gaben in kurzen, diese in langen Zwischenräumen. Mit der Verstärkung sei dem hom. Heilgrundsatze nicht gedient, die Wiederholung der Arzneiwirkung in langen Zwischenräumen sei „die einzige Gattung von Wiederholung, die bei dem gegenwärtigen Stande der Dinge von der Praxis postulirt zu werden scheine.“ Die Gabenwiederholung selbst erklärte er für einen Nothbehelf, der durch mangelhafte Kenntniss der Totalwirkung der meisten Arzneien hervorgerufen werde. Sie hängt ihm von der Gabengrösse ab; grosse Gaben vertrügen baldige Wiederholung, kleine seltene, eine Ansicht, deren ersten Theil nicht allein die Homöopathia involuntaria der Allöopathen, sondern auch die Heilmethode derjenigen Homöopathen, welche sich nur grösserer Gaben und in geeigneten Zwischenräumen bedienen, bestätigt.

Die Arzneimittellehre, sagte er ferner, müsse bestimmen, was ein langer, was ein kurzer Zwischenraum sei; wir hätten kurz- und langwirkende Mittel, bei allen Arzneien träten einzelne Parthien ihrer Wirkung schnell auf und dauerten kürzer, andere erschienen später und dauerten länger; das wechsele von einer Stunde bis zu mehreren Wochen, ja Monaten. — Die krankmachenden Noxen erzeugten eine bald kürzer, bald länger dauernde Krankheit; die gesund machenden Noxen (Arzneien) müssten durch ihre verschiedene Wirkuugsdauer dieser Eigenschaft der Krankheit in Aehnlichkeit entsprechen, denn das hom. Heilprincip fordert nach ihm Aehnlichkeit der Arznei und der Gabenwirkung, so wie der Wirkungsdauer. Das hom. Heilprincip sei ohne Gabenkleinheit und Seltenheit (wie sie vor Hahnemann nie vorkam) nicht ausführbar, behauptet er endlich, ein Punkt, den der oben schon mit der Homöopathia involuntaria angeregte Satz erledigt.

Nach ihm wird uns Koch zunächst interessiren (Homöopathie S. 587). Er drängt seine Ideen in folgende Sätze zusammen.

1. „Je ähnlicher die Heilpotenz, um so weniger ist eine Wiederholung desselben nöthig. Wiederholungen in ganz kleinen Quantitäten schaden nicht nur nichts, sondern sind zur Sicherheit der Heilung nothwendig.

2. Je entfernter ähnlich die Heilpotenz, um so öfter ist eine Wiederholung nothwendig.

3. Je intensiver der Krankheitsprocess, um so öfter wird die Wiederholung der Arzneipotenz erfordert.

4. Je rascher (akuter) der Krankheitsprocess, um so öfter, je langsamer (chronisch) derselbe, um so seltener ist eine Wiederholung nöthig.

5. Je ähnlicher die Heilpotenz, um so schädlicher ist die Wiederholung grosser Gaben.

Griesselich schmeichelt sich in seinem Handbuche, welches sich nach der Zeit demnächst anreiht, mit dem von ihm aufgestellten Regeln einen allgemein gültigen Schluss zu erzielen. Nachdem er bei Erzählung des ganzen Reformprozesses besonders Attomyrs Lehrsätze einer Sichtung und theilweisen Vernichtung nöthig erachtet und namentlich, indem er sich auf Elb's (in Dresden) Erfahrungen mit der Calcaria (also einen langwirkenden Mittel) in den bedenklichsten Fällen des Scharlachs gestützt hat S. 257, stellt er den unbegreiflichen Satz auf: „Nicht die Natur des Mittels, nicht die Arzneimittellehre (d. h. der reine Versuch) sinds, die uns aushelfen, sondern der Organismus — einen Satz, den als Fundament keiner der Debattirenden, angefochten, bezweifelt hat und bezweifeln konnte und der hier so entschieden seine Geltung hat, wie ein Anderer hiermit in Connex stehender: Keine Regel ohne Ausnahme, — Griesselich entscheidet:

Die unumstössliche Regel muss festgehalten werden, dass die Gabe des richtig gewählten, passenden Mittels so lange nicht erneuert werde, als man vortheilhafte Wirkung von ihr sieht.

Wohl ist es war, sagt er dort, dass man mit der Wiederholung derselben Arzneigabe viel, sehr viel leistet, aber man erreicht nicht Alles damit und so kam man auf den Gabenwechsel, auf die Zwischenmittel und andern Technicismen. Wohl ist es ferner war, dass in der Wiederholung der Arzneigabe eine wirkliche und sehr wesentliche Verbesserung der Mittelanwendung liegt, aber sie erschöpft nicht Alles und darf uns den obigen Hauptsatz nicht vergessen machen.

Wir haben desshalb die Arzneigabe nur zu wiederholen, wenn wir den kranken Organismus in der zum Heilzwecke nöthigen Stimmung zu erhalten wünschen; wir machen dann mit ihr den Eindruck dauernder, anhaltender und das ist unsere Absicht.

Es ist als gewiss anzunehmen, dass durch die Erneuerung der Gabe, die Fehler in der Grösse der Gabe nicht selten gut gemacht werden, indem durch die Wiederholung nun erst jene Wirkung eintritt, welche wir durch die erste, passendere und kräftigere Gabe ursprünglich hätten erzeugen sollen.

Seine Rathschläge im Bezug auf das Zuwarten gibt er mit folgenden kund:

In chronischen Krankheiten, welche nicht sehr dringend oder schmerzhaft sind, befleissige man sich die Gabe in verhältnissmässig langen Pausen zu geben und lasse sich nicht zur Ueberstürtzung, namentlich wenn man sicher ist das richtige Mittel gewählt zu haben, treiben. In dringenden schmerzlichen Fällen greife man schneller ein, retardire jedoch sofort, wenn Wirkungen die ohne Zweifel dem Mittel zugehören, zu Tage treten.

Den wiederholten Angriffen akuter Krankheiten muss man, wenn auch nicht mit heftigen, doch kräftigen Gegenmitteln sich wiedersetzen und den schnell aufgezehrten Arzneidruck erneuern. Ueber das „wie oft“ lässt sich nichts bestimmen. Hier müssen die Exacerbationszeiten den Maasstab geben.

Wir haben schliesslich noch auf einen Punkt zurückzukommen Griesselich sagt S. 251 unter Anderen, als er von Hahnemanns Widerruf des Nicht-Wiederholens spricht: es hat sich aber vor längeren Jahren das sonderbare Schauspiel ergeben, dass dies von einem seiner eifrigsten Jünger bestritten wurde; es sollte durchaus bei der Bestimmung bleiben, dass das Lebensprincip das Wiederholen nicht dulde.

Ein derartiger Stilit ist in dem Kreisphysicus a. D. Dr. C. W. Wolf in Berlin neuerdings aufgetaucht, der in seinen „Homöop. Erfahrungen Berlin 1860“ die Wiederholung auf der einen Seite aus starrer Anhänglichkeit an die Principaltheorie und aus Gründen welche auf Ueberzeugung von der Entbehrlichkeit fussen sollen, vermeidet, aber trotzdem auf der anderen Seite Arzneien wieder in stündlichen, ja viertelstündigen Pausen wiederholt und in vielen Fällen sogar zwei Mittel im Wechsel und in eben so stürmischer Folge verabreicht. Nicht zufrieden damit über Heilungen der allergefährlichsten akuten und chronischen Krankheitscategorien mit einem einzigen Streukügelchen der 6000. Potenz von Sulphur, Merkur, Jod, Thuya die frappirendsten Miraculosa

erzählt zu haben, muthete er den Aerzten auch noch zu, seine von ihm, an sich und Hundert anderen, ihm wie er sagt, durch und durch bekannten Personen angestellten Prüfungen, mit einem einzigen Kügelchen der 1000. Potenz von Thuya, sammt ihren Resultaten von 1050 Symptomen Glauben zu schenken und seinen baroken Lehrauslegungen zu folgen.

Obschon es eine nicht abzuleugnende Thatsache ist, dass Wolf ungemeines Vertrauen von einer grossen Anzahl Patienten genossen hat und noch geniesst, und seine reichen Erfahrungen ihm viele überraschende Heilungen ermöglichen liessen, mag doch hier manche arge Täuschung untergelaufen sein. Ueberdiess zeichnen sich seine „Erfahrungen", so wie ja auch seine, namentlich in der Allg. H. Z. Bd. 53 niedergelegten Aufsätze: (Was thut heute der Homöopathie noch noth? Wie ist bei frischer Krätze zu verfahren?) durch wirklich fesselnde „verve" aus und es ist ewig zu bedauern, dass seine Extravaganzen der Lectüre so ungemeinen Abbruch thun.

Um hier einer Personenverwechselung vorzubeugen, dann aber auch um unserem eingeführten frommen Brauche nachzukommen, tragen wir hier einige Biographien der hauptsächlich in den eben vorgeführten Lehrsätzen hervorragenden Wissenschaftsgrössen nach.

Vier homöop. Aerzte Namens Wolf begegnen uns schon vom Anfange der 30ger Jahre. Unter ihnen wurde von Wolff in Warschau, der nie als Schriftsteller auftrat, am Zeitigsten vom Schauplatz abberufen. — Am 3. Mai 1854 folgte ihm der grosshessische Hofrath Wolff, bekannt durch sein eifriges Streben und Wirken zur Beförderung und Verbreitung der Homöopathie, ein Ehren- und Biedermann im wahren Sinne des Wortes, wie sein vielfach bewegtes Leben im Militair und Civildienste bewiesen hat. Er war es, welcher durch seinen rastlosen Eifer für die grosse Sache der Homöopathie diesem Heilverfahren im Grossherzogthum Hessen die Bahn gebrochen hat; namentlich verdankt seinen Bemühungen, als Mitglied der zweiten Kammer der Landstände, das Grossherzogthum die Erlangung der Dispensirfreiheit, in deren Besitz dieses Land nun schon seit 26 Jahren sich befindet. An diesen Verlust reihte sich am 2. Februar der Paul Wolfs, dessen wir eingehender gedenken müssen.

Paul Wolf wurde am 24. Februar 1795 in Dresden geboren. Schon

als Knabe zeigte er einen regen Geist und festen Willen, dem er es auch vorzüglich zu verdanken hatte, dass seine Mutter seiner schon damals gefassten Lieblingsneigung Medicin zu studieren, nachgab und ihn die Thomasschule zu Leipzig besuchen liess. Er musste ein sehr fleisiger Schüler gewesen sein, denn nur 16 Jahre alt bezog er schon die Leipziger Universität, wo er bis 1814 verblieb, um dann noch 3 Jahre in Prag zu studieren. Am 23. October 1817 promovirte er nach einen glänzend bestandenen Examen in Jena und habilitirte sich gleich darauf, nachdem er eine ebenso brillante Staatsprüfung vor der dortigen medicinisch-chir. Akademie bestanden hatte, in Dresden. Die ersten Jahre seiner Praxis wurden ihm sehr schwer, doch bald machte sich sein guter Ruf geltend und seine Clientele wuchs so, dass er daran denken konnte sich selbst ein eigenen häuslichen Heerd zu begründen. Im Jahre 1822 verband er sich daher mit Isabella Schie, der Tochter eines der geachtetsten Häuser Dresdens, aus welcher glücklichen Ehe ihm 6 Kinder hervorgingen. Jemehr aber seine Praxis an Umfang gewann, desto weniger sagte diesem scharfen und denkenden Geiste das Schalten und Walten der alten Medicin zu. Was war natürlicher als dass er seine Blicke der damals noch wenig verbreitetcn Homöopathie zuwendete und sich in aller Stille mit den Grundlehren derselben bekannt machte. Seine Wissbegierde begnügte sich aber nicht mit diesen theoretischen Studien, er wollte vielmehr aus den Munde eines schon in der homöopathischen Praxis geübten Collegen das Urtheil über „Sein oder Nichtsein“ vernehmen und erreichte auch seinen Zweck im Jahre 1824 in jenem uns schon bekannten nächtlichen Zwiegespräch mit Hartmann, an dem auch Trinks Theil nahm. Von da an trat er öffentlich als Homöopath auf und seine glücklichen Erfolge erweiterten nicht nur den Kreis seiner Anhänger und Verehrer, sondern er hatte auch schon als noch junger Arzt die Genugthuung, von seinen Collegen in manchen schwereren Krankheitsfalle als Consiliarius herbeigezogen zu werden. Trotz seiner mühevollen und ausgebreiteten Praxis versäumte er es aber nicht, das Studium der Homöopathie fortzusetzen. Eifrig war er stets bemüht zu forschen und sein Forschen war kein blindes, denn er hatte sich von Jugend auf daran gewöhnt selbst zu prüfen und selbst zu denken. Hiervon geben auch mehrere seiner früheren Aufsätze Zeugniss, besonders aber die im Jahre 1836 im

Archiv veröffentlichten 18 Thesen, die, noch heute giltig, sich der ehrenvollen Zustimmung der damaligen Centralversammlung erfreueten. Das Ansehen und die Achtung, die er sich durch diese 18 Sätze und die Art ihrer Vertheidigung bei seinen Collegen erwarb, trugen gewiss viel dazu bei, dass sein Ruf auch nach aussen hin immer höher und höher stieg. Fürstliche Personen und selbst gekrönte Häupter wendeten sich an ihn, um seines Rathes und seiner Hilfe theilhaftig zu werden, und wohl über ganz Europa erstreckte sich seine consultatorische Correspondenz. Unter den mannigfaltigen Auszeichnungen, die diesem eben so vortrefflichen als glücklichen Artzte zu Theil wurden, heben wir nur seine im Jahre 1836 stattgehabte Beleihung mit dem Braunschweigischen Heinrichs Orden und die 5 Jahre später von Seiten des Herzogs von Altenburg erfolgte Ernennung zum Hofrath hervor. — Sein im Allgemeinen schwächlicher Körper hatte den grossen Anstrengungen einer weit verzweigten Praxis lange wiederstanden und nur einmal hatte ein chron. Magenübel, dass ihn selbst sehr ängstigte seine Gesundheit gestört. Doch im Verlaufe eines einzigen und zwar des letzten Jahres wurde seinen bisher immer noch kräftigen Gesichtszügen der Stempel des Alters aufgedrückt und Mancher der Theilnehmer der Dresdner Centralversammlung knüpfte hieran ernste Befürchtungen. Leider sollten sie in Erfüllung gehen; trotz allseitigen liebevollsten Zuspruchs war er nämlich nicht zu bewegen sich Ruhe und Pflege zu gönnen, sondern setzte ungeachtet eines noch hinzugetretenen Gichtleidens seine ärztlichen Besuche bis zum 30. December fort und hielt es dabei unglücklicherweise für angemessen zur Linderung seiner Schmerzen selbst im Wagen den leidenden Fuss in kalte Wasserumschläge zu hüllen. Eine Metastase nach den edlen Organen war die Folge. Trotz der liebevollsten Pflege seines Schwiegersohns des Dr. Elb, den in den letzten Tagen noch Med. R. Trinks, Gerson und Hirschel unterstützten, verschied er doch am 2. Januar 1857.

Den oben schliesslich erwähnten Wolf finden wir schon im ersten Bd. der Allg. H. Z. mit dem Epideton Physikus in Calau erwähnt.

Joseph Attomyr wurde am 9. September 1807 zu Diakowar in Slavonien, wo sein Vater ein biederer Wagenmeister war, geboren, besuchte in Esseg das Gymnasium und zog 1825 nach Wien, um als Praktikant in das Garnisonsspital einzutreten. Damals machten Maren-

zellers Heilungen, der im Jahre vorher vom Kaiser Franz den I. berufen worden war die Homöopathie am Krankenbette zu prüfen, solches Aufsehen dass Dr. St. A. Mükisch ein besonders gegen ihn gerichtetes Werk." „Die Homöopathie in ihrer Würde als Wissenschaft und Kunst. Wien 1826" in die Welt zu schleudern gut befand. — Der damalige Praktikant Attomyr lass diese Schmähschrift mit Begierde und kam als ein blinder Gegner der Homöopathie nach Ketskemet, wo der Regimentsarzt Dr. Müller die erkrankten Reiter nach Hahnemanns Grundsätzen behandelte und glücklich heilte. Die Thatsachen mussten anerkannt werden; eine kurze Verblendung wich den überzeugenden Erfolgen und den markigen Worten des für die Homöopathie begeisterten Manns, dem sich der empfängliche Jüngling bald mit ganzer Seele hingab. Was in einem kurzen Jahre zu erfassen war, hatte der eifrige Schüler mit grosser Begierde erfasst und ausgerüstet mit einigen théoretischen Vorkenntnissen, welche sich auf eigene Erfahrungen stützten, folgte er dem Befehle nach Wien einzurücken, um an der Josephsakademie die med. chiurg. Studien zu beginnen. Er studierte mit grossem Eifer, theilte das Gelesene den Collegen mit, sammelte um sich einen kleinen Kreis von Anhängern und gerieth eben dadurch mit der grossen Mehrzahl im Hader. Bei jeder Gelegenheit ergriff er die Parthei Hahnemanns, vertheidigte seine Lehrsätze gegen Angriffe unkundiger Gefährten und zog sich durch die alltäglich erneuten Disputationen einen heftigen Bluthusten zu, dem zu Folge er in die Klinik aufgenommen wurde. Nach 14tägigem Aufenthalt daselbst verliess er den Krankensaal noch immer kurz und trocken hüstelnd und reiste deshalb nach Ketskemet, wo ihn sein Freund Müller heilte, und zwei Monate später nach Wien zurück. Um diese Zeit waren Hahnem. chron. Krankheiten erschienen und wurden für ihn Veranlassung zu neuen Kämpfen in Folge deren sich der Bluthusten wiederholte und ihn an den Rand des Grabes brachte. In dieser schwierigen Lage führte ihn sein guter Genius beim Lesen der chron. Krankheiten auf die Sepia. Namentlich war es Symptom 717 derselben, welches auf die Wahl gerade dieses Mittels hindeutete. Er nahm eine Gabe davon und diese bewirkte allmählig seine Genesung. Den staunenswerthen Erfolg konnten selbst die Gegner nicht leugnen, welche diesen Fall von Lungentuberkulose für unheilbar erklärt hatten. Kaum gebessert, erhielt Attomyr den Befehl, entweder

ins Spital oder in die Vorlesungen zu gehen. Er that das Letztere, so schwer es ihm auch wurde. Noch ein mühevolles Jahr brachte der wieder Genesene an der Josephsakademie zu, studirte mit verdoppeltem Eifer, gehörte zu den ausgezeichnetsten Schülern, ward aber bei der Prüfung dennoch schlecht classificirt und demnach vom ferneren Studium an der Anstalt ausgeschlossen.

Gleiches Loos mit ihm hatte Franz Melicher, ein ebenfalls entschiedener Hahnemannianer. Beide zogen an die Universität München, fanden dort freundliche Aufnahme und wurden 1831 Ende März zu Doctoren der Medicin graduirt. Attomyr kehrte nach Wien zurück und ward alsbald vom Grafen Carl Csaky als Hausarzt angenommen, in welcher Eigenschaft er denselben nach der Zips in Oberungarn begleitete. Beide mussten noch in demselben Jahre, von den aufgewiegelten Bauern am Leben bedroht, nach Wien flüchten, was besonders unser edler Attomyr nur mit grossem Wiederstreben that, dem es mehr als irgend Jemandem am Herzen lag, die Macht der Homöopathie gegen die Cholera zu erproben. Nachdem die Massen wieder beruhigt, kehrte er im Jahre 1832 nach Oberungarn zurück, wo er damals der einzige homöop. Arzt war. Der Landtag des Jahres 1833 rief den Grafen nach Pressburg; mit ihm zog auch Attomyr und wirkte eifrig für die Lehre Hahnemanns, theils am Krankenbette, theils am Schreibtische. Seine „Briefe über Homöop." richtete er von hieraus nach Leipzig. Ein schweres Fieber, typhöser Art befiel ihn um diese Zeit. Sein vielbewährter Freund, Dr. Anton Schmidt, leistete ihm ärztliche Hilfe und bewog ihn, nach der Genesung die Stelle als Leibarzt beim Herzoge von Lucca anzunehmen. Drei Jahre lang hielt er es auch in dieser Stellung aus, die seinem ganzen Wesen entgegen war. Die herrliche Natur war seine Zuflucht; Mineralogie und Botanik seine Erholung. Nach drei Jahren kehrte er wieder nach der Zips zum Grafen Carl Csaky zurück, auf dessen Gute in Mündszent er sich ein Haus baute. Aber es litt ihn nicht lange dort. Es war in Pressburg wieder Landtag und Attomyr ging auch dahin; ein wahrer Apostel der Homöopathie. Die ungeheuere Beschäftigung welche er dort fand, spannte ihn endlich ganz ab und erweckte wieder seine Sehnsucht zum stillen Landleben. Allen Zureden seiner Freunde entgegen, miethete er ein Haus sammt kleiner Landwirthschaft in Hadersdorf nahe bei Wien um

dort zurückgezogen leben zu können. In der Forstakademie des nahen Mariabrunn dachte er Vorlesungen zu hören. Allein die vom Herzoge von Lucca ihm zugesicherte Pension blieb aus; durch Prozess nur konnte sie wieder fliessend gemacht werden, und unser armer Landwirth in Spe blieb desshalb einstweilen in Pressburg. Zu Ende des Landtages 1839 zog er nach Pesth, prakticirte dort an der Seite seines verehrten Freundes und vormaligen Lehrers, Dr. Müller, wie immer glücklich, geliebt und geachtet. Abermals aber trieben ihn unangenehme Verhältnisse nach Pressburg zurück, wo er sich im Jahre 1844 bleibend niederliess. Die Anhänger Hahnemanns waren auch in Ungarn von Tag zu Tag zahlreicher geworden, darum ruhte auch seine schneidende Waffe. Sein krankhaft gereiztes Wesen war längst beschwichtigt und in dem gereiften Manne mit den freundlich blitzenden Augen, mit dem wohlwollenden Lächeln und dem kindlichen Gemüthe, hätte Niemand den Verfasser der Briefe und der gleichzeitigen polemischen Aufsätze des Archivs wieder erkannt. Damals bereicherte er auch die homöop. Literatur durch viele Journalartikel und selbstständige Werke. Im Sommer des Jahres 1850 bekam er einen Anfall von Bluthusten mit nachfolgendem Eiterauswurf, den er glücklich überwand. Jeder Winter brachte ihm mehr oder minder Husten mit eitriger Aussonderung; aber der Sommer glich Alles wieder aus. Bei aller seiner Kränklichkeit brachte er, von seltener Wissbegierde getrieben, im letzten Sommer seines Lebens 3 volle Monate im Wiener allgemeinen Krankenhause zu, theils um anatomisch-pathologische Studien zu machen, theils die Auscultation und Percussion zu üben. Kurze Zeit darauf erfreute sich noch sein Herz an der Versammlung des Centralvereins für Homöopathie in demselben Wien, dass er vor 25 Jahren wegen seiner Begeisterung für Hahnemann und dessen Lehre gebeugt verlassen musste. Sein Auftreten in der Sitzung am 10. August 1855 war das letzte Erglänzen eines der Verklärung zueilenden Geistes. Der kalte November desselben Jahres brach seine Kräfte und im December warf ihn endlich ein rheumatisches Fieber nieder, von dem er sich zwar wieder erholen zu wollen schien, aber endlich doch unterliegen musste. Er verschied am 29. Januar 1856 zu Pressburg.

Von selbstständigen Schriften besitzen wir von Attomyr, ausser den schon erwähnten Briefen. 1) Die vener. Krankheiten. Ein Beitrag zur

Pathologie und homöop. Therapie, Leipzig 1836, T. O. Weigel. 2) Theorie der Verbrechen auf Grundsätze der Phrenologie basirt, Leipzig 1842, G. Wigand und endlich 3) das von ungeheurem Fleisse und Idealität zeugende, unvollendet gebliebene Werk: Primordien einer Naturgeschichte der Krankheiten, I. Bd., Gehirn und Rückenmark, Wien 1851, W. Braumüller.

Da wir mehrfach bereits auf die Arzneiprüfungen zu sprechen kamen und bei dieser Gelegenheit flüchtig der Einwürfe gedenken mussten, welche ein Wolf, Strecker, Watzke, Trinks und Andere gegen den von Hahnemann (Chron. Krankheiten, Bd. 4, S. 276) und viele seiner Verehrer aufgestellten Vorschlag: „nur mit 2 bis 3 mal wiederholten Streukügelchen der 30. Potenz zu prüfen, erhoben, halten wir es für rathsam, die ziemlich zeitig schon von der Allgemeinheit angenommene Erledigung dieses Lehrstreitpunktes mit allen seinen anf ihm beruhenden glänzenden Ergebnissen schon hier anzuführen.

Bereits in Mitte der dreissiger Jahre war die grösste Anzahl der Homöopathen zu der Ueberzeugung gelangt, dass Prüfungen, welche nur mit hohen Arzneiverdünnungen an Gesunden angestellt würden, nothwendig zu einer Menge von Fehlschlüssen führen müssten, weil man hierbei Gefahr liefe, jedwede Angabe der Prüfungspersonen für baare Münze zu halten; eine Art Arzneimittellehre, welche auf blossen subjectiven Angaben beruhe, könne aber der wahre Zweck nicht sein, da diesen Angaben das nothwendige Gegengewicht durch die objectiven abgehe. Ferner war man übereingekommen, nur den wirklich reinen pharmakodynamischen Versuch an Gesunden als Muster gebend hinzustellen. Als Beihülfe zu ihnen standen im ersten Range in dieser Hinsicht die Erscheinungen a) welche bei Vergiftungen beobachtet wurden und b) welche sich bei Kranken kund gaben, an denen sich in Folge grösserer, offenbar wirkungsfähiger, kräftiger Arzneien Arzneisymptome einstellten. Wenig oder gar keinen Werth erkannte man dagegen solchen zu, welche nur von Kranken entnommen worden waren, denn sie konnten gar nie als reine Wirkungen angesehen worden.

G. O. Piper war es, der damals vermöge einer äusserst vollständigen und gediegenen Arbeit (Hygea XII. und XIII. Ueber Bedingungen und Zwecke der Arzneiprüfungen) den Ausschlag gab. Wenn er auch bekennt, dass es keine für alle Individuen und alle Mittel passende allge-

mein gültige Prüfungen geben könne und dass bei Anstellung derselben haarscharf individualisirt und specialisirt werden müsse, schlägt er doch folgende Massregeln als die zweckentsprechendsten vor:

1) Es ist am besten, wenn die Prüfungsperson, oder vielmehr Prüfungspersonen, denn viele sind bei Prüfung eines und desselben Stoffes zur Erlangung eines bedeutenden Ergebnisses nothwendig, gar nicht wissen was sie einnehmen und sich aller vorgefassten Meinungen von Heilmethoden, Primärwirkungen etc. entschlagen. 2) Es ist nothwendig, dass man etwa einen Monat vor Beginn derselben sein tägliches Befinden fleissig beobachte und die vorkommenden Abnormitäten anmerke. Was dann hiervon während der Prüfung wieder eintritt, ist nicht als Arzneiwirkung zu betrachten. 3) Es ist von Wichtigkeit die Jahreszeit genau anzugeben, in der die Prüfung gemacht worden ist und jede prüfende Person hat besonders diejenigen Einflüsse genau anzumerken oder abzuziehen, welche die Jahreszeit selbst auf seinen gesunden Zustand hervorzubringen pflegt. 4) Wein-, Bier-, Kaffeetrinker und Raucher haben mit Weglassung des Weins etc. zu beginnen; es werden sich dann alle pathologischen Zeichen einstellen, denen der Organismus ohne besondere Veranlassung ausgesetzt ist; die Empfänglichkeit für die eigenthümliche Arzneiwirkung wird nun auch gesteigert hervortreten, die Arzneisymptome werden mit einer gewissen „Präcision“ erfolgen und einen entschiedenen, anderen Charakter zeigen, als die vorhergegangenen. Den vortheilhaftesten Standpunkt hätten vielleicht jene Prüfungspersonen, die nicht an Wein etc. gewöhnt wären, daher in derselben Lebensweise auch während der Arzneiprüfung fortfahren könnten. 5) Für die beste Zeit zum Einnehmen hält Piper die letzten Minuten vor dem Niederlegen. Die „geheimen Operationen“ werden in der Nacht ungestört vor sich gehen und beim Erwachen kommen die ersten lebhaften Regungen des abnormen Lebens zum ungetrübten Bewusstsein. Gegen das Einnehmen, wie Hahnemann es will, ist er, weil man von den Tagesgeschäften nicht so zu sich kommt, doch giebt er zu, dass, wenn einmal eine Wirkung sich bemerklich gemacht hat, nachdem Morgens eine Prüfungsarznei eingenommen wurde, die Beobachtung ununterbrochen fortdauere, so dass die Wirkungen, einmal im Gange, auch bei Nacht zu bemerken wären. Gegen das Einnehmen am Morgen ist er auch desshalb, weil sich der Prüfer den Tag durch von dem ersten Eindruck

beherrschen lassen könne, wodurch leicht Selbsttäuschungen entständen. Uebrigens weist er darauf hin, dass man ja Abends und auch Morgens die Prüfungen anstellen könne. 6) Rücksichtlich der Form, in welcher die Prüfungsmittel eingenommen werden, bemerkt er, dass man unlösliche (mineralische) Stoffe am besten mit etwa 9 Theilen Milchzucker sorgfältig verreibt und den Stoff unmittelbar vor dem Einnehmen mit Wasser leicht anfeuchtet. Die löslichen ebenfalls in Pulverform, ohne Milchzucker, wenn nicht der Stoff so stark ist, dass anfänglich sehr kleine Gaben rathsam sind. Rohe Pflanzenstoffe in Pulver oder Tinctur, nicht in wässrigem Aufguss oder Decokt, wie Hahnemann angiebt. Extracte sind nicht gebilligt, sie seien denn an der Sonne bereitet. Conserven sind zweckmässig. Sorgfältiges Kauen der in Substanz genommenen Stoffe begünstigt und beschleunigt die Wirkung. 7) Es ist unbedingt nothwendig, dass alle Prüfungspersonen eines Stoffes sich eines und desselben Präparates bedienen.

Im Bezug auf die Gabe des Prüfungsmittels erklärt Piper es für das zweckentsprechendste, etwa mit $^1/_{10}$ der untersten Normaldose (d. h. also derjenigen, welche in der hom. Heilmittellehre als usus angeführt wird) zu beginnen, damit man hoch genug steigen könne. Unter $^1/_{20}$ zu beginnen hält er für Zeitverschwendung. Er begann z. B. mit 1 Tropfen der Tinctur und sah schon mit 4 Tropfen Wirkung; mit vier Tropfen anfangend bedurfte es 12 und mehr Tropfen, bis Wirkung bemerkbar wurde, weshalb er rieth, mit wenig zu beginnen.

Betreffs der Wiederholung der Gabe nahm er an, dass swischen 2 Gaben keine geringere Zeit als 24 Stunden liegen solle. Die wenigsten Mittel würden im gesunden Körper ihre Wirkung in weniger als 24 Stunden vollbringen, thäten sie es aber, so sei es sehr wichtig, dies zu ermitteln, da ja die Wirkungsdauer der Mittel vor allen anderen mit ein Hauptmoment der Prüfung sei. Eine Wiederholung ausserhalb des 24stündigen Zeitraumes müsse Störung in das Typische der Reactionen bringen; bei länger als 24 Stunden wirkenden Mitteln bringen die zur rechten Stunde (also je nach Ablauf der 24. Stunde) gereichten keine Störung, sondern nur eine Verstärkung hervor. Bei der Wiederholung der Gaben müsse man damit steigen; verschwänden die Symptome nach mehreren Gaben, so solle man zu den kleinsten Gaben zurückkehren und nach einigen Tagen plötzlich eine grosse Gabe nehmen oder verabreichen.

Die Erscheinung, dass oft von sehr kräftigen, in guten Präparaten genommenen Mitteln keine erhebliche Wirkung beobachtet werde, ist Piper geneigt, auf ein der Natur des Mittels nicht angemessenes Gabensteigen zu schieben. Mit dem Eintritt der ersten objectiven unzweifelhaften Arzneiwirkungen schlägt er vor, das tägliche Einnehmen auszusetzen; ist das Symptom weg und zeigt sich 24 Stunden nachher kein neues, so soll man eine wenig grössere Gabe als die vorige geben; wird die Gabe Abends genommen und stellt sich am nächsten Tag kein neues objectives Symptom oder eine Rückkehr der schon beobachteten ein, so wird Abends wieder eine Gabe verabreicht und so lange fortgefahren, bis objective Symptome erscheinen. Am Abend desselben Tages, wo Symptome sich zeigten, wird noch eine grosse Menge des Prüfungsstoffes eingenommen und nun die Wirkung bis zum Ende beobachtet. Beobachtet man dieses Verfahren und es stellen sich auf Einnehmen eines schon als arzneikräftig bekannten Stoffes in grosser Gabe keine sicheren Wirkungen ein, so isst man Abends nichts und nimmt, sowie sich der Hunger kräftiger zu rühren beginnt, eine grosse Gabe und wiederholt dies einige Abende. Zeigt sich dennoch nichts, so ist die Prüfungsperson für den Stoff unempfänglich.

Noch macht er auf folgende Erfahrungssätze, die sich bei und nach Prüfungen bei ihm und anderen ergaben, aufmerksam: bei Magensäure der Prüfungsperson wird eine grosse Anzahl von Pflanzenstoffen unwirksam. — Abnorme Zustände des Darmkanales hemmen die Entwicklung der Arzneikrankheit, so dass keine Erscheinungen im Darmkanal eintreten; umgekehrt kann die Wirkung z. B. auf die Lunge, bei krankhafter Reizbarkeit derselben, gesteigert werden, wenn die Prüfungsarznei nur auf die Athmungsorgane wirkt. In diesem Falle tritt Heilung ein, wenn die Prüfungsperson in dem zu prüfenden Stoffe gerade das „Specificum“ für den krankhaften Zustand eingenommen hat. — Idiosynkrasien der Prüfungspersonen sind wichtig, was auch Hahnemann sagt, indem er die durch Idiosynkrasie bedingten Symptome für Arzneisymptome hält, überhaupt will er, dass der ganze Prüfungsmensch nach seiner Individualität aufgefasst werde.

Es ist zu berücksichtigen, dass bei Arzneiprüfungen sich das Gesetz der Gewohnheit geltend macht; hat Jemand bis zu einem gewissen Grade Arznei eingenommen, und hat sich eine Reihe von Er-

scheinungen gezeigt, so gelingt es dann nicht mehr durch weiteres Einnehmen noch mehr und noch stärkere Erscheinungen zu erzeugen; es tritt eine Uebersättigung ein, welche für die Prüfungsperson in Erscheinungen des Missbehagens und des Widerwillens besteht. Beginnt diese Person nach einiger Zeit, wenn die Arzneierscheinungen verschwunden sind, abermals und mit sehr kleinen Gaben, so können die verschwundenen Erscheinungen wiederkehren. Gleichsam als wären sie in einem latenten Zustand gewesen. Es ist desshalb auch durchaus zu wiederrathen, Arzneiprüfungen zu schnell aufeinander an sich anzustellen, indem auch ein zweites Prüfungsmittel, ist es nur den vorigen in gewissen Erscheinungen verwandt, im Stande sein kann, die vorige Arzneikrankheit als Miniaturausgabe im Organismus nachzudrucken. — Ob eine Arzneikrankheit nicht auch ansteckend werden könne, darüber hielt er es noch nicht an der Zeit, ein Urtheil zu fällen; er wies darauf hin, dass Impfungen mit Feuchtigkeit aus Exanthemen, welche durch Arzneien entstanden sind, dahin führen könnten, jene Frage zu entscheiden. — Schliesslich macht er noch darauf aufmerksam (ganz wie Hahnemann) dass der Organismus durch solche Prüfungen abgehärtet werde.

Um eine ungefähre Uebersicht der ungemeinen Thätigkeit in den Prüfungen zu geben, reihen wir folgende Zusammenstellung vom Jahre 1833 aus, an. Wir betonen hierbei ausdrücklich, dass sie durchaus nicht auf Vollständigkeit Anspruch machen kann und soll, und dass die vorangestellten Namen nicht jederzeit den eigentlichen Prüfer, zumeist aber den Ueberwacher und Unternehmer derselben andeuten. Sehr viele der früheren Prüfungen, namentlich auch die von Hartlaub und Trinks in ihren Annalen der homöop. Klinik angeführten, haben wir bereits in der Vergangenheit anzuziehen Gelegenheit gehabt.

1833.

Hartlaub u. Trinks: Strontiana carbon. Annal. 3. Jahrgang.
Schréter: Tabacum, ebendaselbst.
Nenning: Tongo, ebendaselbst.
Hartlaub u. T.: Aethusa cynapium. 3. Jahrg.
„ Agaricus muscarius. 4. Jahrg.
Helbig: Nux moschata. Heraklides. 1. Heft.

Scheter: Kali nitricum. Archiv 11., 1. Heft.
Henke: Zincum oxydatum. „ 2. Heft.
Hering: Caladium seguinum „ „
„ Eugenia jambos. Archiv 12, 1. Heft.
Attomyr: Corallia rubra. „ 11, 3. Heft.
Hering: Calmia latifolia. „ 12, 3. Heft.
Hahnemann: Lamium album. Archiv 12. Bd., 2. Heft.
Seidel: Aranea diadema A. H. Z. 1. Bd., S. 122.

1834.

Hering: Selen. Archiv 12. Bd., 3. Heft.
„ Jatropha curcas. Archiv 13. Bd., 3. Heft.
„ Theridion currassavicum. Archiv 13. Bd., 3. Heft.
„ Lachesis, Nachträge. Archiv 13. Bd., 3. Heft.
Dr. Y.: Ranunculus sceleratus. Archiv 13. Bd., 3. Heft.
„ Psoricum. Archiv 13. Bd., 3. Heft.
Stapf: Tanacetum. Archiv 13. Bd., 1. Heft.

1835.

Hering: Brucea antidisenterica. Archiv 14. Bd., 2. Heft.
„ Oenanthe crocata. Archiv 14. Bd., 2. Heft.
„ Prunus spinosa. Archiv 14. Bd., 2. Heft.
„ Hippomanes.
Wahle: Prunus laurocerasus. Archiv 15. Bd., 2. Heft.
Meyer (in Schneeberg): Aphis Chenop. glauci. Archiv 15. Bd., 2. Heft
Gross: Psorin. Archiv 15. Bd., 3. Heft.
Stapf: Zingiber. Archiv 15. Bd., 3. Heft.
Koch: Calcaria caustica. Hygea 4.
„ Cubebae. A. H. Z. Bd. 15, S. 369.
Leipzigs Aerzte: Lactuca virosa. Journal für Arzneimittel, 2.
Alphons Noack: Lobelia inflata. Archiv 15. Bd., 2. Heft.

1836.

Helbig: Agnus castus. Heraklides 2. Heft.
Jouve: Ginseng. Bibliotheque de Genève.

1837.

Wahle: Creosot. Archiv 16. Bd., 2. Heft.

Ed. Martin: Kali chloricum. Archiv 16. Bd., 1. Heft.
G. F. Müller: Hypericum perfoliatum. Hygea Bd. 5 u. 6.
Stapf: Solanum lycopersicum. Archiv 17. Bd., 3. Heft.

1838.

Croserio: Natrum sulphuratum. Archiv Bd. 16, Heft 3.
Norddeutscher Verein: Nitrum depur. Archiv Bd. 17, Heft 2.
Franz: Cochlearia armor. Archiv Bd. 17, Heft 3.
Buchner: Cancer fluviatilis. Hygea Bd. 17.
Bethmann: Lupulus. A. H. Z. 10.

1839.

Hering: Mephitis put.
„ Ammoniacum. A. H. Z. Bd. 12., S. 230.
„ Asparagus. Hygea 12, S. 426.
Vehsemeyer: Kali bromatum. Jahrbücher f. Homöop., Bd. 4.

1840.

Hering: Chlor. Neues Archiv 2. Bd., 3. Heft.
Petroz: Murex purpurea. Revue critique. T. 3.

1841.

Wahle: Juncus effusus. Archiv 19. Bd., 3. Heft.
Buchner: Ol. crotonis. Archiv 19. Bd., 1. Heft.
Segin: Anacardium. Hygea 13.
„ Guajacum. Hygea 14.

1842.

Gross: Carlsbad. Archiv 20. Bd., 3. Heft.

1843.

Hering: Daphne indica. Jahrs-Uebersicht aller zur Zeit geprüften Mittel. 1. Bd., S. 395.

1844.

Lobethal: Inhalationsversuche mit künstlicher Seeluft Allg. H. Z. 35. Bd. Nr. 20.
Schelling (zu Berneck): Nachprüfungen über Lycopodium.
Hechenberger (Innsbruck): Colocynthe. Auszug vom Medic. Rath Dr. Kurz. A. H. Z. Bd. 26, Nr. 19.

Hering: Acid. oxalicum.

„ Sanguinaria. Neues Archiv.

1845.

James Lembke: Nachprüfung von Chamomilla. A. H. Z. 49, 23.

Hering: Rumex crispus.

1846.

Hering: Aloe.

1847.

Wiens Aerzte: Nachprüfung von Bryonia.

Hering: Cepa.

Schelling: Pimpinella. A. H. Z. Bd. 28.

1848.

Wiens Aerzte: Doppelt chromsaures Kali. Oesterreich. Zeitschrift 3., 2.

Cloth. Müller: Iuglans Regia. Hygea 20. Bd., 1. Heft.

Lembke in Riga: Sumbul.

„ Jatropha Curcas. A. H. Z. 34. Bd., 18. Heft.

Perutz: Teplitz. Monographie.

Becker: Aqua silicata. Hygea Bd. 22.

Hering: Glonoin.

„ Achillea millefol.

„ Limulus cyclops.

1849.

Buchner: Nachprüfung von Ginseng.

1850.

Russel: Coluber Naja mas.

1851.

Attomyr: Das Fettgift, Arzneimittellehre. Pressburg Krappe.

Reil: Oxalsäure. Viertelsjahrschrift von Müller, 3 und 4 Heft.

Teste: Thea Caesarea. Journ. de la soc. gall., Bd. 2, Heft 1.

Hering: Acid. benzoicum.

Roth (in Paris): Hippomane mancinella. A. H. Z. 42. Bd. 2. H.

Bolle: Lippspringe. A. H. Z. 42. Bd., 15. Heft.

Rummel: Gastein. A. H. Z. Bd. 42, Heft 17.

Kitchen: Iris versicolor.

Rhode Island Gesellschaft: Hamamelis virginiana.

Pitet: Nuphar luteum. Journal de la gallic. soc. Tom. 3

Reil: Carduns Mariae. Homöop. Viertelj. 3. J., 4.

1853.

Marcy: Cornus circinata. Hirschels Archiv 1. Bd.

Porges: Carlsbad. Monographie.

Lembke: Solanum nigrum. A. H. Z. 45. Bd. 3.

„ Indigo. A. H. Z. 45. Bd. 22.

„ Agaricus muscarius. A. H. Z. 45. Bd. 25.

1854.

Eug. Curie: Raphan. sativ. Journ. de la soc. gall. Tom. 4.

W. Craig: Cotyled. umbilicus. A. H. Z. 46. 10.

1855.

Petroz: Cadmium sulphuricum. A. H Z. 47. 1.

„ Guaraea. Journal de la soc. gall. Tom. 5.

Reynal: Taxus baccata. Journ. de la soc. gall. Tom. 5.

1856.

Jousset: Schwefelkohlenstoff. Journ. de med. gen. Tom. 1.

1857.

Jeannes (Philadelph.): Dolichos pruriens.

O. Müller (Wien): Arg. nitricum. A. H. Z. 53. 22.

1858.

Henke: Cyclamen. Fortz. A. H. Z. 58. 12.

Pratobevera: Aurum muriaticum.

Leydet: Buffo. Journal de la soc. gallic. Tom. 5.

„ Salamandra. Journal de la soc. gallic. Tom. 5.

Schreter: Lippspringe. A. H. Z. 58. Bd. Nr. 10.

Bähr: Digitalis purpur. Monographie.

1859.

Eidherr: Atropin. A. H. Z. Bd. 60. 1.

Savary: Asclepias tuberosum. Journal de la soc. gallic.
Payne: Gelsenium sempervirens. Americ. Hom. Revue.
Lippe (Philadelph.): Elaps corall. A. H. Z. Bd., 4.
Cl. Müller: Mikania Guaco.

Da das eben besprochene Thema nothwendigerweise auch eine Berücksichtigung der Arzneiversuche an Thieren erheischt, so vereinen wir kurz das etwa Erwähnenswerthe und benutzen gleichzeitig die günstige Gelegenheit, um die homöop. Vetrinärkunde, welche schon Mitte der 20ger Jahren in einzelnen Heften des Archivs erwachende Schösslinge zeigte, im Grundriss wiederzugeben.

Obgleich es keinem Zweifel unterliegt, dass Hahnemann öfters Versuche mit Thieren anstellte, so finden wir sie doch in seinen sämmtlichen Prüfungen nirgends als Belege gebraucht. Nur eine einzige Stelle könnte auf diese Weise gedeutet werden und das ist die, welche in seiner Arzneimittellehre unter Nux vomica auffällt, wo er sagt, Essig wäre kein Gegenmittel des ebengenannten Arzneistoffes, wie er an Menschen und Thieren selber erfahren. Schon 1796 hatte er in seinem „Versuch über ein neues Princip“ seine Ansicht hierüber ausgesprochen. Er nannte derartige Versuche dort roh, dunkel und meinte sogar der Ausdruck, plump, könne gerechtfertigt werden. Noch viel entschiedener sprach sich Piper, diese zweite Instanz in der Prüfungssache (wenn wir Hartlaub mit seinem Magdeburger Statutenentwurf vom 10. Aug. 1852, siehe Hirschels Zeitschrift für hom. Klinik 1, 19 als 3. und letzte annehmen), gegen die Zumuthung Thierversuche als Maasstab für die Kenntniss von Arzneiwirkungen an Menschen anzunehmen, aus. Derartige Prüfungen, meint er, verlören allen Sinn, so bald wir bei ihnen den therapeutischen Nutzen an Menschen im Auge hätten; er hebt, wie Hahnemann, die Verschiedenheit der Wirkungen hervor, welche sich nach Eingabe von Giften bei Thieren zeigen; ferner die Gewaltthätigkeit der Versuche und die dadurch erzeugten akuten heftigen Erscheinungen, aus welchen sich die volle Arzneiwirkung doch nicht herausstellt. „Alles vereinigt sich daher, schliesst er, die Prüfungen an Thieren aus unseren engeren Untersuchungen zurückzuweisen, denn sie haben einen ganz anderen Sinn.“

Wenige Jahre später erkannte man jedoch, dass dieselbe, ganz abgesehen von ihrer Tragweite für die homöopathischen Thierärzte,

durchaus nicht von einer Stimmberechtigung beim menschlichen Leiden gänzlich auszuschliessen seien. Man sah ein, dass obschon kranke und gesunde Thiere sich durch keine andere Sprache mitzutheilen vermöchten, als durch Mienen und Geberden und den ganzen Habitus, doch der Leichnam des fast unter allen Phasen leicht zu tödtenden Thieres ungemeinen Vortheil zu gewähren vermöge, indem wenigstens im Allgemeinen die Beziehungen zu dem Blut- und Nervensystem, zu einzelnen Geweben, Organen, Organtheilen und Systemen deutlicher gemacht würden und man so den Grundzuständen näher komme, welche stets in Krankheiten eine so grosse Rolle spielen: der Stasis, der Congestion, der Entzündung, der Ausschwitzung, der Blutmischung (Krasis), dem Ergriffensein des Hirnes, des verlängerten Markes, des Rückenmarkes u. s. f.

Man sah ein, dass eine homöopathische Thierpharmakodynamik mit langsamen Umbildungen und Veränderungen (nicht etwa durch schnell verlaufende akute Vergiftungen) und mit ihren hieraus erwachenden Krankheitsbildern vielfache Parallelen und Erleichterungen zu gewähren, dass sie mit einem Worte substituirend einzutreten vermöge und schloss gang richtig rückwärts, dass wenn von Menschen entnommene Prüfungen auf entsprechende Thierleiden heilsamen Einfluss auszuüben im Stande wären, ebenso jene an gesunden, kranken oder secirten Thieren abgelauschte Ergebnisse, gleichfalls Gewinn und Erfolg versprechende und erzielende sein müssten.

Die überraschenden Erfolge welche die homöop. Heilmethode am Menschen erzielte, gab schon zeitig, wie wir sagten, den Impuls, Versuche ähnlicher Art bei Thieren anzustellen. Da die Letzteren meist äusserst glücklich ausfielen, ja selbst in weniger günstigen Fällen im Vergleiche mit dem gewöhnlichen Verfahren der Veterinärärzte immer noch gleichen Schritt zu halten vermochten, ausserdem aber noch dadurch ungemein gewichtig in die Waagschale fielen, dass namentlich wenn seuchenartige Krankheiten den Viehbestand befielen, eine ungeheuere Kostenersparniss mit dieser Behandlungsweise verbunden war, so wuchs die Zahl der Förderer und Verehrer besonders auch unter dem Laienstande rapid und es gehörte gar nicht selten zu den Vorkommnissen, das längst bevor ein homöopathischer Arzt sich irgend wo niederliess, bereits Laien das ganze Terrain der neuen Heillehre geneigt

gemacht hatten, indem sie vorsichtig mit Thierheilungen begannen und oft geschickt und glücklich mit Menschenheilungen fortfuhren. Wenn daher Genzkes schon in das Jahr 1844 fallender Ausspruch (Allg. H. Z. Bd. 25, Nr. 19. Einige allgemeine Bemerkungen über Veterinär-Homöopathie): „Gerade aber durch die Heilungen der Thiere auf homöopathischem Wege stellt sich am evidentesten heraus, was an der Sache ist, indem alle jene Momente, welchen unsere Gegner die günstigen Erfolge dieser Methode imputiren, wie diätetisches Regimen, Imagination etc. hier wegfallen und ich bin der Meinung, dass von dieser Seite die Hauptmine noch gegeben wird, welche allmählig das schon morsche Bollwerk der Allöopathie vollends in die Luft zu sprengen bestimmt ist" — auch noch nicht überall in Erfüllung gegangen ist, so nähert er sich doch zusehends diesem Ziele, denn namentlich der Detailverkauf homöopathischer Apotheken aller Orten und die wiederholten Auflagen populär gehaltener Thierheilkunden weisen eine so ungeheuere Partheinahme der Landleute nach, dass allem Anscheine nach nur noch wenige Jahre vorübergehen werden, um wenigstens der Homöopathie auf dem flachen Lande dasselbe Uebergewicht zu ertheilen, welches Nordamerika bereits hat, wo hemmende Maassregeln der Regierung ebenso wenig zu Hindernissen gehören, als Intriguen der ärztlichen Gegenparthei.

Zur Erreichung dieses Zweckes gehört aber vor allen dass die Literatur der Veterinärkunde reichlicher und zweckmässiger bedacht, nach Genzkes Methode Prüfungen angestellt und bei neuen Auflagen alle jene oft aus übergrosser Pietät eingereihten Mirakulosa beseitigt werden, welche bis jetzt vielfach zu Täuschungen und Entstellungen beitrugen und mit gerechtem Grunde zu Verdächtigungshandhaben benutzt wurden.

Ueberfliegen wir die Literatur, so finden wir, dass am frühesten Leuthold, Ambronn, Thierarzt zu Lichtenstein und der Hofthierarzt Schumann zu Braunschweig, wirklich reelle Beiträge lieferten, ein Sachverhalt der sich, bei aller Achtung die man sonst vor Gross hegen muss, in demselbem Falle durchaus nicht immer von ihm mit gleicher Sicherheit behaupten lässt. Von weit und breit schloss sich reiches Material, von hier und dort deponirt, an und hatte bereits Mitte der dreissiger Jahre einen derartigen Umfang angenommen, dass der öfter erwähnte Lux, zuvörderst im Interresse der Isopathie, dann aber auch

in dem der Homöopathie, ein eigenes Organ Zooiasis, oder die homöopath. Heilkunst auf die Krankheiten der Thiere angewandt Lpz. 1836 bis 1837" in das Leben zu rufen für angemessen hielt. Der reichhaltige Unfug der in dieser Zeitschrift vermittelst der Isopathie getrieben wurde, nöthigte Genzke, der letztere wie wir wissen für ein Phantom erklärte, dass einem Irrwische gleich von der rechten Bahn der Forschung zu einer schmutzigen Lache führe, sein eigenes Werk zu beeilen und so erschien 1837 bei Schumann in Leipzig, jenem bekannten Buchhändler, der viele Jahre lang Fondsverwalter des Centralvereins, Vorstand des Heilinstitutes und ein unablässiger Förderer der Homöopathie war: „Genzke F. C. L. homöopathische Arzneimittellehre für Thierärzte, nebst Anweisung zur Bereitung der homöopathischen Arzneien." Unstreitig ist dieses Werk als das reinste, vorsichtigste und zweckentsprechendste anzusehen, was auch aus der manigfaltigen Benutzung, die es von Seiten der Landwirthe, als auch von Seiten der auf selbigen Felde thätigen Veterinärschriftsteller erfuhr, hervorgeht und es wäre nichts lebhafter als eine neue Auflage zu wünschen, da die Mittelzahl und die Heilansichten sich auch in diesem Bereiche wesentlich vervollständigt haben. Was fernerhin eine populäre Auffassung anbelangt, so reihen sich zunächst in dieser Beziehung mit gleichem Werthe Dr. Ferd. Rückerts Beschreibung der Krankheiten des Rindviehes etc. Leipzig 1841 und Th. Trägers, Oberrossarzt zu Trakehn Studien und Erfahrungen im Bereiche der Pferdekunde etc. an, von denen namentlich letzteres die Hyppologie mit besonderer Vorliebe und Geschick berücksichtigt. Ungemeine Verbreitung haben überdiess Dr. Friedrich August Günthers Bearbeitungen desselben Stoffes, namentlich in Thüringen gefunden, was um so weniger zu verwundern ist, als er Genzkens Werk vielfach zur Vorlage benutzt hat.

Alle übrigen Werke wie z. B. von Johann Heinr. Beisen, Quedlinburg 1851, Prof. Fuhrmeister Quedlinburg 1848, Möller, Leipzig 1839, J. C. Schäffer, Nordhausen 1861 etc. bringen nichts Neues und wenig Selbstständiges und leiden besonders an den Gebrechen, dass sie es nicht der Mühe werth gehalten haben, die reichen Erfahrungen des Auslandes zu benutzen.

Bei der oberflächlichen Darstellung der Lehre Hahnemanns auf Seite 70 führten wir schon seine Ansichten über Erst-, Nach- und

Heilwirkung flüchtig auf. Wir haben noch nachzutragen, dass er auch eine Wechselwirkung annahm, dann der verschiedenen Namen zu gedenken, deren er sich früher für diese Wirkungen bediente, und endlich schliesslich über die Auffassung dieser Grundlagen von Seiten seiner Epigonen zu berichten.

Bei einigen Arzneien trifft es sich, dass manche Erstwirkungen anderen Symptomen, welche theils vorher erschienen, theils erst nachher erschienen, zum Theil oder in gewissen Nebenumständen entgegen gesetzt sind; Hahnemann nannte diese Art Erstwirkung „Wechselwirkung“; er nahm von ihr an, dass sie nur den Wechselzustand der verschiedenen Wirkungsparoxysmen der Erstwirkung bilden (z. B. Durchfall, wechselnd mit Verstopfung; Heiterkeit und Traurigkeit, und umgekehrt). Wechselwirkungen finden sich häufig bei Arsenik, noch häufiger bei Ignatia. So ist bei Arsenik der bittere Mundgeschmack nach dem Essen Wechselwirkung mit dem bitteren Mundgeschmacke auch ohne vorhergegangenes Essen; eine seltenere Wechselwirkung des Arseniks ist die, dass die Symptome durch Bewegung entstehen oder sich erneuern, während es das Gewöhnliche ist, dass sie in der Ruhe entstehen, oder sich verschlimmern und bei Bewegung abnehmen.

Bei Ignatia sind einestheils die starke Empfindung und der angenehme Eindruck, den sie macht, anderentheils aber die Theilnahmlosigkeit für Musik Wechselwirkungen; ebenso das Verlangen und der Widerwille gegen sauere Dinge. — Auf der anderen Seite finden wir auch Beispiele, welche Hahnemann unter gewissen Clauseln „Wechselwirkung“ nennt; so hat das Gold unter seinen eigenthümlichen Arzneisymptomen vorherrschend eine trübe, finstere Gemüthsstimmung; es kommt aber auch das Umgekehrte vor, — Heiterkeit und aufgewecktes Wesen, was Hahnemann nicht bestimmt deutet, auch in der That ebenso gut Nachwirkung sein könnte, wenn die Prüfungsperson von Natur heiter und aufgereimt war und durch Einnehmen von Gold in trübe Stimmung versetzt wurde. — Aber auch Heilwirkung könnte es gewesen sei, wenn die Prüfungsperson von Natur trübe war und durch das genommene Gold in Heiterkeit und Lust dauernd versetzt worden wäre.

Aus allen den eben jetzt und früher angedeuteten, zumeist aber natürlicherweise aus seinen Werken selbst, lässt sich erkennen, dass Hahnemann sich persönlich noch nicht recht Meister über den Zusam-

menhang mancher dieser Erscheinungen dünkte und es für besser hielt, über einzelne Mittelsymptome eher gar kein, als ein Zweifel erregendes Urtheil hinzustellen.

Aller der eben jetzt und früher genannten Bezeichnungen: Erst- und Nachwirkung etc. fing er an sich in seinen Collegien 1816 und von der zweiten Auflage des Organons 1819 zu bedienen. Bis dahin hatte er im neuen Princip die Erstwirkung stets die directe, mitunter auch die positive, primäre, erste und vorzüglichste Wirkung, die in der Nach- oder Gegenwirkung auftauchenden Symptome indirekte oder auch negative genannt. In der ersten Auflage des Organons bezeichnete er endlich beide Wirkungen auch noch mit dem Namen Primär- und Secundärsymptome.

In keiner Serie der Lehre des Meisters einten sich seine Nachfolger schneller, bestimmter und mit weniger Wiederparthsversuchen über eine Verwerfung, als in dieser. Schon Attomyrs in den Anfang der dreissiger Jahre (Archiv 13, Heft 1) herüberragende Vertheidigung, in welcher er seine Anforderungen selbst so weit steigerte, dass er in die reine Arzneimittellehre einzig und allein nur Erstwirkungen aufgenommen zu sehen wünschte, galt bereits als überwundener Standpunkt, wenn gleich bis dahin auch nur äusserst wenig Federkrieg sich abgewickelt hatte.

Aus der Zahl der Reformer heben wir die gewichtigsten hervor. Unmittelbar an Attomyr kettete sich Helbig mit seinem Heraklydes. Er erklärte die Vor- und Nachwirkungen für Extreme, die sich berühren, für Wechselwirkungen oder Gegenwirkungen, in denen er einfach die restitutio in integrum, mithin keine eigentliche Wirkung mehr, sondern ein Beendetsein derselben sah. Ihm zunächst erschien auf dem Kampfplatze Waltzke mit seinen „Bekehrungsepisteln“. Er behauptete, in der Erstwirkung wäre auch der Anfangsmoment der Nachwirkung gegeben, sie sei bedingt durch die Qualität und Intensität der ersteren; es wäre ganz falsch, sie zum contradictorischen Gegensatze jener zu machen; es beständen keine scharfen Grenzen zwischen beiden; die Wechselwirkungen erklärte er für sich berührende Extreme. Als Zeitgenosse im opponirenden Gedanken wenigstens, wenn auch durch Meere und Länder an der schnellen Verkündigung derselben gehindert, zeigte sich im Archiv Bd. 15, Heft 1, ferner Hering. Seine Ansichten stimmten ganz mit denen Helbigs und Watzkes überein. Er erblickte in der

Erst- und Nachwirkung nur ein gemeinschaftliches Product der Arznei und der vitalen Reaction. Der einer Prüfungsperson einverleibte Arzneistoff gab überhaupt blos Wirkung zu erkennen, und zwar Wirkung, die sich auf das beschränkt, was Hahnemann im Allgemeinen Erstwirkung genannt wissen will, oder die sich in entgegengesetzten Zuständen äussert.

Nach einer mehrjährigen Pause, während welcher wieder einige einzelne Anhänger Hahnemanns schwache Versuche gemacht hatten, die Satzungen desselben zu erneuern, bewirkten Trinks und Kurtz einen definitiven Abschluss. Ersterer sagte in seinem Handbuch der homöop. Arzneimittellehre 2. Bd., 1847: „Eine genaue Untersuchung und Betrachtung aller durch Einwirkung einer Arznei auf den thierischen Organismus erzeugten eigenthümlichen Erscheinungen lässt keine Unterscheidung in Erst- und Nachwirkungen derselben zu, sondern lehrt, dass alle durch eine Arznei im Organismus hervorgerufenen Erscheinungen als einer jeden Arznei eigentliche Wirkungen ohne Ausnahme zu betrachten sind, wenn sie auch noch so lange andauern. Dieses ist die naturgemässe Bedeutung der Wesenheit jeder Erscheinung während der Einwirkung einer Arznei auf dem gesunden thierischen Organismus, und es würde der Willkür abermals Thür und Thor geöffnet, wollte man noch länger diese in der Natur unbegründeten Unterschiede in Geltung lassen. Es ist nicht ein einziges unzweifelhaftes Kriterium, an welchem man die Arzneiwirkung von der angenommenen vermeintlichen Gegenwirkung zu erkennen vermöchte, ebenso wenig, als man strenge Krankheitssymptome von der rein hypothetisch heilenden Kraft der Natur unterscheiden kann. Die Verstopfung, welche der durch eine Gabe Rhababer bewirkten Reizung des Darmkanals folgt, ist keine Nach- oder Gegenwirkung des Organismus, sondern ein Zeichen, dass nur die Wirkung des Rhabarber auf den Darmkanal cessirt hat.

Der letztere, Kurtz, stellt das von Hahnemann über die Erst-, Nach-, Heil- und Wechselwirkung Gesagte zusammen und kommt zu dem Ergebnisse, dass jene von Hahnemann aufgestellten „Wirkungs-Kategorien der Arzneimittel (Hygea Bd. 22, Seite 225) durchaus nicht beibehalten werden könnten. Er baut seine Ansicht auf den Satz, dass Schwanken in den Thätigkeitsäusserungen das natürliche Grundgesetz ist für Alles, was nicht aus freier Selbstbestimmung in Thätigkeit gekommen ist; aus diesem Schwanken entstehen die Gegen-

sätze. — Alle Arzneimittel (und die sogen. entfernten Krankheitsursachen) gehören zu den äusseren Reizen. Als allgemeine Regel gilt, dass jeder Reiz (also jede Arznei) in dem Organismus, welcher nicht schon ergriffen ist, in der Richtung des Arzneireizes, vor dem Wiedereintritt des normalen Zustandes anfangs eine Aufregung der functionellen Thätigkeiten später einen Verfall derselben veranlasst, vorausgesetzt, dass jener Reiz relativ mässig einwirkt (die Gabe also nicht zu stark); ist er aber relativ übermässig, so tritt der Verfall alsbald ein; Wiederausgleichung tritt in letzterem Falle wohl auch erst ein, nachdem der Verfall in Aufregung überschlägt; selten ist's, dass Reize nur allein Aufregung nach sich ziehen. — Beweise: Schaam, Freude etc. erregen oft eine nur flüchtige Blutüberfülle in den Haargefässen; erreicht diese einen höheren Grad, so entsteht örtliche Beschleunigung der Blutbewegung mit Zusammenziehung der Gefässe; diese geht meist ziemlich rasch in den entgegengesetzten Zustand (Verlangsamung und Ausdehnung) über; ist der Reiz zu heftig, so tritt letzterer Zustand gleich zuerst ein) u. s. f. — Kurtz erinnert hierbei an das Stadium erethicum und torpidum in Krankheiten, als den beiden Zuständen der Aufregung und des Verfalles entsprechend.

Aufregung und Hemmung (Verfall der Thätigkeiten können sich auf einzelne Organe, Organtheile etc. beschränken und von da sich weiter verbreiten. Arzneien können (wenn sie einem Gesunden eingegeben sind) nicht von der Qualität derselben abhängig betrachtet werden, sondern 1) von der Menge (auf einmal oder nach und nach gereicht) und 2) von der Constitution der Prüfungsperson, ja von der zeitweiligen Stimmung derselben. — Jede Arznei nimmt nach Kurtz anfangs nur dieses oder jenes Organ (System) in Anspruch; es ist daher begreiflich, warum Wirkungen, die sich von da weiter fortpflanzen, auch erst später eintreten und warum in verschiedenen Organen selbst die Gegensätze auftreten können.

Neuerdings hat Hoppe, Professor in Basel (Baetz Memoral. 1860,7 und Homöop. Monatsschrift Sem. 2., 3.) in seinem Aufsatze: „Die Begründung der Dosenlehre“, die Existenz einer Erst- und Nachwirkung wieder herzustellen versucht. Bekanntlich will er im ärztlichen Leben die Art und Weise der Gefässactionen durch Arzneien, als Basis für die Begründung der Dosenlehre anerkannt wissen. In den Gefässen macht

nach seiner Ansicht die Arznei eine Primär — und eine Secundärwirkung, einen Vorgang, den Verfasser mit Gefässschwanken bezeichnet. Man muss, sagt er, dieses Gefässschwanken an einem mit Arzneimitteln belegten Gefässe selbst gesehen haben, um zu begreifen, wie in Krankheiten ein Arzneimittel zunächst gut und heilsam, nach Minuten, Stunden, oder Tagen wieder verschlimmernd wirken, oder wie zunächst eine nachtheilige und dann erst die gute Wirkung eintreten kann. Zuerst contrahirt sich das Gefäss und dann erweitert es sich (oder umgekehrt) und diese Oscillation tritt nicht nur einmal ein, sondern kann sich zuweilen mehrmals wiederholen. Es giebt also anfängliche und spätere oder nachträgliche Erscheinungen; ist die Dosis zu gross, so treten die Erst- und Nachwirkungen um so auffallender hervor, je kleiner und passender aber die Gabe ist und je seltener sie gereicht wird, um so geringer und seltener sind die Gefässschwankungen. Giebt man z. B. bei einer congestiven Anschwellung des Uterus $^1/_4$ Gran Extract. Belladonnae, so kann hierauf eine günstige gefässcontrahirende Wirkung erfolgen. Allein insofern durch diese grosse Gabe die Gefässcontrahirung gleichsam gewaltsam geschah, so können beim Nachlass der Belladonnawirkung die Gefässe ebenso wie früher anschwellen. Möglich aber, dass später dennoch diese Schwellung sich wieder verliert und der Zustand abermals, ja sogar ein besserer wird, als im Anfange der Belladonnawirkung. Kennt man nun dieses durch Arzneireize angeregte Gefässschwanken nicht, so wird man die Dosis zur Unzeit wiederholen oder unnöthig verstärken, oder gar ein anderes Mittel wählen und die Kur ist verunglückt. Giebt man aber eine kleine Gabe z. B. $^1/_{96}$ Gran Extract Bellad., so kann sich der Zustand zunächst verschlimmern ,indem die Congestion eine stärkere wird, es kann aber darauf eine beträchtliche Besserung — Contrahirung der Gefässe — entstehen. Folgt hieraus auch noch nicht, welche Dosis man geben solle, so zeigt es doch, dass eine kleinere Gabe stets ein vorsichtiges Handeln charakterisiren wird, und in der That, das Studium der Gefässschwankungen ist ein sehr gutes Mittel — gegen grobes und stürmisches Verfahren. Es ist auch manchem Arzte schon begegnet, dass er zu starke Dosen gab und Verschlimmerung eintreten sah, während ein anderer an seine Stelle berufener College unter indifferenten oder unter Darreichung wirkungsloser Mittel die Verschlimmerung ablaufen liess und so einen günstige Erfolg erlangte

Für unendlich schwer erklärt er es, die Arzneiwirkungen von den zum Verlaufe der Krankheit gehörenden Erscheinungen zu unterscheiden und die Dauer der ersteren mit der Dauer der letzteren nicht zu verwechseln und beschuldigt die Homöopathen öfters, in diesen Fehler verfallen zu sein, indem sie bei ihren Arzneiprüfungen wiederholt spontane Befindensveränderungen und die Symptome schlummernder Krankheiten in ihrer Mittelprüfung aufgenommen hätten, eine Anklage, die bekanntlich mehrfach bündig wiederlegt wurde.

Natürlich spricht er auch kleinen Dosen seine Wirksamkeit nicht ab, ja bestätigt sogar, dass kleinere Dosen oft besser wirken als grosse. Wie dies zugeht, sucht er durch seine Gefässtheorie zu erläutern, indem er erfahren hat, dass die kleine Gabe den Gefässen oft den genügenden Impuls zu geben und dadurch eine günstige Veränderung hervorzubringen vermag, während die massive Gabe vermöge ihrer Stärke das Gefäss übermässig contrahiren kann, wo alsdann in dem verengten Gefässrohr das Blut um so geschwinder fliesst und so die Hyperämie keinesfalls abnehmen könne, zuweilen sich gar noch steigern müsse. An blossgelegten Gefässen sei dies deutlich wahrzunehmen. Hierin läge nun die Lösung des Räthsels der homöop. Potenzirtheorie. Es sei eine Täuschung der Homöopathen, dass durch Verkleinerung der Gabe einer Arznei ihre Heilkraft wachse, sie werden im Gegentheil schwächer, allein sehr oft giebt diese schwache Gabe den geeignetsten Impuls zur Besserung und Heilung. Kleine Gaben, fährt der Verfasser fort, sind aber trotz ihrer Kleinheit nicht immer unschädlich, sie verschlimmern vielmehr oft den Zustand, was aber lediglich dadurch zu erklären ist, dass kleine Gaben, ähnlich wie die schwachen Mittel, leichter Hyperämie ergeugen, als die grossen Dosen und die starken Mittel, welche beide die Gefässe mehr zu contrahiren pflegen.

Lange nachdem in Deutschland sich die Ansichten schon geeint, erwachte dieselbe Differenz in Frankreich. Alexis Espanet war es, der hier im Journal de la s. gallic., Tom. 4, Heft 2, nachdem er die Gedanken eines Hartmann, Griesselich, Gastier, Teste, Schelling, Helbig und Tessiert durchmustert hatte, sich endlich an den zuerst genannten anschloss, der am meisten geneigt ist, sich die aus allen Prüfungen deutlich ergebenden Verschiedenheiten der primären und secundären und Wechselwirkungen so zu erklären, dass jene die Erscheinungen von den

direct ergriffenen Organen des Körpers, diese mehr die von den in zweiter Linie afficirten seien und dass ihre wesentliche Verschiedenheit durch die Individualität, durch die verschiedenen Constitutionen und Temperamente bedingt werde. Deshalb sei auch die Berücksichtigung der individuellen Constitution des Körpers und Geistes und die Anamnese für die homöop. Behandlung von so grosser Wichtigkeit und müssten namentlich diese noch immer sorgfältiger bei den Prüfungen berücksichtigt werden, um die besonderen Beziehungen der Mittel zu gewissen Eigenthümlichkeiten ausfindig zu machen. — Gleich im nächsten Hefte bemächtigte sich Gastier wieder des Themas und gab ebenfalls den Abschluss für Frankreich. Er erklärte die genaue Constatirung der Mittelwirkungen als Ganzes für viel wichtiger als die Unterscheidung nach Primär- und Secundärwirkungen, welchen er überhaupt nur einen theoretischen Werth zugetheilt wissen will. Gleichwohl hält derselbe die Unterscheidung von Affectionen und Reactionen, als die verschiedenen Quellen aller Wirkungsäusserungen im Organismus im Wesentlichen fest und legt ihr auch insofern eine praktische Bedeutung bei, als für die homöopathische Mittelwahl nur die Erscheinungen des directen Eindrucks, nicht der Reaction bestimmend sein könnten. Es kommt darauf an, dem Körper einen Stoff als Heilmittel zuzuführen, welcher ihn in analoger Weise afficirt, wie die krankmachende Ursache selbst, um dadurch eine gewisse Summe von wirkenden Kräften anzuregen, welche der von der krankmachenden Ursache erweckten ähnlich ist. Die Heilung kann also nur durch ein Mittel erfolgen, welches der primären Affection entspricht. Alle Reactionen die Gastier lieber Coaction genannt wissen will, beruht nämlich auf einer Steigerung der organischen Thätigkeiten, welche die ursprüngliche Wirkung (der krankmachende Einfluss) hervorrief.

Wenig mehr Raum, als das eben erledigte Thema beansprucht ein Referat über die Lehre der Diät und ihrer Geschichte.

Lenken wir unsere Blicke zu den ersten feindlichen Angriffen auf die Homöopathie zurück, so finden wir dieses Hülfsmittel einer besseren und beschleunigteren Heilung auffallend oft von den Gegnern als Abschreckungsmittel benutzt, und zwar meist in einer doppelten Auffassungsweise. Während sie nämlich den Laien als Hungerkur geschildert wurde und ihnen die verderblichen Folgen einer derartigen Massregel

möglichst grell vorgemacht wurden, befleissigte man sich auf der anderen Seite den vielbeschäftigten oder nicht wissenschaftlich strebsamen Fachgenossen sie als das einzig Gute und überhaupt einzig und allein erfolgerzielende Agens der neuen Methode hinzustellen. Dass Hahnemann ein ganz anderes Princip für seine Diätetik hingestellt hatte, als die früheren Aerzte, die dabei zumeist ein materielles Verhältniss berücksichtigten, an den wirklichen Uebergang in die Säftemasse oder an die grosse Unassimilirbarkeit mehrerer Stoffe dachten, und davon den Grund ihres Verbotes hernahmen, daher z. B. Pökelfleisch, Käse und Schweinefleisch verboten, aber Kaffee, Thee und wohlriechende Waschwasser erlaubten — das sagten sie nicht; das antidotarische Verhältniss, welches zwischen vielen Dingen stattfindet und wodurch sie ihre Wirkungen gegenseitig dynamisch aufheben, dass z. B. Kaffee die Wirkungen der Nux vomica, Wein die der Bryonia vernichte, wurde von ihnen gar nicht angezogen. Es war ja überhaupt eine Zeit, wo die Verdächtigung mit einer grenzenlosen Unwissenheit Hand in Hand ging.

Das allerauffallenste bei dem ganzen Sachverhalt war aber, dass Hahnemann selbst in das Nähere der Diät überhaupt verhältnissmässig wenig eingegangen war. Der Sinn der besonders hier in Anschlag zu bringenden § § 283 bis 285 concentrirt sich auf Folgendes: Die Homöopathie hat mehr als die alte Medicin Alles aus der Umgebung des Kranken zu entfernen, was erfahrungsmässig auf den Organismus einwirken, also ihn auch mannigfaltig umstimmen kann. Daher sei ihre Diät streng, sie beschränke sich auf das möglichst Indifferente, auf das Reinnährende und Durstlöschende, und übertreffe darin die Genauigkeit der älteren Vorschriften.

Für chronisch Kranke hatte er eine sorgfältige Aufsuchung solcher Hindernisse der Genesung und Heilung um noch viel nöthiger erachtet: 1) weil durch fremdartige, arzneiliche Reize in der Diät die feinen Gaben homöopathischer Arznei (bei der so nöthigen als zweckmässigen Kleinheit der Gabe), leicht überstimmt und verlöscht, oder doch gestört werden könnte (ib. § 259); 2) weil durch dergleichen arzneiliche Schädlichkeiten und durch andere Fehler in der Lebensordnung die Krankheit gewöhnlich verschlimmert zu werden pflegt (ib. § 860); also schwerer heilbar gemacht wird, nach dem Erfahrungssatz: wer fortwährend im Regen steht, wird nicht trocken.

Die beim Arzneigebrauche in chronischen Krankheiten zweckmässigste Diät und Lebensordnung beruht 1) auf Entfernung solcher Genesungshindernisse, wie sie in der Anmerkung zu § 260 im Organon angegeben sind; 2) auf Herbeiführung des hie und da nöthigen Gegentheiles: unschuldige Aufheiterung des Geistes und Gemüthes, aktive Bewegung in freier Luft, kleine Arbeiten mit den Armen, angemessene, nahrhafte, unarzneiliche Speisen und Getränke u. s. w. (ib. § 261).

Um nun die Kur langwieriger Krankheiten bei so verschiedenen Menschenindividuen möglich zu machen, da die Lebensverhältnisse selten, weder bei Reichen, noch bei Armen, sich so gänzlich umändern lassen, wie es wünschenswerth und von der Homöopathie im Allgemeinen vorgeschrieben ist, muss die specielle Ausführung, die Einschränkungen und Modificationen der Diät und Lebensordnung für jeden besondern Fall dem Ermessen des homöopathischen Arztes überlassen bleiben. Die strenge Diät und Lebensweise heilt nicht die langwierig Kranken, sondern auf der arzneilichen Behandlung beruht die Hauptsache.

Deshalb giebt Hahnemann in den chronischen Krankheiten allgemeine Vorschriften über Diät und Lebensweise in den verschiedenen Ständen, für Taglöhner, Handwerker, Landleute, für die Klasse von Menschen, die sich mit feinen Arbeiten, im Zimmer sitzend, beschäftigen, eine für die vornehme Klasse und für die Gelehrten.

Dann bespricht er mehrere Diätartikel, die theils als Palliative in Krankheiten wirken und als solche deren Heilung hindern; theils die Antidote mehrerer Arzneimittel sind und so die Wirkung der homöopathischen Arzneien beeinträchtigen oder vernichten, oder doch abkürzen und stören.

Zuletzt geht er noch zu den übrigen Hindernissen der Heilung über, zu denen, die schon im gesunden Menschen Krankheit hervorrufen, daher um so schädlicher wirken, wenn sie langwierige Kranken begegnen, die also unfehlbar die Krankheit erhöhen, schwieriger heilbar, ja unheilbar machen. Dahin gehören: übermässige Strapazen, Arbeiten in Sümpfen, Uebermaass von Kälte und Hitze, unbefriedigter Hunger der Armuth und vor Allem ihre ungesunden Nahrungsmittel u. s. w., auch ununterbrochener Kummer und Aergernisse u. s. w.

In *hitzigen* Krankheiten hingegen entscheidet der feine, untrügliche, innere Sinn des hier erwachten Lebens, des Erhaltungstriebes, so

deutlich und bestimmt, dass der Arzt die Angehörigen und die Krankenwärter bloss zu bedeuten braucht, dieser Stimme der Natur kein Hinderniss in den Weg zu legen, durch Versagung dessen, was der Kranke sehr an Genüssen fordert, oder durch schädliche Anerbietungen und Ueberredung (Org. § 262). Zwar geht das Verlangen des acut Kranken an Genüssen und Getränken grösstentheils auf palliative Erleichterungsdinge; sie sind aber nicht eigentlich oder doch selten arzneilicher Art. Die geringen Hindernisse, welche diese in mässigen Schranken gehaltene Befriedigung etwa der gründlichen Heilung in den Weg legen könnte, werden von der Kraft der homöopathisch-passenden Arznei und von der durch sie entfesselten Lebenskraft, sowie durch die vom sehnlich Verlangten erfolgte Erquickung wieder gut gemacht (ib. § 263).

Unpässlichkeiten und geringe Zufälle, welche seit Kurzem erst bemerkt wurden, bedürfen arzneilicher Hülfe gar nicht. Eine Abänderung in der Diät und Lebensordnung reicht gewöhnlich hin, diese Unpässlichkeit zu verwischen (ib. §. 150).

Aus Allem, was Hahnemann über die Diät sagt, erkennen wir also, dass er nicht bloss auf eine negative, nur auf Entfernung von Schädlichkeiten bedachte Rücksicht nimmt, sondern auch auf eine positive, welche die Zuführung angemessener, unarzneilicher Nahrungsmittel berücksichtigt und für zweckmässige Befähigung der verschiedenen Kräfte des Organismus u. s. f. sorgt. Sie ist auch nicht bloss eine arzneiliche, nur allein den Schutz der angewandten Medicamente bezweckende, sondern sie ist zugleich eine individualisirende, die Eigenthümlichkeiten der kranken Persönlichkeit und die Verhältnisse des Krankheitsfalles beachtende. Sie ist endlich nicht bloss eine generelle, die nur im Allgemeinen bei allen Medicamenten gleichen Schutz anstrebt, sondern sie ist auch eine specielle die specifischen Eigenschaften und antidotarischen Verwandtschaften der homöopathischen Arzneimittel zu den pathogenetischen Potenzen in der Diät berücksichtigende.

Den eigentliche Ausbau der Diät begann unmittelbar unter Hahnemanns Augen und mit seiner Zustimmung Stapf, und zwar im Archiv I., 3. und II., 1. (1822) mit dem gediegenen Aufsatz: „Ueber Diätetik im Geiste und nach den Bedürfnissen der homöopathischen Heilkunst. Ihm schlossen sich später Gross 1824, dann Caspari mit seinem Handbuche 1825, und endlich Hartmann 1830 an und gaben hierdurch Ver-

anlassung, dass nicht allein mehrere Plagiate, welche in einer vollkommenen Ascetik die wahre Pointe suchten und deshalb die Spottsucht der Allopathen weckten, viel Unheil heraufbeschworen, sondern dass auch das technische Feld dieses Dogmas bisweilen bis zum Spasshaften ausgebeutet wurde. Bevor wir auch diese Zuletztgenannten flüchtig berücksichtigen, müssen wir jedoch einen kurzen Umriss des Inhalts und der Grundsätze der homöopathischen Diätetik jener Hahnemann'schen Schule wiedergeben.

Als oberstes Gesetz aller Diätetik gilt: „Mässigkeit und Aufmerksamkeit auf das, was der individuellen Constitution in jedesmaliger Lage am Besten bekommt". Der Gesunde vermeidet zur Erhaltung seiner Gesundheit Alles, was ihn krank zu machen fähig ist; der Erkrankte kehre zurück, so viel irgend möglich zu einer einfachen, angemessenen, naturgesetzlichen Lebensordnung. Dazu ist erforderlich:

1) Genaue Kenntniss des normalen oder physiologischen Zustandes des menschlichen Organismus; 2) genaue Kenntniss und Würdigung der Aussendinge, theils insofern sie auf den menschlichen Organismus schädlich (krankmachend) oder possitiv wohlthätig (gesunde unarzneiliche Nahrungsmittel) einwirken; theils insofern diese Aussendinge Beziehungen (enantiopathische u. homöpathische) zu einander selbst haben.

Die Basis der homöop. Diätetik ist die Erforschung specifischer Einwirkung verschiedener Potenzen gebräuchlicher Nahrungsmittel u. s. w. auf den gesunden menschlichen Organismus, durch zweckmässig angestellte Versuche und Beobachtungen. Auf diese Erforschung gründen sich die Bestimmungen dessen, was als naturwidrig (die Gesundheit störend, krankmachend, pathogenetisch) und was als naturgemäss (die Genesung fördernd, die Gesundheit erhaltend) zu betrachten, was also zu entfernen, was herbeizuführen ist.

Die homöopathische Diätetik umfasst I. die Diätetik für Gesunde, II. die Diätetik für Kranke.

I. Zur Erhaltung der relativen Gesundheit dienen: 1) angemessene, gesunde Nahrungsmittel und Getränke; 2) der möglichst freie Genuss gewisser Einwirkungen (Luft, Licht, Wärme etc.); 3) angemessene Thätigkeit der verschiedenen Kräfte im Organismus, sowohl des Körpers, wie des Geistes.

II. Zur Förderung der Genesung und Herstellung der Gesundheit bei Erkrankten dienen:

1. Beseitigung und Entfernung aller naturwidrigen Verhältnisse, denen der Kranke bisher ausgesetzt gewesen ist, und welche seine Krankheit erzeugt haben oder unterhalten und verschlimmern a) damit der Organismus seine pathologischen Processe ungestört entwickeln, die Krankheit nicht durch fremdartige Einwirkungen verändert, schwerer heilbar werde und damit der Arzt die Krankheit in ihrer reinen, unveränderten Form erkennen möge; b) damit angemessene (homöopathische) Heilmittel in ihrer Wirkung durch andersartige arzneiliche Einwirkungen (Palliative und Antidote) nicht beeinträchtiget, gestört, abgekürzt oder gänzlich vernichtet werden.

2) Herbeiführung naturgemässer Verhältnisse, denen der Kranke bisher mehr oder weniger entzogen gewesen war und deren Entziehung ebenfalls nicht wenig zur Entstehung und Ausbildung der Krankheit beigetragen hat. a) Damit der Organismus seiner Individualität angemessene Nahrungsmittel und Getränke empfange, die zur Erhaltung der Gesundheit erforderlich sind. b) Damit der Kranke in Verhältnisse trete, wie sie seiner Individualität und der Eigenthümlichkeit seiner Krankheit angemessen beschaffen sein müssen, um seine Integrität wieder zu erhalten.

Der Feuereifer mit dem die Diät zu jeder Zeit ausgesponnen wurde, erkaltete überdiess ziemlich bald. Man kam nämlich zu der Ueberzeugung, dass es gar nicht gross von Nöthen sei, die Lebensordnung so ausserordentlich einzuschränken und selbst sogar diejenigen, welche sich stets zum Heilen ihrer Kranken höherer Potenzen bedienten, traten zum grenzenlosensten Erstaunen und zum Torte der Allöopathen mit der Versicherung hervor, dass, vorausgesetzt man beobachtet die von Hahnemann bei einzelnen Mitteln besonders angezogenen Einzelnheiten und Nüançen, man gar nicht selten der Diät ungeheuere Concessionen machen könne!

Mitte der Vierziger Jahre war es sogar dahin gekommen, dass eine offenbar schadhafte Lässigkeit an die Stelle der früher übertriebenen Vorsicht getreten war, eine Lässigkeit, auf deren Vorhandensein man bei Gelegenheit mündlicher Mittheilungen, noch viel entschiedener aber durch Abschätzung von Krankheitsgeschichten geführt wurde, wo sich

trotz richtiger Mittelwahl doch eine auffallende Veränderung des Leidens über das „von Alters her eingebürgerte homöop. Normalmaass“ ergab. Warnungssignale waren desshalb ein offenbar gerechtes Bedürfniss und sie erfolgten mit einem Geschick, welches ebenso der Zeit als auch der Erfahrung und den wissenschaftlichen, namentlich chemischen Fortschritten Rechenschaft trug. Höchst anerkennenswerthe Aufsätze lieferten in dieser Beziehung, Russel in Edinburg, Cl. Müller in Leipzig und Henke in Riga.

Dass überdiess, wie ja so unendlich Vieles in der Homöopathie, auch die Diätetik ungemein vom Speculationsgeist ausgebeutet werden würde, liess sich, wie wir schon sagten, erwarten. So kam es, dass auch auf eine von den Leipziger Aerzten für den Familiengebrauch zusammengestellte Sorte von Diätzetteln, bald viele anderen Modulationen folgten und nachdem Dr. C. F. Schwarze in Dresden mit einem der Hauptsache nach ganz praktischen Kochbuche hervorgetreten war, eine grosse Masse anderer nachklepperten, unter denen namentlich ein Wiener sich durch Raffinement und Drolligkeit vor allen Andern auszeichnet.

Zum Schluss der flüchtigen Zusammenstellung der Reformbewegungen haben wir endlich noch der Psoratheorie unsere volle Aufmerksamkeit zu schenken.

Hahnemann suchte die Quelle der meisten chronischen Krankheiten (später auch der akuten, die er nur Auflođerungen der Psora nannte) in der Psora, den Ursprung dieser aber wieder in der Lepra und legte hierüber seine Ansichten in den chronischen Krankheiten nieder.

Schon in sehr frühen Zeiten hatte er die Ansicht aufgestellt, dass man vermöge der Homöopathie auch bei chronischen Krankheiten, wenn auch nicht stets Heilung, doch in unendlich vielen Fällen „Besserung“ zu erzielen vermöge. Die Leiden waren in nicht langer Zeit durch ein deckendes Mittel beseitigt und der Kranke, wie er sagt, gebessert und wieder im Stande frohe Lebenstage zu geniessen. Grobe Diätsünden, Verkältung, nasskalte, stürmische Witterung, Gemüthseinflüsse etc., brachten aber die beseitigt geglaubten Leiden und gar nicht selten selbst mit neuen und meistens hartnäckigeren Zufällen wieder zum Vorschein; es blieb nun das früher passend gewesene Mittel ohne Erfolg oder doch fast ohne Erfolg; das Mittel, welches zugleich den neuen Zufällen entsprach, erzeugte dagegen vor der Hand wenigstens einen besseren Zustand.

Immer und immer wieder erwachten jedoch trotz des als besten erkannten Mittels und trotz der zweckmässigsten Lebensweise neue störende Erscheinungen und das Uebel steigerte sich von Jahr zu Jahr um, wenn auch passend gewählte Mittel mitunter einen „merkwürdigen Stillstand hervorriefen, endlich einem schleunigeren Tode, als es die Gesetze der Natur verlangten, Platz zu machen“.

Der Mangel passender Mittel, das erkannte Hahnemann, war der Grund dieser betrübenden Ursache nicht, wohl erkannte er aber allmählig, dass er es meist nur mit einem zu Tage liegenden Theile eines verkappten Uebels zu thun gehabt habe und dass dies chronisch miasmatischer Natur sein müsse, weil kräftige Constitutionen und kräftige Lebensweise die Besserung und Heilung am zweckmässigsten unterstützt haben. Endlich nahm er wahr, dass die Verhinderung der Heilung „in den meisten Fällen in einem nicht selber geständigen vormaligen Krätzausschlage nur gar zu oft zu liegen schien“; der Anfang aller folgenden Leiden schrieb sich gewöhnlich von dieser Zeit her; Kranke, welche die Ansteckung nicht gestanden, litten doch an den Spuren derselben, welche wir schon einmal ausführlicher schilderten und welche von Zeit zu Zeit als untrügliche Zeichen der ehemaligen Ansteckung dieser Art sich zeigten.

Den heimlichen inneren Feind nannte er nun Psora (innere Krätzkrankheit mit oder ohne ihre Hautausschläge) und nicht lange währte es, als er auch schon eine bedeutende Colonne Mittel in das Feld zu führen vermochte, die sich hülfreich erwiesen, wenn auch der Kranke sich einer Ansteckung nicht bewusst war.

Die Psora selbst war für Hahnemann die älteste, allgemeinste, verderblichste und dennoch am meisten verkannte chronisch-miasmatische Krankheit; die Ausschläge, die in den mosaischen Büchern erwähnt werden, galten ihm als solche, ebenso die verschiedenen Formen des Aussatzes im Alterthume und im Mittelalter, endlich sogar das Sanct-Antonius-Feuer. Nach seiner Ansicht hatten zu Ende des 15. Jahrhunderts die mit einiger Gewalt durchgeführten Beschränkungsmittel: Bäder, Reinlichkeit und Isolirung, die Lepra in die jetzt herrschende Gestalt der gewöhnlichen Krätze zurückgedrängt, also in eine Form, die leicht durch Schwefel, Blei, Seifen, Bäder, etc. von der Haut zurückgeschreckt zu werden vermöge, dafür aber leicht um so verderblicher

ausfalle — bei den Leprosen bildete der Ausschlag ein „vicarirendes“ Leiden für das innere Psoraübel; Jedermann floh den Leprosen, während der jetzige Krätzkranke leichter zugänglich ist, und die Feuchtigkeit der jetzigen Psora leicht ansteckt; zur Ansteckung bedarf es nur, dass das Krätzmiasma die allgemeine Oberhaut berühre.

Das „Miasma“, sagt Hahnemann ferner, ist gemeiniglich schon weit verbreitet, ehe derjenige, von dem es ausging, für seinen juckenden Ausschlag ein äusseres Vertreibungsmittel begehrt oder erlangt hat etc. Kurz, die Krätze hat vielmehr Gelegenheit, recht unter die Leute zu kommen und sich so einzunisten. Der jetzige Ausschlag ist leichter von der Haut zu treiben, wächst aber im Innern desto unbemerkter fort und ist so seit diesen letzten drei Jahrhunderten die Quelle zahlloser chronischer Uebel. — Als es nur noch Aussatz gab, waren diese Krankheiten lange nicht so häufig; die jetzige Psora ist aber Ursache von „wenigstens sieben Achtel aller vorkommenden chronischen Siechthume“; das andere Achtel rührt von Syphilis und von Sykosis oder von Vermischungen dieser beiden, oder einer derselben mit Psora, oder aller drei her.

Für ungemein schädlich erklärt es Hahnemann, den Krätzausschlag und ebenso Kopfgrind und Flechten (welche nur in der Stelle und äusseren Gestalt von der Krätze abwichen) von der Haut zu vertreiben und macht die Aerzte für alles Unglück, welches daraus entsteht, verantwortlich. Ganz so wie beim Schanker schlägt er vor, das passende Mittel innerlich zu geben. Auf diese Weise würde die zu Grunde liegende Krankheit und mit ihr die äusserliche Erscheinung vertilgt; geschehe das nicht, so bleibe der Mensch sein Lebtag siech und selbst die robusteste Natur werde nicht Meister.

Herumgehende Krankheiten hinterlassen nicht selten sogenannte Nachwehen oder Nachkrankheiten; sie sind nach Hahnemann fast stets psorischen Ursprunges. Nach Ablauf von Pocken, Masern, Typhus etc. ist der Körper so erschüttert, dass die seither schlummernde Psora leicht erwacht, es treten in der Reconvalescenz krätzähnliche Ausschläge ein (Scabies spontanea der Autoren: ein Unding, wie Hahnemann sagt, da Krätze stets durch Ansteckung erfolgt), oder es stellen sich andere chronische Leiden ein; gegen diese auflodernde Psora muss dann besonders eingeschritten werden.

In seinen chronischen Krankheiten führte er die Mittel, welche vor allen sich hülfreich erweisen sollten, an und wiewohl man zu der Ansicht gekommen ist, dass diese Mittel durchaus nicht zur vollkommnen Deckung chronischer Leiden hinreichen, begreift man doch meistentheils heute auch noch unter dem Namen antipsorische folgende 41:

„Antimonium, Aurum, Baryt, Borax, Calc. carb., Carbo anim., Carbo veget., Causticum, Clematis, Colocynthe, Conium, Cuprum, Digitalis, Dulcamara, Euphorbium, Graphit, Guajac, Hepar sulphuris, Kali carbonicum, Lycopodium, Magnesia carbonica, Magnes. muriat., Mangan, Mezereum, Acidum muriaticum, Natrum carbonicum, Natrum muriaticum, Nitri acidum, Nitrum, Petrolium, Phosphor, Phosphor. acidum., Platina, Sassaparilla, Sepia, Silicea, Stannum, Sulphur, Sulphuris acidum, Zincum, Arsenik".

Der getreue Johannes unseres Meisters, Stapf, war der Erste, der diese neuen Offenbarungen mit inniger Freude begrüsste und sie in das Leben einführte. Er versprach sich eine ungemeine Tragweite von der Psoratheorie, datirte von ihr eine neue, höchst erfreuliche Zeitrechnung und war der Ansicht, dass durch dieselbe ein mächtiger Fortschritt zur höchst wichtigen Vollendung der ganzen Homöopathie geschehen sei. Was Hahnemann hier lehre, ruft er aus, sei genau erkanntes und ausgesprochenes Naturgesetz.

Von diesem ersten Artikel an (Archiv, Bd. 7, Heft 1) kann man fast in jedem Jahrgang der einzelnen Zeitschriften auf eine hier preisende, dort moderirende, da endlich verwerfende Abhandlung rechnen. Für uns können natürlicher Weise nur die ersten und letzten auffallenderen Reiz entwickeln und wir begnügen uns deshalb mit einem kurzen Excerpte.

Zunächst an Stapf und an C. Hering, der die antiphorischen Mittel in ihrer Beziehung zur Lepra betrachtet hatte und sich schon damals jene grossartigen Erfolge gegen Elephantiasis, Yaws, Lepra und Boassio versprach, welche er auch später (1827) erzielte, schloss sich Alexander Peterson aus Penza in Russland mit seinem Aufsatz: Sammlung höchst merkwürdiger Winke über das Wesen der chronischen Miasmen (Archiv 13) unterstützend an. Er suchte den Ursprung der Psora in dem Thierreiche, und zwar bei den Amphibien. Nach seiner Meinung konnte es gar keinem Zweifel unterworfen sein, dass die Psora überhaupt (also

nicht allein wie sie sich als Krätzte zeigt) mit einem einzigen Mittel zu besiegen sei. Später verflocht er sogar die Cholera mit in das Terrain derselben, und zwar lediglich aus dem Grunde, weil ihm bis dahin die antipsorischen Mittel in Behandlung dieser Seuche die meisten Erfolge erzielt hatten.

Wenig nur später erstanden mit P. Wolf und Rau zwei äusserst gewichtige Gegner, die der fortwährenden Aufsässigkeit der wahren Fanatiker jedoch dadurch geschickt vorzubeugen wussten, dass sie der Psoratheorie keinen erheblichen Einfluss auf die Praxis zuerkannt hatten. Wolf ging in der zwölften These davon aus, dass eine beträchtliche Zahl chronischer Krankheiten der vollkommenen Heilung wiederstehe und diesen Gedanken habe man bei der Beurtheilung der Hahnemannschen Lehre zu Grunde zu legen und Rau erklärte sogar in seinem Vortrage vor der Centralvereinsversammlung am zehnten August 1837, dass die Psoralehre in ihrer damaligen Gestalt unhaltbar und hypothetisch sei, wollte den Namen antipsorische Mitteln verbannt wissen und um den Gegensatz zu den dyskrasischen Elementen deutlich hervorzuheben, dafür eukrasische gewählt sehen. Die Quintessenz der Lehre war ihm: „das man innere verborgene Qualitäten und namentlich vorzugsweise latente Dyskrasien berücksichtigen müsse“. Dies wäre aber eine alte, längst anerkannte Wahrheit.

Viel Interesse rief Mitte der Vierzigerjahre ein theilweise mit Zweifeln belastetes, der Hauptsache nach aber zustimmendes Vertrauensvotum Puffers aus Wien in der Oester. Zeitsch. für Homöop. (Bd. 2) hervor, weil es speciell dem grössten Forscher und Praktiker im dermatologischen Bereiche, dem Professor Hebra, Director der Abtheilung für Hautkranke am Wiener allgemeinen Krankenhause den Fehdehandschuh hinwarf. Während Hebra, gestützt auf mehr als 15,000 Fälle und auf die grossartigen Erfahrungen, welche er durch seine Reisen unter den verschiedensten Himmelsschichten erzielt, in seinen Skizzen den Ausspruch fällte: „herpetische, impetiginose, lepröse, psorische Dyskrasien und Metastasen gehören in das Reich der Mythe, die Milbe einzig und allein ist Anstifter der Krätze und ihre mechanische Vertilgung einzig und allein Heilungsmittel“ nichts desto weniger aber der Haut ihre Dignität und ihre Neigung mit dem übrigen Organismus in Wechselwirkung zu treten nicht vorenthielt, entschied sich Puffer für

folgendes Skelett: „Hahnemanns Psoratheorie liegt grosse Wahrheit zu Grunde. Ist es auch höchst unwahrscheinlich, dass er mit 1. globul. Sulphur in hoher Verdünnung die wahre Krätze geheilt, da nirgends das charakteristische Kennzeichen derselben, die Milbe, erwähnt ist (die allerdings zu seiner Zeit schon bekannt war, aber in letzter Anerkennung nicht fungirte), liegt ferner in der durch die ersten Epigonen hervorgerufenen homöopath. Literatur bei den meisten Heilungsbelegen mit demselben Medicament, eine fälschliche Apotheose vor, welche mehr als wahrscheinlich durch zweifelhafte Krätzdiagnosen zu Stande gebracht wurde, indem Betrug der Patienten unterlief, welche Auxiliarien benutzten, oder, indem krätzähnliche Gebilde oder die in ihrer grösseren Hälfte durch andere allöpath. Aerzte, Temperatureinflüsse oder Reinlichkeitsprocesse abgeschnittene Krätze schliesslich in ihren Rückständen geheilt worden war, so hat doch Hahnemann Recht, ein Contagium anzunehmen, welches ein vivum ist und eine (innere) Krankheit voraussetzt, mithin nicht als Ursache, sondern als Erscheinung auftritt. Der Organismus vermag aus sich selbst die Milbe, den Contagiumsträger zu erzeugen und analog der Entstehung aller contagiösen Krankheiten findet auch bei der Krätze ein äusseres Moment statt, als Krätzdisposition dort, als Schmutz, schlechte Nahrung etc. hier.

Puffer nimmt also an, dass ein animalisirtes Krankheitsprodukt zu Tage gefördert werde, welches selbst ein Erzeugniss, wieder zeugend zu andern Organismen sich verhält. Wie aus dem Darmschleim Entozoen, aus der Tinea Läuse hervorgingen, so geht nach seiner Ansicht die Krätzmilbe aus der inneren Krätzkrankheit hervor. Dass die Milbe auf den einen Menschen verpflanzt Krätze erzeugt, beim anderen nicht, das komme von der Disposition; die Seidenraupe könne sich auf dem Kohlblatte nicht erhalten, die Milbe nicht auf gewissen Menschen. Dass so viele Aerzte nichts von Krätzfolgen sehen, erklärt er von der langen Incubationszeit dieser Folgeübel abhängig; irrthümlich sei es nur bei jeder Krankheit eine verschmierte Krätze anzunehmen. Zur Heilung erwählte er sich auch den Schwefel als Specificum, verwandte ihn aber innerlich und äusserlich zu gleicher Zeit, indem er Waschen, Baden und Wäschewechseln nicht versäumte.

Ungemeinen Fleiss hat Griesselich in seinem Handbuch auf die Sichtung der ganzen Materie verwandt, indem er unmittelbar an Hebras

Entgegnung anknüpft und in einer Kritik von Hahnemann an bis auf seine Zeit die Schwächen von Freund und Feind monirt.

Hahnemann, sagte er, beabsichtigte mit seiner Psoralehre eine Ergänzung mehrerer Mängel seiner sonst nur hyperdynamischen Lehre zu erzielen und eine Anerkennung, dass der sogenannte Symptomencomplex nicht alleinige Indication ist. Die Ergänzung bestand darin, dass die organische Materie, sowie das ursächliche Verhältniss, einen Theil ihrer Rechte wieder erhalten und das zur Mittelwahl nicht allein die eben anwesenden Krankheitserscheinungen, sondern auch schon die dagewesenen, sowie das ursächliche Verhältniss maassgebend sind. — Durch diese der Humoralpathologie sich anschliessende Lehre, wurden zwei grosse Reihen von chronischen Krankheiten geschaffen: „eigentliche und uneigentliche“; die ersteren zerfallen in psorische, in venerische und in sykotische und in Mischungen aus diesen Dreien. Dem gemäss zerfielen die Mittel in antipsorische, antisyphilitische und antisykotische, alle anderen nannte man wohl schlechtweg „apsorische“ Mittel und so hatte man in der Homöopathie leider Arzneicategorien wieder, wie in der alten Medicin, die mit ihren Antiscrofulosis, Antarthriticis, Antirheumaticis u. a. „Anti“ ebenso weit war.

Hahnemann beging aber zuerst den Fehler, dass er hierbei eine Unselbstständigkeit der Hautübel annahm; die Haut kann nach ihm für sich allein nicht erkranken, sie ist immer nur der äussere Ablagerungsplatz für das von Innen Entfernte; dem gemäss müsse alles Uebel, was auf der Haut bestehe, von innen heraus geheilt werden; die Mittel werden eingegeben, nach einer späteren Erweiterung der Technicismen zwar auch eingerieben, aber unter keinen Verhältnissen auf die Ausschläge selbst angewendet. Der Gesammtorganismus ist also nach Hahnemanns Ansicht krank und er fasst (mit Ausnahme von Syphilis und Sykosis) hier unter dem Namen Psora Alles das zusammen, was andere unter den Ausdrücken Schärfen, Dyscrasien und Kachexien verstehen. Hahnemann stellt also in seiner Psoralehre die Einheit des Organismus an die Spitze und will mit seinen Mitteln dem gemäss vom Allgemeinen auf das Besondere wirken. Von jeder Vertilgung der Hautübel sieht er Folgen, denn er betrachtet erstere als Blitzableiter, welche beschwichtigend auf die schlummernde Psora wirken. Liesse man sich verleiten, solche Blitzableiter wegzunehmen, so gehe der Blitz dahin, wo er sonst

im Körper einen passenden Entladungsplatz finde und da jeder Organismus einen mehr oder minder schwachen Theil habe, so entstehe bei dem Einen Schlagfluss, bei dem Andern Tuberculose, bei dem Dritten Magenkrampf und endlich Magenentartung, bei einem Vierten Gicht u. s. f. Alles nach der individuellen Disposition.

Hier erinnert nun Griesselich daran, dass aber ohne allen Zweifel die Haut, wie jedes andere Organ, ebenfalls selbstständig erkranke und dass diese selbstständigen Hautkrankheiten dann nach ihrer ganzen Entwicklungsgeschichte von den unselbstständigen unterschieden werden müssten. Sie wären zu heilen, indem wir das passende Mittel unmittelbar auf die kranke Hautstelle in geeigneter Weise anwendeten und wir hätten uns vor solchen äusserlichen Mitteln ebenso wenig zu fürchten, als vor jenen sogenannten innerlichen, welche z. B. auf den kranken Magen, den kranken Hals etc. unmittelbar einwirken. Er erinnert aber auch daran, dass es höchst gefährlich sei, Hebras Lehre Glauben zu schenken, der, obgleich er die Wechselbeziehung der äusseren Haut mit dem übrigen Organismus anerkenne, nirgends Folgen sehen wolle. Es ist keine Kunst, sagt er, sich die Augen zu verschliessen, und jede Folgekrankheit für etwas zu erklären, was auch ohnehin hätte eintreten können, ist äusserst bedenklich. Es finden sich Beispiele in der Praxis jedes Arztes, der seine Kranken mit Aufmerksamkeit beobachtet, wo der Eintritt z. B. einer Neuralgie von da an leise begonnen hat, als ein Ausschlag von selbst vergangen war oder unvorsichtig verjagt wurde. Ich selbst habe solche Beispiele erlebt, ferner solche, wo kleine Flechtenstellen mit einer Hartnäckigkeit festhielten und, wenngleich vertrieben, doch bald wiederkehrten; die Natur war einmal zu eigensinnig, an dieser Stelle einen, wenn auch noch so kleinen Ausschlag zu haben und wiedersetzte sich jeder Kunst oder Afterkunst. — Gelingt es aber, den Ausschlag für längere Zeit oder dauernd zu vertreiben, dann entsteht sonst irgendwo ein Uebel, schlimmer als das Hautleiden.

Ein fernerer Fehler Hahnemanns war es, dass er die Flüssigkeit, welche in den sogenannten Krätzbläschen enthalten ist, für den Träger des Contagiums erklärte. Es war dies ein Ausfluss des Glaubens seiner Zeit. Längst schon hat man erkannt, dass letztere das Erzeugniss des blossen Hautreizes, hervorgerufen durch Jucken und Kratzen, sind und dass der Ausschlag eine ganz unwesentliche Rolle spiele. Ein Impfen

damit erzeugt nimmermehr Krätze, die Resultate, welche also Roth (Hygea 8, S. 499) erzielte, waren ebenso eine Täuschung wie die Schuberts (bei Puffer), denn Ausschlag wurde vielleicht erweckt, nimmermehr aber Krätze, die lediglich nur durch die Milbe hervorgerufen werden kann, wenngleich auf der anderen Seite Puffers Bemerkung, dass es auch Menschen gäbe, welche keine Empfänglichkeit für den Sarkoptes haben, richtig ist.

Bei Erwähnung dieses Puffer'schen Citates wiederlegt er gleichzeitig die irrigen Ansichten desselben: 1) dass der Ausschlag wesentlich sei und 2) dass der Organismus die Milbe erzeuge. Die Lehre von der generatio aequivoca wird bald eine Sage sein, drückt er sich aus. Auch die Krätzmilben setzen eine Brut voraus und ohne Eier giebt es keine, ebenso wenig wie aus dem Darmschleim Würmer entstehen, wenn keine Wurmeier darin sind.

Der letzte und Hauptfehler Hahnemanns, erklärt er sich ungefähr gegen den Schluss, ist endlich der, dass seine Theorie eine viel zu einseitige Gestalt an sich trägt. Die Psoralehre hat ihre Grenzen weit über jenseits der Krätze und will man der Psora überhaupt einen verdeutlichenden Ausdruch geben, so bezeichnet war sie am besten als materielle Sünde.

Es ist schon schwer, um nicht zn sagen, unmöglich, einen wissenschaftlichen Begriff von Psora zu geben, wenn man nicht sagen will, Psora ist alles, was nicht Syphilis, nicht Sykosis ist; letztere haben in ihrer ursprünglichen Gestalt und in ihren abgeleiteten Formen einen gewissen Charakter, während die Psora ein vielgestaltiges Ding ist, welches mit dem Aufgeben der Krätze als alleiniger Ursache seinen Halt verloren hat.

Das Wahre an der Psoratheorie liegt in der unleugbaren Thatsache sogen. Säftekrankheiten und in der Wechselbeziehung zwischen Haut und inneren Organen.

Die schlimmsten Krankheiten sind überdies die erblichen, über die sich Hahnemann bekanntlich nie auslässt. Wiewohl er von der „Erbanlage“ spricht und sie als eines von den Momenten anerkennt, welche die Form bedingen, unter welcher die chronisch-psorische Krankheit auftritt, so spricht er doch nirgends von der Erblichkeit der chronischen Krankheiten, vielmehr wird fast alles auf wirkliche Krätze zu-

rückgeführt. Erbliche Krankheiten gehen nun aber, ohne dass je eine Krätze, ein Ausschlag oder dergleichen an einem Organismus haftet, auf Kinder und Kindeskinder über, so z. B. Schwindsucht, Herpes, Krebs, Gesichtsschmerz, Wassersucht, Wahnsinn etc., oder es treten recht eigentliche, chronische Krankheiten bei Personen ein, welche, ohne dass erbliche Anlage stattfindet, in allem anderen, nur nicht in Krätze und Ausschlägen ihren Ursprung hat.

Mit der Annahme einer so allgemein hingestellten Psora versperren wir uns den Weg zur Erforschung der Ursache der Krankheiten, und mit dem Aufstellen sogen. „antipsorischer“ Mittel haben wir keine andere Erwerbung gemacht, als die von sehr eingreifenden Heilstoffen.

So Griesselich. Wenden wir uns nun noch zu den immer spärlicher werdenden Abhandlungen der Neuzeit.

Die Zahl derjenigen, welche Hahnemanns Lehre in ihrer primitiven Ansicht ganz aufrecht erhielt, ist total ausgestorben. Immer wird aber auf einzelne Theile derselben noch gewaltiges Gewicht gelegt und der Wortführer dieser Altgläubigen ist der uns schon bekannte E. Wolf, Kreisphys. a. D. Zu den 3 von Generation zu Generation sich fort und fort reproducirenden Vergiftungen will er unter allen Bedingungen auch noch das Kuhpockengift gezählt wissen, weil es durch Verwickelungen mit den bereits am Wohle der Menschheit zehrenden drei andern, in den letzten Jahrzehnten die zerstörende Bösartigkeit mehrerer Krankheitsformen dergestalt vermehrt und überhaupt ihre Individualtität so verändert habe, dass dadurch ihre Heilbarkeit wesentlich erschwert, ja mehrfach unser bisheriges homöop. Wissen und Können unzureichend gemacht werde. Vielfach geht überdies Lutze in Cöthen mit ihm Hand in Hand, der schon 1854 einen Mahnruf an alle Staatsgewalten betreffs der Verderblichkeit der Impfung ergehen liess, den gleich nach seinem Erscheinen die bayersche Regierung verbot.

Während in Deutschland die Psoratheorie in einer Art Agonie lag, bemächtigte sich das Ausland derselben, um sie womöglich spruchreif zu machen. In England geschah dies 1852 von Seiten der Doctoren Strong und Russel und fast gleichzeitig in Frankreich von Gueyrard, Leon Simon und Gastier meist in der homöop. Times und im Journal de la Soc. gallicane.

Strong wies darauf hin, obgleich Hahnemanns Lehre sich auf die

allerdings anfechtbare Hypothese von zurückgetretenen Hautausschlägen stütze, ihr dennoch der gänzliche Werth nicht abzusprechen sei. Die Fundamentaltheorie der Dermatologen Willan, Alibert und Bayer wäre verfehlt, weil sie die Hautkrankheiten lediglich nur für locale Uebel hielten. Es gehe diesen Lehren der belebende Geist ab, der Aufschluss darüber gäbe, welche Krankheit 1) zu den contagiösen, 2) zu den constitutionellen, 3) zu den inveterirten, welche 4) zu den hereditären und 5) zu den metastatischen gehören. Dies wären wenigstens Merkmale von weit richtigerer Natur, als die Bezeichnungen, dass der Ausschlag eine pustelartige oder tuberkelartige oder noch eine andere sonstige Form angenommen habe. Unbefangene Untersuchungen lieferten das Resultat, dass eine grosse Menge Krankheiten vorkämen, die zu einer der oben genannten Rubriken gehörten, aber mit dem Unterschiede, dass sie ihren Sitz in den verschiedensten Geweben nehmen. — Nachdem er hierauf eine Geschichte der Lepra aus dem Mittelalter zusammen gestellt, namentlich eine Beschreibung derselben von Guy de Chauliac angereiht und endlich darauf hingewiesen hat, dass die im Jahre 1485 namentlich in England furchtbar herrschende Lepra durchaus nicht mit einem Ausschlage der Jetztzeit zu vergleichen wäre, weist er die Contagiösität aus den Werken von Willan, Mackintosh, und Billing, die Psora constitutionalis aus denen von Elliotson und Willan, die Psora hereditaris aus denen Chomels, Coplands, Esquirols, Jacksons, Hollands und endlich die zurückgetretene Psora, sowie auch viele in die früheren Categorien einschlagende Fälle, aus seiner eigenen weit verzweigten Praxis nach.

Russel ist der Meinung, dass gewisse specif. patholog. Doktrinen für die Homöopathie und überhaupt für erfolgreiche Praxis nöthig wären und bekräftigt dies durch die Psoratheorie. Um die Psora selbst zu erklären, nimmt er an, dass es physische Einflüsse gebe, die bloss auf das Individuum und wieder andere, die auf das ganze Geschlecht und dessen Nachkommen wirkten. Höchst wahrscheinlich üben nach ihm physische Einflüsse mit specif. Giften fort und fort einen schlimmen Einfluss auf den Organismus ein und entfernen ihn von dem Urtypus einer vollkommenen Gesundheit. — Nebenbei deutet der Verfasser darauf hin, dass Hebräer und Griechen eine Ahndung von dieser Theorie gehabt hätten, auch die Neuern sprechen von üblen Constitutionen, ohne

eben den Grund, den ihnen Hahnemann angegeben, dafür zu haben. Interessant sei es, dass Hahnemanns Ansicht, der vielleicht nie eine Section gemacht, durch Rokitansky's Ausspruch, der sehr viele unternommen aber wenig curirt habe, bestätigt werde.

Im homöop. Congress 1851 zu Paris war eine im Programm aufgestellte Frage: „Was hat man von der Psoratheorie zu halten? Ist die Krätze eine virulante Krankheit und kann sie consecutive Zufälle erzeugen? Welche Thatsachen und Gründe sprechen für und welche gegen die Hahnemann'sche Lehre."

Die zum Vortrage kommenden Arbeiten waren von Gueyrard und Leon Simon. Ersterer suchte die Psoratheorie fest in ihrer vollen Ausdehnung aufrecht zu erhalten, führte jedoch nur Gemeinplätze ins Treffen. Auch Letzterer erkannte die Begründung derselben an, nachdem er zu beweisen gesucht hatte, dass die Krätze auch in ihrer primitiven Form das Resultat einer Infection des Organismus mit einem Krankheitsstoffe sei, welche allerdings mit der Krätzmilbe in naher Beziehung stehe und in dieser wohl seinen Träger erkenne. Beachtenswerth ist die Bemerkung Leon Simon's, dass Hahnemann seine Psoratheorie zu einer Zeit aufstellte, wo durch die vorhergegangenen Kriege das Krätzübel eine ungemeine Verbreitung erlangt hatte und dass hierin wohl der Grund liege, weshalb er für das Psorasiechthum so ungemein weite Grenzen gezogen habe. Es ist nach Leon Simon sehr wahrscheinlich, dass neben den drei Klassen chronischer Krankheiten, welche Hahnemann aufstellte, noch andere vorhanden seien, denen ebenfalls die Charaktere der Chronicität im Hahnemann'schen Sinne, die dynamische, specifische und ansteckende Natur, zukommen, wie z. B. die von den syphilitischen Affectionen zu trennenden Gonorrhoisten, die verschiedenen Formen der bösartigen Tinea capitis, der leprösen Krankheiten. Eine sorgfältige Beobachtung werde wohl diese und noch manche andere Krankheit von der auf Psora beruhenden, absondern.

In Folge dieser Vorträge entspann sich eine Discussion in welcher namentlich Tessier warnte, auf die Psoratheorie zu grosses Gewicht zu legen und ihr nur einen ätiologischen Werth zuerkannte. In dieser Hinsicht sei sie allerdings von Nutzen, denn wenn auch die Krätze an sich eine locale Krankheit sei, so lasse sich doch nicht in Abrede stellen, dass sich in Folge derselben auch mannigfaltige innere Leiden ent-

wickeln könnten; solche entwickelten sich ja aber auch nicht selten nach grösseren Verbrennungen, die doch gewiss nur locale Uebel seien.

Gastier ist in seinem Aufsatze (Journal gallic. 4., 6) ebenso phrasenreich, als unklar. Was das Wesen der Psora betrifft, so fasst sie derselbe als den Grund und die Ursache des Chronischen in den Krankheiten auf, als eine Anlage, welche mit uns geboren ist und uns den Aeltern ähnlich macht. Diese Anlage liegt aber verborgen unter der an und für sich fortdauernden Regelmässigkeit unserer Funktionen. Erst wenn eine Störung dieses harmonischen Zustandes erfolgt, treten die angeborenen Verschiedenheiten der Constitution hervor. Sie äussert sich nicht durch bestimmte Erscheinungen, sondern nur durch Hemmungen des Verlaufs und der Lösung der Krankheiten, des glücklichen Ausganges der kritischen Bewegungen, der freien Entwicklung und Rückentwicklung, der verschiedenen Lebensepochen u. s. w. Sie ist im Wesentlichen eine excentrische Bewegung der Lebenskraft (Dynamis), welche besonders vermittelst der Perspiration die überflüssigen plastischen Elemente aus dem Körper fortzuschaffen strebt, wesshalb ihr Princip im Allgemeinen in den Hautorganen liegt, wiewohl sie auch in der Tiefe des Körpers bald diesen, bald jenen Theilen ihr Siegel aufgedrückt hat. — Den Ursprung derselben leitet der Verfasser direct von der Erbsünde ab und sucht dies durch Bibelstellen und Kirchenväter zu beweisen. Obgleich die Psora ein allgemeines Leiden des Menschengeschlechtes ist, so finden doch bei den einzelnen Menschen nur graduelle Unterschiede statt. Diejenigen, welche bei ihrer Geburt und in ihren früheren Lebensjahren keine Spur der in ihnen schlummernden Psora zeigen, sind die am Stärksten damit Behafteten, weil bei ihnen die Kraft zu allen excentrischen Naturbestrebungen mangelt, welche im entgegengesetzten Falle der Grund der äusserlich wahrnehmbaren (psorischen) Erscheinungen (Hautübel und dergl.) sind. — Ausser diesem allgemeinen Ursprunge der Psora giebt es aber noch einen zweiten, besonderen, welcher auf einer direkten Krätzansteckung beruhet. Diese bewirkt noch in höherem Grade eine Machtlosigkeit und Störung in der Harmonie der organischen Thätigkeiten und befördert daher den Schwächezustand der Lebenskraft, welchen die angeborene Psora allein nicht zur Erscheinung zu bringen vermochte. Auch diese direct erzeugte Psora überträgt sich aber vom Vater auf Sohn und auch hier kann man

annehmen, dass jetzt kaum noch irgend Jemand ganz davon frei ist. — Die Sykosis und Syphilis, die von Hahnemann angenommenen beiden anderen Quellen der Psora, erkennt Gastier als solche nicht an; in seinen Augen haben alle chronischen Krankheiten einen wesentlich gleichen Zustand der Lebenskraft zur Grundlage.

Dass im Jahre 1854 sich das absprechende Urtheil über die Psoratheorie unter den homöopathischen Aerzten Deutschlands so gesteigert hatte, dass man sie meist in Bausch und Bogen verwarf, erkennen wir aus dem Schlussvortrag Goullons in der damaligen Centralversammlung in Weimar. Er bezweifelt, dass man recht daran thue, sie ganz zu verwerfen und giebt selbst eine scharf durchdachte Darlegung, welche mit einer Schilderung einer (um uns dieses Ausdrucks zu bedienen) modernisirten Psora schliesst. Den praktischen Nutzen der Psoratheorie findet er endlich in Folgendem:

1) Dass wir in allen Krankheiten, wenn wir sie auch nicht als Psora im engeren Sinne anerkennen, der naturgemässen, centrifugalen Richtung des Lebens Rechnung tragen, also niemals schwächen, niemals nach Innen leiten, was nach Aussen soll, also auch die Hautkrankheit nicht unterdrücken, wie es von der physiol. Schule jetzt sehr häufig geschieht. Hier erinnert er an die von Hahnemann im Jahre 1833 den homöopathischen Aerzten auferlegte Verpflichtung, welche wir schon in seinem Streite mit den Leipzigern erwähnten.

2) Ist es wichtig, dass man bei der Mittelwahl die einer innern Krankheit entsprechende Hautkrankheit, auch wenn sie nicht vorhanden ist, sich aber durch den ganzen Habitus abzeichnet, berücksichtige, wie wir diess schon in Betreff des Schwefels thun. Hier ist ein dankbares Feld eröffnet für weitere Forschungen. Es kann nur nützlich sein, wenn wir nach und nach erfahren, welche bestimmte Ausschlagsform einem bestimmten inneren Leiden entspricht, wie wir dies auf das Bestimmteste von Pleuritis und Eczema labiale wissen, welches beides sich z. B. im Graphit wieder findet.

3) Könnte ein praktischer Nutzen erwachsen aus der Anwendung solcher Mittel bei Dyskrasien, welche den vorliegenden Träger der Krankheit chemisch entsprächen. Hier ist freilich noch Tabula rasa und der Kern wird immer schwerer zu erkennen sein, da die Natur alles Differente mit organischem Stoff reichlich umhüllt; wie wir z. B.

an der profusen Schleimabsonderung sehen, bei einem auch nur mittelstarken Reiz, der auf die Schleimhaut applicirt wird, oder von Innen auf sie gelangt. Hierbei erinnert G. z. B. an die Kohle bei Ueberkohlung des Blutes, an die Säuren und ihre Grundlagen, wie Schwefel, Phosphor, Kohle, Kiesel bei vorwiegend Säureproduzirenden, und an die Basen und ihre Grundlagen bei alkaleszirenden Krankheiten. Zu letzteren gehören wohl besonders die Gallenkrankheiten und zu den Mitteln ist daher auch Sepia, vielleicht Schlangen- und Bienengift zu rechnen. Er gebe zu, dass dies zur Zeit noch hypothetisch klingt, es habe aber etwas für sich.

4) Erinnert er zuletzt noch an den hauptsächlichsten Nutzen, den uns die Psoralehre gebracht hat, nämlich an die Bekämpfung des chronischen, wenn auch nicht psorischen Krankheitselements auch in akuten und höchst akuten Krankheiten. Es ist unglaublich, wie oft man hier eine sonst unabwendbare Gefahr abweist durch eine einzige oder wenige Dosen eines antipsorischen Mittels, wie ferner die Sache durch ein Antipsorikum abgekürzt wird, wenn die akuten Mittel (sit venia verbo) nichts oder nichts Dauerndes leisten wollen; vor allem, wenn die uns bekannte natürliche Verlaufszeit von der Krankheit überschritten wird; wenn trotz der Abnahme des Fiebers lästige Symptome sich nicht verlieren wollen und endlich, wenn sich materielle Ablagerungen und Exsudate bemerklich machen. Er erinnert hier an die herrlichen Wirkungen des Kali und Acid nitr. bei manchen Rippenfell- und Herzentzündungen, an Lycopodium bei Leberentzündung, an Phosphor bei Hepatisation der Lunge, an Sulphur und Calcar. bei Kroup und Hirnentzündung der Kinder an Kali bei Metritis u. s. w. Viele Rettungen verdanken wir jetzt sicher diesem aus der Psoralehre hervorgegangenen Verfahren.

Das letzte Wort in dieser Angelegenheit nahm Hencke in Riga, der in Allem mit Goullon vollkommen übereinstimmt. A. H. Z. 60, 22.

Wir verlassen hier die Geschichte des inneren Ausbaues der Lehre und nehmen das Jahr 1849, wiewohl wir dieses Ziel wiederholt der besseren Verständigung wegen zu überschreiten gezwungen waren, als Schlusspunkt an, da sich in der That mit diesem Jahre der letzte der Hauptkämpfe abgewickelt hatte und von da an alle Reformationen stets friedlich ihrer Erledigung entgegen gingen.

Lassen wir den Blick noch einmal rückwärts gleiten, so erkennen wir, dass es anfangs Nothwehr war, was die Federn in Bewegung setzte und dass man später erst mit einer gewissen Heftigkeit zu Erörterungen übergegangen war, die man bis zum Jahre 1834 geflissentlich als zweifelhaft hatte bei Seite liegen lassen. Vom letzteren Termine an war der Streit ein öffentlicher, mit Persönlichkeiten vermengter, geworden, ein Streit, der mehr zur Erbitterung als zur Entwirrung der Sache beitrug. Es hatten sich Partheien und Partheinamen gebildet; man sprach von reinen Homöopathen, von Mischlingsärzten, von Sufficientisten, von Eklektikern, von Ultras und von der juste milieu.

Wir erzählten, wie man durch Aufstellung von Fundamentalsätzen die gestörte Einigkeit herzustellen suchte, wie zuerst durch Hahnemann dann durch Wolfs aufgestellte 18 Thesen und durch Rau's Sendschreiben man gestrebt hatte, sich in dem Streite zu orientiren und die Differenzpunkte nackt hinzustellen, um die Homöopathie von Nebensatzungen und unwesentlichen Zusätzen zu reinigen, und wir fügen hinzu, dass der Zweck der Verständigung, eine gereinigte Homöopathie zu schaffen, auch, so weit es bei der immer fortschreitenden Vervollkommnung möglich war, erreicht wurde. Jene erste Opposition wollte die Homöopathie frei von den Satzungen der alten Schule erhalten, sie erkannte sie für die beste Heilart an, glaubte aber, dass dieselbe in ihrer damaligen Ausbildung noch viel zu wünschen übrig lasse, als auch auf ihrem Standpunkte die anderen Methoden nicht ganz entbehrlich mache und dass man diese subsidiarisch in Gebrauch ziehen könne, ohne inconsequent zu handeln. Es war also ein Streit um die Grenzen der Homöopathie auf damaliger Stufe der Ausbildung, und diese Opposition musste nothwendig erlöschen, sobald die neue Lehre eine höhere Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte.

Insofern unterschied sich diese Opposition wesentlich von der zweiten, die später von Baden aus durch Griesselich und Schrön sich bildete, welche den Zweck hatte, die Homöopathie mit der herrschenden Medizin in Einklang zu setzen, welche sie nur als eine vorzüglichere Methode neben die anderen Heilverfahren gestellt wissen wollte. Diese Opposition schmähte Hahnemann und seine treuen Anhänger, wollte Homöopathie von Hahnemannianismus geschieden wissen und eiferte gegen das mechanische, geisttödtende Verfahren der Symptomentdecker,

wie man es nannte. Später, erwähnen wir hier noch nachträglich, wollte man eine generalisirende Homöopathie begründen, die gewiss oft im Stiche gelassen hätte. Besonders hatten diese Tendenz der ord. öffent. Prof. Werber in Freiburg in der Schweiz und Dr. Roth in Paris. Unter mehreren suchte vorzüglich Rummel sie als unheilbringend zu bekämpfen. Martin (jetzt Prof. der Geburtsh. in Jena) reihete an die von Hahnemann aufgestellten 3 Heilwege einen vierten, die excitirende Methode, welche Schmid in Wien als eine für sich nicht bestehende nachzuweisen suchte.

Die angenommene aber nicht erwiesene Unzulänglichkeit des hom. Princips war also das Panier, unter dem diese Opposition gegen Hahnemanns Lehre kämpfte, und deshalb den Namen Homöopathie mit dem der specifischen Heilkunst vertauschen wollte. Dies war ein offenbarer Rückschritt, der aus einer Ueberschätzung individueller Ansichten hervorging und von der Mehrheit der Homöopathiker nicht getheilt wurde, welche mit Recht die Hinlänglichkeit der Homöopathie zur Hebung aller heilbaren Krankheiten anerkannten.

Es konnte nicht fehlen, dass diese Parthei, welche vornämlich von Kopp, J. W. Arnold, Martin, Schön und im Ausland von Rapou, Sohn und Block geleitet wurde, ihre Gegner fand. Die Zahl derer, die das Verfahren missbilligten, war gross, am allerentschiedensten traten ihnen Stapf, Wolf, Watzke, Trinks und Helbig, und zwar mit den Sätzen gegenüber: a) es giebt keine echten Specifica, die nicht erst physiologisch geprüft sind, b) jedes Specificum ist auch ein Simile, indem seine Anwendung nach dem Aehnlichkeitsgrundsatz erfolgt; c) es ist mehr als wahrscheinlich, dass alle Heilungen auf homöopathischem Wege zu Stande kommen.

Diese Vorgänge und die Erkenntniss der Schwächen, die sie zur Sprache brachten, waren der hervortretenden, kritischen Periode günstig. Man verwaltete das Richteramt streng, oft hart; statt der früheren Lobhudelei aller mittelmässigen Producte, trat ein Verwerfen und Tadeln auch der bessern Arbeiten ein und eîn feindseliger Ton wurde herrschend, erst gegen Hahnemann und später besonders gegen Gross und Stapf, die man fälschlich als die Repräsentanten der alten Homöopathie des sogenannten Hahnemannianismus bezeichnete.

Der härteste Kampf drehte sich, wie wir sehen, um Dinge, die am

meisten hypothetisch, also am wenigsten zu beweisen waren, um die Potenzir- und Psoratheorie.

Auch die Untersuchungen über Kraft und Angemessenheit der verschiedenen Verdünnungen spielte eine nicht unwichtige Rolle. Es gab eine Zeit, wo man die Schuld des Misslingens einer Kur in der zu gering entwickelten, nicht genug verdünnten Arznei suchte. Korsakoff ging zum Extrem über, sein Problem erzielte am Krankenbett keine Resultate und wurde als Curiosität bei Seite geschoben. Mehr Werth, wenn auch nicht stets untrüglichen, entfalteten vereinzelte der Jenichen'schen Präparate. Die hierüber geflogenen Discussionen haben sich ziemlich ganz erledigt. Man hat eingesehen, dass auf der anderen Seite durchaus nicht etwa das Heil ganz und gar allein in der Benutzung der niederen Verdünnungen und der Urtincturen zu suchen sei; allgemein huldigt man jetzt in beiden sich gegenüber stehenden Heerlagern der Ansicht, dass die Gabe nicht allein es ist, was die Heilkräftigkeit bestimmt, sondern vor Allen die Angemessenheit der Arznei.

Wir befleissigten uns, Namen und Ideengänge der in Ausbildung der Theorie am lebhaftesten verflochtenen Aerzte und Universitätslehrer zu nennen. Es ist Verpflichtung, noch die Parallelen einzelner Philosophen zu nennen, die Gleiches anstrebten. Von Allen sei hier G. H. Schubert mit seiner Geschichte der Seele genannt, der sie den Somnambulismus der leblosen Stoffe nennt, Dorguth; Göschel in Hegel und seine Zeit; Eschenmayer und Glüder in seiner Schrift: Die Grundzüge der Homöopathie in naturwissenschaftlichem Zusammenhange.

Wir berührten endlich das unumgänglich Nöthige der Technik, der Diätetik und der Veterinärkunde.

Lassen wir unsere Blicke auf dem äusseren Ausbau ruhen, indem wir vom Herzen Deutschlands ausgehen und mit den herrlichen Erfolgen auf fremden Continenten endlich schliessen.

In Sachsen, aus dem man den Entdecker des neuen Heilprincips durch Anwendung der Dispensurgesetze entfernt hatte, versuchte man zu allererst durch Criminaluntersuchungen die Anhänger der Homöop. einzuschüchtern. Trinks in Dresden war als Opfer auserkoren worden, aber Moritz Müller in Leipzig wies in zwei mit fulminantem Geist und schlagenden Gründen ausgestatteten Broschüren den Ungrund der Beschuldigungen zurück und so suchte man durch geschärfte Verbote gegen

das Ausgeben homöop. Heilmittel zum Ziele zu gelangen. Haubold, Hartmann und Graul wurden wegen Uebertretung dieser Verordnung zu Geldstrafen verurtheilt. Ja man ging in der Wiege der Homöopathie noch weiter; das öffentliche Ausbieten homöop. Hausapotheken wurde dem Apotheker Otto zu Rötha untersagt, während in Leipzig der Verkauf der schädlichsten und unsinnigsten Arkanen ungehindert vor sich ging und in den Zeitungen deren Lobpreisungen geduldet wurden. In Folge dieser Massregel gründeten die Apotheker Leipzigs im Verein mit den Aerzten zu Leipzig eine homöop. Apotheke. In Dresden gewann der Apotheker Gruner, durch das Interesse, das er der Ausbildung der homöopathischen Pharmazie schenkte und durch Errichtung einer homöopathischen Apotheke bald das Zutrauen der dortigen und später auch der auswärtigen Homöopathiker. Erwähnt sei, dass der Zuletztgenannte wenige Jahre später eine Pharmakopoe herausgab, welche die bis dahin bestehenden, namentlich die von Hartmann und Röllingk bei weitem überflügelte und desshalb mit vielem Rechte (namentlich zweite Auflage 1854, Arnold, Leipzig) in andere ausländische Sprachen übertragen wurde.

Das auffallende Umsichgreifen der vervehmdeten neuen Lehre unter allen Schichten der Bevölkerung, der Muth und die Qualität ihrer Verfechter entgingen der Regierung nicht. Sie war erstaunt über die Productivität der Presse, die ohne Rentabilität nicht denkbar war, erstaunt darüber, dass hochgestellte Adelige, Staatsbeamtete und Geistliche so lebhaftes Jnteresse für sie an den Tag legten. Allerdings waren aber auch einzelne Werke ungemein berechtigt das von den Medicinalbehörden sehnlichst herbeigewünschte allmählige Entschlummern vollkommen als ein Ding der Unmöglichkeit erscheinen zu lassen. Hierher gehörten von Allem gleichsam als Plänkler Advokat Albrechts Schrift: „Die Homöopathie von dem Standpunkte des Rechts und der Medicinalbehörden beleuchtet Dresden 1829“, dann: der Heraklides von Helbig (Leipzig 1833); Trinks und Helbig „die Allöopathie, Zeitschrift von 1834—1836, eine Angriffswaffe gegen die herrschende Schule, deren Blössen sie in guter Zusammenstellung aufdeckte; ferner die von Trinks (Pseudonym Dr. Y.) verfassten durch Schärfe, Witz und Ironie glänzenden: „Bekehrungsepisteln“ und „der erste homöopathische Apostel Dr. Stürmer“ und sein Sendschreiben an Hufeland. — Dies waren die Plänkler, sagten

wir. Die eigentlichen voluminösen und sattsam bekannten Werke unsrer hervorragendsten Wortführer und die ungemein verlangten Journale, alles Presserzeugnisse, die zumeist in Sachsen das Licht der Welt erblickten, bildeten erst das Centrum der Schlachtordnung, in welcher Müllers Vorlesungen und Wolfs achtzehn Thesen als gefährliche Spitze glänzten.

Eine nächste Folge war, dass die sächsische Regierung, angeregt von den Landständen, im Jahre 1837 der homöop. Heilanstalt eine Unterstützungssumme von 300 Thlr. jährlich aushändigte, und zwar unter der ausdrücklichen Bedingung, dass womöglich ein Arzt sich habilitire und Collegien lese, ausserdem aber auch jedes Jahr ein genauer Thätigkeits- und Betriebsbericht zur Controlle an das Ministerium des Unterrichts eingesandt werde.

So geringfügig diese Vergünstigung auch war, so ergiebig zeigte sie sich doch in ihren Folgen. Die fanatischen Unterbehörden erkannten, dass ihrer grenzenlosen Willkühr ein unwiderstehlicher Damm gezogen worden war und spannten desshalb gelindere Saiten auf, die sich zunächst in einem auffallenden Ignoriren des von den Homöopathen wiederholt angewendeten Dispensirens oder, im Falle wirklich erfolgter Denunziation, in den allergelindesten Strafformeln zeigten. Auf der andern Seite schlossen sich viele Unentschiedene der neuen Lehre offen an und die bekanntesten, vorlautesten und gehässigsten Gegner vermieden wenigstens öffentliche Verläumdungen und das Ungeschliffene jener Ausdrucksweise, welche sich nach dem Tode des edelsten und unterrichtetsten Gegners Hufeland, so ungemein oft geltend gemacht und den Mangel an einsichtsvollen Gründen ersetzt hatte.

Die Lücken, welche der Tod von Franz und Hornburg in Leipzig hinterlassen, füllten sich durch Clothar Müller, Kirsten, Veit Meyer und Kreussler. In Dresden traten über Gerson, Elb, Hirschel, Geyer, Jäger und Wiggler. In Plauen Böhler und Dr. von Villers (jetzt in Petersburg). In Oschatz Woost, in Löbau in der Lausitz Engelhard und Tietze, in Grossröhrsdorf Mai, in Hohenstein Billig etc.

In Preussen, wo das bekannte amtliche Gutachten von Link (Berlin, medic. Zeitung Nr. 19, 1833) sich für die Freiheit der Wissenschaft hinsichtlich der Homöopathie ausgesprochen hatte, war es anfangs (1831) den homöopathischen Aerzten gestattet, die Arzneien zu ihrem

Gebrauche selbst zu verdünnen, wenn sie nur aus einer inländischen Officin genommen waren, aber schon den 31. Mai 1832 wurde diese Begünstigung ohne bekannten Grund zurückgenommen. Da die homöopathischen Aerzte bei dem Mangel jeder zweckmässigen Einrichtung wieder Verfälschung, Irrthümer und Verunreinigungen die Unmöglichkeit erkannten, auf diese Art die Homöopathie mit Erfolg auszuüben, so kamen der Medicinalrath Dr. Stüler in Berlin und die homöopathischen Aerzte der Provinz Sachsen gegen dieses Ministerial-Rescript ein, erreichten aber dessen Zurücknahme nicht, sondern dasselbe wurde durch eine Circularverfügung vom 9. Mai 1833 aufrecht erhalten.

Je nach den Ansichten der Provinzialbehörden wurde dieses Verbot mehr oder weniger streng beobachtet, selbst ausnahmsweise bei dem Leibarzte der Prinzessin Friederica, dem Dr. Aegidi davon abgegangen, aber dennoch entstanden daraus mehrere Denunciationen und der Kreisphysicus in Nordhausen trieb seinen Eifer so weit, die verbotenen Pülverchen aus Briefe herauszunehmen. In Langensalze confiscirte man die Vereins-Apotheke, die man zum Schutze gegen das Dispensirverbot sich angeschafft hatte, musste sie aber auf Befehl der Regierung dem Inhaber, O. St. Contr. Horbacher, zurückgeben. Am hartesten verfuhr man mit Dr. Rummel, bald nach seiner Uebersiedlung nach Magdeburg. Auf Denunciationen von Aerzten und Apothekern erfolgten Strafresolute von der Verwaltungsbehörde und Abpfändung der Mobilien. Auf die dringenden Vorstellungen des Justizcommissars Weichsel kam diese Angelegenheit vor das Oberlandsgericht, das dadurch mit der Regierung in einen Competenz-Conflict verwickelt wurde, der sich erst viel später erledigte. Das hohe Ministerium verfügte jedoch das Aufhören aller Executionen, und liess die abgepfändeten Sachen zurückgeben, die Entscheidung der Streitfragen einer späteren, definitiven Regulirung anheimstellen. Ueberdiess theilten die Obergerichte dieses Staates schon längst nicht die Ansichten der Verwaltungsbehörden, wesshalb sie bei ähnlichen Klagen den Dr. Weihe in Herford, den Regierungsdirector Dr. Gebel und Dr. Müller in Liegnitz freisprachen.

Ausser durch Denunciationen suchten bisweilen die Apotheker durch Verfälschung der Mittel dem Gedeihen der Homöopathen hinderlich zu sein, wie auch ein solcher Fall von Dr. Fielitz der Behörde angezeigt wurde und die Aerzte, da sie vermittelst Ignorirens und Verschliessung

der Augen gegen Thatsachen nicht mehr vorwärts konnten, durch Schmähschriften. Hierher gehören: „Das Leben und Streben Hahnemanns, des Erfinders der Irrlehre, Potsdam 1834“. „Balz, Das phant. und lebensgefährliche der Homöopathie, Berlin 1833“; Lesser; Lilienhayn: „Ein auf homöop. Heilversuche gegründetes Urtheil, Glogau 1834“; Salomon: „Bemerkung über den Schwindel der Aerzte, Homöopathie genannt, Neuhausen 1836“; Friedheim: „Erfahrungen über Homöopathie unter den Augen homöop. Aerzte gesammelt 1835. — Auf gleiche Weise unwürdig war das Benehmen der deutschen Naturforscher und Aerzte als die Sprache in ihrer Versammlung auf die Homöopathie kam. Schon in Wien hatte sich bei einer solchen Gelegenheit die Ungezogenheit gezeigt, aber sie kam zum vollen Ausbruche, als der Regierungsdirector Dr. Gebel in Breslau seine Vorlesung über Theorie und Praxis halten wollte und zwang ihn, seine Abhandlung mit einer Erzählung dieses merkwürdigen Benehmens drucken zu lassen, um den Geist zu bezeichnen, der diese berühmte Gesellschaft belebte. Noch mehr Aufschluss über die Bestrebungen so grosser Notabilitäten zu der damaligen Zeit gab die Ansicht, die sie über Arznei-Prüfungen aussprachen. Man hatte in einer früheren Versammlung auf die Anregungen des Freih. von Wedekind die Nützlichkeit derselben anerkannt und den Vorschlag gemacht, einige Medicamente zu prüfen, aber 1838 besann man sich eines Besseren und verwarf horrible dictu, die früher gebilligte Prüfung und stellte sich so auf gleiche Höhe mit der berühmten Akademie zu Paris. Selbst die beachtenswerthe Schrift von Scheve „Ideen zu einer erfolgreichen Taktik in dem grossen medicinischen Kampf unserer Tage“ vermochte sie nicht zur Umkehr zu bewegen.

Nach einigen Jahren der Beschimpfung und des Drucks folgte Ruhe und stille Duldung der Homöopathie und des Dispensirens, zumeist, weil man nach und nach zu der Ueberzeugung gelangt war, dass das Verbot des Selbstdispensirens einerseits und der Mangel an homöop. Apotheken anderseits sich nicht wohl vereinigten. Mit Ende der dreissiger Jahre begannen sogar neue Hoffnungen aus dem Mittelpunkte der preussischen Staatsregierung hervorzustrahlen. Die Verheissung einer homöop. Heilanstalt auf Staatskosten elektrisirte das Corps der Homöopathen aller Länder. Diess war der dritte Akt der Gesetzgebung. Es erschien das hohe Ministerialrescript vom 10. September 1841, welches die Anlegung

gedachter Heilanstalt auf Staatskosten verfügte. Der erste Punkt des hohen Ministerialrescripts lautete: „Die Disposition über die in dem Hospitale auf Staatskosten errichteten und unterhaltenen zwölf Betten bleibt dem unterzeichneten Ministerium in der Art überlassen, dass jeder Kranke, welcher eine dieser Freistellen zu erhalten wünscht, sich desshalb an eine von dem Ministerium zu ernennende Commission wendet, wie dieses auch hinsichtlich der kostenfreien Aufnahme in die Charité geschieht".

Leider wurde die Commission nicht aus vorurtheilsfreien und unpartheiischen Männern zusammengesetzt und da die dortigen Aerzte deshalb fürchten mussten, dass ihnen immer nur höchst verzweifelte Fälle zugesendet werden würden, so entschlossen sie sich, lieber ganz und gar von dieser neuen Vergünstigung keinen Gebrauch zu machen.

In die vierte Phase trat die Homöopathie in Preussen mit der allerhöchsten Cabinetsordre vom 11. Juli und dem Reglement vom 30. Juni des Jahres 1843, welche den approbirten Medicinalpersonen die Befugniss zum Selbstdispensiren der nach homöopathischen Grundsätzen bereiteten Arzneimittel ertheilte. War diese Befugniss auch an Bedingungen und Vorsichtsmassregeln geknüpft, welche den Aerzten der alten Schule gegenüber ebenso gerecht erschien, als sie beruhigend und sicherstellend für das Publikum war, so ragten doch in ihr einige Paragraphen so beengend hervor, dass die Aerzte vor ihrem Antritt doch noch zu einer Appellation sich genöthigt sahen. Wiederum war es hierbei der Justiz-Commissar Weichsel in Magdeburg, der sie insgesammt durch einen Aufsatz in der Allg. hom. Ztg. (25. Bd., Nr. 7) auf den Weg, den sie einzuschlagen hätten, aufmerksam machte. In § § 2 und 3 hiess es:

„§ 2. Wer von der Befugniss (der nach homöopathischen Grundsätzen bereiteten Mittel selbst zu dispensiren) Gebrauch machen will, muss hierzu die Erlaubniss des Ministers der Medicinalangelegenheiten einholen."

„§ 3. Da die durch das Prüfungsreglement vom 1. Dezember 1825 angeordneten Saatsprüfungen der Aerzte und Wundärzte auf Erforschung der pharmakologischen Kenntnisse und der pharmaceutisch-technischen Ausbildung der Candidaten nicht mit gerichtet sind, bei dem Heilverfahren nach homöop. Grundsätzen auch mehrere, in die Landespharmacopöen nicht aufgenommene Arzneistoffe angewendet werden, so kann

die Erlaubniss zum Selbstdispensiren der erwähnten Mittel nur denjenigen Medicinalpersonen ertheilt werden, welche in einer besonderen Prüfung nachgewiesen haben, dass sie die erforderlichen Kenntnisse und Fertigkeiten besitzen, um die verschiedenen Arzneimittel von einander zu unterscheiden, die verschiedenen Qualitäten derselben genügend bestimmen und Arzneimittel gehörig bereiten zu können.

Diese Prüfung soll von einer Commission erfolgen, welche der Minister der geistlichen Unterrichts- und Medicinalangelegenheiten aus dazu qualificirten und insbesondere mit der Botanik, Chemie und Pharmakologie, sowie mit den Grundsätzen des homöop. Heilverfahrens praktisch vertrauten Männern bestellen wird. Diese Commission hat ihren Sitz in Berlin. Dem genannten Minister bleibt es indessen vorbehalten, bei eintretender besonderer Veranlassung die erwähnte Prüfung auch anderswo, durch dazu besonders bestellte Commissarien abhalten zu lassen".

Bedenkt man, dass unter den zu Prüfenden sich schon längst in der Praxis ergraute Persönlickeiten, namentlich auch Veteranen wie Stapf, Gross, Rummel, Schweikert, Kohlmann befanden, die die Kunst mit gegründet hatten, und berücksichtigt man ausserdem noch die § § 5 und 10, welche den Aerzten bei einer Strafe von 50 Thalern und bei Wiederholung des Vergehens noch härterer, verbietet, homöop. Arzneistoffe von ausländischen Apothekern zu beziehen, so erscheint diese Appellation ebenso begründet als gerechtfertigt.

Leider sollte sie aber in ihren Hauptpunkten durchaus keine Berücksichtigung finden und nur einige der bejahrten Aerzte erhielten Dispensation.

Im Jahre 1848 drohte dieser immer noch sehr beschränkten Dispensirfreiheit aufs Neue eine grosse Gefahr. Die Regierung beabsichtigte damals eine Umgestaltung des Medicinalwesens und berief zu deren Erledigung seine bereits angestellten Medicinalbeamteten ein. Bei dieser Gelegenheit beauftragte nun der ärztliche Verein im Regierungsbezirk Minden ohne überhaupt grosse stichhaltige Gründe anführen zu können, den Kreis-Physikus Dr. Suren vor Allen dahin zu wirken: „dass neben anderen Reformen des Medicinalwesens alle Befugnisse des Selbstdispensirens, namentlich bei den homöop. Aerzten sofort aufgehoben werden möchten. Rummel war es zu der Zeit, der auf das Allerschleunigste

dem verderblichen Gange, der sich hieraus hätte etwa entspinnen können, durch geschickte Massregeln vorbeugte. Am 20. Juli 1848 reichte er von Magdeburg aus eine Verwahrung der homöop. Aerzte gegen die beantragte Aufhebung ihrer Dispensir-Freiheit und Bitte um völlige Gleichstellung in allen Rechten mit den allopathischen Aerzten ein, welche trotzdem, dass sie nur einige Tage cursirt hatte, doch fünfzig Unterschriften bestärkten; gleichzeitig liess er dieselbe, um ihr eine möglichst gewaltige Verbreitung zu gewähren und auf der anderen Seite, um damit einen edlen Zweck zu fördern, auf den wir später zu reden kommen werden, in Leipzig im Druck erscheinen. Alle in ihr entwickelten Gründe, aus denen wir nur hervorheben, dass er darauf hinweist, dass die Dispensirfreiheit eigentlich durchaus kein Vorzug, sondern vielmehr eine Last sei, dass ferner die Aechtheit der Arzneiverdünnungen nicht nachzuweisen sei, dann, dass ganz besondere Vortheile für Arzt und Patienten daraus entständen etc., waren so für sich sprechend hingestellt, dass auch der günstige Erfolg nicht ausblieb. Die Gegner der Homöopathie wurden nämlich abgewiesen und die Homöopathie blieb in ihren allerdings sehr bescheidenen Gerechtssamen ungekränkt.

Von nun an blieb Ruhe und der Fall, dass die häusliche Einrichtung des Arztes, der Apotheker wegen, untersucht wurde, kam mit Formfehlern nur einmal bei Tietzer in Königsberg vor, auf dessen Beschwerde überdies auch hierüber Seitens der Regierung Monita an die Behörde abgingen.

Unter solchen günstigern Verhältnissen konnte es natürlich nicht ausbleiben, dass auch die Zahl der Aerzte sich wesentlich verstärken musste. Vor allen belebte sich Berlin, wo zu den uns schon Bekannten noch Melicher, Vehsemeyer (Redacteur der medic. Jahrbücher), Caspari, Bamberg, Bicking, Montagk und Kallenbach hinzutraten (welch Letzterer schon im Winter 1842 populäre Vorlesungen über Homöopathie hielt) und nach dieser Metropole, Magdeburg, wo zu Rummel und Rath die Aerzte Baumgartner, Teichmann, Wundarzt Sparmann, Thierarzt Fischer und später der als fleissig organisirender Schriftsteller, sowie als sorgsamer Wächter und Kämpfer bekannte Schneider, früher Bergarzt in Sommereschenburg, hinzustiessen. Rastlos für das Interesse der Homöopathie waren überdies, bald im engern, bald im weitern Kreise

bemüht: in Breslau, beide Schweikert, Lobethal, Brückner; in Königsberg Regim. Schmidt, Aegidi, Jansen; in Frankfurt Sommer; in Freienwalde Kleinschmidt; in Gross-Glogau Link und Neumann; in Hirschberg Schubert; in Neisse Patzak (später in Breslau, in den Jahren 1839 und 1840 in einen langen fiskalischen Process verwickelt, endlich aber freigesprochen, siehe seine Brochure, Breslau bei Korn 1861); in Posen Davidson; in Lauban Leder; in Halberstadt Nagel; in Eisleben Lorbacher Vater und Sohn; in Westphalen vor allen Bönninghausen, Grauwerky, Müller aus Unna, Bolle und in der Rheinprovinz Stens, Hendrichs etc.

Auffallend gering, namentlich Oesterreich gegenüber gehalten, war die Betheiligung der Militärärzte, was zumeist seinen Grund in der äusserst strengen Ueberwachung derselben und den unvertilgbaren Hass und Hohn der Medicinalbehörden hatte. Unablässig waren jedoch der Stabsarzt Starke in Silberberg (bekannt durch seine Bemühungen um die Technik. Allg. H. Z. v. 17. 257) und Schmidt bemüht, auch hier eine günstige Umgestaltung herbeizuführen.

Vereine hatten sich drei gebildet. Am 13. Juni 1832 entstand zu Görlitz der Lausitz-Schlesische Verein unter Präsidium Thorers; am 10. August 1838 der schlesische Verein für specifische Heilkunde zu Breslau unter Schweikert und am 10. August 1848 der rheinisch-westphälische unter Bönninghausen.

Dass eine weitverzweigte Literatur, ausser jener, welche sich zunächst in den Journalen selbst mit den Dogmen der Lehre beschäftigte, sich Bahn brechen musste, erheischten jene Libelle, von denen wir einige zu Anfang anführten, mehr noch die unermüdlich mündlich gepflogenen Verläumdungen, am meisten aber die so reichen Segen spendende aber leider immer noch nicht genug verbreitete Lehre selbst. Wesentlichen Nutzen leisteten auf diesem Felde dabei die staunenerregenden Resultate der Cholerabehandlung, welche wir jedoch hier noch nicht anziehen, um einen spätern eclatanten Totalüberblick nicht zu beeinträchtigen. Eine kurz zusammengedrängte Liste nennt uns: Bicking, Dr. Franz. Sendschreiben an die med. Facultät. Berlin 1844; die Verirrungen der Medicin etc. 1843; und das Princip der Medicin etc. Berlin 1847.

Bieske, kurze Darlegung einer durch Hom. schnell geheilten scrophulösen Augenentzündung. Berlin 1833.

Bigel und Bönninghausen, populär gehaltene Schriften.

Kallenbach. Auch ein Wort für Homöopathie zur Abwehr der neuesten gegen dieselbe gerichteten Angriffe. Berlin 1845.

Lobethal. Die Homöopathie in ihrem Ursprunge, Werthe und ihrer Entwicklung betrachtet. Leipzig 1835 etc.

Lutze. Die Allöopathen als Würgeengel. Sondershausen 1845 etc.

Röhl. Das Dispensiren homöop. Arzneien. Eine Entgegnung auf Dr. Mannsfelds Aufsatz. Leipzig 1831.

Stüler. Die Homöopathie und die homöop. Apotheken in ihrer wahren Bedeutung dargestellt. Berlin 1834.

Ueber das Recht der Homöopathen, ihre Arzneien selbst zu bereiten und selbst den Kranken zu reichen. Mit Bezug auf die preussischen Gesetze, erörtert von einem praktischen Juristen. Berlin 1833.

Hierzu kommen noch die zündenden Werke eines Stapf, Rummel, Schweikert und Anderer, nebst vielen Flugschriften über die Cholera.

Ueber die Ausbreitung der Homöopathie in Westphalen klärt uns am Besten das thätige Leben v. Bönninghausens auf, dessen Biographie wir hier verbessert nachbringen.

Von Bönninghausen (Clemens Maria Franz), Doctor beider Rechte und der Medicin, wurde geboren am 12. März 1785 auf dem elterlichen Landgute Heringhaven, in der Niederländischen Provinz Overyssel. Sein Vater, Ludwig Ernst Baron v. B., fürstlich Münsterischer Obristlieutenant und Kammerherr, Ritter des Holländischen Ordens van de Unie, starb schon am 5. Mai 1812, seine Mutter Theresia, geb. Freiin von Weichs zur Wenne am 7. April 1828. — Von seinen fünf Geschwistern, unter denen nur ein älterer Halbbruder, lebt seit mehreren Jahren Keiner mehr.

Seine Vorfahren, deren Namen und Wappen schon in Urkunden aus dem 13. Jahrhundert vorkommen, und wovon Einer als K. österreichischer General-Feldmarschall vom Kaiser Ferdinand II. durch Diplom vom 21. Mai 1632 in den Reichsfreiherrnstand erhoben wurde, gehören zu dem ältesten Adel von Westphalen und Rheinland. Da indessen seit mehr als 300 Jahren fast sämmtliche B. sich dem Militärstande gewidmet hatten, so blieb ihr Vermögen stets mittelmässig.

Die ersten Jugendjahre lebte B. beständig auf dem Lande, wo zwar sein Körper durch Reiten, Schwimmen, Jagen und ähnliche Körper-

übungen trefflich gedieh, sein Geist aber von seinem Hofmeister nur spärliche Ausbildung erlangte. Als er daher in seinem 12. Jahre das Gymnasium zu Münster bezog, bekam er seinen Platz so ziemlich am untersten Ende der Klasse, arbeitete sich aber schon im 1. Semester so weit herauf, dass er bis in die oberste Bank gelangte und seitdem diesen Standpunkt fortwährend behauptete. — Nach sechsjährigem Gymnasial-Unterricht zu Münster ging B. auf die holländische Universität Groningen, wo er drei Jahre zubrachte, aber nicht bloss seine eigentlichen juristischen, sondern daneben mit entschiedener Vorliebe die wichtigsten naturhistorischen und medicinischen Vorlesungen besuchte. — Am 30. August 1806 vertheidigte er daselbst seine Inaugural-Dissertation: de jure venandi und erlangte den Grad als Doctor beider Rechte. Unter dem 1. October desselben Jahres wurde er beim Obergerichte zu Deventer als Advokat in Eid und Pflicht genommen und trat damit seine freilich nur kurze juristische Laufbahn an.

Im Herbste 1807 begleitete B. seinen Vater nach Utrecht, wohin dieser als Abgeordneter vom Oberysselschen Wahlcomité an den damaligen König von Holland, Louis Napoleon, welcher zur Zeit daselbst residirte, abgesandt war, und wurde zu der Audienz zugelassen, um, als mit der französischen Sprache mehr vertraut, das Wort zu führen. Eine Folge davon war die keineswegs erbetene Ernennung zum Auditeur beim Staatsrathe, die bald nachher ganz unerwartet eintraf. Von da an nahm seine Carriere am Holländischen Hofe einen ganz ungewöhnlich raschen Fortgang. Mit Uebergehung seiner zum Theile älteren Collegen wurde er nämlich binnen Jahresfrist zum Auditeur des Königs ernannt, und kaum 14 Tage später zum General-Sekretär des requêtes. In dieser zwar einflussreichen, aber ebenso arbeitsvollen Stellung, die im letzten halben Jahre noch durch die Funktionen als Königl. Bibliothekar und Chef des topographischen Bureaus, sowie durch die Trésorie des secours erschwert wurde, verblieb B. bis zur Abdankung des Königs von Holland am 1. Juli 1810. — Nachdem B. durch dieses ihn auf's Schmerzlichste berührende Ereigniss seinen äusserst gütigen und wohlwollenden Herrn verloren, lehnte er jede weitere, ihm angebotene Anstellung im Holländischen Staatsdienste ab, und kehrte im September 1810 zum väterlichen Heerde zurück, um sich dem Studium der Landwirthschaft und der damit in nächster Beziehung stehenden Hülfswissen-

schaften, namentlich der Botanik zu widmen, die allmählig sein Lieblingsfach wurde.

Im Herbste 1812 verehelicht, bezog er im Frühjahr 1814 sein erbliches Landgut Darop zur eignen Bewirthschaftung, knüpfte allmählig einen schriftlichen Verkehr mit den hervorragendsten Agronomen Deutschlands, namentlich mit Thaer und Schwerz an, welcher mehrere Beiträge in „Möglinschen Annalen", worunter besonders dessen Abhandlung „über die Twentische Roggenwirthschaft" Erwähnung zu verdienen scheint, indem Thaer davon einen besonderen Abdruck (Berlin bei A. Rücker 1820) veranlasste, zur Folge hatte und suchte durch Rath und Beispiel zur Verbesserung der westphälischen Landwirthschaft zu wirken. Hieher gehört auch die von ihm ausgegangene Stiftung des Landwirthsschaftlichen Vereins für den Regierungsbezirk Münster, des ersten und in erweiterter Form noch bestehenden im westl. Theile der preuss. Monarchie, dessen erste Versammlung am 3. Mai 1819 in der Hauptstadt des von ihm verwalteten Kreises Coesfeld Statt fand. Ausser mehreren kleinern, hierher gehörigen Abhandlungen dürfte dabei zu erwähnen sein: dessen „Statistik der westphälischen Landwirthschaft im Jahre 1828", welche (242 S. in 8. stark) im Jahre 1829 zu Münster erschien.

Bei der Organisation der preussischen Provinzen Rheinland und Westphalen wurde ihm nämlich im Jahre 1816 die Landrathsstelle für den in der Letzten gelegenen Kreis Coesfeld, wo auch sein Gut Darop liegt, angetragen, welche er annahm und bis zum Jahre 1822 bekleidete.

Während dieser Periode wurde die Nothwendigkeit einer Katastrirung der beiden erwähnten Provinzen Rheinland und Westphalen erkannt und B. als der einzige Landrath zu den beiden darüber abgehaltenen Conferenzen zu Godesberg bei Bonn herangezogen, um als praktisch und theoretisch ausgebildeter Agronom dabei über das Technische der Abschätzungen gehört zu werden. In Folge dessen wurde im Jahre 1822 B., nebst H. Rolshausen, zum Generalkommissär des Katasters für die beiden Provinzen ernannt.

Dieses neue Amt veranlasste fast beständiges Herumreisen in den zu katastrirenden Gemeinden, aber auch eben dadurch eine vermehrte Gelegenheit zur Erforschung der Flora dieser Länder, welche fleissig benutzt wurde und B. in den Stand setzte, im Jahre 1824, als Erstling über den dortigen Pflanzenreichthum einen Prodromus florae Monaste-

riensis herauszugeben, der manches Neue enthielt und die Aehnlichkeit der westphal. Flora mit der englischen nachwies. — In dieser Zeit wurde ihm auch die Direction des botanischen Gartens zu Münster übertragen, welche er eine lange Reihe von Jahren führte und wodurch er mit vielen der ersten Botaniker Europas in Verbindung kam. — Seine agronomischen und botanischen Schriften fanden hinreichenden Beifall, um nicht nur von sehr vielen gelehrten Gesellschaften mit Diplomen beehrt, sondern auch der höchsten botanischen Auszeichnung theilhaft zu werden, indem C. Sprengel (Syst. veg. III. p. 245.) und Reichenbach (Uebers. des Gewächs-Reichs S. 197) je einem Pflanzengenus seinen Namen beilegten.

Eine ernstliche Zerrüttung seiner bisher so dauerhaften Gesundheit im Herbste 1827, die von zweien der berühmtesten Aerzte für eiterige Schwindsucht erklärt wurde und sich bis zum Frühjahre 1828 immer verzweifelter gestaltete, war die erste Veranlassung, dass B. mit der Homöopathie bekannt wurde. Als nämlich so ziemlich alle Hoffnung auf Genesung aufgegeben war, schrieb er einen Abschiedsbrief an seinen alten und unvergesslichen botanischen Freund, den Med. Dr. A. Weihe zu Herford, welcher der erste homöopathische Arzt in ganz Rheinland und Westphalen war, ohne dass B. solches wusste, weil die häufige Correspondenz zwischen Beiden stets nur botanische Gegenstände betraf. W., von dieser Nachricht heftig ergriffen, antwortete sogleich und verlangte eine ganz genaue Beschreibung der Krankheit und deren Nebenzeichen und sprach die Hoffnung aus, dass er vermöge der neuentdeckten Heilmethode vielleicht noch im Stande sein würde, einen ihm so schätzbaren Freund zu retten. Natürlich befolgte B. auf's pünktlichste den ihm gegebenen, wohlgemeinten Rath und erholte sich allmählig in dem Masse, dass er gegen Ablauf des Sommers als genesen betrachtet werden konnte.

Von diesem Zeitpunkte an ward B. nicht nur ein entschiedener Anhänger, sondern auch ein thätiger Beförderer der Homöopathie. Nach vergeblichen Aufforderungen und Versuchen bei den münsterischen Aerzten, mit denen er als Mitglied und Mitgründer der ärztlichen Gesellschaft in häufige Berührung kam, legte er selbst Hand ans Werk, suchte mit Fleiss und Eifer die halb vergessenen, auf der Universität Groningen erworbenen medicinischen Kenntnisse wieder aufzufrischen,

und hatte das Glück, manchem Hülfesuchenden nützlich zu werden. Nur zwei der bejahrtesten Aerzte, die D. D. Lutterbeck und Fuisting, aufmerksam geworden durch einige überraschende Heilungen bei ihren eignen Patienten, welche sich am Ende an B. gewendet hatten, traten zur Homöopathie über, suchten fortwährend Rath und Unterricht bei B. und blieben der neu gefundenen Wahrheit bis zu ihrem Tode treu. Auch einige fremde Aerzte aus Frankreich, Holland, Amerika u. A. wurden durch B.'s wachsenden Ruf herangezogen und für die neue Lehre gewonnen. Da er aber als nicht approbirter Arzt, mithin nicht zur ärztlichen Praxis berechtigt, in dieser Beziehung grosse Hindernisse und Unannehmlichkeiten zu befürchten hatte, so konnte er in den ersten Jahren seine Thätigkeit hauptsächlich nur darauf richten, durch literarische Ausarbeitungen die Ausübung der Homöopathie zu erleichtern und zu befördern, bis ihm durch Cabinets-Ordre S. M. des Königs Friedrich Wilhelm IV. vom 11. Juli 1843 zur ungehinderten Praxis selbst die erforderliche Befugniss ertheilt war.

Vorzüglich aus jener ersten Periode schreiben sich die verschiedenen von B. herausgegebenen Werke her, die damals in den Händen fast aller deutschen Homöopathen waren, selbst von Hahnemann bis zu seinem Ende ausschliesslich gebraucht wurden, und vielfache Nachahmer, Uebersetzer und Abschreiber gefunden haben. Er erkannte nämlich sehr bald, dass die Grundlage aller wahren Heilung auf einer genauen Kenntniss der Arzneikräfte beruhe, und richtete daher hauptsächlich sein Augenmerk darauf, das Charakteristische der Mittel herauszufinden und so neben einander zu stellen, dass der Forscher ohne grossen Zeitverlust entweder dem Gedächtnisse zu Hülfe kommen, oder in den Quellen selbst das Erforderliche aufschlagen konnte. Wie B. in dieser Hinsicht, anfangs nur die freieren Wintermonate, später aber, nach Vollendung des Katasters und seiner erbetenen und bewilligten Entlassung aus dem Staatsdienste, alle seine Musse diesen literarischen Arbeiten und der homöopathischen Praxis gewidmet, davon dürften nicht nur seine Mittheilungen im Archiv, in der Homöopathischen Zeitung und im Homöopathe belge genügendes Zeugniss ablegen. Dazu gehören noch ausser einigen Studien im Manuscript (bis Anfangs 1862), 112 ansehnliche Quartbände seines sorgfältig geführten Krankenjournals, welche für seine Nachfolger reiches Material für spätere Mittheilungen ent-

halten. — „Glossen zu den Aphorismen des Hypokrates“ befinden sich unter der Presse.

Wie früher mit Thaer und Schwerz, später mit Sprengel, Koch, Link, Decandolle u. A. m., so war B. nun auch seit dem Anfange der dreissiger Jahre mit Hahnemann selbst, sowie mit Stapf, Gross, Mühlenbein, Weihe u. v. A. in regem, bis zu deren Tode ununterbrochenem Briefverkehr getreten. Nach dem Ableben des ehrwürdigen Stifters unserer Schule und der „Veteranen der alten Garde“ unterhält er noch fortwährend einen solchen mit den Koryphäen dieser Wissenschaft im In- und Auslande, und stiftete im Jahre 1848 eine jährliche Versammlung der homöop. Aerzte von Rheinland und Westphalen, welche noch besteht. Daher haben ihn auch die meisten homöop. Gesellschaften, sowohl die noch bestehenden, als die wenigen bereits aufgelösten, zu ihrem Mitgliede, das Collegium med. hom. ouid. zu Cleveland (Nord-Amerika) unterm 1. März 1854 zum Medicinae Doctor, und der Kaiser von Frankreich unterm 20. April 1861 zum Ritter der Ehrenlegion ernannt.

Ungeachtet seines bereits angetretenen 78. Lebensjahres lässt seine Gesundheit, Dank der Homöopathie, nichts zu wünschen übrig, und sowohl seine Geistes- als Körperkräfte erlauben ihm noch fortwährende Thätigkeit in einer Wissenschaft, welcher er den Rest seines vielbewegten Lebens gewidmet hat.

Von seinen sieben noch lebenden Söhnen sind zwei dem väterlichen Beispiele gefolgt. — Der Aeltere (Carl, geb. den 5. November 1826), lebt bereits seit einigen Jahren in Paris, und zwar in den glücklichsten Verhältnissen, indem er mit der liebenswürdigen Adoptivtochter der ehrenwerthen Wittwe Hahnemanns verehelicht, bei derselben wohnt und durch Zutritt zu dem literarischen Nachlass des berühmten Mannes in den Stand gesetzt ist, nächstens manches Belehrende aus dessen Manuscripten und Tagebüchern den Fachgenossen mitzutheilen.

Der Jüngere (Friederich, geb. den 14. April 1828), hatte zu Anfange die juristische Carriere ergriffen und nach Ablauf seines akademischen Trienniums, die beiden ersten Prüfungen, zuerst zur Auskultatur und darauf zum Referendariat, bereits mit Auszeichung bestanden, als er den Entschluss fasste, sich der ärztlichen Laufbahn zuzuwenden. Auch dieser hat nun zum zweiten Male die vorgeschriebenen akademi-

schen Semester und ebenso seine Staatsexamen glücklich überstanden und will erst, wie billig und vernünftig, mit eignen Augen die Erfolge der beiden Schulen kennen lernen, ehe er sich für die Eine oder die Andere erklärt. Das Resultat ist übriges schon jetzt nicht mehr zweifelhaft, und B. darf mit Zuversicht darauf rechnen, dass er in diesen beiden Söhnen zwei tüchtige und treue Nachfolger in der Homöopathie haben wird, wie er auch an den übrigen Fünfen nur Freude erlebt, wie sie selten einem Vater mit so grosser Familie so ausnahmslos zu Theile wird.

In Oesterreich, wo man die öffentliche Meinung weniger beachtete, hatte man, wie wir wissen, die Ausübung der Homöopathie im Jahre 1819 verboten und war desshalb aller indirecten Massregeln zur Vernichtung derselben überhoben. Doch dieser Machtspruch fruchtete ebenso wenig, als die krummen Wege der norddeutschen Aerzte, der Gang der Wissenschaft liess sich nicht hemmen; die unbequeme Neuerung verbreitete sich unter vielen Aerzten Oesterreichs, fand hochgestellte Freunde und die Ketzerin hatte selbst die streng organisirten Militairärzte angesteckt, von denen ein grosser Theil sich für die neue Lehre interessirte. Selbst durch fiskalische Mittel gelang es den Professoren der Josephsakademie nicht ganz, dieses Gift von den Köpfen ihrer Schüler entfernt zu halten. Da kam die Cholera, zeigte die Ohnmacht der gewöhnlichen Medicin und gab den Homöopathikern, besonders Dr. Fleischmann und Veith in Wien, Gelegenheit, die besseren Resultate ihrer Methode zu zeigen.

In diesem Zwiespalt der Gesetzgebung mit den Wünschen und Ansichten vieler Bewohner Oesterreichs, suchten mehrere Freunde der Homöopathie bei dem Kaiser selbst um eine Audienz nach und sie erlangten in dieser den 7. December 1833 von dem Kaiser Franz, besonders wohl durch den Einfluss des Grafen von Kolowrat die Zurücknahme des Verbotes und das Versprechen, die Gesetzgebung wegen des Arzneiausgebens zu regeln. Die homöop. Aerzte wurden dieser Massregel halber zu Rathe gezogen, doch fand man es für besser, die Sache wie in Preussen, auf sich beruhen zu lassen, ohne das Verbot des Selbstdispensirens aufzuheben. Zu derselben Zeit erzählte man sich auch, dass Dr. Wierer, an der Spitze einer Deputation, den Kaiser vergeblich um Unterdrückung der Homöopathie angegangen sei.

In aller Stille fasste die Lehre also feste Wurzeln. Die vereinzelten Angriffe eines Schimko: „das Hahnemann'sche System in mathematischer und chemisch-geologischer Hinsicht betrachtet und widerlegt, Wien 1829 und Bischofs Ansichten über das Heilverfahren der homöop. Krankheitslehre, Prag 1819" vermochten ebenso wenig den jungen Wuchs zu zerstören, als die in wissenschaftlichen Blättern und im gewöhnlichen Leben vorkommenden Widerlichkeiten. Vor Allen waren der Erzherzog Johann und die Herzogin Lucca sorgsame Pfleger und ihnen nebst der hohen katholischen Geistlichkeit hatte es die Homöopathie vorzüglich zu danken, dass Fleischmann 1836 zu Wien das Hospital der barmherzigen Schwestern, Schweitzer eben ein solches zu Kremsier und Reiss ein drittes zu Linz eingeräumt bekam.

Schon 1834 vermochten die Wiener, die damals durch Lichtenfels, Schmit, Huber, Edler von Schäffer, Nehrer, Wurda, Puffer, Glücker, Menz, Steyr und Wrecha verstärkt waren und zu denen später noch I. O. Müller, Caspar, Melicher, Streintz und andere traten, lebhafter an die innere Organisation derselben zu denken, sie errichteten Prüfervereine und Schmid, Hampe und Wurmb unternahmen es vorzugsweise, die Bereicherungen, welche die Physiologie und pathologische Anatomie erhalten hatte, zum Vortheile der Homöopathie zu verwenden. Wurmb hielt ausserdem öffentliche Vorträge.

Dispensirfreiheit wurde durch kaiserl. Entschliessung am 5. Dec. 1846 eingeräumt. Eo ipso und ohne jede besondere Prüfung ist den homöop. Aerzten dieselbe, aber ohne Entgeld, zugelassen. Nur haben sie Stammtinkturen und Urstoffe aus den Apotheken zu entnehmen. Bei den Kranken muss immer ein Arzneizettel, auf welchen die verabreichte Arznei genau mit dem Grade ihrer Verdünnung oder Verreibung angegeben und diese Angabe mit der Unterschrift des Arztes oder Wundarztes bestätigt ist, hinterlegt werden. Bei Untersuchung gegen vermeintliche Ueberschreitung hat die Facultät stets theoretisch und praktisch ausgezeichnete homöop. Aerzte zu vernehmen und es ist sodann mit Berücksichtigung aller Umstände nach der klaren Absicht, welche den Vorschriften zu Grunde liegt, zu entscheiden.

In den einzelnen Provinzen entwickelte sich, mit Ausnahme Ungarns, das bekanntlich eine viel freiere Verfassung hatte, die allgemeine Regsamkeit erst später. In Prag wurde am 6. Juni 1834 der medici-

nischen Fakultät von der Studienhofcommission in Wien — dem Vernehmen nach auf hohe Verwendung der Herzogin von Lucca — folgende drei Fragen zur Beantwortung vorgelegt: 1) Ist die Homöopathie ein wissenschaftliches System? 2) Darf, wenn dieses der Fall ist, die freie Ausübung der Homöopathie gestattet werden? 3) Ist den Homöopathen das Selbstdispensiren zu gestatten?

Zwei Professoren Krombholz und Nusshardt hatten darüber zu referiren. Auf einem fremden Boden stehend, erklärten beide bei Beantwortung der ersten Frage, dass sie kein richtiges Urtheil abgeben könnten, weil, wegen des bis dahin bestandenen strengen Ausübungsverbots sie die Homöopathie ganz unbeachtet gelassen. Doch war Ersterer der Ansicht, dass sie allerdings als wissenschaftliches System zu gelten habe, auch ihr die freie Ausübung zu bewilligen sei. Das Krankenbett, sagte er, sei der wahre Probirstein, der sie einem frühzeitigen Tode oder dem frischen Leben zuführen würde.

So wurde denn die Dispensirfreiheit trotz aller Gegenvorstellungen im Jahre 1835 in Böhmen gesetzlich zugestanden. Nicht unerwähnt darf es bleiben, dass Dr. Schaller (Nestor der dortigen Homöopathen, gestorben 1857), welcher ausser seinem medicinischen Wissen auch ein guter Gesetzkenner war, bei den Fakultätscontroversen viel zur rechtlichen Begründung der Homöopathie beitrug. — Im Jahre 1840 fühlte sich ein Dr. Lucka ohne alle Veranlassung und mit abgenutzten Waffen bewogen, die Heillehre auf's Neue anzugreifen. Auf die geistreichste Weise fertigte ihn aber Tuwar (gestorben 1856) mit einer Broschüre ab, die leider nicht in den Buchhandel gelangte. — Das Jahr 1849, das Jahr der politischen Umwälzungen blieb auch für die Homöopathie nicht ohne Einfluss. Der damals anerkannte Grundsatz der Gleichberechtigung erregte in Prof. Altschul die Idee, um die Docentur für theoretisch und praktische Homöopathie an der Prager Universität einzukommen, und er erreichte dieselbe, nachdem er sich dem vorschriftmässigen Habilitationsact unterzogen.

Ungemein thätig waren seitdem Ebengenannter, dann Hirsch, Hofrichter, Seegen, Kaffka und Porges (nebenbei Badearzt in Carlsbad) in Prag. In Teplitz Hromada (der die ersten physiologischen Versuche mit den Teplitzer Quellen machte und nach Amerika auswanderte) und Perutz, dem wir viele Badeschriften verdanken. Zu Jungfer-Brezezan,

Georg Kozischek, gestorben 1859. In Stuckna Hauptmann; in Zusiowitz Klostermann; in Gottesgab Illenstein; in Kladrau Brauner; in Horschitz Veit Levit.

In Mähren brachen unter den grenzenlosesten Beschwerden der Wundarzt Fischer, der Kaufmann Steigentesch und der kaiserliche Beamte Albrecht der Lehre Bahn. Ersterer hatte das trübe Loos, weil er nicht praktischer Arzt war und dennoch ausgezeichnete Kuren machte, von Ort zu Ort verbannt zu werden. Der Originalität wegen berichten wir, dass er z. B. in Raigern, zwei Stunden weit von Brünn, wo er unter dem Benediktinerstift Schutz gefunden hatte, nur allein von den Landleuten einmal binnen wenigen Monaten 66,000 Stück Eier, aber auch viele Knöpfe mit und ohne Oehr als Zahlung erhalten hatte. Albrecht stand mit Hahnemann in lebhafter Correspondenz und verlegte sich besonders auf Zubereitung homöop. Medicamente. Nach und nach, namentlich Anfangs der Vierziger Jahre, wandten sich ihr Viele zu, namentlich in Brünn: Gerstel, Kollisch, Luri und Hoze; in Ollmütz Prof. Viereckl; in Kremsier Wandel; in Napajedé Dorner; in Rossitz Bergwerksarzt Juriczek und Ehrenhöfer; in Boskowitz Haasfurter und Pollak.

Am weitverzweigtesten ausser Ungarn stand die Homöopathie unstreitig in Kroatien und Slavonien da. In ersterer Provinz war Dr. Steinde zu Agram, welcher leider zeitig starb, der, welcher ihr Eingang verschaffte. Ihm folgten Mossbauer, der sich später nach Slavonien wandte und dann Dr. Rantt, Martin de Lang, Commitats-Veterinär und Commitats-Gestüteinspector und Franz Gleddnig, Arzt zu Dugosello. Im Warasdiner Commitat der erste Commitatsphysikus Dr. Matthäus Schaubauer. In Letzterer trat zuerst eben genannter Mossbauer und dann Stöger auf, denen sich mehrere anschlossen. In Karlstadt war besonders der Ban, Graf von Hallerkeö ein wesentlicher Förderer und bereits 1844 waren alle Beamteten der k. k. privilegirten Louisenstrasse von Karlstadt nach Fiume und fast alle Offiziere der Grenzregimenter in Besitz von homöop. Apotheken und dergleichen Lecture.

In Ungarn hatten viele Magnaten, diese eifrigen Freunde der deutschen Künste und Wissenschaften und fanatischen Vertheidiger ihrer Rechte, und neben ihnen gleichzeitig wieder die Geistlichkeit von jeher ungemein zur Beförderung der Homöopathie beigetragen. Vor-

zugsweise war es die Cholera, welche hier die Augen aufschloss. Die Bekanntmachungen des Grafen Nadasdi zu Daka und die Angriffe auf einen gleich günstigen Bericht Bakody's riefen aller Orten und Enden die Aufmerksamkeit wach. Sehr bald waren die homöop. Aerzte Attomyr in Homona, von Balogh in Pest, Bärtl in Moor, Baudis in Herdewar, Commitatsphysikus Rosenberg in Pest, Müller in Ketskemet, Heilmann in Sorar, Prior Jäckel in Erlau, von Mayer in Leidenthal, Mossbauer in Veröcz und Forgo in Pest ungemein gesuchte Persönlichkeiten und schon Mitte der 30ger Jahre wurden unter Direction von Bless in Güns und von Horner in Gyöngyës homöop. Heilanstalten errichtet. Selbst unter dem Militair wurde die Homöopathie ohne allen Einspruch mit grossem Erfolg gehandhabt und auf diese Weise unzählige Anhänger geworben. Den gewichtigsten Einfluss übte natürlich Attomyr aus, dessen Briefe, Dissonanzen und Fumigationen, in welch letzteren er die Lehrsätze der Professoren der Josephsakademie in Wien geisselte, ein allgewaltiges Aufsehen erregten. Allerdings ging es auch hier, namentlich in den grösseren Städten, dann und wann nicht ohne Streitigkeiten ab (so z. B. mit Prof. Töltenyi), im Allgemeinen herrschte aber, namentlich auf dem flachen Lande ein höchst versöhnlicher Geist, der sich glücklicherweise auch bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Die hauptsächlichsten Kämpfe hatten in dieser Beziehung Wolff und Mandello in Pest und Nehrer in Pressburg zu bestehen.

Als hervorragendste unter den Militairärzten waren vor allen Dingen Ober-Stabsarzt Taubes zu nennen, † 1861; Hartung, der bekanntlich den Feldmarschall Radetzky von einem höchst gefährlich krebsartigen Augenübel befreite; Ober-Stabsarzt Wurzian, Sonneberg in Triest, Hummel in Laibach und Hirschberg, Regimentsarzt in Galizien.

Auch in Baiern erhob sich im Jahre 1834 ein Sturm gegen die sich kräftig entwickelnde Lehre. Roth, bekanntlich kurz vorher erst zur Beobachtung der Cholera in das Ausland gesandt, hatte sich durch seine Schriften und Vorlesungen in denen er die Homöopathie verherrlichte, an und für sich schon viel Feinde zugezogen; ungemein wuchs jedoch ihre Zahl, als seine Praxis durch glänzende Resultate in kurzer Zeit sich rapid steigerte. Die Apotheker mussten die Kastanien aus dem Feuer holen. Auf ihr Ansuchen wurde er vor die königliche Polizeidirection wegen Verabreichens homöop. Medicamente beschieden,

seine Privatapotheke unter Siegel gelegt und im Allgemeinen die unentgeldliche Abgabe von Heilmitteln als eine dem organischen Edicte über das Medicinalwesen zuwiderlaufende Geheimnisskrämerei untersagt.

Aber die junge Lehre hatte bekanntlich gewichtige Freunde unter Adel und Bürgergeschlecht. Eine Abordnung Münchner Bürger erschien vor den damaligen Staatsminister des Innern, legte die Nothwendigkeit der Dispensirfreiheit der homöop. Aerzte dar und es erfolgte die höchste Ministerialentschliessung vom 30. November 1834, welche die 2 Tage zuvor von der königl. Polizeidirection verfügte Sperre, sowie das Verbot der Dispensirfreiheit unter Beifügung der Entscheidungsgründe aufhob. Da hierdurch den homöop. Aerzten ausdrücklich die Befugniss ertheilt wurde, ihre Arzneien selbst, aber unentgeldlich zu verabreichen, so ging sie von nun an um so ungehinderter ihrer Ausbildung entgegen. Zusehends fand sie unter den Militair- und Veterinärärzten Eingang. Diese höchste Entschliessung blieb in Kraft, bis die Apothekerordnung vom 27. Januar 1842 (§ 32) die bis dahin gewährte Dispensirfreiheit wieder zurücknahm, oder vielmehr zurückzunehmen schien, da im § 33 selbst schon die Ausnahme aufgestellt war, dass ein der Pharmakopöa Bavarica fremdes Heilmittel gleichwohl auch fortan verabreicht werden dürfe, und wurde das Dispensiren für eine Beeinträchtigung der (für die Homöopathie nie verliehenen) Apothekerprivilegien gehalten. Es gab damals Apotheker, welche ein Quodlibet erkaufter, nicht selbst bereiteter Arzneien besassen, für die eine Taxe und am 17. November 1844 eine Pharmakopoe geschaffen wurde. Dieses Dispensirverbot konnte jedoch nie gehandhabt werden und es erfolgte, gestützt auf Petition der Aerzte und Laien und auf die durch pfarramtliche und landgerichtlichen Berichte zur Anzeige gekommenen Uebelstände eine Ministerialentschliessung vom 15. März, welche nach wie vor den homöop. Aerzten wieder ihre Gerechtsame in die Hände gab.

Erwähnt haben wir schon, dass im August 1832 Hofrath Reubel nach Rücksprache mit dem Ministerpräsidenten Fürsten C. Wallerstein, an die Versammlung der homöop. Aerzte in Leipzig die Anfrage stellte, ob die von den Förderern der Heilkunst deponirten Gelder zur Errichtung einer Heilanstalt nach München gezogen werden könnten und dass zu jener Zeit eine abschlägige Antwort erfolgte, weil in Leipzig ein Hospital errichtet wurde. Das augenblicklich Entmuthigende hielt nicht

die Errichtung eines Instituts auf, welches zunächst die Cholera, dann aber auch andere Krankheiten im Auge hatte. Die Erlaubniss zur Gründung der Anstalt traf am 9. Juni 1833 ein. Eröffnet wurde dieselbe am 13. December 1836, und zwar wirkten an derselben zuerst Hofrath Reubel, Med.-R. Widemann und Privatdocent Roth mit den Assistenten Herold, Nusser und Buchner. Später waren dort angestellt Mayerhofer und Held.

Sehr heftige Kämpfe mit den Medicinalbehörden hatten vor allen Landgerichtsarzt Ott und Nusser zu besthehen, welch Letzterer, um ihnen endlich zu entgehen, sich 1839 nach Schwaben zurückzog und dort äusserst seegensreich für die Hom. wirkte. Als Aerzte hatten sich von 1833 an die früher schon genannten angeschlossen: Pemerl, Quaglio, Regimentsarzt Dr. Hartz, Sedelmeyer in Ansbach, Schneider in Kempten, Gerster, Grauvogel. 1846 wurden in München und Nürnberg Apotheken gegründet. 1848 bildete sich der specifische Verein.

Die Literatur hat namentlich in den Jahren 1830—45 viele feindliche Angriffe aufzuweisen, von denen wir nennen: Dietrich Dr. L.: Bengalisches Feuer zur Beleuchtung der Wunderkur des Dr. Roth, München 1833; Eisenmanns Prüfung der Homöopathie, Erlangen 1833; Kornfeger: Ueber Verdünner, Bamberg 1833; Solbrig: Sendschreiben an den lieben Himmel (gegen Reuter), Nürnberg 1835; Schreiben an den Dr. Francia etc., Nürnberg 1835 etc. Entgegnungen lieferten Griesselich, der äusserst fleissige Ott, Roth und Andere. Mit wissenschaftlichen Werken traten hervor: Daumer (über Einwirkung hom. Mittel auf Kaspar Hauser), Nürnberg 1832; Buchner, Roth, Ott, Gerster und Hamberger.

In Hannover ruhte die Vertheidigung der Homöopathie einzig und allein auf den Schultern Elwerts, eines Veteranen und Schüler Hahnemanns, dessen Feuergeist selbst heutigen Tages noch, obgleich er sich, um den grösseren Mühseligkeiten und Kämpfen zu entgehen, auf sein Gut Schmabeck bei Itzehoe zurückgezogen, nicht zur Ruhe kommen kann. Seitens der juristischen Welt fand er treue Bundesgenossen an den Advokaten Traumann und den Justizrath Küntzel zu Hildesheim, welche auch eine Vorstellung an die Landstände wegen Dispensirfreiheit und Errichtung eines Lehrstuhles für Homöopathie einreichten. Der entschiedenste Gegner war zu jener Zeit der Hofrath Dr. Holscher,

der die Homöopathie und Hydropathie wiederholt öffentlich und schriftlich „ungerathene Kinder der Zeit und Windbeuteleien" genannt hatte. Auf seine Veranlassung hatte die Göttinger Facultät eine Preisaufgabe ausgeschrieben, welche die Nichtigkeit der Lehre nachweisen sollte und die Broschüre von Dr. W. Harnisch „Ueber die Zulässigkeit des homöop. Heilverfahrens, Weimar 1836" wurde zu jener Zeit gekrönt; nicht minder war es auch sein Werk, dass, obgleich sich die Kammern zu Gunsten der neuen Lehre verwandten, dennoch derselben nicht die geringsten Concessionen gemacht wurden. Ja! die Behörden gingen zu der Zeit sogar so weit, einem höhern Offizier zu verbieten, sich homöop. behandeln zu lassen.

Gegen alle diese Imaginationen und Pläne entwickelte nun Elwert eine rastlose Thätigkeit. Um dem Hauptheerde des Unheils näher zu sein, zog er selbst nach Hannover, liess sich sogar die Einrichtung einer besondern Apotheke, in der er durch geeignete Maassregeln die möglichste Sicherung der Kranken zu bewirken suchte, gefallen und bekämpfte nun unablässig (ohne dabei den innern Ausbau der Lehre zu vernachlässigen, wie ja seine vielen Aufsätze in den Journalen beweisen) jene feindlichen Angriffe. Aus jener Zeit stammen von ihm: „Beitrag zu rechter und gerechter Beurtheilung der Homöopathie oder rationell specifischen Heilkunst", ferner „Beitrag zur Behandlung der Ruhr und innerentzündlicher Krankheiten" und noch ein drittes Sendschreiben an Dr. Holscher; ferner eine Entgegnung an Häser in Jena etc. Ausserdem hielt er noch populäre Vorträge um die Homöopathie den verschiedenen medicinischen Schulen und Kurmethoden gegenüber ins rechte Licht zu setzen.

Mit ungemeinem Fleisse unterstützten ihn später, nachdem er wiederholt Aufrufe an seine Collegen zum gemeinsamen Vorschreiten gegen die Regierung erlassen hatte, die Aerzte: Weber (später Leibarzt des Königs); Elwert (Neffe des Genannten); Bähr; Metz und Nicol in Hildesheim; Bonhoff und Dr. Winter in Lüneburg.

In Anhalt-Dessau entging man dem Conflikte mit den Medizinalbehörden ebenfalls durch Errichtung einer besondern Apotheke, die wegen des vorzüglichen Charakters ihres Vorstandes grosses Vertrauen genoss.

In Braunschweig erfolgte ebenfalls die Erneuerung des Dispen-

sirverbotes und seine Ausdehnung auf homöop. Heilmittel. Nach vielen Denunciationen sah sich auch hier der Hofrath Dr. Mühlenbein genöthigt, für die Begründung einer hom. Apotheke zu sorgen, die bald auch des besten Rufes und vollkommensten Zutrauens genoss, weil alle Massregeln zur Sicherung des Publikums getroffen waren und die Persönlichkeit des Inhabers Vertrauen einflösste.

In Weimar wirkten Goullon und Regimentsarzt Horn, während in Thüringen Geistlichkeit und Schullehrer durch Errichtung von Vereinen und selbst durch Herausgabe Vertrauen erweckender Schriften den Mangel zahlreicher und thätiger Aerzte zu ersetzen suchten. In Sachsen-Meiningen war Dispensirfreiheit von 1842 an und in Weimar durch herzogliches Decret vom 11. September 1846. In letzterem Lande hängt ebenfalls die Dispensirfreiheit von einer vorhergehenden Prüfung ab. Die Urtinkturen und Urstoffe, 1., 2. und 3. Verdünnung, erste bis vierte Verreibung müssen aus homöop. Officinen entnommen werden. Sobald aber an dem Wohnorte einer mit der Dispensirfreiheit beliehenen Medicinalperson eine nach dem ausgesprochenen, dem concessionirten Arzte bekannt gewordenen Urtheile der Ober-Medicinalbehörde allen wesentlichen Anforderungen homöop. Heilart entsprechenden sog. reine homöop. Apotheke errichtet ist, erlischt für die betreffende Medicinalperson das Recht des Selbstdispensirens.

In Würtemberg war Rapp, Professor zu Tübingen, dessen Verfolgung und Unterdrückung wir in der letzten Epoche zu betrachten haben, die Seele des Ganzen. Auch dort war das Dispensiren freigegeben (am 2. Mai 1831) und selbst den Laien das Ausgeben von Medicin in gewissen Fällen gestattet.

Hessen blieb im ungestörten Besitz, der ihm durch die Kammern bewilligten Rechte. Unablässig strebten dort Kaiser (Regimentsarzt, † 1854) und Ammann, Oberstabsarzt, die Wohlthaten der Homöopathie auch dem Militair zugängig zu machen; indess Wolf, Käsemann, Gallois und Andere im Privatleben ihr Anhang erwarben.

Trotzdem, dass in Baden die regierende Familie der Homöopathie ungemein zugethan war und ihr viele Begünstigungen zufliessen liess, gelangte sie doch nicht in den Besitz vollkommen unbeschränkter Rechte, wenngleich auch die Kammern das Selbstdispensiren erwirkt hatten. Obgleich Griesselich wiederholt die Vortheile derselben für das Militär-

wesen darzulegen versuchte, wurde er stets mit der Einführung abschlägig beschieden. Wir wissen, dass sein Missmuth über die Fruchtlosigkeit seiner vergeblichen Anstrengungen im äussern Ausbau der Lehre, ihn hauptsächlich auf die innere Organisation derselben und auf Opposition mit andern Staaten und Persönlichkeiten hinwies und erinnern desshalb, ausser an seine geschichtlich werthvolle Sammlung aller Verhandlungen und Actenstücke der Kammern Badens und Darmstadts (Carlsruhe 1834) an seine Entgegnung der Schrift Härlins „die Homöopathie im Lichte des gesunden Menschenverstandes, Stuttgart 1834" und an seine kritisch-polemischen Blätter, die Prof. Töltenyi in Wien und das Bayersche Verbot vom 17. April 1842 beleuchteten.

In Bremen wirkten unangefochten Kiesselbach, Krummacher und Hirschfeld; in Hamburg Dr. Krüger; in Frankfurt a/M. erst Kallenbach und dann Andreae.

Vergessen wir überdies nicht, dass im Jahre 1848 die Aerzte Rheinlands und Westphalens der Nationalversammlung folgende Bittschrift übergaben, welche von einzelnen Hauptstädten unterstüzt wurde:

Von einer hohen Nationalversammlung ist die Freiheit der Wissenschaft und Kunst bereits allen Deutschen als ein Grundrecht gewährleistet. Sicherem Vernehmen nach sind aber schon Eingaben bei Hochderselben eingegangen, die das freie selbständige Leben der Medicin durch Beeinträchtigung der Homöopathie gefährden. Daher sprechen wir zur Wahrung dieser Freiheit einer hohen National-Versammlung unsere Wünsche in folgenden Punkten aus:

1) Dass auf allen Landes-Universitäten homöopathische Lehrstühle und Kliniken errichtet werden.

2) Dass die promovirten Aerzte nicht eher zur Praxis zugelassen werden, bevor sie ein homöop. Examen bestanden und durch den zurückgelegten Kursus in einer homöop. Klinik nachgewiesen, dass sie mit den Lehren der homöop. Schule ebenso vertraut sind, wie mit denen der allöopathischen Schule.

3) Dass alle auf diese Weise examinirten Aerzte die Berechtigung haben sollen, die nach ihrem besten Gewissen gewählte Heilmethode frei und unbehindert in allen ihren nothwendigen Consequenzen durchzuführen.

4) Zu diesen nothwendigen Consequenzen gehört für die Homöo-

pathie besonders das Selbstbereiten und Selbstausgeben der Arzneien, daher wir dieses als ein unbedingtes Recht auch in allen denen deutschen Staaten, in welchen es bisher gesetzlich noch nicht bestand, in Anspruch nehmen müssen.

5) Dass die Homöopathie bei allen Medicinalbehörden durch einen resp. mehrere praktische, homöop. Aerzte vertreten werde, denen bei etwa vorkommenden Vergehen der homöop. Aerzte als solcher die Begutachtung dieser fraglichen Fälle zu überweisen ist.

Eine vollständige, sehr gut zusammengestellte Motivirung hat dazu Dr. Stenz unter dem Titel: die Gleichstellung der Homöopathie mit der Allöopathie, Bonn 1848, herausgegeben.

Vom Ausland interessirt uns zunächst die Schweiz. In ihr machte die Homöopathie sehr wenig Fortschritte, weil dort die Autorität der Coriphaeen der med. Facultäten einen weit mächtigeren Einfluss ausübte, als das auf deutschen Universitäten der Fall war. Trotz dem erfreuten sich Peschier († 1853) und du Fresne in Genf, Schelling, Siegrist († 1841) und Gsell in Basel, Alther und Girtanner in St. Gallen eines ausgezeichneten Rufes und grossen Zuspruchs. Der zuerst Genannte, welcher 1831 durch einen vornehmen Russen auf die Homöopathie aufmerksam gemacht worden war, 1832 Hahnemann selbst in Köthen aufsuchte und nach Genf zurückgekehrt, sich an die Spitze der dortigen Collegen stellte, verdient noch besonderer Erwähnung, und zwar einestheils, weil er seinen als allöopathischer Schriftsteller erworbenen lucrativen Ruf freudig hingab, um sich eines ebenbegründeten, nichts weniger als einträglichen Unternehmens zu bemächtigen (die Bibliothèque homoeop., welche zehn Jahre lang das Bekanntwerden der neuen Lehre in Frankreich, England, Spanien und Italien vermittelte), anderntheils aber, weil er seine ehemaligen Collegen, die Professoren Torget, Louis und Gerdy stets mit den glänzendsten Erfolgen zurückwies, wenn sie öffentlich die Homöopathie zu beeinträchtigen wagten. Seine literarischen allöop. und homöop. Arbeiten sind hinlänglich bekannt. Nebenbei sei erwähnt, dass er Regimentsarzt der Carabinière von Aubonne und Ehrenmitglied aller homöop. Corporationen der Staaten war, in welchen sich bereits gelehrte Gesellschaften gruppirt hatten.

Russland zeichnete sich, wie wir schon früher sagten, als wir die Uranfänge derselben daselbst schilderten, vor vielen ausländischen Staaten

dadurch aus, dass es nie einen Bann gegen die Homöopathie ergehen liess; im Gegentheil durch einen Höchstbestätigten Beschluss des Minister-Comitats vom 26. September 1833, wurde dieselbe nicht nur in ganz Russland erlaubt, sondern auch die Anlegung homöop. Central-Apotheken und in Folge dessen auch Hospitäler gestattet. Wohlweislich hatte der Kaiser durch die Aerzte Herrmann im Militär-Hospitale zu Tulzyn nnd Dr. Zimmermann in Sarsko-Selo erst Versuche anstellen lassen und nach langer Conferenz mit diesen und Adams in Petersburg erst den betreffenden Ukas erlassen. Die nächste Folge war, dass vom Jahre 1834 an zwei Apotheken in Petersburg, drei in Moskau und eine in Riga entstanden, während in mehreren kleinen Städten, wie in Tula, Mzensk, Nischni Nowgorod, Pensa, Mitau und Odessa die allöop. Apotheker sich auch hom. Präparate zulegten. Spitale entstanden zu Babai im charcowischen Gouvernement (durch Unterstützung und auf den Gütern des Grafen Alex von Stscherbenin und in Moskau auf Kosten des Fürsten Leonid Michailowitsch Golyzin.

Die Ausdehnung derselben in Russland hielt nicht immer gleichen Schritt. Von den Hauptstädten verbreitete sie sich durch den Adel nach verschiedenen Gouvernements, unter welchen besonders Pensa und nächst dem Simbirzk, Tammbow und Nischni-Nowgorod zu nennen sind; nach Riga wurde sie durch den fortwährenden Verkehr mit dem Auslande verpflanzt.

Es war ganz natürlich, dass auch hier Feinde entstehen mussten. Dem Beispiele der Göttinger Facultät folgte am 23. Februar 1836 die Gesellschaft correspondirender Aerzte zu St. Petersburg, indem sie einen Preis von 50 Dukaten auf die beste Zusammenstellung und kritische Prüfung aller bekannt gemachten homöop. Heilungen aussetzte. Dr. Brutzer in Riga, der wohl einsah, dass nur dort der Homöopathie ungünstige Preisschriften zur Mitbewerbung zugelassen werden würden, setzte noch hundert Dukaten für die Lösung derselben Frage aus und überliess die Entscheidung darüber 5 allöopathischen, jedoch unpartheiisch gesinnten Aerzten. Es waren Hofrath Dr. Bursy in Mitau Kollegienrath Dr. Girgensohn zu Wolmar, Dr. Knorre zu Pernau, wirklicher Staatsrath Dr. Mayer zu St. Petersburg und Professor Sahmen zu Dorpat.

Ganz im Sinne der Gegner, d. h. alle homöop. Erfahrung vernich-

tend, löste in einem weitläufigen, 1780 hom. Heilungsgeschichten enthaldenden Werke Dr. Simson in Breslau die Aufgabe, welche er gleich mit einer vorgefassten Meinung begonnen hatte, und gewann den Preis der Petersburger Gesellschaft, ohne um den Brutzerschen zu concuriren. Für letzteren hatte sich blos ein Bewerber eingestellt (Dr. Georg Heubel in Walk) der jedoch die Preisrichter nicht befriedigte und deshalb nur die Hälfte des Depositums ausgezahlt erhielt.

Vom Jahre 1836 bis 1841 hatte die Homöopathie übrigens in Russland einen weit grösseren Spielraum als von 1841 bis 1848 in welchem Zeitraume dieselbe, was kaum erklärlich, zu sinken anfing, bis ihr die Choleraepidemie im Jahre 1848 unter die Arme griff und sie nicht nur in ihre früheren Rechte einsetzte, sondern ihr auch eine Macht verlieh, die nicht so bald wieder gebrochen werden kann.

Ungemein viel trugen hierzu die fleissiger in russische Sprache übertragenen homöop. Werke bei. Die ersten erschienen in Petersburg 1831; darauf in Moskau von 1834 bis 1836 mehrere solche Schriften, welche bis 1845 ihr Ansehn behaupten, da nirgends andere herausgegeben wurden. In diesem letztgenannten Jahre erschien aber bei H. Forbricher, Inhaber der homöop. Centralapotheke zu Moskau eine Uebersetzung des Hausarztes von Hering, welcher einen solchen Beifall erndtete, dass der Herausgeber sich ermuthigt fühlte, den Verlag fortzusetzen und mit der Zeit alle die vorzüglichsten Werke im Geiste dieser Wissenschaft in russischer Sprache wiederzugeben. So erschien 1847 der Reisearzt von Caspari, 1848 der hom. Hausarzt von Günther und 1849 Jahr Repertorium.

Mit Zeitschriften machte im Jahre 1836 Dr. Goldenberg den ersten Versuch, aber die Freude war kurz, denn bereits das 2. Heft erblickte nicht mehr das Licht der Welt.

An die früher genannten Aerzte schlossen sich später an in St. Petersburg der wirkliche Staatsrath Dr. von Schering, Generalstabsarzt des gesammten Garde-Corps, der mit Dr. Mandt gleichzeitig den verstorbenen Kaiser behandelte; ferner der Staatsrath Dr. Oblomiewsky Oberarzt des ersten Cadetten-Corps; der Staatsrath Dr. Wedrinsky Oberarzt eines kais. Militärhospitales in Zarskoe Selo, der Staatsrath Dr. Stender, Oberarzt des Hospitals für Frauenzimmer der arbeitenden Classe, Dr. Gastfreund, Arzt bei einer Abtheilung des Seeministerium

und endlich der Dr. Feuer, v. Villers, Lied, Rosa und Wagner. — In Moskau der wirkl. Staatsrath Dr. Zuloff, weiland Generalstabsarzt einer transkaukasischen Heeresabtheilung, der Collegienassessor Dr. Goldenberg, Arzt bei dem dritten Gymnasium und Consultant des Polizeihospitales, Dr. Schweikert, Arzt bei dem Wittwenhause, dem zweiten Gymnasium und Oberarzt des homöop. Hospitals, der Collegienrath Dr. Heesen, Docent der Chemie an der Commerzacademie und die frei prakticirenden Aerzte Dr. Hoffmann, Strupp und Therillé. In Riga DDr. Brutzer, Brauser, Hencke, Lemke und Riedel; in Rewal Heinrichsen. Ausserdem vereinzelt noch Aerzte in Belgorad, Cherson, Jermolinzy, Kgmischin, Kischineff, Nischni-Nowgorod, Pensa, Pernau, Rostow, Schitomir, Tschagneff, Tiflis, Tula, Twer, Saaransk, Simferopol und Talhen in Kurland.

In Holland lag die Homöopathie noch ganz im Argen. Mit Erstaunen hörte man im Januar 1843 durch die Augsburger Zeitung, dass der Graf von Nassau von einer gefährlichen Krankheit, welche die Aerzte in Haag für unheilbar erklärt hatten, mit Hülfe der Homöopathie hergestellt worden sei. Der Name des Arztes war nicht zu ergründen.

Gleiches konnte man fast von Belgien sagen. Der erste Arzt, welcher dort dieselbe aufnahm, war von Moor zu Alost. Es war im Jahre 1830. Noch fehlten alle Hülfsmittel, bis Dr. Jordan in Paris das Organon ins Französische übersetzte, dem die chron. Krankheiten und die reine Arzneimittellehre folgten und du Fresne und Peschier die Biblioth. hom. zu Genf gründeten.

1834 schrieb der Pharmaceut Leroys zu Brüssel eine wenig gründliche Prüfung einiger homöop. Arzneibereitungen. 1835 unterhielt der Dr. Mercy aus Charleroy die medicinische Versammlung zu Brüssel mit der Homöopathie, die er selbst fleissig ausübte und durch verschiedene Zeitschriftsaufsätze zu verbreiten bemüht gewesen war. Seine Absicht war die Gesellschaft zu veranlassen sich für oder gegen die Homöopathie zu erklären, doch wurde nach lebhaften Verhandlungen auf den Vorschlag des Professor Lebeau, welchen die DDr. Dugniolle und Limage unterstützten, eine solche Aufforderung verworfen. Dies war das erste Mal, dass in Belgien sich eine gelehrte Gesellschaft mit der Homöopathie beschäftigte. Obgleich der Beschluss mehr zu Gunsten

der Homöopathie sprach als dagegen, machte doch eine Verwaltungsbehörde, die den Naturwissenschaften ganz fremd war, den Versuch, die Homöopathie aus dem Bürgerspital zu Allost zu verbannen, aber der dortige Arzt kehrte sich nicht daran. Feinde erwachten zuerst im Jahre 1835 in den Aerzten Curtray und Accarain, welche einige Aufsätze im Bulletin médical belge eröffneten, in welchen sie sich absprechend gegen die neue Lehre äusserten, weil sie dieselbe bei 16 Wechselfieberkranken nicht schnell und gediegen genug unterstützt haben sollte.

1836 veröffentlichte Dr. Dugniolle Bemerkungen über die homöop. Arzneien, worin er zeigt, dass sie sogar wirksamer als allöopathische Mittel wären, und reihte hieran 1838 eine Verurtheilung der Allöopathie indem er nachwies, dass diese weder eine Wissenschaft sei, noch ein System habe, weil ihr ein Grundprincip fehle (Courier belge 5. März 1838). In demselben Jahre gab auch Dr. Malaise, ein geachteter Homöopath zu Lüttich eine homöop. Therapie für Aerzte und Gebildete heraus. Sehr thätig in praktischer und literarischer Hinsicht waren ausserdem die DDr. Bron zu Namur, Carlier, Warlé, Brische, Curier, und Carl von Moor der Jüngere, der besonders die günstigen Resultate der Cholerabehandlung und einige auffallende Erscheinungen im oculistischen Fache, für welches letztere die Belgier bekanntlich sehr eingenommen sind, mit günstigem Erfolge ausbeutete.

Nachdrücke lieferte die belgische Presse vom Organon von Gueryards doctrine méd. hom., von Rapon's Préceptes hygieniques, Jahrs esprit de la Doctrine de Hahnemann, einen Aufsatz des Dr. Rau: über Homöopathie und einen Theil der Bibliothéque hom. de Genéve und Trousseaus hom. Heilung.

Ein Angriff des Dr. Bulkens in der medicinischen Gesellschaft zu Willebrock setzte Carl von Moor seinen Lettre à un détracteur de l'homeopathie entgegen, worin er zu einem ehrlichen Kampfe aufforderte, der jedoch nicht angenommen wurde.

Von da an ging die neue Lehre ungehindert aber langsam ihrer Entwickelung entgegen.

Ueber die Persönlichkeit, welche die Homöopathie in England einführte, herrscht einige Unklarheit. Halten wir uns an die kleine 1855 erschienene Brochüre: „The Past, Present and Future of Hom. and Medical Reform" so wird der noch lebende Quin als Urheber

genannt, dem sich zunächst Romani, Taglianini und Massol anschlossen. Folgen wir aber einem Berichte, den Dr. L. Calmann 1843 von London mitsandte (Allg. homöop. Zeitung 26. Band Nr. 1.), so wäre Bellnomini, der sich von 1830 an in London aufhielt, und behauptete, dass ausser dem Leibarzte der Königin Sir James Clark (welcher der Homöopathie befreundet war, ohne sie auszuüben) kein Arzt dieselbe auch nur den Namen nach gekannt hätte, als solcher aufzufassen. Eine 3. geschichtliche Notiz stellt endlich August Rapou in seiner Histoire de la Doctrine Homöopatique auf; er gab an, dass sie 1830 durch die Familie Schrewsbury, die sie auf ihren Reisen nach Italien kennen lernte, eingeführt worden sei; mehr aber habe noch die Verheirathung des römischen Prinzen Doria Pamphili mit der Lady Schrewsbury zu ihrer Verbreitung beigetragen, indem der neapolitanische Arzt De Romano den Prinzen nach England begleitet und auf dem Stammschlosse in Alton Tower in Derbyshire eine förmliche Klinik errichtet habe, welche er mit den Aerzten Daniello und Roch besorgte.

Sicher ist das schon im Februar 1830 ihrer die Revue britanique und zwar in sehr günstigen Ausdrücken Erwähnung that, aber schon 1839 diese Sprache ungemein änderte, nachdem 2 Jahre vorher Stapf aus Naumburg die Königin Mutter, die von den Allöopathen aufgegeben war, hergestellt und dadurch der neuen Methode grossen Anhang unter dem Adel verschafft hatte. Sicher ist auch, dass Dr. Quin, Arzt des Königs der Belgier schon 1827 diesen Posten verliess und sich nach London, wo er bald einer der geschäftigsten Aerzte wurde, wendete.

Atkin übersetzte 1838 Hahnemanns Organon, Dudgeon lieferte eine zweite Ausgabe, als die erste vergriffen war. Quin veröffentlichte im Jahre 1834 die Fragmenta de viribus und die Pharmacopoea homoeopathica und in demselben Jahre erschien Dr. Everests Letter addresset to Dr. Rose Cormak, und einer an alle Aerzte Englands.

Anfangs herrschten von Seiten der Aerzte wenig Vorurtheile gegen die neue Lehre, als jedoch die Zahl derselben bedeutend wuchs, namentlich die DDr. Willis in Chettenham, Druysdale in Liverpool, Russel und Masleod in Edinburgh, Dudgeon in London, Madden in Brighton, Hibers in Norwich, Hamilton in London, Marsden in Exeter und Fischer in Montreal in Canada aus Wien zurückkehrten und die herrlichen Resultate derselben mündlich und schriftlich feierten, brachten

sie das Versäumte mit doppelten Eifer nach und benutzten besonders die Medical Times und Lancet zu diesem Zwecke.

Am 1. Oktober 1839 wurde die erste Poliklinik, der bald mehrere andere folgten, und gleich darauf von dem reichen Kaufmann Lears, der der Homöopathie seine Herstellung dankte, ein Spital errichtet. Letzteres wird von Dr. Curie geleitet, dem Ozann und Massel zuerst assistirten, hatte 1848 schon 25 Betten und wurde damals besonders vom Herzog von Wellington, Herzog von Badford, Graf von Wilton, Graf von Grosvenor, Marquis von Ailsberg etc. unterstützt. Nach ihm waren die besuchtesten Institute: The West London Homoeopathi Dispensary, früher geleitet von den Aerzten Harris Dunsford, Dr. Gilioli, und Ludwig Calmann und ebenfalls von den erlauchtesten Adelsgeschlechtern unterstützt und schliesslich 3) das Westminster and Lambeth Homoeop. Medic. Institutien and Dispensary unter den Aerzten Laurye, Hamilton und Mayne. 1848 fasste man, in Folge besonderen Antrieb Quin's den Entschluss ein Institut zu errichten, das nach Art der kleinen medicinischen Fakultäten eingerichtet werden und gleichzeitig Kliniken und Hörsäle anfweisen sollte. Die im Jahre 1846 aus homöop. Aerzten und Laien gebildete Gesellschaft, welche damals schon 600 Mitglieder zählte und als Präsidenten den Lord Grosvenor gewählt hatte, schoss gleich zu allem Anfang 7000 Pfund Sterling zu und einige Concerte, welche bis auf den heutigen Tag dem Institut immer noch reichen Zufluss gewähren, halfen schnell die zur Errichtung ganz und gar erforderliche Summe aufzubringen.

Nach den oben genannten Werken erschienen zuerst von Curie „principles of Homoeopathy“ und „practice of Homoepathy„ eine Uebersetzung des Handbuchs von Jahr und eine homoeopathie domestique von der 1844 die dritte Auflags erschien und diesen und den vorhergehenden Werken hatte man es vorzugsweise zu danken, dass die reformirte Lehre sich schnell über das übrige England nebst Schottland unn Irland verbreitete. Bereits im Jahre 1849 konnte man auf England schon 200 Homöopathen rechnen, von denen 50 auf London kamen. Mitte der 40ger Jahre entstanden Journale von denen das Homoeopathic Times das erste war und Congresse, welche sich nicht allein auf England beschränkten, sondern auch die benachbarten Königreiche in ihren Bereich zogen.

Wenngleich in den drei Königreichen vollkommene Dispensirfreiheit herrschte, konnten sich doch schon damals die Aerzte, just so wie es noch heutigen Tages der Fall ist, nicht rühmen, von Belästigungen frei zu sein, hinter denen auch hier allöopathische Collegen und Aerzte lauerten. So wurde unter andern ein Candidat der Medicin, der seinen Bruder bis zum Tode homöop. behandelte, eben desswegen des Mordes geziehen und Henderson, Professor der pathologischen Anatomie, mit Amtsentsetzung bedroht, weil er der Homöopathie anhing.

Sehr wenig erfreuliche Nachrichten hatte man überdies bis zum Jahre 1849 von der Veterinärkunde; bekannt war nur, dass der Stallmeister des Prinzen Albert die Homöopathie eingeführt hatte.

In Frankreich verbreitete sich die Homöopathie von Paris und Lyon aus mit überraschender Schnelligkeit über das ganze Land. Petroz († 1859), Croserio, Roth, Lédure und Pascal Giraud (beide † 1849) wirkten literarisch im Verein mit Dessaix († 1844) und Noak (den dorthin berufenen Leipziger) in Lyon und erhielten zuerst von Marseille, Nimes, Bordeaux und Avignon die Benachrichtigung, dass mehrere Allöopathen (Chargé, Taxil, Terrel, Bechet u. A.) übergetreten waren.

Im Jahre 1835, also kurz vor Hahnemanns Ankunft, nahm auch die Regierung Notiz von der neuen Entdeckung und der Minister Quizot fragte die medicinische Akademie, ob es zweckmässig sei, Anstalten zum Dispensiren homöop. Arzneien einzurichten. Diese wiederrieth der Bewilligung des Gesuches und erliess jenes berüchtigte Verdammungsurtheil (Allg. H. Z. Bd. 7, Nr. 14) in welchem sie sagt: „Schon die Logik, der die Homöopathie zuvörderst unterworfen worden, habe eine Menge der verschiedensten Verstösse gegen die gültigsten Wahrheiten, eine grosse Zahl der beleidigendsten Widersprüche und nicht weniger handgreifliche Abgeschmaktheiten darin nachgewiesen. Sodann habe die treubefragte Beobachtung sich auf's entschiedenste gegen sie ausgesprochen; denn, wenn man auch von einzelnen Beispielen der Genesung während einer homöop. Kur viel Rühmens mache, so sei nur zu bekannt, dass die Vorurtheile einer beweglichen Einbildungskraft einerseits, und die Heilkraft der Natur andererseits mit vollem Rechte sich den günstigen Erfolg zuschreiben. Dahingegen habe die Beobachtung die tödtlichen Gefahren der homöop. Handlungsweise in den nicht seltenen schwierigen Fällen unserer Kunst erwiesen, wo der Arzt ebenso viel Unheil

stiften kann, wenn er gar nicht, oder wenn er verkehrt eingreift. „Vernunft und Erfahrung“ schloss diese Entgegnung, „vereinigen sich also, mit allen Kräften einer besseren Einsicht, ein solches System zurückzuweisen, und rathen, es sich selbst und seinen eigenen Mitteln zu überlassen!“

Auf sich selbst hingewiesen, liess man alle Mienen springen, um der Akademie das Thörichte ihres Schrittes fühlen zu lassen und Hahnemanns eignes Wirken unterstützte natürlich dieses Vorhaben so glänzend, dass von da, wenn auch nicht in der Akademie, doch in der Gesinnung vieler Professoren und Aerzte eine vollkommene Meinungsumkehr erzielt wurde. Bald waren die Professoren Trousseau und Pidoux die Einzigen in ganz Frankreich, welche von dem Rechte Gebrauch machten hoch vom Katheder herab die neue Lehre bei jeder Gelegenheit in's Lächerliche zu ziehen und selbst die Angriffe, welche am 3. November 1842 in der feierlichen Sitzung der med. Akademie zu Paris sich vereinzelt erhoben und meist von ihnen angezettelt waren, hinterliessen keine Nachwehen.

Hatte sich bis 1840 die Thätigkeit der Franzosen zumeist im literarischen Felde auf Uebersetzungen beschränkt, so erwachte von da an die eigne Produktivität. Vor allen waren hier Croserio, Dessaix (meist populär), Jahr, Jourdan, Leriche (feindlich), Laziere, August Eugard (Laie), Raspail, Roth und Perussel, Rapou und Leon Simon thätig, welch Letztere sich zumeist der Geschichte zuwendeten und mit Glück Proseliten warben.

Neben dem Genfer Journal gründeten Simon und Jahr 1842 eine Zeitschrift, die jedoch schon 1843 wieder einging. 1845 entstand endlich das Journal de la med. homoeop. und 1847 das Bulletin de la doctr. homoeop., welch letzteres sich später in die Gazette homoeop. verwandelte.

Preisfragen wurden schon von 1847 an aufgestellt; die jetzt sich jährlich wiederholenden Congresse kamen aber erst mit 1849 zu Stande, jenem ewig für Frankreich denkwürdigen Jahre, in welchem auch Louis Blanc, dessen Stimme damals die eines Königs aufwog, sich entschieden für die Homöopathie erklärte.

1849 zählte man in Paris bereits sechszig Homöopathen, in Lyon 8, darunter den greisen Comte des Guidi, der die Homöopathie in Frankreich

einführte, in Marseille 5, in Montpellier 3, worunter der Prof. Amador, den die Falkultät 1844 verbot in seinen Vorlesungen über Materia medica der Homöopathie zu gedenken, in Rouen 3, in Toulouse 6 darunter Castaing und Cornac, in Bordeaux eben so viel. Apotheken bestanden bereits 1849 in Paris 4 (besonders bekannt Catellan trères) und in den Departements 3.

Polikliniken wurden Ende der vierziger Jahre in Paris an 3 öffentlichen Localen gegründet, nachdem längere Zeit einige Aezte in ihren Privatwohnungen ähnliche Institute errichtet und wieder aufgegeben hatten.

Der erste Homöopath Italiens war unstreitig Romani in Neapel, jener geistreiche Kopf der 1785 zu Vasto geboren wurde, 1854 starb und sich namentlich, ausser in dem Gebiete der Medizin, auch in der Poesie auszeichnete, was am besten seine Todtenfeiern der Prinzessin Borghèse und Hahnemann's beweisen, welche noch heutigen Tages, selbst von den italienischen Schöngeistern, als Muster der Eleganz und erhabenen Gedanken angeführt werden. Gewonnen wurde er für die neue Lehre durch den Dr. Necher, den im Jahre 1821 das für Italien so verhängnissvolle Geschick mit der österreichischen Armee dorthin führte. Allerdings hatten vor ihm bereits einzelne österreichische Militärärzte hier und dort in Italien diese neue Heilkunst ausgeübt, aber ihr Einfluss war bloss ein flüchtiger gewesen, da ihr Aufenthalt fortwährend wechselte. Aus diesem Grunde darf auch Dr. Hirzel, der Begleiter des Fürsten Esterhazy nicht als Stifter derselben in Rom angesehen werden, obgleich er längere Zeit dort verweilte, vielmehr dürfen die Aerzte Luizi und Centamoni, welche von Neapel aus durch De Horatiis, Mauro und Romani inspicirt wurden, für sich diese Ehre beanspruchen. Centamoni ging bekanntlich selbst nach Cöthen, um das lebendige Wort von dem Meister direkt zu hören. Romani übersetze zuerst die chron. Krankheiten und gab auch ein „Vita di Samuele Anemano" heraus.

Wirklich kräftiges Leben brachten der Homöopathie in Rom erst die beiden Sachsen Braun und Wahle. Ersterer war Sekretär des archäologischen Instituts, nebenbei ein gelehrter Cicerone, ein unermüdlicher Autor und ein tüchtiger Galvanoplast, was die von ihm galvanoplastisch hergestellte Steinhäusersche Hahnemann-Statue in Leipzig am Besten beweist. Er war ein ungemeiner Verehrer der Homöopathie und prakticirte in einzelnen Fällen mit grossem Glück bis sein Freund

Wahle erschien und die Aerzte Franco, Alertz und Eckhard für die Homöopathie gewonnen waren. Er verschied am 11. September 1856.

Um das Jahr 1835 fand die Homöopathie Eingang in Sicilien durch einen französischen Kaufmann Mure, der sich schon einige Zeit daselbst aufgehalten hatte, um die Fortschritte einer Phtisis aufzuhalten, der aber, da sich nach und nach sein Zustand fortwährend verschlechterte nach Lyon zurückkehrte, wo er durch die Hülfe des Dr. Des Guidi in so weit hergestellt wurde, dass er voll Freude darüber, den Handel aufgab und in Montpellier studirte, worauf er sich wieder nach Sicilien begab. In Malta war schon ein Homöopath, der Dr. Henneh; in Palermo aber noch keiner, und nun fing Mure an, da die erste Anleitung fehlte, das Handbuch von Jahr in das Italienische zu übersetzen; hierauf bereitete er die Mittel und öffnete in den ersten Monaten des Jahres 1831 eine Poliklinik, die anfangs zwar wenig besucht, dann aber so überfüllt wurde, dass er ein neues grösseres Local miethen musste, und mit der täglich wachsenden Zahl der Kranken nahm auch das Interesse der übrigen Bevölkerung immerwährend zu. Um nun aber auch in das Innere der Insel die Homöopathie zu verbreiten, schickte Mure die Polichresten an jeden der sicilischen Aerzte, mit der Bitte, diese Mittel, um sich zu überzeugen, selbst anzuwenden, worauf 25 Aerzte sich ihm anzuschliessen versprachen. Unter ihnen sind besonders zu erwähnen Montreal, Pietaperzia und Mistretta, welche in den ihnen anvertrauten Spitälern die Homöopathie einführten und ausserdem Cinirella in Caltanisetta, Perez in Tovarotta Evola in Balestrata und Nautria, welch Letzterer in Castelvetrano ebenfalls eine Poliklinik errichtete. Aber nicht allein unter den Aerzten auch unter dem Adel und dem Clerus gewann die neue Lehre immer mehr Anhang, welche hier alle zu erwähnen zu lang sein würde. Durch die Abreise von Mure von Sicilien nach Südamerika nahm zwar der Eifer in Sicilien etwas ab, aber die Homöopathie ging nicht unter, vorzüglich da unter den älteren Aerzten noch einige waren, die schon vorher die neue Lehre angenommen hatten, unter ihnen der Dr. Tranchina und der Abbe Bondiera, die aber beide jetzt nicht mehr leben. Im Jahre 1842 waren in Palermo 10 homöop. Aerzte, von denen Bartholi, Di-Blasi Morello und Tripi mit der homöop. Academie in fortwährender Verbindung stehen, und von denen ersterer Präsident der

homöop. Gesellschaft ist. Di-Blasi, welcher in den Jahren 1836—37 die Cholera mit dem glücklichsten Erfolge bekämpfte, ist der vorzüglichste Beförderer und die Stütze der neuen Lehre in Palermo. Der Abbé Tripi, einer der gelehrtesten Mediziner, der eine ausserordentliche Bildung besitzt, gab ein Buch heraus unter dem Titel „Guida alla practica omiopatica,“ in welchen die therapeutischen Indicationen mit der grössten Sorgfalt angegeben worden sind, ein anderes Schriftchen von ihm Saggio sulla medicina omiopatica sua orgine progresso e ragione che l'ssistono“ hatte ebenfalls einen günsigen Erfolg. Da seinem Eifer Palermo nicht mehr genügt, begiebt er sich jedes Jahr in das Innere der Insel, vorzüglich in die Gegend von Tiume-Grande, wo sich vorzüglich Wechselfieber zeigen und hierdurch hat er sich eine grosse Erfahrung in Behandlung dieser Krankheiten erworben.

Um der königlichen Akademie der Medicin, die Alles hervorsuchte um der Homöopathie zu schaden, gegenüber zu treten, beschloss man sich ein Publicum zu bilden, auf das man sich verlassen könnte und zwar durch volksthümliche Schriften, durch ein periodisch erscheinendes Blatt, Unterhaltung der Poliklinik und Gründung einer Academie; die Zeitung „Annali di medicina omiopatica“ hatte im Anfange zwar nur Uebersetzungen aber auch bald Originalaufsätze; die Poliklinik seit Murés Weggang sehr vernachlässigt, bekam neuen Aufschwung; die Academie bekam am 12. Juli 1842 die Erlaubniss zu ihrer Begründung, aber erst im Januar 1844 entschloss sich die allöopathische Academie, die ihr vorgelegten Statuten zu billigen und so wurde die Academie im Juni unter dem Vorsitz des Andreas Bartholi eröffnet, die A. Schmidt zum correspondirenden Secretär ernannte und den Dr. Trinks, Böninghausen, Mure, Rummel, Gross und Hartmann Diplome überschickte. So entwickelte sich die Homöopathie nicht nur in Palermo, sondern fast in allen Seestädten vorzüglich auch in Messina.

Die schon frühzeitig entstandenen Privat- und Militärheilanstalten erwähnten wir bereits. Noch 1833 wurden ähnliche hinzugesellt in Palermo, Venedig, Turin, Nizza, Bologna, Verona.

Viel Thätigkeit entwickelte sich auch in der Literatur, obgleich verhältnissmässig nur wenig Feinde öffentlich hervortraten. Als Wortführer sind hier zu nennen: Contani, Griffa (feindlich zurückgewiesen von Peschier 1843); Quint, Guanciali, der eine Apotheose Hahnemanns

im Lateinischen herausgab, Neapel 1840; Maria de Horatiis, erster klinischer Bericht von Neapel 1828; Rafael d'Ortensis, Uebersetzung von Guanciali, Neapel 1844; Pezillo, Vergleich mit der Allöopathie, Neapel 1826; Politini; Schönberg, erste Auseinandersetzung des Dogmas, Neapel 1822; Touchon, ebenfalls Schilderung ihrer Vorzüge, Florenz 1849; Tripi, viele selbstständige Werke und Uebersetzungen von Jahr etc. in Palermo von 1840 an; Vianelli und Ceresa.

Journale erschienen in Bologna von Plaoci, von Blaci in Palermo, in Turin, Spoletto, Piazenza und Genua. Apotheken wurden an mehreren Orten etablirt.

Die grösste Anerkennung, wenn auch erst vom Jahre 1844 an, fand in Europa die Homöopathie zu Spanien. Zuerst wurde dieselbe durch Dr. Querol in Sevilla und besonders durch den Apotheker Rubiales in Badujoz bekannt, welcher 1833 bei dem Vordringen der Cholera nach Spanien die homöop. Mittel gegen dieselbe ausbot und verkaufte. Der erstere, ein Greis von 80 Jahren, gab eine Uebersetzung des Organons von Hahnemann und später eine Uebersetzung der Clinique homöop. von Beauvais de St. Gracíen heraus, welche aber aus Mangel an Absatz nicht vollendet werden konnte. Auch ausserdem arbeitete er mit Aufopferung an der Ausbreitung der Lehre. Dieselbe konnte aber bei der Verachtung, mit der sich alle medicinischen Journale gegen sie aussprachen, bis 1826 keinen Boden gewinnen. Der junge Dr. Lopez-Pinciano, welcher, nachdem er in Montpellier seine Studien vollendet hatte, um diese Zeit als Kämpfer für dieselbe auftrat, übersetzte ausser mehreren andern Werken die 4. Ausgabe des Organon und die erste Ausgabe dieses Werkes von Jahr und gewann dadurch der Homöopathie mehrere Freunde. Auch fertigte er eine Anzahl homöop. Arzneien vorschriftsmässig an und gab dieselben an Aerzte ab, welche damit einen Versuch machen wollten. Dies that namentlich auch Dr. Bertrand, einer der renommirtesten Aerzte Madrids. Die günstigen Erfolge, welche derselbe erlangte und in dem „Bulletin der Medizin von Madrid“ mittheilte, waren auf die weitere Verbreitung der Homöopathie von grossem Einfluss, obgleich Bertrand selbst, um nicht seinen Ruf und seine Praxis aufs Spiel zu setzen, nicht förmlich zur Homöopathie überging. Später bedründete Lopez auch ein besonderes, ausschliesslich der Homöopathie gewidmetes Journal, den medicinisch-

chir. Moniteur", welches jedoch bald, mehr noch aus Mangel an Unterstützung und Material, als aus Mangel an Abonnenten wieder einging. Jn Folge der Anstrengungen, deren sich Lopez im Kampfe mit unzähligen erbitterten Gegnern der neuen Lehre unterzog und vielleicht auch in Folge der Niedergeschlagenheit über den Verlust seines Vermögens, wurde er von einer Geisteskrankheit befallen und starb ein Opfer seines Eifers für die neue Lehre, verlassen und von allen vergessen gegen Ende des Jahres 1840. Gleichwohl ist er einer von denjenigen, welche am Meisten zur Verbreitung der Homöopathie beigetragen haben. Nach seinem Tode war Dr. Rollan, welcher die Homöopathie in Paris bei Hahnemann studirte, fast noch der einzige Arzt in Madrid, welcher rein homöop. curirte. Selbst für die Verbreitung derselben zu wirken, war er nicht im Stande; er verband sich aber zu dem Ende mit Dr. Jose-Sebastian Coll aus Toro, welcher im Spitale eine homöop. Klinik eingerichtet hatte, und nun nach Madrid übersiedelte. Rollan schadete jedoch der guten Sache mehr dadurch, als er ihr nützte, denn dieser Arzt liess sich in soviel literarische Fehden ein, und zog sich durch seine Leidenschaftlichkeit so viel Feinde zu, dass er, zumal da er in seiner Praxis unglücklich war, die Homöopathie wieder ziemlich in Misscredit brachte, doch gelang es seinem Eifer, den Dr. Lara, ein Mitglied der Facultät von Valladolid und einige andere Aerzte für die neue Lehre zu gewinnen. Die Schriften des Dr. Coll sind, ausser einer neuen Uebersetzung des Organons, vorzüglich ein selbstständiges Werk: „Examen critico y filesofico de las doctrinas medicales. Auch als sich später Rollan und Coll noch mit dem Arzte Antonio Merino, Arzt in einem Flecken in der Nähe von Madrid, verbanden, wurde die Sache nicht besser, denn diesem stand als Landarzt schon von vornherein das Vorurtheil entgegen. So stand denn Dr. Rollan immer noch ziemlich allein und es gelang seinen Bemühungen nicht, der Homöopathie wieder mehr zu Ansehen zu verhelfen, bis endlich das Glück den Dr. Nuñez, welcher seit 1833 zu Bordeaux als getreuer Anhänger des Hofes in der Verbannung gelebt und dort die Homöopathie kennen gelernt hatte, nach Madrid brachte. Er machte vor den Augen der Professoren der medic. Schule daselbst so glückliche Versuche mit der Homöopathie, dass die berühmtesten Aerzte DDr. Sanchez, und Obrador sich der neuen Lehre anschlossen. Auch

der Dr. Hysern, welcher längere Zeit in Paris gelebt hatte, und jetzt die Homöopathie in Madrid ausübte, unterstützte den Dr. Nuñez vielfach in seinen Bemühungen sie zu verbreiten. Auf diese Weise gewann sie immer mehr Freunde und immer gewichtigere Stimmen für sich, selbst Professoren der Facultät traten über, so dass dadurch auch die Studirenden der Medizin genöthigt wurden, sich eifrig mit der Homöop. zu beschäftigen. In den 6 Monaten nach der Ankunft des Dr. Nuñez in Madrid (1844) machte die Homöopathie mehr Fortschritte, als sie in den 12 Jahren seit ihrem Bestehen gemacht hatte. Aber je mehr Boden sie gewann, desto mehr entbrannte auch der Zorn und der Hass der Allöopathen, welche alle nöthigen Verdächtigungen gegen den Dr. Nuñez schleuderten und einen förmlichen Vernichtungskrieg begannen, indem sie von den Apothekern, welche durch das Selbstdispensiren des Dr. Nuzñez sich beeinträchtigt fanden, kräftigst unterstützt wurden. Besonders heftig wurde der Streit, als Dr. Nuñez wieder nach Bordeaux hatte zurückflüchten müssen. Namentlich fielen die gelehrten Körperschaften über die Homöopathie her und das Instituto medico de emulacion brach, angeblich nach sorgfältiger Prüfung, feierlich den Stab über sie. Es ist dieses Verdammungsurtheil ein Pedant zu der berühmten Verdammung der China durch die Pariser Akademie. Zwar bemühte sich die (homöop.) Academia de Esculapio unter dem Vorsitz des Dr. Hysern, die gegen die Homöopathie gerichteten Angriffe zu entkräftigen und die Dr. Coll, Pardo und Fernandez del Rio gründeten zu dem Ende auch eine neue Zeitschrift, die Gaceta omiopatica, doch konnte durch alle diese Bemühungen das einmal verlorene Terrain nicht wieder gewonnen werden, zumal die praktischen Leistungen der damaligen homöop. Aerzte nicht sehr augenfällig waren. Im September 1845 kam der Dr. Nuñez nach Madrid und nahm hier definitiv seinen Sitz und angenblicklich wurde auch die Stellung der Homöop. wieder eine bessere. Er gründete nun die „Hahnemannsche Gesellschaft von Madrid“, welche eine grosse Anzahl Correspondenten hat, eine Monatsschrift herausgiebt und sich der Sympathieen des ganzen gebildeten Publikums erfreut. Mehr noch als hierdurch griff aber die Homöopathie, besonders unter den höhern Klassen der Gesellschaft durch die sehr glücklichen und oft wurderbaren Kuren des Dr. Nuñez, um sich, welche endlich sogar bewirkten, dass er 1847 Leibarzt der Königin und

Grosskreuz des Ordens Carls III. wurde. Ausser den Genannten unterstützen ihn besonders Suarez, Monge, Laria und Cruxeuil de Mataro in Catalonien.

Zu den schon angeführten Journalen kamen im Laufe der Zeit, Annales; El periodico und Indicator el therapeuthico. Die Werke Hahnemanns übersetzten noch in ihren Rückständen Robustianco de Torres Villunnera und Miguel Valero. Hartmanns Werke: Hernandez y Espaso und Castellano. Den Hering: Perez Valls. Den Jahn: Rodriguez Lopez. Mit selbstständigen Producten traten auf Tejero y Cano, Kastiga y Cors, Migual Marzo, Patro Mata, Pellicer, Varela de Montes, Sanlehi u. A. — Ungemein wurde auch in und für Veterinärkunde gewirkt.

Die einzigen Staaten, wo die Stagnation fast dieselbe blieb, wie mit Beginn der dreissiger Jahre, waren Dänemark und Schweden. Allerdings gewann Wahlenberg († 1851) und Liedbeck den Einen oder Andern, aber von einem wirklichen Eindringen in's Volk konnte durchaus nicht die Rede sein. In Dänemark wandten sich der Lehre Dr. Lund, Papst, Thomsen und Sidenius zu.

Wir wenden uns zu den fremden Continenten. Unter den Heilinstituten, und diese sind ja es, die uns am mehrsten fesseln müssen, da jetzt wohl in allen Hauptstapelplätzen des Handels auch homöop. sich befinden, führen wir zuerst das von Dr. Espanet in Algier an, über dessen segensvolles Wirken die französischen Blätter wiederholt Berichte brachten. Geringere Kraft entfalteten die Polikliniken von Dr. v. Sonnenberg, einen würdigen Veteranen in Alexandrien und von Cricca in Smyrna. Ungemein viel ward die Homöopathie überdiess von Missionaren in Afrika, und zwar, wie der Berliner Missionsbericht Nr. 3, 1847 bestätigt, mit Glück gehandhabt.

In Calcutta wurde, da die schnellen Fortschritte der Homöopathie und der glückliche Erfolg derselben es nothwendig machten, im Jahre 1847 ein Hospital und Dispensary gegründet, wo die armen Volksklassen in den schweren Krankheiten, wie Cholera, Fieber, Dysenterien, Diarrhoeen behandelt werden. Die Nothwendigkeit eines solchen Hospitals stellte sich um so mehr heraus, als dort hunderte von Einwohnern ohne ärztliche Hülfe erliegen müssten und die einfache Methode der Homöopathie mehr im Einklang mit den Einrichtungen der dortigen Bewohner steht, als die Allöopathie. Aus dem Regulative für die An-

stalt heben wir noch einige Punkte hervor. Sie steht unter dem Schutze des Gouverneurs, den Vorstand bilden vier Mitglieder, der Arzt und ein Schatzmeister. Alle Vierteljahre wird über den Erfolg Bericht erstattet, ebenso über den Stand des Fonds. Die Anstalt besteht aus einem Hospital für acute und einem Dispensary für chronische Kranken. Arme Kranke werden umsonst aufgenommen, doch nur nach beglaubigter Dürftigkeit. Cholerakranke bilden eine Ausnahme, und werden sofort aufgenommen! Das Institut wird erhalten durch freiwillige Beiträge. Der Arzt, damals Dr. Tunnerre, erhielt keine Vergütung.

In Südamerika ist bekanntlich die Homöopathie in Brasilien am Allermeisten entfaltet. Mure, den wir schon von Sicilien aus kennen, war es, der auf diesem jungfräulichen Boden die Fahne aufpflanzte. Er richtete zunächst sein Augenmerk auf Rio Janeiro, wo damals die neue Lehre fast noch ganz unbekannt war, wiewohl er schon früher Bücher und Mittel dahin gesandt hatte, wovon aber Niemand Notiz genommen. Daselbst angelangt, bekehrte er viele Aerzte durch Worte und That. Er reiste zu diesem Zwecke von Ort zu Ort, suchte die Geistlichkeit für die Homöopathie einzunehmen, damit diese wiederum auf ihre Pfarrkinder wirken konnten und verschaffte sich durch unentgeldliche Consultationen ausserordentlich viel Anhänger. Endlich liess er sich in der Hauptstadt häuslich nieder und gründete 1844 mit den DDr. Martius und Lisboa eine Schule, von der wir hier noch in aller Kürze einige Grundzüge mittheilen wollen.

Der Unterricht zerfällt in zwei Hauptabschnitte: 1) in vorbereitende Wissenschaften, dahin gehören Lateinisch, Portugiesisch, Deutsch und Französisch. Allgemeine Wissenschaften: Geographie, Geometrie, Chemie, Naturphilosophie und Astronomie. 2) Medicinische Wissenschaften: dahin Anatomie, Physiologie, Homöopathie, Pharmacologie, Pathogenie, Pathologie, Hygenieine und Prophylaxis, Chirurgie, operative Chirurgie, Accouchement, homöop. Klinik, Toxikologie und Geschichte der Medicin.

Diese Studien werden auf drei Jahre vertheilt. Nach vielen Kämpfen, Verleumdungen und Anstrengungen, die es den Aerzten gekostet, wurde endlich die Schule im Jahre 1845 vom Staate anerkannt und die Lehre autorisirt, über die Qualification ihrer Schüler, als Aerzte Approbationen auszustellen. Mit vieler Feierlicheit und Pomp erfolgt die Promotion, die das Eigenthümliche hat, dass nächst dem Präsidenten

(Dr. Mure) 7 Mitglieder ein Symbol um den Hals legen, welches aus einer weissen Schärpe mit zwei Knoten besteht. Die weisse Farbe soll die Reinheit ihrer Absichten bedeuten, die Form, den Kreis menschlichen Wissens, die Knoten, Religion und Wissenschaft, welche Menschen an Gott und seinen Nächsten fesseln. Das Ganze soll den unerschöpflichen Dank zur Gottheit, bei der eine Zuflucht gegen Irrthum und Falschheit stattfindet, bezeichnen.

Nach der Prüfung wird jeder Candidat vom Präsidenten aufgerufen, um sein Glaubensbekenntniss und Eid zu manifestiren. Von beiden wollen wir noch kürzlich folgendes anführen:

Glaubensbekenntniss. 1) Dass die Hahnemann'sche Lehre die einzige wahre medicinische Doctrin sei. 2) Dass es eine geistige Lebenskraft gebe unter dem Namen vitaler Dynamismus. 3) Dass eine Störung dieser Kraft die Krankheit bedinge und dass diese wieder erlischt, sobald Agentien darauf reizend einwirken, welche die Eigenschaft besitzen, im Gesunden ähnliche krankhafte Erscheinungen herbeizuführen. 4) Dass alle Substanzen, selbst die, welche als die indifferentesten betrachtet werden, auf den vitalen Dynamismus wirken können. 5) Dass Verreiben und Schütteln die dynamische Eigenschaft der Moleküle entwickeln. 6) Dass die Versuche an gesunden Männern und Frauen mit diesen Substanzen die einzigen Wege sind, die dynamischen Eigenschaften derselben zu erproben. 7) Dass es eine heilige Pflicht für Jedermann sei, besonders eines Christen, so weit es seine Gesundheit gestattet, reine Versuche an sich machen zu lassen; sintemal unser Heiland für das ewige Heil der Menschheit einen martervollen Tod am Kreuze gelitten. 8) Dass er die von Dr. Mure gelehrte Theorie der Dosen durch eigene Erfahrung entwickeln wolle und endlich: 9) Dass die Chirurgie, der einzige Zweig der alten Schule, ihren positiven Werth habe, und dass nur bei Verletzungen mechanische Mittel erforderlich seien.

Der Candidat leistet alsdann, nach einer vorangeschickten religiösen Formel, den Eid, welcher folgende Punkte in sich schliesst: 1) Ich schwöre, die Leiden der Menschen mit solchen Mitteln zu beseitigen, welche bereits durch Versuche an mir oder Andern ähnliche Leiden zu Wege gebracht. 2) Die Kranken durch rein homöop. Mittel, welche bereits versucht worden sind, zu behandeln. 3) Die heiligen Pflichten des Evangeliums zu erfüllen, in Bezug zu anvertrauten Familiengeheim-

nissen, auf Discretion der Frauen und gegen die Dürftigkeit der Armen. 4) Die Principien der Homöopathie bei allen mir gesetzlich zustehenden Mitteln zu verbreiten. 5) Die Verbreitung der homöop. Principien so viel wie möglich zum Nutzen aller Religionen und zur Civilisation der Indianer anzuwenden.

Ausserdem versichert der Sprecher noch auf seine Ehre: alle Jahre einen Versuch an sich zu machen, der Direction des Brasilianischen Instituts der Homöopathie eine glaubhafte Mittheilung von diesem Versuche zu machen und wenigstens einen Tag in der Woche an einer klinischen Anstalt oder deren Filial den Armen ärztlichen Rath und Mittel umsonst zu ertheilen.

Der Präsident spricht nun folgenden Seegen: Im Namen Hahnemanns, Gründer der Homöopathie, von welchem ich Sendung und Machtvollkommenheit erhalten und unter dem Beistand meiner Mitarbeiter, Schüler dieser Himmelsbotschaft erkläre ich hiermit Euch für befähigt, die neue Kunst auszuüben, erkenne ich Euch für meine Collegen an und als Professoren der reinen Homöopathie. Die Feierlichkeit schliesst alsdann unter dreimaliger brüderlicher Umarmung, während eine Musikbande eine Hymne auf die Homöopathie spielt.

Zweigschulen dieser Lehranstalt befinden sich in Bahia und Maranhao. In der Provinz Rio gab es schon 1849 26 Dispensiranstalten, welche jährlich an 20,000 Consultationen ertheilten. Die Sterblichkeit hatte sich seit Verbreitung der Homöopathie in der Hauptstadt um ein Viertel, unter den Negern um die Hälfte vermindert.

Hat gleich vielfach das Auftreten Mure's etwas von einem Phantasten an sich, so lässt sich doch nicht absprechen, dass die Homöopathie ihm ungemein viel verdankt. Neben seinen Bemühungen im Lehrfache (welches sogar einzelne seiner Schüler wieder nach China und Thibet und eine mit vielem Erfolg prakticirende Französin, Mad. Liéte, nach Constantinopel und Aegypten verpflanzte), bedarf es der Erwähnung, dass er 1) Erfinder einer Verreibungsmaschine ist, die allerdings nicht für unsere, wohl aber für die gewaltigen Umschwungsverhältnisse Rio de Janeiros viel Zweckmässiges bietet, 2) dass er über gelbes Fieber und viele in Brasilien einheimische Krankheiten, wie die Elephantiasis, Frambochia, Pians wohlthätiges Licht verbreitete, 3) dass er auf viele von den Ureinwohnern gebrauchte Heilmittel wie Hippomane mancinella,

Hura brasilienis etc. hinwies und sie prüfte (wie wir ihm ja auch Prüfungen über Pediculus capitis und die kranke Kartoffel danken) und dass er endlich 4) durch Uebersetzungen und eine neugeschaffene Literatur schnell, massenhaft und genial der Lehre Bahn brach, während früher angestellte, vereinzelte, ähnliche Versuche am Phlegma der Aerzte, Einwohner und dem Oppositionsgeist der Gegner scheiterten.

Von seinen Werken überragt die Arzneimittellehre geistig bei Weitem jenes über die Lehre im Allgemeinen, das ausserdem einen grossen Ballast über Kosmogenie, Astronomie und Geologie mit sich führt. Merkwürdigerweise ist letzterer auch eine Karte beigegeben welche die geographische Ausdehnung der Homöopathie anzeigt und die Länder, wo sie eingeführt ist, weiss darstellt, die andern jedoch schwarz, um das Reine vor dem Befleckten auszuzeichnen. — Im Juli 1847 tauchte das erste Journal unter dem Titel: „A. Sciencia, revista synthetica dos conhecimentos humanos redigida pelos professores da escola homoeopathica do Rio de Janeiro“ auf, an welchem sich ausser Mure hauptsächlich die Professoren de Castro, dos Santos, Martius und Figueirido betheiligten. Nach Chidlois, Sekretärs der Universität Berichten, existirten bereits 1849 über 200 Kliniken.

In Mittelamerika stand die Homöopathie bereits 1845 in Cuba in voller Blüthe und selbst der Decan der Universtät hatte sich angeschlossen. Eingeführt wurde sie 1827 von Dr. Struch, der auch mehrere Werke übersetzte und selbstständig herausgab. Neben ihm zeichneten sich noch durch ihre Thätigkeit als Aerzte und Schriftsteller aus: die DDr. Bandero, Hempel und Zapatero.

Die weiteste Verbreitung und den grössten Schutz, welche überhaupt denkbar sind, errang sich die Homöopathie in Nordamerika, und zwar in dem kurzen Zeitraum von 25 Jahren. Ungemeinen Einfluss auf ersteren Vorgang übte unstreitig Herings Uebersiedlung aus der mit den dortigen Autodidakten jener Zeit mit Freitag, Hübner, Wesselhöft, Jacson, Gray, Matlak, Bute und Hull sofort in Verbindung trat und bereits Ende der dreissiger Jahre die Philadelphia Homoeopathica Medical Society und die Akademie zu Allentown stiftete, welche 1838 ihr: The system of instruction pursued in the Homoeopathic College in Allentown und als erste Frucht ihres Fleisses: Memoirs of the Nordamerican Academy of Homoeopathya. Finst number containing: the

operation of the Venom of Serpents nach Deutschland sandte; nicht minder ferner die Auswanderung des uns aus Hahnemanns und Rummels Leben bekannten Haynel aus Lommatsch in Sachsen der sich 1832 nach Baltimore wandte, der aber mehrfach den Aufenthalt in der neuen Heimath wechselte.

Da die anderen wesentlichen Begünstigungen der neuerstandenen Lehre, „der umfassende Schutz, die nirgends gehemmte Ausbildung und Ausübung“ — Privilegien, welche sich über Alles erstrecken, was dem Menschen wohl, förderlich und rathsam ist, heutzutage bekanntlich noch ebenso felsenfest aufrecht erhalten werden, als am 4. Mai 1789, dem Trennungstage der Kolonien vom Mutterlande — überdies gleichzeitig Klugheits- und Nothwendigkeitsakte der sorgsamen jungen Regierung waren, die die offenbare geistige Schwäche ihrer äusserst spärlich flüchtig besuchten alten Universitäten zu Cambridge in Massachusetts, zu Newhaven in Connecticut, zu Princetown etc., ebenso wie die ihrer neu begründeten zu Boston, New Brunswick, Oxfford, Gambier, Tiffin, Bethany, Richmond, Washington etc. nur zu genau kannten, ausserdem aber auch eine durchaus nicht in alte Satzungen verbissene Gelehrtenwelt zu bekämpfen war, so konnte natürlich auch eine glänzende Auffassung nicht fehlen.

Ein gregelter Gang ihrer Entwickelnng lässt sich natürlich nicht leicht aufstellen, weil das Material wohl in einzelnen Staaten, durchaus aber nicht in der Gesammtheit geordnet ist. Wir müssen uns deshalb mit Skizzen begnügen und so, als neben Philadelphia hervorragend, zuerst New-York nennen, wo Dr. Grann 1831 der erste war, welcher homöop. heilte. Schon 1838 wurde hier die Hahnemann-Akademie für Medicin gestiftet, der von 1841 an Dr. Curtis als Präsident vorstand, eine Gesellschaft, welche vermittelst eines jährlich abhzuhaltenden Meetings das Wohl der jungen Lehre auf alle Weise zu fördern und namentlich auch Anfänger unter den jungen Aerzten zu werben sucht. Nach diesen zwei Staaten wurde zu Pensilvanien ein homöop. Colleg gestiftet, welches schon 1848 mehrere heraufgezogene Aerzte mit Diplomen ausstattete und bereits im darauf folgenden Jahre mit der dort bestehenden allöop. Facultät lebhaft concurirrte, denn ebenso wie diese entliess sie nach einem dreijährigen Cursus ebenfalls gegen 30 Promoti, ein gewiss schöner Beweis der Vortrefflichkeit seiner Lehrer und Heilverfahres.

Ueber die Literatur der Vereinigten Staaten hat uns zuerst das von Hering, Marcy und Metcalf herausgegebene Homoeopathic Journal, the North-Americain mit einer Bibliographie von 1825—50 Nachricht gegeben. Trotzdem, dass man bereits von England gediegene Uebersetzungen deutscher Originalwerke erlangen konnte, wollte man sich nicht mit ihnen begnügen und besonders war es der Buchhändler Radden in New-York, der im Vereine mit Hering ungemein dieses Feld unterstützte, so wie er nebenbei bemerkt, den äusserst einträglichen, aber zu jener Zeit auch äusserst nothwendigen Medicamentenhandel zuerst ins Leben rief. Hempel und Henderson, Neidhard, Willamson und Kitschen, waren die Ersten, welche hier Bahn brachen, und Hahnemanns, Jahrs, Croserios, Bönninghausens, Mures und anderer Werke übersetzten.

Nach und nach erwachte selbstständige Kraft und von den Jahren 1847 an begegnen wir schon in englische Journale übertragen den geistreichen Aufsätzen eines Cartier, Formel, Hopkins, Holcombe über gelbes Fieber etc., denen sich bald die von Bute, Lippe, Marcy und Anderer anschlossen.

Deutschland auf der einen Seite beschämend, aber auf der andern auch reich mit Nationalfehlern Humbug, Flatterhaftigkeit und Selbstüberschätzung ausgestattet, steht die Prüfungsthätigkeit der Vereinigten Staaten da. Hering, Bute, Geist und Williamson gingen hier mit guten Beispielen voran und gaben im Archiv und einzelnen Denkschriften zuerst die Lachesis, der später Crotalus, Acid. fluoricum, Bromum, Chlorum, Sanguinaria canadensis, Podophyllum peldatum, Mancinella und Castor equorum folgten.

In den transaction of the Amerian Institute von 1845 schlossen sich an Acidum benzoicum von Dr. Jeanes; Acid. oxalicum von Neidhart; Elaterium von Matthews; Eupatorium perfoliatum und Triosteum perfoliatum von Williamson; Kalmia latifolia von der Allentower Schule; Lobelia inflata von Jeannes, Lobelia cardinalis und syphilitica von Dubbs.

Der Zeit nach wurden dann Uebersetzungen des Jahr'schen Symptomencodexes angehangen:

Rhus radicans, von den New-Yorker Aerzten; eine sehr werthvolle Prüfung, angestellt, um den Unterschied von Rhus toxicodendron zu zeigen.

Phytolacca decandra von Bauer, Jeannes und Williamson.

Mercurius jodatus von Dr. Cook, enthält nur die Folgen mehrerer Misshandlungen, welche Kranke unter der Maske der Homöopathie erlitten, zeigt aber doch, welch ein Mittel und wie brauchbar es ist.

Aus dem North American Hom. Journal.

Gymnocladus canadensis von der Philadelphier Schule.

Dolichos pruriens von Dr. Jeannes.

Arsenicum metallicum von Dr. Lippe.

Jatropha Curcas von C. Hering u. A.

Iris versicolor von Dr. Kitschen.

Cinnabaris, angefangen von Hering und Lippe, später aber von der Philadelphier Schule durch Dr. Neidhard zu einem bedeutenden Mittel erhoben.

Boletus laricis von der Philadelphier Schule.

Rumex crispus, von den Newyorker Aerzten.

Hamamelis virginiana, von der Rhode Island Gesellschaft.

Apis mellifica von Dr. Humphreys.

In den Transactions of the Hahnemannean Printin Society traten später hervor:

Glonoine, in Philadelphia geprüft, ein sehr kleiner Theil davon abgedruckt in British Journal. Eine der allerwichtigsten Acquisitionen.

Alumen, von Dr. Husmann.

Aloe, von Helbig u. a., wesentlich vermehrt.

Askalabotes laevis, die Eidechse, Sokolherli genannt.

Berylla carbonica.

Cainca, von Buchner, Lippe, Draper.

Calcarea arsenica.

Calcarea phosphorica, von der Allentauner Schule. Ungedruckt.

Calcarea sulphurica, von Dr. Pehrson.

Chromicum acidum, von Dr. Lippe.

Cepa, die gemeine Zwiebel, ein entschiedenes Polychrest.

Hippomanes, ein altes Geheimmittel, von der Allent. Schule geprüft.

Lithium carboninum.

Mercurius sulphuricus s. Turpethum minerale.

Osmium, von Pehrson und Andern geprüft, sowie:

Palladium, Zincum cyanicum.

Tellurium. Xiphosma americana und Limulus Cyclops.

Der Handel mit Medicamenten befand sich, wie wir schon mittheilten, jahrelang in den Händen des Buchhändlers Radden in New-York. Später errichtete John T. S. Smith ebendaselbst (484 Broadway und 105 Tourth Avenue) eine selbstständige Officin, von der aus die meisten anderen ihren Ursprung nahmen. Auf die zahlreichen Stiftungen, welche der ferneren Zeit angehören, namentlich auf die massenhaft vertretenen Spitäler, Polikliniken und Journale kommen wir später.

Die Nachricht von dem Verscheiden des grossen Meisters, welches bekanntlich still und ergeben am 2. Juli 1843 zu Paris stattfand — eine Nachricht, welche binnen 6 Monaten den Erdball durcheilte, rief allerorts, wie sich denken lässt, grosse und gerechte Trauer, aber auch Bestürzung hervor, denn man hatte, wie wir ja wissen, sehnlichst gewünscht, dass er noch vor seinem Ableben das Schiedsrichteramt über einige Streitpunkte übernehmen werde, die sich im Schoosse der Lehre entwickelt hatten.

Nichts war natürlicher, als dass auf dem in diesem Jahre in Dresden tagenden Centralvereine das Gepräge des tiefsten Schmerzes ruhen musste. Auf die feierlichste Weise gedachte Trinks in einer Gedächtnissrede seiner*), indem er ihn mit Paracelsus parallelisirte, dessen Grundzüge er aus dem Dunkel gezogen, und Med. Rath Dr. Kurz aus Dessau wendete sich nach ihm an die der Versammlung beiwohnenden Aerzte älterer Schule, um ihnen in dem feierlichen Augenblicke zu versichern, dass die Homöopathen nichts sehnlicher wünschten als Einigkeit, um mit gemeinsamem Streben, gemeinsamer Prüfung stets das Beste der Wissenschaft zu fördern.

Mit tiefem poetischen Gefühl hatte Rummel seiner gedacht und wir geben dieses Gedicht mit der Uebersetzung, welche aus der Feder der Gattin Hahnemanns stammt, voller Pietät wieder:

Du willst schon schlafen, müder Wahrheitspfleger?
Des neuen Lichtes Strahlen röthen kaum
Der alten Nächte tiefsten Wolkensaum
Und Deine Freunde schleichen träg' und träger.
Steh' auf, als vaterlandsvertriebner Kläger,
Und donn're aus dem selbstzufried'nen Traum

*) Samuel Hahnemanns Verdienste um die Heilkunst. Ein Vortrag in der Versammlung hom. Aerzte zu Dresden. Leipzig 1843. Schumann.

Sie auf von der Gewohnheit liebem Flaum,
Dass sie erwachen munterer und reger.
Tritt zu den Feinden mit der Zornesmiene,
Mit der Du, „Menschenmörder" riefst, heran,
Ein Hamletsgeist, ein Schrecken, selbst für Kühne,
Zerstöre ihren Dünkel, ihren Wahn.
Dann erst reich' Deine kalte Hand zu Sühne
Und schlafe, wie Du jetzt zu früh gethan.

Tu veux dormir déjà, toi de la vérité
Vieux tuteur fatigué! . . . la nouvelle clarté
Dore à peine les hordes du ténébreux nuage,
Fils trompeur de l'antique nuit;
Et désunis tes amis sans courage,
Se traînent lâchement et suivent au passage
L'habitude, qui le conduit;
Toi dont l'exil accuse la Patrie!
Tonne sur eux, des feux de ton génie
Brûle leurs coeurs! . . . bientôt régénérés,
Qu'ils triomphent partout sans tes lauriers sacrés
Puis des faux dieux, destructeur intrépide,
Aux prophètes menteurs va crier. Homicide!
Aux rayans de l'astre sauveur
Que l'effroix les poursuive et le remord vengeur!
A la raison convertis leur folie;
Qu'ils adorent enfin la sainte vérité:
Lors seulement tends une main amie,
Bienfaiteur des Humains, o toi! père d'Higie,
Savoure l'immortalité.

Allgemein war schon damals der Gedanke dem Gedächtniss des grossen Verstorbenen, und zwar im Herzen Deutschlands ein Denkmal aufzurichten. Nur liess sich über die einzuschlagende Form nichts Näheres festsetzen, da die verhältnissmässig geringe Zahl Abgeordneter, um so mehr, als schon in ihrer eigenen Mitte Differenzen entstanden waren, nicht über eine Nationalangelegenheit sich stimmberechtigt dünkte.

Während nämlich Stüler aus Berlin und Kurtz bereits Zeichnungen vorlegten, deren eine, von Steinhäuser in Rom entworfen, den in ganzer Figur dastehenden Meister darstellte, indem er mit dem linken Arm die Herme der vieldeutigen Diana als Sinnbild der Natur umfasste, und die Rechte betheuernd auf das Herz legte, als wolle er sagen: „Gott hilf mir, ich kann nicht anders, denn mit Dir Hand in Hand!" — wünschten Andere (der Norddeutsche Verein) die sterblichen Ueberreste des-

selben aus Frankreich herübergeführt und ein Grabdenkmal, und wieder Andere eine wissenschaftliche Stiftung.

Ein ähnlicher Vorschlag, ein Denkmal Hahnemanns betreffend, war in der Ameise vom 7. August 1843 (einem kleinen beliebten sächsischen Volksblatte) aufgetaucht und wurde der Versammlung vom Grafen Heinrich Ludwig zu Solms auf Oberlössnitz bei Dresden mit einem befürworteten Handschreiben übersandt. Es lautete:

„Am 2. Juli d. J. starb zu Paris im 89. Jahre seines Alters der Anhalt-Köthen'sche Hofrath und Dr. der Medicin Samuel Hahnemann, der berühmte Begründer der homöop. Heilart, dessen Name in den Annalen der Arzneikunst für alle Zeiten unsterblich bleiben wird. Wenn nun ganz Deutschland stolz darauf sein darf, den grossen Reformator der Heilkunst zu seinen Söhnen zu rechnen, so muss dieses in noch höherem Grade bei Sachsen und namentlich bei der Stadt Meissen der Fall sein, wo Hahnemann am 10. April 1755 zuerst das Licht der Welt erblickte und deren Ehrenbürger er durch das ihm von Seiten des dasigen Stadtrathes 1841 überschickte und ihm von dem Geheimenrath von Könneritz, kgl. sächs. Gesandten zu Paris überreichte Diplom geworden ist."

„Es ist bereits in Nr. 109 der Ameise vom 10. September 1841 darauf aufmerksam gemacht worden, dass die Bewohner der Stadt Meissen ihrem berühmten Mitbürger ein Denkmal innerhalb ihrer Mauern errichten möchten. Jetzt, nach dem Tode des berühmten Mannes wird diese Aufforderung an die Bürger Meissens nicht nur wiederholt, sondern es ergeht dieselbe zugleich an alle deutsche Verehrer Hahnemanns, durch Stiftung eines würdigen Monuments das Andenken eines der grössten Wohlthäter der Menschheit ehren zu wollen. Die alte ehrwürdige Stadt, die einst der Sitz der Meissner Markgrafen war, wird damit zugleich eine neue Zierde erhalten."

Fleischmann aus Wien unterstützte damals lebhaft das Gesuch jener Stadt und rieth gleichzeitig den Antrag Hirschfelds in Bremen:

Ein verehrlicher Verein wolle berathen, eventuell am 10. August in Vorschlag bringen, dass an allen Orten, in allen Ländern, wo Hahnemanns Wirkung sich Geltung verschafft habe, eine Sammlung veranstaltet werde, zu welcher jedes Individuum, welches sich berufen fühle, dem segensreichen Wirken Hahnemanns seine Anerkennung zu zollen,

oder welches sich durch dasselbe in seinem Glücke oder Wohlergehen gefördert hält, einen Groschen, und nicht mehr beiträgt, eine Familie nach der gleichen Zahl seiner Mitglieder zum Gemeinstreben des Vereins zu machen.

Unter den obwaltenden Umständen entschied man sich zuerst dahin, einen allgemeinen Aufruf zu Sammlungen ergehen zu lassen und einem später zu wählenden Comité, nach der Stimmenmehrzahl die Entscheidung treffen zu lassen. Mit Beginn des Jahres 1844 las man desshalb in der Allg. hom. Ztg. 25. Bd. Nr. 1:

Aufruf zur Gründung eines Denkmals für Hahnemann.

Grosse Männer eilen in Denken und Streben ihrem Jahrhunderte voraus. Dies that auch der am 2. Juli vorigen Jahres zu Paris verstorbene Begründer der Homöopathie, der unsterbliche Hahnemann, in so vollem Maasse, dass nur wenige Aerzte die ganze Grösse seiner Entdeckung erkannten, während schon viele Leidende die Vortheile derselben in Heilung ihrer Krankheiten erfuhren. Jetzt sind schon die Freunde Hahnemanns über alle Länder zerstreut und selbst die alte Schule folgt, eingestanden oder nicht, mehr oder weniger dem empfangenen Anstosse.

An uns Aerzten ist es, das reiche Erbe zu bewahren und ferner auszubilden; so erfüllen wir unsere heiligste Pflicht gegen den grossen Todten und ehren ihn am meisten. Dabei soll aber und kann kein äusserer Anreiz, dabei muss allein die siegende Kraft der Wahrheit in uns den Sporn zum Fleisse und zur Ausdauer ertheilen. Den Regierungen liegt es ob, durch Gründung von homöop. Spitälern und Lehrstühlen die Segnungen der neuen Heilmethode ihren Bürgern in immer grösserem Massstabe zu Theil werden zu lassen.

Aber uns, seine Zeitgenossen, Aerzte und Laien, mahnt noch eine andere Pflicht gegen uns selbst, nämlich die, der Mit- und Nachwelt zu zeigen, dass wir dankbar dem grössten Wohlthäter der Menschheit erkannten, dass wir den Spott, den Hohn und die Verfolgung, welche er erlitt, tief und schmerzlich empfanden und durch äussere Ehre und Anerkennung zu vergelten suchen.

Dies äussere Zeichen sei ein ehernes Denkmal, ein dauerndes Merkzeichen, dass die Mitwelt nicht stumpfsinnig ihrem grossen Forscher von der Erde scheiden sah.

Hier giebt es einen Vereinigungspunkt, wo alle Freunde der Homöopathie mitwirken, alle Partheien sich versöhnend die Hände über einem theueren Grabe reichen können. Es gebe ein Jeder, wer in der Homöopathie die grosse medicinische Reform erkannt hat, sein Schärflein viel oder wenig, je nachdem er es vermag, und jeder Arzt steuere bei und übernehme willig das Anregen, Sammeln und Zusenden der Beiträge an mich.

Die Wahl des Ortes — am Besten wohl Hahnemanns Geburtsstadt Meissen — und die Art der Ausführung, wird ein in der Versammlung des Centralvereins homöop. Aerzte gewählter Ausschuss bestimmen, dabei aber gern alle passenden Vorschläge benutzen. Die Namen der Beitragenden und die Berechnung sollen, entweder in einem besonderen Hefte oder in einer Beilage zur Allg. H. Z., gedruckt nebst einer Abbildung des Denkmals den Beisteuernden übersendet werden.

Das Denkmal muss eins der Grösse Hahnemanns würdiges sein; deshalb soll seine Ausführung erst dann erfolgen, wenn hinreichende Geldmittel gesammelt sind. Etwaige Ueberschüsse sollen gewissenhaft zur Förderung der Homöopathie in wissenschaftlicher Hinsicht verwendet werden.

Fest steht mein Glaube, dass der Eifer der Sammler und die Willigkeit der Geber dem guten Zwecke entsprechend und die Errichtung des Denkmals bald möglich machen werde. Wenn wir ihn ehren, so ehren wir uns selbst.

Im Auftrage des Centralvereins: der zeitige Director

Magdeburg, am 1. Januar 1844. Rummel.

Allerdings erstanden sofort Gegner wider das Denkmalsproblem. Sommer in Frankfurt, Gross, Wurda in Wien und Andere meinten, dies sei nicht in Hahnemanns Geiste und schlugen nutzbringendere prunklose Segnungen vor. Der Erstgenannte wollte von den Zinsen, etwa aller zwei bis drei Jahre für die beste Prüfung eine Prämie von 100 Friedrichsd'or und nur eine Gedenktafel am Geburtshause Hahnemanns; der Letzte wollte gleichfalls Prüfungen mit Preismedaillen zu 1000 und 500 Thalern. Viele wollten zunächst an ein Hospital gedacht wissen. Aller Pläne und Wünsche durchkreuzte aber endlich doch Rummel mit der ihm eigenen Sanftmuth, Beharrlichkeit und Klarheit und lenkte sie

auf einen Punkt, indem er darauf hinwies, dass zur Begründung eines Hospitals wenigstens die Summe von 60,000 Thalern erforderlich sei, während ein Denkmal höchstens 16,000 beanspruche und bei Geldüberfluss alle jene andern Vorhaben ja nicht verdränge, die mehr oder minder bald die Regierungen in die Hand nehmen würden. Hierbei unterstützte ihn ungemein der Zufall, dass von Paris die Nachricht eintraf, dass man mit dem Gedanken umgehe, Hahnemann dort eine Säule zu errichten und dass an die Spitze der durch ganz Frankreich veranstalteten Sammlungen sich Victor Leclerc, Decan der Sorbrene, Raul Rochette vom Institut, Cousin, Pair von Frankreich, d'Amador, Professor zu Montpellier, Roux de Cette etc. gestellt hätten.

Bei der Versammlung des Centralvereines 1844 zu Magdeburg konnten die Fondsverwalter Rummel und Weichsel bereits 3216 Thaler nachweisen; leider geschah aber im nächsten Jahr wieder bei der Braunschweiger Versammlung ein Einspruch, den aber die Leipziger mit dem definitiven Denkmalsbeschlusse und der Ernennung einer Kunstcommission, bestehend aus Rummel, Haubold und Melicher vollkommen beseitigte.

Diese Commission begann im Vereinsjahr 1847 und 1848 damit, dass sie in der Person des Geh. Ob.-B.-R. Aug. Stüler aus Berlin sich einen Beirath zugesellte, welcher die künstlerischen Angelegenheiten führen und darüber eine entscheidende Stimme haben sollte.

Die Kunde des Vorhabens verbreitete sich schnell in der Künstlerwelt, und bald waren mehrere Skizzen da, unter welchen die Commission zu wählen hatte. Da die Mitglieder derselben in Leipzig, Magdeburg und Berlin vertheilt wohnten, beschloss die Commission am 15. Febr. 1847 in Magdeburg zusammenzutreten, die Skizzen mitzubringen, zu prüfen und sich zu entscheiden. Dieser Congress hatte mit Elementareinflüssen zu kämpfen. Haubold konnte die Schneeschwellen zwischen Leipzig und Magdeburg nicht überwältigen und Stüler lag in Berlin an der Krippe darnieder. So traf also hei Rummel, bei welchem sich vier Skizzen zum Monumente befanden, nur allein Melicher ein. Zwei der Skizzen waren von Steinhäuser, ein stehender Hahnemann auf die delphische Diana gestützt, welcher schon zum 10. Aug. 1843 eingeschickt war, und ein sitzender Hahnemann; ferner eine steinerne Statuette von dem Bildhauer Herrn Wiedemann, und eine ebenfalls stehende von dem

Herrn von Hoyer*). Für den sitzenden Hahnemann von Steinhäuser hatte sich bereits der Geh. Ob.-B.-R. Stüler, welcher die beiden Skizzen von Steinhäuser gesehen und geprüft hatte, sehr günstig ausgesprochen und Melicher hatte diesen Entwurf zu motiviren, was in einer ausführlichen Denkschrift geschah, welche den abwesenden Commissionsmitgliedern unterbreitet wurde. Ein jedes der vier Kunstwerke hatte viel für sich. Ein jedes derselben war so vollendet, wie überhaupt Skizzen zu sein pflegen, welche mehr den Geist der Auffassung als die Vollendung der Einzelnheiten ausdrücken sollen. Alle die Künstler waren bewährte Männer in der monumentalen Kunst. Steinhäuser war aber der Einzige unter ihnen, welcher Hahnemann persönlich gekannt und — wie früher schon erwähnt — eine sehr gelungene Büste von ihm gemacht hatte, die den beiden anderen Kunstwerken zum Grunde lag. In dieser Hinsicht schien also die Wahl des Künstlers nicht schwer zu sein, zumal ausserdem Steinhäuser kurz zuvor das Monument für den Astronom Olbers gemacht hatte, welches grossen Beifall erhielt. Es handelte sich nun darum, zwischen der stehenden und sitzenden Figur von Steinhäuser zu wählen. Gegen die stehende Figur war einzuwenden: 1) dass sich Hahnemann auf die delphische Diana, also auf ein Symbol stützte, wogegen sich sehr thätige Sammler, zumal aus Süddeutschland im Voraus verwahrt hatten; 2) dass Hahnemanns persönliche Erscheinung nicht günstig einer solchen Darstellungsweise zu sein schien, obschon auch ähnliche Figuren, wie z. B. die Luthers Eingang gefunden haben; 3) dass Hahnemann eigentlich kein Cathedermensch war, sondern mit dem Schwerdte seiner Feder und seiner Lehre seine Feinde niederstreckte,

*) Wir erinnern, dass David 1838 ebenfalls eine Büste Hahnemanns nach der Natur gemacht hatte. Sie scheint jedoch wenig in Deutschland bekannt geworden zu sein. Sie ist sehr elegant und entspricht der französischen Auffassungsweise. — Ausser diesen 3 Büsten existirt aber noch ein 4tes Kunstwerk, welches sich im Besitze des Herzogs von Dessau befindet. Ein Hahnemann auf einer Exädra mit 2 Stufen, in sitzender Stellung, auf einer Pergamentrolle schreibend, mit dem rechten Fusse auf die erste Stufe herabschreitend, während der linke Fuss auf der zweiten Stufe ruht, als ob er eben sich erheben und sagen wollte: „Ich bin mit meiner Arbeit fertig, nun folget mir nach“. Dieses in seiner Auffassungsweise merkwürdige und ganz originelle Bildwerk hatte Wolltreck bei seinem Aufenthalte in Paris modellirt, in Erz gegossen und dem Herzoge von Dessau verehrt. Kenntniss davon erhielt man durch M.-R. Dr. Kurtz, der eine Zeichnung davon 1843 zu den Vereinsakten gab. Auch die Pasten, welche in Form von Camäen und Intaglien Hahnemanns Brustbild darstellen und als Ringe oder Nadeln vielfach gefasst vorkommen, stammen alle von Wolltreck. — Auf das durch Lutze errichtete Denkmal kommen wir später.

und selten anders, als in seinem Negligé am Arbeitstische gesehen wurde; 4) dass ein Arzt überhaupt in stehender Figur ohne Embleme schwer zu charakterisiren ist, und jeder stehenden Figur der Ausdruck der Ruhe mangelt, welche unter allen Denkern — ausser den Philosophen und Mathematikern — vorzüglich einen Arzt charakterisirt. Für die sitzende Stellung der Figur aber sprachen, ausser den gegen die stehende Stellung bereits angeführten Gründen, die sonst in der Kunst überall massgebenden Beispiele der Alten, welche ihre Gelehrten, Dichter, Redner und Naturforscher, selbst die Senatoren sitzend dargestellt haben. Wir führen als Beispiele an: Aristoteles, Aristides, Hesiodes, Euripides und den Göttlichen Homeros, Demosthenes, Cicero, den Gesetzgeber Perikles, vor allen aber den noch nie erreichten Jupiter zu Aulis von Phidias. Auch im Mittelalter haben Päpste, in neuerer Zeit selbst Könige, wie z. B. der König Maximilian zu München, Monumente in sitzender Stellung erhalten, wie nicht minder Kopernikus und Göthe.

Das Material dieses Denkmals sollte in galvanisch niedergeschlagenem Golde bestehen. Die Gründe dafür waren folgende: 1) indirecte: nämlich, dass Marmorstatuen leicht beschädigt werden können und sie sich in unserem Klima angeblich nicht gut halten. Die directen Gründe aber, dass metallene Monumente nicht so leicht beschädigt werden können, dann, dass sie unser Klima nicht nur gut vertragen, sondern auch mit der Zeit eine schöne Pattina annehmen. Für die Galvanoplastik aber sprach 1) das Materiale, d. i. der Niederschlag in reinem Kupfer, weil der galvanische Strom nur reine Metalle niederschlägt. Die Bronze ist schöner, wenn mehr Kupfer in derselben enthalten ist, weil Zinn und Zink mit der Zeit oxydirt und von dem Regen weggewaschen wird, während das Kupfer bleibt und die bekannte malachitgrüne Farbe annimmt. Auch befand sich in Rom keine Bronzegiesserei, dagegen aber das galvanoplastische Institut des Herrn Dr. Emil Braun und so sollte es kommen, dass diese zwei grossen Erfindungen der Neuzeit zugleich verewigt werden konnten.

Für die Grösse der Figur wurde die Proportion von neun rheinischen Fusse angenommen, was für die sitzende Figur etwas weniges mehr als 6 Fuss macht.

Unter diesen Bedingungen wurde der bekannte im Acten enthaltene Contrak mit Steinhäuser, die Statue bis zum 1. Juni 1849 nach Cöthen

einzusenden, mittelst zwei wechselseitig auszutauschenden, gleichlautenden Abschriften abgeschlossen und am 26. April 1847 vollzogen.

Das Jahr 1848 war keinen Bestrebungen günstig, die Kunst und die Wissenschaft war gezwungen zu feiern. Auch in Rom trat ein Stillstand ein, denn die Zufuhr war abgeschnitten und Kupfer nicht zu haben.

Das Hahnemannsmonument konnte nicht bis zum 10. Aug. fertig sein, viel weniger noch enthüllet werden. Die Commission für das Hahnemannsmonument ruhte aber nicht. Sie bewilligte und gab Vorschüsse, wenn dies auch gegen die contraktlichen Bedingungen war. Cöthen sollte der Ort für das Hahnemannsmonument sein, wesshalb sich auch die Commission dahin begab und einen passenden Ort für das Denkmal fand. Indessen aber erhoben sich Stimmen gegen Cöthen, wozu das Ausland Veranlassung gab. Es wurde eine allgemeine Abstimmung über den Aufstellungsort des Monuments veranlasst und so endlich Leipzig gewählt.

Für das Denkmal selbst waren bis mit 1851 im Ganzen 7729 Thlr. eingegangen. Bekanntlich wurde es am 10. August 1851 enthüllt.

Die Lage des Denkmals ist eine höchst günstige, auf einem weiten Platze der Promenade, der auf einer Seite durch grüne Bosquets und das Theater begränzt wird. Zum Hintergrunde hat es ein ansehnliches Gebäude, während links wieder dichtes Gebüsch liegt. Zu dem Piedastal von polirtem schlesischem Marmor, auf dem der sehr getroffene medicinische Reformator in sitzender Stellung, schreibend, im Hauskleide und mit dem damals allgemein von den Künstlern eingeführten herabwallenden Mantel dargestellt ist, führen einige Stufen. In Brusthöhe umgiebt diese wiederum ein geschmackvolles gusseisernes Geländer, dessen Säulen als Verzierung zwei in der Homöopathie vielgebrauchte Pflanzen Aconit und Arnica schmücken. In vier Fächer getheilt, umgiebt das Ganze eine liebliche Anlage, welche von Bäumen nur einige Myrthen und Cedern und zunächst des Denkmals vier junge Eichen zeigt. Der kurgeschorene Rasen, der Umgebung ist mit breiten flachgezogenen Rabatten von Epheu und Immergrün begränzt.

Unter den von Auswärts eingetroffenen Deputirten bemerkte man Russel aus Edinburg, Drysdal aus Liverpool, Dudgeon aus London, Hering aus Philadelphia, Wahle aus Rom, Papst aus Kopenhagen, Oberst

von Bock aus Riga und Nunez aus Madrid. Den Zug, der sich nach dem Denkmal von einer der Hauptstrassen Leipzigs aus bewegte, eröffneten die Behörden der Stadt und der Universität, während an der Spitze der homöopathischen Aerzte der Mec.-Rath Stapf aus Naumburg, geführt vom Regierungsrath Dr. von Bönninghausen und dem Dr. Nunez aus Madrid, damals noch jugendlich frisch, einherschritt.

Wir erwähnen noch, dass am 23. Mai 1851, Vormittags um 11 Uhr, unter Vortritt des damaligen Directors des Centralvereins und unter Anwesenheit mehrerer homöop. Aerzte Leipzigs feierlich der Grundstein zum Denkmal gelegt worden war. In demselben befinden sich: 1) Hahnemann's Fragment de viribus; 2) das Organon der Heilkunst; 3) die von ihm selbst geschriebene Vertheidigung gegen die Anklage der Leipziger Apotheker; 4) die zu seinem 50jährigen Doctorjubiläum 1829 geprägte silberne Medaille; 5) ein sächsischer und ein preussischer Thaler von diesem Jahre; 6) die Festschrift von Hahnemanns 50jährigem Doctorjubiläum von 1829; 7) der Rückblick zur Geschichte der Homöopathie von Rummel; 8) ein Schreiben des Herrn Stadtrath Kitz; 9) ein Siegelabdruck mit dem Kopfe Hahnemanns; 10) ein Blatt der neuen Leipziger Zeitung von Oettinger vom 22. Mai 1851; 11) die Urkunde über das Denkmal; 12) die Einladung zur Enthüllungsfeier.

Letztere wurde überdies im Auftrage des Centralvereins von Rummel herausgegeben und erschien 1851 mit dem Denkmal geschmückt bei E. Baensch in Magdeburg.

Angelangt am Ende dieser 2. grösseren Periode der Geschichte der Homöopathie, erübrigt nur noch ein Rückblick auf die Thätigkeit des Centralvereins.

1. Zusammentreffen zu Leipzig am 10. Aug. 1830. Müller Präsident, Albrecht (Jurist) Secretär. Berathung und Billigung der im Voraus entworfenen Statuten. Annahme des Titels-Centralverein zum Unterschied von Lokal- und Provinzialvereinen. Einsetzung eines wissenschaftlichen Comites von 4 Personen zur Unterstützung des Directors um in streitigen wissenschaftlichen Punkten ein Gutachten abzugeben. Vermögensbestand 2500 Thaler.

2. Zusammentreffen in Naumburg 1832, Stapf Präsident. Pläne zur Entfaltung der neuen Lehre. Secrätär, Regierungsrath von Gersdorf.

3. Zusammentreffen in Leipzig 1832, Schweikert Präsident. Fernere

Berathung der Statuten. Plan zur Errichtung einer Heilanstalt. Verstärkung des wissenschaftlichen Comités um noch 8 neue Mitglieder. Ernennung eines correspondirenden Secretärs, eines Bibliothekars und Archivars.

4. Zusammentreffen durch Streitigkeiten zersplittert in Leipzig und Cöthen. Freiwilliges Nachgeben des Leipziger Vereins. Formelle Ausgleichung mit Hahnemann zu Cöthen.

5. Zusammentreffen 1834 in Cöthen. Nur aus Pietät gegen Hahnemann, aber schwach besucht. Auflösung des Centralvereins und Beantragung eines sächsischen Provinzialvereins von Seiten Lehmanns. Intriguen gegen das Leipziger Spital.

6. Versammlung 1835 zu Braunschweig. Präsident Mühlenbein Reorganisation des Centralvereins. Annahme der Bestimmung dass die Directorial-Mitglieder nicht mehr auf den Versammlungen gewählt, sondern aus den Deputirten gebildet werden sollten, die jeder Provinzialverein ferner zu der Versammlung zu senden hätte (nicht ins Leben getreten). Ordnung der finanziellen Verhältnisse der Heilanstalt und Aufforderung zu neuen Beiträgen. Begründung des norddeutschen Vereins.

7. Versammlung 1836 zu Magdeburg. Rummel Director. Deputirte des Lausitzer und norddeutschen Vereins. Beschluss: Die Leipziger Heilanstalt aufzulösen, wenn binnen Jahresfrist der sächsische Staat nicht Unterstützung gewährt. Wahl Hartmanns als Oberarzt für den nach Breslau gezogenen Schweikert. Anerkennung der 18 Thesen Wolfs. Anmeldung des Leipziger freien Vereins.

8. Versammlung zu Frankfurt a. M. 1837. Rau Präsident. Hauptzweck eine nähere Vereinigung und Verständigung unter den sich streitenden Homöopathikern des Südens- und Nord-Deutschlands herbeizuführen. Beschluss die unterdessen von der sächs. Regierung unterstützte Heilanstalt durch neue Sammlungen zu fördern. Antrag die Nachprüfungen der Arzneien in die Hand zu nehmen.

9. Versammlung 1838 zu Dresden. Helbig Präsident. Trotz vielfach auftauchenden Wiederwillens wird der Fortbestand der Leipziger Heilanstalt aufrecht erhalten. Die Ausarbeitung einer Pharmakopoe (öfter schon angeregt von Rükert) wird beantragt und hierzu ein Ausschuss, bestehend aus Aegidi, Goullon, Gruner, Hartlaub sen., Hart-

mann, Kurtz, Müller, Segin, Starcke, Trinks, Veith u. Wahle gewählt. Kurtz übernimmt die Redaction eingehender Prüfungen. Für die beste Prüfung der Karlsbader Brunnen wird eine Prämie ausgesetzt. Mühlenbein stiftet mit 100 Thlr. einen Fond um gute Arzneiprüfungen zu belohnen.

10. Versammluug 1839 zu Leipzig. Haubold Präsident. Erneute Anregung aller im vorigen Jahre gefassten Beschlüsse. Noack als Oberarzt für Leipzig gewählt.

11. Versammlung Berlin. Präsident Reissig. Der lebhaften Befürwortung Noacks, damaligen Directors der Leipziger Heilanstalt gelingt es noch eine 3jährige Lebens- und Unterstützungsfrist beregten Institutes Seitens des Centralvereins zu erwirken. — Mühlenbein (dessen 50jähriges Jubileum man eben begangen) meldet das Anwachsen des Prüfungsfonds auf 726 Thaler. — Apotheker Gruner von Dresden kündet sein Vorhaben eine neue Pharmakopoe herauszugeben an, bittet um eine wissenschaftliche Unterstützungssection und erhält sie in den Personen der Aerzte Vehsemeyer u. Kurz und des Apotheker Günther von Berlin.

12. Versammlung Dessau. Präsident Kurz, 1841. Noaks betrübende Berichte über die Heilanstalt zu Leipzig. — Mühlenbein zeigt einen Cassenbestand von 756 Thalern an, dessen Zinsen man nächstes Jahr zu verwerthen gedenkt. — Vehsemeyer berichtet dass das Directorium des Elisabethstiftes zu Berlin ihm die obere Etage mit 30 Betten zur Verfügung gestellt und wird zur möglichen Verwerthung dieser Präbende im Interesse der Homöopathie aufgefordert.

13. Versammlung in Leipzig wegen Nichtgestattung in Hanover anberaumt. — Die Heilanstalt zu Leipzig hat sich in eine Poliklinik umgewandelt und nachdem dieser Schritt von dem derartigen Director Elwert schon gebilligt, erhält er auch die Zustimmung der Allgemeinheit. — Als Vereinssecretär wird Advocat Körner von Dresden ernannt. — Von Mühlenbein trifft eine Meldung ein, dass er sich nach Schöningen zurückgezogen habe, jedoch den Prüfungs-Fond und Plan seine Kräfte fortzuwidmen gedenke. — Müller trägt auf eine Revision der Vereinsstatuten an und man beschliesst interimistisch: Mitglied des Centralvereins ist 1. wer einer Vereinsversammlung beigewohnt und sich in das Album eingezeichnet hat. 2. wer ein Diplom gelöst oder Eintrittsgeld gezahlt hat; 3. wer einmal einen Beitrag zum Fond ge-

geben oder sich Verdienste um die Homöopathie erworben; 4. wer einen Localverein angehört. — Leider wurde durch diese Statuten ein bedeutender Wirrwarr geschaffen, der erst in Wien seine Erledigung fand.

14. Centralversammlung zu Dresden 1843, Präsident Trinks. Theilweise Veränderung der Vereinsstatuten. Erwachen der Idee zur Gründung eines Hahnemannsmonumentes. Beschluss, nach Frist eines halben Jahres sich an den Bundestag zu wenden, um in allen Staaten gleichzeitig Dispensirfreiheit zu erzielen. — Eine Dankadresse wird an das französische Volk für die ehrenvolle Behandlung Hahnemanns bei seinem Leben und nach seinem Tode zu richten beschlossen und Trinks zur Abfassung und Uebersendung an ein französisches Blatt erlesen. — Man fasst den Beschluss: Gelder zur Errichtung eines Denkmals oder geistigen Hahnemannsstiftes einzusammeln und später nähere Bestimmung darüber zu treffen.

15. Centralversammlung zu Magdeburg, 1844. Präsident Rummel. — Cöthen wird als Localität für die Denkmalsaufstellung erlesen und Müller, Rummel und Justizcommissär Weichsel an den Herzog zur Einholung der Erlaubniss gesandt. — Dem Inspector Dellbrück, Schwiegersohn Hahnemanns, der die Stahlplatte zum Porträt des Letztern zum Denkmalsfond hergegeben, wird allgemeiner Dank votirt und gleichzeitig beschlossen eine Bitte an Hahnemanns Wittwe ergehen zu lassen, dass sie die hinterlassenen Wirren desselben zur Förderung des allgemeinen Zweckes dem Centralverein überliefere. — Die Statuten des Centralvereins werden entworfen und die Herstellung eines neuen Diploms festgesetzt.

16. Centralversammlung. Braunschweig. Präs. Fielitz — Müller aus Leipzig beantragt für den Ober- und Unterarzt der neuerrichteten Poliklinik zu Leipzig eine Gehaltzulage, die auch bewilligt wird. — Der Fondsverwalter Schumann in Leipzig ist verschieden, an seine Stelle ist Rechtsanwalt Reichel getreten, den der Auftrag ertheilt wird, die Hypotheken welche auf den Grundstück des ehemaligen Leipziger Spitals lasten von des Verstorbenen Namen neu auf den seinigen übertragen zu lassen. — Es wird beschlossen die Centralvereinsdiplome, welche jährlich mit der Wahl des Präsidenten von Ort zu Ort gesandt werden mussten, von nun an ganz allein in den Hände des Secretärs Haubold zu lassen, der wegen Ausfüllung derselben sich dann lediglich

nur mit den Präsidenten in Einvernehmen zu setzen hat. — Mühlenbein ist gestorben und hat zu dem von ihm gesammelten Prüfungslegat von 456 Thlr. ein Vermächtniss hinzugefügt, so dass die runde Summe von 1000 Thlr. herauskommt. Leider hat er in seinem Testament die ganze Sammlung gleichsam als sein Eigenthum aufgeführt, was sein Neffe, der Apotheker Müller Mühlenbein, anzeigt.

17. Centralversammlung zu Leipzig. Präsident Hartmann — schwach besucht, Zeitverhältnisse lassen es nicht rathsam erscheinen die nächste Versammlung nach Oesterreich zu verlegen, Lobethal schlägt deshalb Preussen vor und es wird Berlin gewählt. — Der zufällig anwesende Hering meldete das Zusammenbrechen der Universität zu Allentown.

18. Centralversammlung zu Berlin. Präsident Melicher. Der Neffe Mühlenbein weigert sich das Legat seines Onkels auszuzahlen und da der Centralverein von keinem Staate Corporationsrechte erhalten hat, räth der Secretär Reichel von jedem Prozessverfahren ab. Der Sohn des M.-R. Aegidi schlägt, auf eine verfängliche Stelle des Müller Mühlenbeinschen Briefes gestützt, vor, das Legat von irgend einem Staate als eine Examenstiftung legitimiren zu lassen und hierauf die Klage zu eröffnen. — Ueber die Denkmalsform erheben sich zahlreiche Debatten und man schwankt ob man Widnmann in München oder Steinhäuser als ausführenden Künstler wählen soll. — Zum nächsten Jahr wird Breslau und Lobethal gewählt.

Wegen den Allgemeinen Unruhen des Jahres 1848 wird die Versammlung ausgesetzt und 1849 wegen der Cholera Leipzig gewählt.

19. Centralversammlung in Leipzig. — Präsident Lobethal. — Den grössten Theil der Sitzung nimmt der allgemeine Wunsch, jetzt aller Orten und Enden gleichzeitig um Dispensirfreiheit anzutragen, ein, zu welchem Zwecke man eine Commission ernennt. — In Berlin steht Anerkennung der Homöopathie und Docentenberechtigung bevor. Man bestimmt vorläufig als Lehrer Melicher und Aegidi.

20. Centralversammlung in Liegnitz. Präsident Hofrath Schmieder. Gäste aus England und Indien. — Während die Nachricht über die neu begründete Universität zu Prag unter Altschul allgemeine Freude bereitet, betrübt auf der anderen Seite Caspars Bericht aus Wien, wo sich mit Ausnahme eines Professores, alle gegen einen homöopathischen

Lehrstuhl erklärt haben. Für die nächste Versammlung wird Cöthen und als Präsident Melicher vorgeschlagen.

21. Centralversammlung zu Leipzig. Präsident Melicher. Feierliche Denkmalsenthüllung. Bamberg aus Berlin schlägt Gründung eines Hahnemannstiftes vor um bejahrte Aerzte zu unterstützen. — Man beschliesst neue Rechtsschritte gegen Müller Mühlenbein.

Neben der Centralversammlung hielten der Rheinländische Verein meist unter Präsidentur von Stens oder Kirsch jährlich zu Heidelberg, Frankfurt, Deutz, Mainz, oder andern günstigen Localitäten, der Westphälische unter Bönnighausen in Münster, Dortmund, Hannover etc. und der norddeutsche in Braunschweig, Magdeburg etc. ziemlich frequentirte Sitzungen, in denen wissenschaftliche Probleme erledigt und den etwaigen Geschäftsgängen der Centralversammlungen vorgearbeitet wurde.

Vom Leipziger Jubelfest bis zur Neuzeit.

Wenn man an die äusserst zähen und zahlreichen, von Alters her jedoch nichts weniger als genial erdachten und stets invalidenmässig ausgeführten Stürme zurückdenkt, welche auf das Fortificationssystem der Homöop. von 1851 bis jetzt ausgeführt wurden, so sollte man sich von Rechts wegen eigentlich über Nichts mehr wundern, als dass jener Zeit das Denkmal wohlerhalten von Rom nach Leipzig kam, allda aufgestellt und durch seltene Feierlichkeiten eingeweiht wurde, ohne dass ein Attentat geschah und ohne dass die Gegenparthei nicht in allseitige Verhöhnungsrufe ausbrach.

Die heilige Ruhe welche aber zu jener Zeit über Deutschlands wissenschaftlichen, im hellen Contraste mit den politischen Felde ausgebreitet lag, hatte ihre wohlweisen Gründe. Sie war Seitens der Gegner ebensoweit Friedens- und Annäherungssymptom, als Wahrzeichen der eigenen Schwäche und der grössten Bedürftigkeit. Die Neuerungen welche in Frankreich und England seit 1831 vor sich gegangen waren, hatten nicht allein die grössere Masse der Aerzte, sondern sogar die älteren Professoren offenbar verblüfft, und da sie über jene

ebensowenig trotz aller erschienenen Uebersetzungen aufgeklärt waren, als über diese, und nur sichere Kunde über eine vollständig abweichende Behandlungsweise und glänzende Heilresultate hatten, so zweifelten sie in ihrer fatalistischen Ruhe gar nicht, dass eines schönen Morgens eine Verschmelzung der Theorieen des Auslandes mit denen der merkwürdigerweise noch immer nicht abgestorbenen Homöopathie vor sich gehen und ihnen hierdurch vielleicht ein Uebertritt zu einer neuen Heilpriesterschule, welche wenigstens nicht den obstinaten Namen Homöopathie führe ermöglicht werden werde. Neben den Neuerungen des Auslandes war aber auch die Cholera, welche von den Jahren 1831 bis 1838 und 46 bis 50 wiederholt ganz Europa überzog, für sie ein Veranlassungspunkt geworden, doch etwas Achtung vor der Homöopathie zu haben. Trotz aller brühwarm von Professor Kleinert in Leipzig durch sein Extrablatt zum allgemeinen Repertorium vorgeführten zahlreichen Literatur, trotz allen ihnen von Obrigkeitswegen gewährten Unterstützungsmitteln: als Reisegeldern, Cordons, Contumazhäusern, Siechpersonalien, Hilfsapotheken und Geräthschaften und trotz eigener nicht abzusprechenden Bemühungen, mussten sie eine factisch totale Niederlage eingestehen, während die Homöopathen, wenn auch nicht einen glänzenden, doch immer einen Sieg erkämpften und das Schlachtfeld behaupteten.

Betrachten wir deshalb vor allen Dingen den Kampf der Homöopathie mit dieser Seuche näher und wenden wir uns nach Entwicklung dieses Punktes endlich zur allgemeinen Geschichte der Medicin zurück, um durch sie die Quellen der neuen Feindseligkeiten näher kennen zu lernen.

Es versteht sich von selbst dass in dem vorliegenden Werke ebenso wenig auf die heimtükisch langsame Uebersiedelung dieser Krankheit von den heissen Ebenen des Ganges an bis an die Grenzen Europas Rücksicht genommen werden kann, als auf alle jene Schilderungen, welche uns von dem ältesten medicinischen Sanskritwerke Medso — Neidan bis auf die neuste Zeit zu Gebote gestellt worden sind. Wir begnügen uns zu erwähnen, dass sie Ende 1830 keilförmig über die polnische Grenze von Moskau aus, wo sie durch den Markojewschen Markt und über Warschau, wo sie durch den polnischen Krieg eingeschleppt worden war, und endlich von der Moldau aus über Galizien, sich überraschend schnell Deutschland näherte.

Sämmtliche Regierungen liessen es bekanntlich zu jener Zeit durchaus nicht an Vorsichtsmassregeln und Opfern fehlen. Preussen sandte den Medizinalrath Dr. Albers zur Belehrung nach Moskau (der am 18. April das Erlöschen der Krankheit von Nischney Nowgorod und allen anderen Punkten Russlands officiell meldete). Oesterreich sandte den Kanzler Grafen von Mittorsky und zwei Aerzte namentlich nach Volhynien, Podolien und der Moldau zu gleichen Zweck.

Alle Veranstaltungen erwiesen sich aber bekanntlich als vollkommen unzulänglich, denn obgleich sie zufolge des äusserst strengen Cordons anfangs Juli in Kalisch und Krakau abgeschnitten zu sein schien, zeigte sie sich schon bereits einige Tage früher an einen ganz abgelegenen Orte, in Danzig, und zwar, wie man annahm, von der Ostsee aus eingeführt und verbreitete sich von da an verheerend über Deutschland.

Alle Rathschläge waren natürlich zu jener Zeit, mochten sie ausgehen von wem sie nur immer wollten, herzlich willkommen, und namentlich war es das schon oben erwähnte Extrablatt zum allgemeinen Repertorium unter den Titel Cholera Orientalis, welches seine Räumlichkeiten allen Ansichten willfährig öffnete. Wir müssen aber leider offen gestehen, dass die ersten Repräsentanten der Homöop. in dieser zu der Zeit von der ganzen med. Welt begierig gelesenen Zeitschrift, nichts weniger als Zutrauen und Achtung einzuflössen berechtigt waren.

Hat auch Hahnemann in eben diesen Blättern einen Vorgänger, auf dem wir gleich zu sprechen kommen werden, so geziemt ihm doch die erste Berücksichtigung.

Jahre lang hatte ihm das Krankheitsbild, welches ihm bei seiner genauen Bekanntschaft mit der Literatur des Auslandes wiederholt aufgestossen war, lebhaft beschäftigt und lange zuvor die Seuche die Grenze überschritten, war in seinen Inneren die Lehre über Vorbeugung und Behandlung abgeschlossen. Der Kampher war nach seinem reiflichen Ermessen Antidot und Heilmittel in den meisten Phasen der Krankheit und sein Zutrauen zu dieser Behandlungsweise, welcher er nur in einzelnen, genau verzeichneten Specialitäten noch Arsen, Veratrum oder Ipecuannha zugefügt wissen wollte, so felsenfest, dass er bei Ausbruch der Cholera folgendes berühmt gewordene offene Sendschreiben an den König von Preussen Friedrich Wilhelm den III. in den allgemeinen Anzeiger der Deutschen (Nr. 309, 1831) einrücken liess;

Vielleicht liesest Du unter den deutschen Fürsten noch den biedern allgem. Anzeiger der Deutschen und so auch, was Dir noch Niemand gesagt hat, über die mögliche Minderung der Choleratodtenopfer in Deinen sonst so blühenden Landen.

Lass Dir den Menschenverlust nicht im verjüngten Maassstabe — „so und so wenig von Tausend hier und da" — herabstimmen, um ihn kleinlich vor Deinen Augen erscheinen zu lassen. Der Grosshändler berechnet die Kleinigkeit der Spesen nur pro Mille, aber einem so menschenfreundlichen Landesvater, wie Du, geht der abwendbare Verlust eines einzigen Seiner treuen Unterthanen tausendfach zu Herzen.

Was ist des Römerkönigs August, was die des vierten Heinrichs Liebe zu ihren Unterthanen gegen die Deinige.

Erkenne aus den fürchterlichen Sterbelisten, dass Deine Aerzte vielleicht Mancherlei können, nur heilen nicht. Hätten sie bestimmten Gehalt für diese Epidemie, mit dem Verbote, keinen Sold für Curen annehmen zu dürfen (das ganze Land würde die Gehalte gern aufbringen, und ich selbst, ein Ausländer, steuerte willig dazu) — wahrhaftig, ihre schädliche Dienstbeflissenheit würde erkalten und der Kranken viele würden leben bleiben. Auch die theuere, die Städtedrückende Darreichung der vielen tödtlichen Werkzeuge aus den Apotheken würde aufhören, hätte das Land wohlthätige Homöopathen, die nur vom Gesundmachen des Kranken leben, ohne ihre Arznei anzurechnen, und nicht nach dem Tode Rechnungen den betrübten Angehörigen bringen.

Aber Du, am Leben und Wohlsein Deiner Unterthanen Deine einzige Freude findender, grosser Fürst! Du hast leider keine, oder fast keine Homöopathen, (wahre Heilkünstler) in Deinem, freie Thätigkeit des Geistes sonst so musterhaft begünstigendem Staate.

Deine medicinischen Gewalten alter Zunft haben sie möglichst erstickt, fürchtend, von ihnen verdunkelt zu werden.

Lass sie nicht erdrücken, menschenfreundlicher Monarch! Die Mit- und Nachwelt wird dich dafür segnen und dein theilnehmendes Herz dich dafür belohnen! — —

Lassen wir das Auge von diesem wegen Form und Kühnheit allgemein in Deutschland Sensation erregenden Briefe auf seine die Cho-

lera zu allernächst betreffenden Flugschriften hinübergleiten, so stört es uns zu allererst, dass er, der Wohlhabende und wie er selbst gesteht im Interesse der Wissenschaft und öffentlichen Wohlfahrt zu jedem Opfer Bereite, sie nicht in tausenden von Exemplaren ohne Entgeld in die Welt hinausschleudert, sondern vielmehr sie im grellen Contrast zu seinen Worten zu einer Buchhändlerspeculation macht, eine Thatsache die um so betrübender hervortritt, als er der ersten Proclamation noch in demselben Jahre eine zweite vermehrte (sicher auch ebenfalls gut rentirende) und zwar an einen anderen Orte und durch einen anderen Verleger nachfolgen lässt. Es stört ferner das höchst Inconsequente seiner Handlungsweise. Wir wissen und werden es später noch speciell erfahren, dass er durch fleissigen brieflichen Verkehr mit Freunden und Anhängern seiner Person und Lehre zu der Ueberzeugung gedrängt wurde, dass der Kampher nicht definitiv ausreiche. Mochte der erst erwähnte Schritt auch als ein so genannter weltkluger zu entschuldigen sein, so musste Hahnemann unter jeder Bedingung doch hier, gelind gesprochen, consequent handeln und den Verlagsbuchhändler der ersten Flugschrift auf die zweite, welche die Thätigkeit des Kamphers modificirte, verlegen lassen, oder durch eine öffentliche unentgeldliche Erklärung die früheren Käufer mit den neuen Nachträgen entschädigen. Es stört drittens und letztens endlich, dass er die Empfehlung des Kamphers in grossen Gaben, so wie die äusserliche Anwendung desselben, also Vorschläge, welche die Gesetze der Homöopathie in einer fabelhaft angeregten und aufs Aeusserste auf wissenschaftliche Resultate und Haltungen gespannte Zeit, gerade zu ins Gesicht schlugen, erst in einer dritten Flugschrift, der vom Medicinalrath Dr. Stieler in Berlin herausgegebenen, und noch dazu wiederum erst auf Angriffe der Allöopathen und einige seiner Schüler, zu rechtfertigen und zu entschuldigen suchte. Es geschah dies bekanntlich ebenfalls 1831 in seinem Schriftchen: „Die Allöopathie. Eine Warnung für Kranke aller Art.“ Ueber den Kampher selbst sagte er damals: „Er ist eine eigene Substanz die keine genaue Vergleichung mit den übrigen Arzneien zulässt. Seine bloss von Homöopathen ausgeforschten Symptome können (wegen der äusserst flüchtigen und schnell überhingehenden Wirkung derselben) nicht positiv jedesmal für Erstwirkung erklärt werden. Gesetzt nun auch (worin ich,

ohne mich zu schämen, meine Ungewissheit bekennen kann), alle die von mir aus der reinen Arzneimittellehre angeführten Symptome sollten auch alle nur Nachwirkung des Kamphers sein, so wäre derselbe gerade hier am rechten Orte, da ja hier keine chronische Krankheit zu bekämpfen ist (wozu der Kampher wohl höchst selten geeignet sein möchte), sondern eine höchst akute, für die eine lange Zeit zum Auswirken nöthig habendes Mittel durchaus nicht passend ist, — eine höchst akute, die die vorher gesunden Personen urplötzlich befällt und den nahen Tod droht, wie die Erfahrung zeigt, wogegen mit grossem Rechte und voller Consequenz keine Arzneien zugelassen werden, die erst nach längerer Zeit durch Nachwirkung (homöopathisch) Hilfe versprechen, sondern vernünftiger Weise blos antipathische, die in grösserer und schnell gesteigerter Gabe den Krankheitszustand schnell ins erwünschte Gegentheil umändern, und so den kurz vorher Gesunden wieder in seinen vorherigen guten Zustand zurückbringen, wodann alle Besorgniss einer gegentheiligen übeln Nachwirkung wegfällt, indem die reparirte Lebenskraft von da an wieder ihren Gang im vordem gewohnten Gleise (in Gesundheit) fortzusetzen durch nichts gehindert wird. — Diese Fälle gelten als nothwendige Ausnahme von der Heilungsart der längere Zeit zur Hilfe verstatteten und gebietenden Krankheiten durch Homöopathik.

Was war deshalb das Resultat auf Seiten vieler Allöopathen, welche damals rathlos und unentschieden waren? Sie begnügten sich mit der absprechenden Kritik des Repertoriums, welches den Text als ein Curiosum unseres Jahrhunderts hinstellte, die Streukügelchen lächerlich machte, die strenge Diät als etwas Selbstverständliches erklärte und den Kampher als eine Thatsache auffasste, deren Auffindung nicht Hahnemann gebühre, sondern 6 bis 8 ganz anderen Aerzten; sie schenkten den später auftretenden glänzenden Berichten keinen Glauben und verschoben eine genauere Prüfung auf eine fernere günstigere Zeit, oder beschlossen lethargisch, ihr ganz und gar den Schiedsrichterspruch über Sein und Nichtsein zu überlassen.

Betrachten wir die anderen Repräsentanten der Homöopathie in einem allöop. Organe. Hier fesselt uns zuerst die maasslose Arroganz Schubert's, jenes bekannten Leipziger Zwischenträgers. Nachdem er sich bitter beklagt hat, dass der Kaiser von Russland nicht bereits 1824

auf seine von ihm eingesandten Behandlungsvorschläge eingegangen sei, und hier eine Hofintrigue zu erblicken glaubt, zeichnet er die gemeine Cholera nach früheren Autoren, die asiatische nach Rang, erklärt ihr Wesen für sporadisch biliös und schliesst damit die Unfehlbarkeit der Ipecacuanha in Vorkrankheiten, der Chamille, des Arsens und namentlich Veratrums, seiner Sacra anchora nachzuweisen, wobei er alle therapeutischen Apparate als vollkommen nutzlos verwirft. Zu dieser Zuversicht bewogen den Verfasser die glücklichen Erfolge bei Behandlung der gemeinen Cholera; die asiatische hatte er noch nie gesehen.

Viel gediegener war die Arbeit Dr. Carl Preus, Stadtgerichtsarztes zu Nürnberg, die sicher auch schöne Erfolge erzielt haben würde, wenn er nicht die Unklugheit gehabt hätte, über die Unvollkommenheit der Allöopathie rücksichtslos zu triumphiren und gestützt auf die Erfolge der Homöopathie in Astrachan und andern Orten Russlands diese ebenfalls als fast unfehlbar hinzustellen. Er empfahl dieselben Mittel wie Schubert, und zwar ebenfalls nur in Streukügelchen 30ster Potenz reihte Mercur noch an und hob besonders als Vertrauensumstand hervor, dass der ehrwürdige Hufeland dem Arsenik das Wort rede.

Interessant ist besonders der zweite Abschnitt, wenn man vorzüglich die Ansichten seiner Zeit mit denen der jetzigen vergleicht. Indem er endlich die Wege der Verbreitung und Cholera untersucht kommt er nämlich zu der Ansicht, dass weder die Annahme eines Contagiums noch die Annahme einer rein atmosphärischen Krankheit für sich allein hinreichen, um alle Erscheinungen bei der Entstehung der Choleraseuche und ihrer bisherigen Verbreitung genügend zu erklären.

Nach seiner Ansicht scheinen vielmehr alle die vereinzelt dastehenden Erscheinungen, unter einem gemeinschaftlichen Gesichtspunkt gebracht, auf eine unmittelbare tellurische Krankheitsursache, auf eine Emanation, Exhalation eines aus dem Erdboden selber sich entwickelnden specifischen Krankheitsstoffes hinzuweisen, welcher erst mittelbar, vermöge seiner Auflösbarkeit in den unteren Schichten der Atmosphäre, sich vervielfältigt und von ihr nun weiter fortgetragen und fortgepflanzt wird; durch ihre Fortdauer wurde dann diese tellurische oder vulkanische Emanation zur atmosphärischen oder unter begünstigenden Verhältnissen auch zur individuell contagiösen Krankheitsursache. In der Mehrzahl der von der Krankheit ergriffenen Orten waltet daher das

tellurische Krankheitsprincip, in anderen, bei grösseren Strecken und einer bestimmten Richtung, das atmosphärische.

Ueberdies genoss Preu den Triumph, dass ein Allöopath, C. Dürssen aus Meldorf, in der Süderdithmarschen, welcher eine merkwürdige Uebereinstimmung der Cholera mit den europäischen Sommerfiebern entlang der Küstenländer der Nordsee vom Jahre 1826 bis 1829 zu erkennen glaubte, sich unbedingt für Preu und den Arsenik aussprach.

Schröter in Lemberg war der dritte, welcher mit seinem Schreiben an die Versammlung homöp. Aerzte in Naumbung 1831 debütirte. Unglücklicherweise konnte aber auch seine Schrift durchaus nicht auf Eclat Anspruch machen. Er referirte zu jener Zeit, dass er 26 Cholerakranke privatim, und zwar in den ersten Stadien mit Ipecac. und Arsen, und zwar sehr oft mit Riechenlassen geheilt habe, einmal nur öffentlich aufgetreten sei, nach Hahnemann den Kampherspiritus angewendet habe, und hiervon nach 36 Stunden im Stiche gelassen worden sei. Die 6 Formen der Cholera, welche Hahnemann aufstellte, fand er nirgends vor. Der erste Eindruck ist immer der Beste. Was Wunder deshalb, dass die späteren günstigen Resultate seitens der allöopathischen Redaction und Aerzte misstrauisch aufgefasst, ausgebeutet und als Ergebniss ihrer Ansichten angeführt wurden. Zu verunglimpfen wagte man allerdings hierbei die Homöopathie nicht, weil bei sehr vielen Mitteln und Methoden, nämlich selbst der Laie zwischen den Zeilen zu lesen vermochte.

So blieb zu der Zeit den homöopathischen Journalen, die damals sich bei weitem nicht so in einem seperatistischen Cyclus bewegten, wie heutzutage, ganz allein die Rechtfertigung übrig und sie gelang. Trotzdem wird es aber sehr fraglich sein, ob sie überhaupt jene Achtung gebietende Reflexe erzielt haben würde, welche sie erreichte, wenn nicht ein Quin und noch dazu mit seinen fremden Titeln und seiner fremden Sprache zu allererst das Schwert in die Waagschaale geworfen hätte.

Quin auf einer wissenschaftlichen, zunächst der Homöopathie geltenden Reise begriffen, revidirte dann eine grosse Anzahl anderer Städte, wo Homöopathen geheilt hatten und gab in einem Schriftchen damals ein staunenerregendes Resumé über die Vorzüglichkeit derselben heraus, staunenerregend, weil es überall auf Bekanntmachungen der Behörden fusste.

Während das Ergebniss der allöop. Heilung in 17 verschiedenen Städten von 26,527 Erkrankten, 13,355 Genesene und 13,039 Gestorbene ergab mithin eine Mortalität von 49 bis 50 auf 100, wies die Homöopathie in 19 verschiedenen Städten von 1557 Erkrankten 146 Genesene und 93 Gestorbene nach, also eine Mortalität von 6 auf 100. Speciell führt die A. H. Z. (Nr. 1, Bd. 1) an, als handelt an der Cholera von Quin bei seinem Aufenthalt in Tischnowitz 29, gestorben 3; Gebrüder Veith in Wien (wir machen hiermit darauf aufmerksam, dass die beiden Brüder, von denen der eine Arzt und Professor der Thierheilkunde und der andere Geistliche in Wien ist, oft mit einander verwechselt worden sind. Namentlich danken wir den letzteren sehr gediegene Mittheilungen über den Phosphor und seine Präparate in der Cholera, und zwar zu einer Zeit, wo nur wenige desselben gedachten) 125 Behandelte 122 Geheilte. M. Hanush in Tischnowitz 84 Behandelte 78 Geheilte. Dr. Gerstel in Prag 330 Behandelte 298 Geheilte. Dr. Bakody in Raab in Ungarn 154 Behandelte 148 Geheilte. Dr. Seider in Wishney Wolotschok 109 Behandelte 86 Geheilte. Dr. Stieler in Berlin 31 Behandelte 25 Geheilte. Dr. Vrecha in Wien 144 Behandelte 132 Geheilte. Dr. Lichtenfels in Wien 40 Behandelte 37 Geheilte Dr. Schröter in Lemberg 27 Behandelte 26 Geheilte. Ein Graf Nadasdy zu Dàka in Ungarn behandelte seine Kranken lediglich nach Hahnemann mit Kampferspiritus und rettete von 161 dennoch 146. Rummel in Merseburg behandelte mit Dr. Röhl aus Querfurt und Dr. Haynel aus Lomatsch 46, von denen 28 genasen und 22 in andere Behandlung übergingen; hierbei ist zu berücksichtigen, dass dieser durch die lebhaft ausgebrochene Epidemie tief gebeugt und selbst erkrankt war, denn gleich im ersten Anfall verlor er seine Frau und Tochter, während er und noch 4 andere Kinder gerettet wurden. Gleich glänzende Berichte trafen aus Russland ein, wo z. B. Niemayer aus Saratoff an die Kaukasische Linie beordert wurde und von 32 Erkrankten 28 rettete, und in der Privatpraxis alle 40 mit cholerischen Symptomen Behaftete herstellte. Ebenso v. Schneering, zu jener Zeit Regimentsarzt bei der allen Unglücksverhältnissen ausgesetzten russischen Kriegsarmee, der von 60 dennoch 44 herstellte und 3 schon fast sterbend erhielt. Endlich Staatsrath Dr. Eglan in Kursk, von Lroff und der Liceumdirector Müller in Saratoff.

Diese Berichte und eine ziemlich fleissig hervortretende, meist mit obrigkeitlichen Zeugnissen ausgestattete, den doppelten Zweck der Aufklärung und Belehrung verfolgende Literatur verwischten nach und nach das Fiasko, welches die oben angeführten Calculanten hervorgebracht hatten. Mit ungemeinem Fleiss hat Rückert einen vollständigen Auszug der ganzen homöop. klin. Literatur bis zum Jahre 1850 zusammengesetzt (Abgedr. aus: Klinische Erfahrungen in der Homöopathie. Dessau 1857, Gebr. Katz). Wir begnügen uns nach alphabetischer Ordnung von Monographien noch anzuführen:

Abfertigung und Warnung vor einem gewissem Krüger Hansen und seinem, im Hamburger Correspondenten vom 7. Sept. d. J. empfohlenen Mittel gegen die Cholera, von Scheue Niemand, Hamburg 1831, Hoffmann und Campe (jene kleine Schrift, welche wir schon früher erwähnten und welche in Hamburg und namentlich in Norddeutschland Veranlassung zu den äusserst heftigen Kämpfen gegen die Homöopathie wurde).

Anleitung zum zweckmässigen Verhalten bei der Cholera. Nebst Anhang die Heilung der Cholera nach homöop. Grundsätzen, Leipzig 1848, Brockhaus (wahrscheinlich von Schubert).

Auszüge briefl. Mittheilungen, die asiatische Cholera, deren Eigenthümlichkeiten und ihre homöop. Behandlung betreffend, Leipzig 1832, Künzel (Caspari).

Bakody, hom. Heilung der Cholera 1832. Stein am Anger. Jenes Schriftchen, welches Veranlassung zu den bekannten Streitigkeiten desselben mit den Aerzten Dr. Balogk und Karpff in Pest wurde, welch letztere Müller in Leipzig bündig wiederlegte.

Homöop. Behandlung der Cholera von Dr. Brutzer, Riedel, Hencke und Lemcke, Riga 1848.

Authentischer Bericht, über die glücklichen Erfolge der homöopathischen Heilmethode in der Cholera. Auf Kosten eines Privatmannes (Schumann) aus dem Allg. Anzeiger 1831, Nr. 321, besonders abgedruckt, und gratis ausgegeben durch Reclam in Leipzig.

Dr. Bigel, ausführliche Vorlegung der von dem berühmten Dr. Hahnemann vorgetragenen Heilungsart der asiatischen Cholera. Breslau 1831.

Bönninghausen, Heilung der Cholera und Schutzmittel nach Hahnemanns neuestem Schreiben an den Verfasser. Münster 1833, Regensburg.

Kurze Belehrung für Nichtärzte über Verhütung und Behandlung der Cholera, zufolge Beschlusses der Versammlung homöop. Aerzte des Rheinlandes vom 10. August 1849; ebendaselbst.

Cholera, die mit dem besten Erfolge bekämpfte durch die homöop. Kurart. Nach Auszügen aus den Schriften von Hahnemann. Schmidt, D. J. u. s. w. Bremen 1835, Geissler.

Die *Cholera-Epidemie*, in St. Petersburg 1848 beobachtet im Obuchowschen Hospital. Petersburg, Schmitzdorff, 1849.

Goebel, Dr., Joh. Kurzgefasste Beschreibung der asiat. Cholera und das Verhalten zur Zeit der Epidemie. Danzig 1848.

Honigsberger, Joh. Mart. Früchte aus dem Morgenlande oder Reiseerlebnisse, nebst naturhistorisch-medic. Erfahrungen etc. Wien 1853, Gerold. (Wir greifen hier absichtlich in der Zeit etwas vor. Der Verfasser ist jedoch ein alter Homöopath und behandelte die Cholera, während sie in Europa grassirte, mit Erfolg in Asien. Seine Einimpfung der Quassia gegen dieselbe und die von vielen Missionären bestätigten grossartigen glücklichen Erfolge beschäftigen, jetzt bekanntlich die allöop. und homöop. Welt Wiens, und von allen Seiten ist man zur physiologischen Prüfung der Quassia vorgeschritten. Seine Werke sind bereits in viele fremde Sprachen übersetzt).

Jourdan, A. J. L. Die Cholera. Anleitung, wie dieser Krankheit am zweckmässigsen vorgebeugt werden kann und welche Mittel anzuwenden sind. Mainz 1849.

Kammerer, C., D. Homöop. Behandlung der Cholera nach Hahnemann. Stuttgart 1832.

Lobethal, Jul. Dr. Die Homöopathie in ihrem Ursprunge, ihrer Entwickelung und ihrem Werthe betrachtet. Leipzig 1835.

Ueber die glückliche Behandlung der asiatischen Cholera. Zum Besten des Hahnemanns-Denkmals 1848.

Mandt, M. Dr. Rückenmark und Darmschleimhaut und ihr Verhältniss zur Cholera. Petersburg 1849.

v. Mordwinoff. Ein Wort über Homöopathie, nebst einem Briefe und Verzeichniss über die in Saratoff Geheilten. Uebersetzt von Eckenstein. Dresden 1832.

Prietsch, G. Die homöop. Behandlung der Cholerine und Cholera,

nebst Angabe der sichersten Schutz- und Heilmittel. Zur Belehrung für Laien. Dessau 1854.

Quin, F. F. Dr. Ueber die homöop. Behandlung der Cholera. Aus dem Französischen übersetzt von G. v. Brunnow. Dresden 1832.

Reubel, J. J. Dr. Vier Vorlesungen über die Cholera in Europa. München 1831.

Röhl, Dr. Bestätigte Heilung der Cholera durch homöop. Arzneien. Eisleben und Berlin 1832.

Roth, J. J. Dr. Die homöop. Heilkunst in ihrer Anwendung gegen die asiatische Brechruhr. 1. Heft. Leipzig 1833.

Ueber die Schutzkraft des Kupferblechs beim Herannahen der Cholera. München 1832.

Neueste Erfahrungen auf dem Felde der homöop. Heilkunde, 1. H. Cholera-Morbus. München 1837.

Rummel. Heilung der Cholera. Merseburg 1831.

Ruoff, A. F., Dr. Ueber die Cholera und deren specifische Behandlung. Leipzig 1838.

Schmid, Georg, Dr. Das Wesentlichste und Wichtigste von der homöop. Behandlung der Cholera. Wien 1849.

Schmidt, A., Dr. Anhang zu Hahnemanns Aufruf an denkende Menschenfreunde über Ansteckungsart der Cholera. Leipzig 1831.

Heilung der Cholera. Leipzig 1831.

Schwartze, G. G., Dr. (?) Einfache Schutz- und Heilmittel wider die Cholera, nach hom. Grundsätzen. Nebst einem Verzeichnisse erlaubter und unerlaubter Speisen während ihrem Dasein. Dresden 1831.

Schweikert, Joh., Dr. Homöop. Rathgeber bei Choleraerkrankungen, enthaltend eine kurze Darstellung etc. Breslau 1853.

Woost, Dr. Einige Worte über die Cholera. Nebst einem Verzeichniss der über sie erschienenen Schriften. Oschatz 1831.

Einige Worte über die Cholera im Falle einer nöthigen Selbsthülfe (wahrscheinlich von Brutzer), Riga 1848.

Die Literatur des Auslandes war natürlich ebenfalls stark, jedoch meist wie in Deutschland, nur in keinen Broschüren vertreten. Hauptrepräsentanten sind:

Béchet. Des expériences faites à l'Hôtel-Dieu de Marseille sur le traitement homoeop. du cholera. Avignon 1857.

Chargé, A. L'homoeopathie et ses detracteurs à l'occasion de l'épidémie de Choléra qui a régné à Marseille en 1854.

Traitement homoeop., presérvatif et curatif du choléra épidémique. Instruction populaire etc. Paris 1855.

Davasse, Jules. Therapeutique expérimentale. Etude sur les effets etc. de la strychnine et de la noix vomique dans le traitement du Chólera. Paris 1854.

Escallier. Preservation du Cholera Asiatique. De la vertue préservative du cuivre, à propos du mémoire du Dr. Burq. Paris 1854.

Gouillon, dit Le Thière. Instruction sur le traitement homoeop. de la cholerine et du cholera. Paris 1856.

Hernandez y Esposo, Don Pio, consideraciones importantes sobre el cólera epidemico, y demonstracion de la superiouidad etc. Madrid 1854.

Laurie, J. Cholera and Cholerine, a few plain directions oor the Homoeopathic Treatment and Prevention. London 1851.

Lee, J. G. de Aziatische Cholera, hare Kenteeken, homoeopathische genezing en vorbehoedling. s'Gravenhage 1843.

Memoria, sobre el cólera morbo asiatico. Publicada por la sociedad Hahnemannia matritense. Madrid 1849.

Molinari, de. Préservatifs et traitement du Cholera, d'après la méthode homoeop. de Boenninghausen. Bruxelles 1860.

Pellicer, D. Thomás. Instruccion metódica al alcance de toda clase de personas preservativos y curativos del colera epidemico. Madrid 1855.

Roux de Cette. Préservatifs homoeopathiques à mettre en usage contre le cholera morbus epidemique et resultats obtenue par homoeopathie etc. Montbellier 1854.

Roux. L'homoeopathie appliquée au traitement du cholera morbus epidemique. Paris 1857.

Tessier, J. P., Dr. Recherches cliniques sur le traitement de la pneumonie et du choléra suivant la methode de Hahnemann, précédées d'une Introduction sur l'abus de la statistique en medicine. Paris 1850.

Dass die Journalistik mit der öffentlichen Presse concurrirte, bedarf sicher nicht erst der Erwähnung. Ungemein auffallend ist natürlich hierbei der Contrast zwischen dem ersten heftigen Auftreten der Cholera im Jahre 1830 und dem nochmaligen zweiten. Wollten wir die Homöopathen gleichsam nach Stämmen gruppiren, so müssten wir

hier vor allen die Baiern und dann die Oesterreicher als diejenigen bezeichnen, welche alle andern an Fleiss, aber auch an glücklichen Resultaten überragten. Als Bayern wären hier:

v. Grauvogl, Dr. Zum Schutze gegen die Cholera. Ansbach 1855 und *Mahir*, Dr., Privatdoc: die Cholera in München 1854; deren Entstehung, Verbreitung, homöop. Behandlung, München 1854 zu nennen, dann die Aufsätze in der Allg. hom. Zeitung von Gerster, Quaglio und Unsin.

Von den Oesterreichern fesselt uns besonders Gerstel, Band 53 (welcher auch den Originalbrief des Dr. Veit, Dompredigers an der Metropolitankirche zu St. Stephan und die Bemerkungen über Phosphor anführt). Verstreute Aufsätze fallen auf Attomyr, der das Colchicum dringend in einzelnen Fällen empfahl, Wurmb, Fleischmann und Andere.

Ausserdem finden wir gediegene Aufsätze von Sybel in Aschersleben, Bruckner in Basel, Engelhard in Gieboldshausen, Findeisen in Danzig, Spech in Buckarest.

Von den Amerikanern lernten wir in Auszügen als vorzugsweise erwähnenswerth kennen: Kitchen in Philadelphia, der der Iris versicolor das Wort redet.

Wir erwähnten, dass die allgem. Situation der Medicin in Deutschland der Allöopathie Achtung vor der Homöopathie abgedrungen und in ihr sogar das Bedenken wach gerufen habe, ob nicht gar etwa die vom Auslande unaufhaltsam vordringende und tief eingreifende Universalreform schon zum Theil in ihr vorhanden gewesen sei und etwa in Zukunft etwa vielfach mit ihr Hand in Hand gehen werde.

Der auch vom Auslande gelieferte Beweis, dass sich Pneumonieen recht gut ohne Blutentziehungen behandeln liessen, eine Methode die bekanntlich unser Meister zuerst unter allen Fällen durchgeführt hatte, und ein fernerer, dass selbst der Tartarus stibiatus seiner Dictatur zu entsetzen sei — eine Ansicht die der geniale Peschier aufstellte, nachdem er zuvor als Schüler Rasoris und eifriger allöopath. Schriftsteller denselben erst zu seinem Dominante verholfen hatte — hatten allgemeine Bestürzung hervorgerufen.

Betrachten wir den medicinischen Weltlauf jetzt näher!

Bereits S. 50 hatten wir erwähnt, dass Bichat und Laennec in Frankreich die patholog.-anatomische Schule ins Leben gerufen hatten,

welche sich die Aufgabe stellte die pathologische Anatomie zur Klinischen zu erheben, indem sie das Bestreben darlegte: aus den anatomischen Veränderungen der nach Siechthum Gestorbenen die Mittel aufzusuchen, welche den Krankheitszustand zur Norm zurückzuführen vermöchten, falls Vergleiche der Symptome mit der Section Aufschlüsse zu geben vermöchten.

Ein vollkommen neuer Wissenschaftstheil, die physikalische Semiotik, war hier mit seinen schlichtesten Cardinalsätzen und Cardinaltugenden in's Dasein gerufen worden und seine Nothwendigkeit und Zweckmässigkeit machte sich von Beginn seines Auftretens so geltend, dass sich nicht allein die grössten Autoritäten Frankreichs, sondern auch Englands anschlossen. Ziemlich spät trat erst Deutschland hinzu und zwar dann auch erst, nachdem heimische Gelehrte die Spreu vom Korn entfernt hatten. Um zu ihnen übergehen zu können lassen, wir erst Wunderlich das Wort, der in seiner Geschichte der Medizin die Vorzüge aber auch Fehler dieser anatom.-physiologischen Schule meisterhaft gediegen und mit classisch gedrängter Kürze folgendermassen beleuchtet:

Die symptomatische Medicin hatte aus der Aehnlichkeit der Symptome auf Gleichartigkeit der Krankheit geschlossen und so eine Menge von Krankheitsspecies aufgestellt, die nur auf das ganz äusserliche Beisammensein von Symptomen gegründet waren. Die pathologisch-anatomische Schule verwarf fast alle diese auf äusserliche Aehnlichkeit basirten Krankheitsbilder und führte dagegen ihre Krankheitsformen auf die anatomischen Läsionen als auf das Wesentlichste zurück. Damit brachte sie den Untergang allen jenen steifen, unnützen und verwirrenden Classificationen, die auf wesenlose Eintheilungsprincipien basirt waren (Krankheiten der Irritabilität, Sensibilität, sthenische und asthenische Krankheiten).

Der grösste Gewinn der anatomischen Schule liegt darin, dass sie die Gewohnheit herbeiführte, anatomisch zu denken, dass sie durch die erworbenen Kenntnisse von Störungen der einzelnen Organe nöthigte, in jedem Einzelfall auch dieser Organe und der möglichen Störungen in ihnen sich zu erinnern. In Folge davon tritt der Arzt mit ganz andern Anforderungen an sich, mit einer ganz veränderten Aufgabe ans Krankenbett; und es wird ihm geradezu unmöglich, sich in den früheren Nebel zu verflüchtigen.

Diese zur Gewohnheit gewordene Nothwendigkeit, anatomisch zu denken bei der Beschäftigung mit Kranken, ist der Punkt, durch welchen sich die neue Zeit von der alten am durchgreifendsten unterscheidet. Hierin liegt aber auch der Grund, wesshalb ganz tüchtige Aerzte der alten Schule so oft nicht mehr im Stande waren, selbst bei aller Einsicht, bei allen Kenntnissen und beim besten Willen in der neuen Richtung sich zurecht zu finden. Es war ihnen nicht mehr möglich, anatomisch denken zu lernen. Alles Gelernte war nur angenommen, hing nur an, wie etwas Fremdartiges, einer fremden Sprache gleich, die man nicht von Kindesbeinen an gesprochen, sondern erst im Alter gelernt hat.

Die pathologisch-anatomische Schule suchte allenthalben das kranke Organ zu bestimmen und die Art der materiellen Veränderungen in ihm aufzufinden. Diess galt von jetzt an als Aufgabe im Einzelfalle, wie als Ziel für die Construction der gesammten Krankheitslehre.

In Beziehung auf letztere führte daher diese Schule eine totale Umgestaltung mit sich, welche Umgestaltung sich theils auf Entfernung vieler alten Species, die selbst bis auf den Namen verloren gegangen sind, bezog, theils auf eine gänzliche Umwandlung der Begriffe und selbst der Namen, indem unter manchen früher geläufigen Ausdrüken sehr verschiedene anatomische Zustände aufgefunden wurden und diese daher getrennt werden mussten, bei andern wesentliche früher ungeahnte Störungen der Krankheit nachgewiesen wurden und ihr daher auch den Namen gaben. Dadurch gestaltete sich die ganze Terminologie der Wissenschaft neu oder in anderem Sinne und diese neue Sprache war nur die Manifestation des neuen Denkens.

Die Entitäten der alten Schule fielen dadurch von selbst. Broussais hatte sie durch seine Angriffe auf die Ontologie logisch aufgelöst, die anatomische Schule zeigte ihre Wesenlosigkeit auf positivem Wege. Aber die anatomische Schule war sich bei der Beseitigung der Krankheitseinheiten doch der ganzen Unwissenschaftlichkeit der alten Pathologie nicht recht bewusst. Schon aus Opposition gegen Broussais und aus Abneigung gegen alles Theoretisiren fasste sie die Frage nicht scharf ins Auge. Wenn sie daher auch die alten Entitäten aufgab, so setzte sie ganz unbefangen neue, anatomische an ihre Stelle. Sie schuf pathologisch-anatomische Species. Dieses Speciesmachen der anatomischen Schule war jedoch nicht das Ergebniss eines naturhistorischen Vor-

urtheils, vielmehr zumeist nur ein Mittel, die Beschreibung und sprachliche Handhabung der Objecte zu erleichtern. Die Species dieser Schule waren weder so wesenlos wie die alten, noch wurde an ihnen mit der früheren Aengstlichkeit festgehalten, wie von den Systematikern. Sie erschienen mehr als augenblicklich gewählte Abgrenzungen, die nach Bedürfniss wieder aufgegeben wurden und auf welche keine strenge Classification zu basiren war. Bei den Intelligenten dieser Richtung haben sie lediglich auch keinen Schaden gebracht. Beim grossen Haufen und bei den Schwächeren hatten sie allerdings den Nachtheil, dass sie die Wirkung des Broussais'schen Angriffs auf die Ontologie abstumpften und den Erfolg desselben für viele wieder verlustig gehen liessen.

Die ganze Methode der Beobachtung wurde geändert. Während man früher vor Allem auf diejenigen Erscheinungen Rücksicht genommen hatte, welche den allgemeinen Zustand anzeigten, richtete sich jetzt die Beobachtung mehr auf locale Phänomene. Das Raisonnement über das Beobachtete drehte sich jetzt nicht mehr um die allgemeinen Kräfte, sondern bezog sich auf den Stand der anatomischen Veränderungen. Diess führte zu der Tendenz einer möglichst genauen detaillirten Erforschung der Thatsachen, sowohl der Veränderungen, die der Lebende bietet, als derer, die in der Leiche gefunden werden. Eine grosse Menge von Entdeckungen wurde dadurch gemacht. In demselben Masse verloren die alten Autoritäten, deren Angaben man nicht bestätigt fand, an Credit. Man glaubte nur dem, was man selbst sah und zweifelte an Allem, was durch die Tradition überkommen war. Vornemlich nachdem die numerische Methode sich unter den Beobachtern eingebürgert hatte, wurden alle bisherigen Annahmen als verdächtig angesehen und eine radicale Revision der ganzen Wissenschaft angestrebt. Eine wohlthätige Skepsis ist dadurch herbeigeführt worden, bei vielen aber auch die falsche Sucht, durch widerspenstige und hartnäckige Zweifelsucht ihre Wissenschaftlichkeit zu documentiren. Auch ist ein grosser Theil schon vorhandener werthwoller Beobachtungen dadurch in der Erinnerung ausgelöscht worden und in völlige Vergessenheit gefallen.

Die Erfolge der neueren genauen Beobachtung waren in der That immens. Wie von selbst lieferten sich die Entdeckungen in die Hand und wo man hinblickte, da fand sich Neues. Eine Menge bis dahin

unbekannter Zustände, wie man zu sagen pflegte, neuer Krankheiten wurde entdeckt, von denen die alte Schule lediglich keine Ahnung hatte, Die Verfolgung aller möglichen Störungen an jedem einzelnen Organe vervielfältigte die Formen des Krankseins ins Unendliche und doch gewährte sie einen leichteren Einblick und eine raschere Uebersicht als die früheren künstlich-systematischen Anordnungen der damals viel sparsamer angenommenen Krankheitsformen.

Ebensoviel hat die anatomische Schule in der Erkennung der localen Störungen beim Lebenden gefördert. Sie hat dabei nicht nur negativ durch Zurückweisung zahlreicher unberechtigter Annahmen gewirkt, sondern durch Einführung von einer Menge neuer, namentlich der auf physikalische Verhältnisse hinweisenden Zeichen.

Doch hätte sie auch hiebei, wenn sie ihrer Aufgabe sich klarer bewusst gewesen wäre, noch mehr leisten können.

Statt nemlich bei der Deutung eines Symptoms dieses immer nur auf das Organ zurückzuführen, von dessen Läsion es zunächst abhängt und dadurch die gesammten Erscheinungen des Falls in verschiedenen ergriffenen Organen zu localisiren, war bei dieser Schule die Tendenz vorherrschend, die Gesammtkrankheit und alle ihre Symptome stets nur auf ein Organ zu beziehen, in ein Organ zu localisiren, mit andern Worten den Sitz der Krankheit aufzufinden. Ist es auch für sehr viele Fälle von höchstem Interesse, den topischen Ausgangsherd der Krankheit zu entdecken, so giebt es doch Fälle genug, bei welchen durch ein solches Verfahren nur eine schiefe Vorstellung erlangt wird und in allen Fällen ist die einzige vollständige Einsicht nur dadurch zu erlangen, dass der Werth der Betheiligung der sämmtlicheu Organe richtig geschätzt wird.

Eine physiologische Deutung der Krankheitserscheinungen wurde von der pathologisch-anatomischen Schule fast ganz vernachlässigt. In der Epicrise der besten Schriftsteller dieser Schule wird kaum an eine physiologische Erörterung gedacht. Alle Erscheinungen werden vernachlässigt, deren Ursache nicht unmittelbar mit dem Messer nachgewiesen werden kann, und jede palpable Veränderung, die sich vorfindet, wird ohne Weiteres als Ursache der Erscheinungen angesehen, wenn sie auch nur in fernem Zusammenhang mit diesen stehen. So werden kaum besprochen der Schmerz, das Verhältniss der Secretionen, die

Veränderungen der Eigenwärme, die Pulsverhältnisse. Oder es werden Symptome ohne Weiteres entfernten Veränderungen zugeschrieben (Kopfschmerz der Darmaffection z. B.)

Ueberhaupt ging diese Schule bei ihrer Semiotik ganz empirisch zu Werk, indem sie untersuchte: welche Symptome pflegen bei diesen oder jenen anatomischen Hauptstörungen der Organe vorzukommen? welche Veränderungen finden sich bei diesen oder jenen Symptomen? Diesen Fehler trifft man am vollendetsten bei der numerischen Methode. Die Zurückführung auf physikalische oder physiologische Nothwendigkeit wird nirgends mit Bewusstsein angestrebt.

Die Zeichen, selbst in der physikalischen Semiotik, werden daher auch nicht auf die wirklichen physikalischen Verhältnisse zurückgeführt, sondern die Zeichen nach äusserlicher Aehnlichkeit mit sonstigen Erscheinungen (Schallarten, Geräuschen) verglichen (râle ronflant, Blasebalggeräusch, Nonnengeräusch, Feilen, Sägegeräusch, Schleierhauchen, Leberton, Milzton etc.) und nun einfach empirisch untersucht, bei welchen anatomischen Veränderungen dieses oder jenes Symptom sich vorfindet. Es mussten dadurch wichtige Resultate geliefert werden, aber eine wirkliche Einsicht ward nicht hergestellt, ja sogar verzögert.

Damit zusammenhängt, dass diese Schule eine grosse Anzahl von Krankheitsfällen, bei welchen die Anatomie wenig oder nichts zur Aufhellung zu leisten vermag, vernachlässigte und gewissermassen aus der Pathologie beseitigte. So namentlich die meisten nervösen Störungen und complicirten Affectionen, deren Zurückführung auf ein Localleiden nicht sofort gelingt. Ueberhaupt hat sie der Hospitalpraxis, in welcher die ausgebildeten Fälle vorwiegen, ein augenblickliches Uebergewicht verschafft und eben dadurch die Einsicht in die zahlreichen Vorkommnisse der gemeinen Praxis für längere Zeit zurückgesetzt.

Auch die Zustände der Flüssigkeiten (des Bluts, Harns) und die von ihnen abhängigen Zufälle und Erscheinungen wurden von der anatomischen Schule lange gering geachtet. Erst in der Folge wurde denselben mehr Aufmerksamkeit geschenkt und es gestaltete sich eine neue humoral-pathologische Richtung. Constitutionsaffectionen wurden überall zu wenig beachtet.

Die ausschliessliche Rücksichtnahme auf grobe top. Störungen hatte das Interresse für alle anderen Fragen geschwächt oder selbst verdächtig gemacht.

Damit fiel freilich auch eine Menge theoretischer Bedenken weg, welche den Arzt der Schule mit seiner Irritabilität, seinen Factoren und Polen, seiner Voraussetzung von Erregbarkeitserschöpfung, Tendenz der Naturheilkraft etc. gequält hatten. Manche sublime Fragen wurden gar nicht mehr gestellt; die Aufgabe der Beurtheilung, indem sie reeller geworden war, gewann an Einfachheit.

Eine grosse Vorsicht im Raisonnement ist Charakter dieser Schule gewesen. Sie hat freilich dabei eine gewisse Armuth an Ideen herbeigeführt. Auf der andern Seite aber hat sie in der Medicin den Sinn für Objectivität eingebürgert und den ungeschminkten Thatsachen ihr Recht gelassen. Daher sind auch die Arbeiten der schwächern Mitglieder dieser Schule immer von einer gewissen Brauchbarkeit und von Werth und werden nicht von den verquälten Conjecturen der Elaborate gleicher Stufe aus der deutschen Medicin verunstaltet.

Bei der Erforschung des Thatsächlichen geht die französische pathologisch-anatomische Schule zwar stets auf das Detail; aber nirgends auf das letzte Detail. Die microscopische Anatomie der veränderten Gewebe wurde von ihr lange noch vernachlässigt, als sie anderwärts schon grosse Erfolge errungen hatte.

Auch konnte sich die Schule noch lange nicht zu klarer Anschauung der pathologischen Processe erheben. Weder die Entwicklung noch die Ausgleichung derselben wurde verfolgt. Mystische Ausdrücke und Begriffe: Irritation, Tendenz der Natur, organisches Leben werden immer noch überall eingeschoben, auch wo klarere Vorstellungen möglich gewesen wären.

Die Therapie der pathologisch-anatomischen Schule war im Allgemeinen noch längere Zeit sehr einfach, und wenn auch gegen die Broussais'schen Excesse in Blutentziehungen polemisirt wurde, so blieb doch auch bei ihr das Blutentziehen die Hauptsache; leichte Tisanen wurden daneben gegeben. Lännec jedoch hatte schon angefangen, unter Umständen eingreifender zu verfahren und hat selbst von der gewaltthätigen Rasori'schen Therapie etwas aufgenommen. Später verfiel die Schule zum grossen Theil in den Enthusiasmus für toxische Dosen.

Die Indicationen wurden fast durchaus nicht aus Individualdiagnosen abgeleitet, sondern grösstentheils an die Nominaldiagnose der Krankheit gebunden. Die numerische Methode hat dieser unpassenden

und schlendrianmässigen Therapie um so mehr Vorschub geleistet, als sie dieselbe mit einer Art rein wissenschaftlichen Nimbus umgab.

Im Allgemeinen hatte das therapeutische Handeln der pathologischen Anatomie etwas hoffnungsloses; denn die massiven Veränderungen der Organe imponirten im Anfang so, dass man an jeder Wiederherstellung der Integrität verzweifelte, um so mehr, da die Verfolgung der Heilungsprocesse überall versäumt wurde. Daher war man in der Blüthe der pathologisch-anatomischen Schule mehr als je von der absoluten Unheilbarkeit zahlreicher Krankheiten überzeugt und hörte auf, auch nur Versuche zur Ausgleichung zu machen. Das exspectative Verfahren wurde dadurch vorherrschend, indem man bei geringfügigen Störungen es nicht der Mühe werth fand einzugreifen, bei grossen keinen Nutzen davon zu haben glaubte.

Indem man überall die localen Veränderungen als das Hauptsächliche und fast einzig zu Berücksichtigende ansah, so lag es nahe und war selbst nothwendig, dass man wähnte, auch vornemlich durch topische Mittel wirken zu müssen. Man übersah völlig, dass bei Besserung des Allgemeinzustandes die örtlichen Veränderungen von selbst sich ausgleichen; aber man hielt es für unwissenschaftlich, auf den Allgemeinzustand zu wirken, von dem das anatomische Messer keine Kunde gab. Darum waren die früheren Aerzte bei aller Armuth ihrer Kenntnisse bessere Practiker als die pathologischen Anatomen, weil jene auf das zu wirken angewiesen waren, was in den meisten Fällen allein durch die Therapie modificirt werden kann: nemlich auf den Gesammtzustand, auf das Fieber, auf den Stand der Kräfte und der Ernährung.

So weit Wunderlich. Lernen wir nun die Helden der deutschen medicinischen Umsturzpartei selbst näher kennen, namentlich jene der physiologischen Schule, der einzigen mit der wir hinsichtlich der pathologischen Ansichten und Methoden übereinstimmen können.

Langsam und bedächtig ging die Metarmophose vor sich, wie wir schon berichteten. Die Schuld lag weder an einen Mangel der Uebersetzungen der französischen Meisterwerke, noch an dem von Persönlichkeiten welche sich selbst in der Tragweite der neuen Richtung genügend vertieft hatten, sondern lediglich an der Organisation der deutschen Hochschulen selbst. Die Mehrzahl der medicinischen Würden derselben befanden sich nämlich in den Händen moralisch allerdings,

25*

wie sich von selbst versteht, höchst achtungswerther aber von der fixen Idee der Unfehlbarkeit und Unübertrefflichkeit behafteten Persönlichkeiten. Der erhabene Gedanke, dass sie dem Vaterlande während der französischen Kriegszeiten vortreffliche Dienste geleistet, namentlich das verheerende Lazarethfieber anno 1813 muthig bekämpft, der Cholera in allgemeiner Eintracht alle nach allöopathischen Satzungen nur immer möglichen Hindernisse entgegengesetzt und ausserdem das Wohl der res publica äusserst sorgsam berücksichtigt hatten (wenn schon mit selbstverständiger Huldigung eines etwa stark hervorstechenden Nepotismus, um den eigenen nach ihrer Ansicht hell leuchtenden Mandarinenstamm nicht untergehen zu lassen) — dieser grosse Gedanke begeisterte, verjüngte sie, bestärkte auf der anderen Seite sie aber auch in der Ueberzeugung, dass wenn überhaupt eine Reform ja möglich sei, sie nur aus ihrem eigenen Fleisch und Bein hervorzukommen vermöge und hervorkommen dürfe.

Durch diesen Machiavellismus wurde Laennecs geistreicher Fortschritt, wurden Magendies Probleme fast zwei Decennien aufgehalten. Francois M. geb. 15. October 1783 zu Bordeaux, wo sein Vater als Arzt lebte, erst Prosector an der Universität, dann Arzt am Hótel-Dieu und endlich seit 1831 Professor am Collége de France, hatte begeistert durch die Thätigkeit seiner physikalischen Collegen an der Akademie, durch einen Laplace, Fourrier, Arago, Biot und Anderer, den Plan gefasst auch über die Medicin vermittelst des Experimentes, und sei es selbst des gewagtesten Experimentes, Licht zu verbreiten. Er unternahm es, sie ganz wie die Physiologie zu behandeln und zwar indem er sie als einen integrirenden Theil derselben, als Physiologie des todten Menschen auffasste. Schon von 1834 an erschienen, aber damals meist fruchtlos (von Heusinger, Eisen, Elsässer) Uebersetzungen seiner Werke, in denen er als obersten Grundsatz das Experiment als einzigen Pilot hinstellte um zur wahren Erkenntniss der Lebensphänomene zu kommen und in denen er einer Materie Medica Bahn brach, wie solche auf theils variirendem, theils übereinstimmendem Wege Hahnemann und die Homöopathen bereits seit 20 und noch mehr Jahren geübt hatten. Spärlich wurden zu jener Zeit auch die in der Folge zu einer neuen Humoralpathalogie drängenden und in seinen Journalen niedergelegten Experimente bekannt, welche er, Dupuy,

Trousseau, Gaspard, Leuret und Gendrin und Andere anstellten, indem sie in der Absicht durch jauchige Inspectionen in die Venen typhusähnliche Gestaltungen hervorzurufen eine ganz neue Colonne ehemals Verwirrung bringender und Heilung trotzender Krankheiten naturgemäss auffassen lernten; spärlich selbstverständlich ebenso die hierauf fussenden und hierin enthaltenen Arbeiten und Entdeckungen der Chemiker: Denis, Gavarret, Becquerel und Rodier beachtet und nachgeahmt.

Gleiches Schicksal mussten die Engländer und Italiener mit allen ihren störenden Neuerungen, gleiches aber auch die gesammten Nationgenossen erdulden und zwar selbst dann, wenn sie unmittelbare Landeskinder waren, aber nicht durch den Stammbaum ihre Verwandtschaft mit den Mandarinenthum nachzuweisen oder sich zum offenbaren Kreaturendienst zu entschliessen vermochten.

Mitte der dreissiger Jahre (Krukenbergs Thätigkeit nicht veranschlagt, welche schon Mitter der 20ger Jahre hervorstrahlte und namentlich durch Berücksichtigung der ausländischen Erfahrungen Norddeutschland zu beleben anfing) begann Schönleins Geistesfackel die allgemeine Nacht zu erhellen und verbreitete nach und nach über Göttingen, Jena, Giessen, Erlangen, Heidelberg und Zürich Licht, wohin seine Schüler nach und nach hinberufen wurden.

Schönlein ist am 30. Nov. 1793 in Bamberg geboren. Er bezog 1811 die Universität Landshut und 1813 die zu Würzburg. Schon im Jahre 1819, wo er als Privatdocent an der Universität Würzburg glänzende Vorträge über Krankheitslehre hielt, begann sich sein Ruf unter den Aerzten Deutschlands zu verbreiten. Allmählich wallfahrteten immer mehr Jünger der Heilkunde zur Würzburger Klinik, wo Schönlein zuerst in Deutschland den Leichentisch und die Ergebnisse der Anatomie zum sichern Prüfstein der Deutungen über das Zustandekommen der Krankheitserscheinungen im Leben machte. Schönlein hielt sich namentlich bei seiner Krankenuntersuchung an objective Erscheinungen, die er mit seltenem Scharfsinn so zu verbinden wusste, dass er kaum von einem andern Arzte in Erkennung der Krankheit und in Würdigung ihrer Gefährlichkeit übertroffen werden kann. Das Alles, namentlich aber auch die im Julius-Hospital zu Würzburg von ihm im Jahre 1824 begonnenen praktischen Uebungen am Krankenbett, bei denen er in freier und unvergleichlich lebendiger Darstellung das

treugemalte Bild des vollständigen Krankheitsverlaufs seinen Schülern vorzuführen pflegte, übten die mächtigste Anziehungskraft auf die nachwachsende Generation der Aerzte aus. Dabei schuf er ein originelles, freilich später von den Aerzten wieder verlassenes System der Krankheitslehre. Schönlein wollte mit Recht die Heilkunde zur Naturwissenschaft erheben, aber die Naturwissenschaften wurden damals noch völlig von der Naturphilosophie beherrscht; und da kurz zuvor die Botanik, Zoologie etc. ein System mit der Gruppirung in Arten, Gattungen und Klassen erhalten hatten, so unternahm Schönlein das mit Geist ausgeführte Wagniss, für die Krankheitslehre durch gruppirende Zusammenstellung des Aehnlichen ein gleiches „natürliches System“ zu gewinnen. Schönlein nahm drei Klassen von Krankheiten an mit Bezug auf ihren Sitz: erstens Krankheiten des Thierstoffs, der organischen Masse (Morphen), zweitens die des Bluts (Hämatosen), drittens der Nerven (Neurosen). Seine Zuhörer schlossen sich dieser neuen „naturhistorischen Schule“, die er hiermit gründete, unbedingt an und wurden später auf den Lehrstühlen der deutschen Universitäten zu enthusiastischen Verbreitern ihrer Lehren; wir nennen unter anderen bedeutenden Namen nur Canstatt, Fuchs, Siebert, Häser, Starck.

Mitten in diese Periode seiner kaum begonnenen wissenschaftlichen Thätigkeit fiel die Sturmperiode der Demagogenverfolgung. Jedes freie Element auf deutschen Universitäten sah sich plötzlich einer quälenden Untersuchung und Nachstellung ausgesetzt. Schönlein mochte nun wohl mit den burschenschaftlichen Verbindungen in keiner Beziehung stehen, auch hatte er in der That nichts Staatsgefährliches geschrieben, doch hatte er sich gewiss offen zu lieberalen Grundsätzen bekannt. Da er nun wusste, dass schon das genügte, ihn hinreichend zu graviren, so entzog er sich schnell durch heimliche Uebersiedelung nach Zürich den von einer fanatischen Partei drohenden Unannehmlichkeiten. Zürich nahm den politischen Flüchtling mit offenen Armen auf, übertrug ihm die Lehrkanzel für Pathologie an der Universität und die Leitung des städtischen Hospitals. So fand er Gelegenheit zur ungestörten Fortsetzung seines ruhmreichen Wirkens als Lehrer, ein grossartiges klinisches Material für diesen Zweck, aber auch eine durch das stets wachsende Vertrauen seiner Mitbürger zunehmende Wirksamkeit als praktischer Arzt. Von hier kam er, nachdem die Stelle eines Leib-

arztes des Königs der Belgier von ihm abgelehnt worden, nach Berlin, und da der alte Heim vor kurzem gestorben war, so folgte ihm Schönlein sogleich in der Gunst des Publikums. Er wurde der erste praktische Arzt Berlins und ist dies auch bis zu seiner Abreise unverändert geblieben. Seine Stellung daselbst sollte aber bald auch in anderer Weise wichtig werden. König Friedrich Wilhelm III. ward von der Krankheit erfasst, die seine letzte sein sollte, und Schönlein, schon damals eine Autorität auf medicinischem Gebiete, wurde darüber gleichfalls zu Rathe gezogen. Dr. Göschen in seiner „deutschen Klinik" erzählt uns, dies sei Anfangs nur mit Widerstreben des deutschen Monarchen geschehen, und derselbe, durch stetes Leiden verstimmt, habe kaum von dem Befühlen des Pulses, geschweige denn von einer genaueren körperlichen Untersuchung etwas wissen wollen. Auch habe das rückhaltlose, sichere Auftreten Schönleins zuerst keinen günstigen Eindruck auf den hohen Patienten gemacht — kurz, ihr erstes Zusammentreffen sei kein glückliches gewesen. Es waren damals viele Anekdoten über das Verhältniss der Beiden in Umlauf; bald aber änderte sich das und der gegenseitige Verkehr gestaltete sich zu einem freundlichen, ja gemüthlichen um. Als Rust starb, ward Schönlein auch der Leibarzt des Königs Friedrich Wilhelm IV., und wie treu und gewissenhaft, mit welcher Energie und welchem Freimuth er dies Amt stets und selbst in den kritischen Zeiten der letzten Jahre verwaltete, ist allen Zeitgenossen hinlänglich bekannt geworden.

Schönleins Berufung nach Berlin hatte in zweifacher Beziehung etwas Ueberraschendes. Ein früherer politischer Flüchtling, wurde er in seltener Weise mit dem höchsten Vertrauen beehrt und zugleich mit der Stelle eines Universitätslehres, eines Leibarztes und später mit dem Amte eines vortragenden Rathes für die Medicinalangelegenheiten im Ministerium betraut. Einem Gelehrten, der kaum etwas mehr, als seine Doctordissertation im Jahre 1816 (über die Hirnmetamorphose, in Würzburg) und einige Gelegenheitsschriften veröffentlicht hatte, wurde die bedeutendste Lehrkanzel für praktische Medicin in Deutschland übergeben. Allein man schätzte in ihm mit Recht den Lehrer, nicht den Schriftsteller. Nichts von dem, was seine Schüler als Inhalt seiner Lehre veröffentlichten, namentlich nicht das von Güterbock herausgegebene und mit Begeisterung aufgenommene Buch: „Schön-

leins allgemeine und specielle Pathologie und Therapie. Nach dessen Vorlesungen" (St. Gallen, 5. Auflage, 1841), hat Schönlein als wahren Ausdruck seiner Meinung anerkannt. Schönlein verdankt seine Autorität in der gelehrten Welt lediglich seinen mündlichen Vorträgen. Wie belebend und wie maassgebend lange Zeit Schönleins Einfluss war, kann man beispielsweise daraus entnehmen, wie schnell sich die Augen der Aerzte auf seine Anregung einem ganz bestimmten Theil der Krankheitslehre zuwendeten. Als er nämlich im Jahre 1838 so glücklich war, bei einzelnen Krankheiten der Haut und Schleimhaut mitten im krankhaften Gewebe mikroskopische Schmarotzerpflänzchen, sogenannte „Fadenpilze" zu entdecken, versprach diese Entdeckung in den 40ger Jahren eine merkwürdige Revolution der Heilkunde hervorzubringen. Es galt seitdem eine Zeitlang als nothwendige Bedingung heilkundiger Forschung nach Kryptogamen, nach Fadenpilzen als Erzeugern der krankhaften Stoffe zu suchen. Und da sich nun schon zuvor eine besondere, wie die Botanik klassificirte Krankheitslehre unter Schönleins Händen gebildet hatte, Schönlein selbst auch früher von Keim, Blüthe, Frucht und Fruchtboden der Krankheit gesprochen hatte, so wurde bei den überraschenden Erfolgen, die das Suchen nach Schmarotzern und Parasiten hatte, die Gefahr nicht gering, dass sich die Krankheitslehre durch Aufstellung einer Parasitenlehre auf Irrwege begab. Allein gewiss hat Schönlein die früher aufgestellte Systematik nicht in dem Sinne zu geben vermeint, wie sie Andere auffassten, auch hatten die Errungenschaften seiner Wissenschaft niemals eine die freie Umschau behindernde Wirkung auf die Schärfe seines geistigen Fernblicks.

Schönleins Talent, Genie und tiefes Wissen in medicinischen Dingen paarte sich mit einem seltenen praktischen Blicke und einem überaus treuen Gedächtniss. Dabei liebte und trieb er die Naturwissenschaften, beschäftigte sich mit Malerei und bildender Kunst so gründlich, dass er eine nicht unbedeutende Kennerschaft in beiden erlangte; von Numismatik und vielen Zweigen der Technik wurde er in hohem Grade angezogen. Als grösste Zierde seines Charakters müssen wir seine Humanität hervorheben, die er in gleichem Masse seinen Kranken, wie seinen Kollegen zu Theil werden liess. Sein Benehmen, alle Züge seiner äusseren Erscheinung deuten darauf hin, dass er sich stets des geistigen Adels bewusst ist. Das Alles macht es begreiflich, wie sehr man allge-

mein Schönleins Entschluss beklagt, schon jetzt, noch ziemlich rüstig, seine ruhmvolle, wenn auch höchst beschwerliche Thätigkeit mit dem Stillleben einer selbstgewählten Zurückgezogenheit zu vertauschen. In heilkundigen Kreisen trägt man sich mit der Hoffnung, dass Schönlein die Zeit seiner Musse zum Niederschreiben seiner reichhaltigen Erfahrungen benutzen werde. Die befruchtende Wirkung, welche er bisher auf die Heilkunde unserer Zeit ausübte, würde hierdurch am kräftigsten und nachhaltigsten unterstützt.

Schönleins Wirken, obschon vom Jahre 1828 an ganz entschieden das Ausland berücksichtigend, dennoch urselbstständig, ist offenbar als zur endlichen Reform Ausschlag gebendes aufzufassen. Er war der Erste, der, wie wir sahen, in Deutschland sämmtliche Krankheitserscheinungen auf materielle Veränderungen zurückführte, mithin die pathologische Anatomie zu verkünden anfing, weshalb eine Vertretung seiner Ansichten auf allen anderen Universitäten scharf geahndet und und verfolgt wurde, was namentlich in Göttingen unter Conradi und in München unter dem namentlich durch seinen Fanatismus den Homöopathen sattsam bekannten Ringeis, stattfand; er war es ferner, der, stets auf der Zinne der Zeit, vorurtheilsfrei den vervehmdeten Hülfswissenschaften der Medicin nicht allein eine Freistätte gewährte, sondern sich sogar vor ihnen selbst, und zwar schon in einer Katastrophe neigte, als sein Stern kaum in Erbleichen, viel weniger offenbar im Sinken begriffen war.

Zuerst war es vornehmlich die chemische und physikalische Richtung, welche er seinen vielfach an Reil angelehnten Theorien zu Liebe an seinen Lauf kettete, ihr liess er später die mikroskopische und endlich die pathologisch-anatomische, die experimentelle und die neuere Entwicklung der physikalische Diagnostik (Simon, Remak, Güterbock, Virchow, Traube) folgen.

Wir erwähnten schon unter Magendie eine lebhafte Betheiligung französischer Chemiker am Ausbau des Heilkunsttempels, lassen wir hier ein Streiflicht über die Deutschen, vor Allen über die Giessner Schule und Liebig gleiten, welche, vom Beifall und Glück auf dem Terrain der Pflanzenphysiologie und Agricultur verhätschelt, sich zu dem Versuch verleiten liessen, ganze Granitpfeiler desselben wegzureissen, um sie durch Sandcolosse zu ersetzen.

Schon früher hatte Liebig sein Enträthselungstalent bei anderer

Gelegenheit über die Sphinxe der Heilkunst über Gift, Contagien und Miasmen ausgebreitet und sie als von einem Gährungsvorgang geboren hingestellt. 1842 ging er daran, seine organische Chemie auch auf Physiologie und Pathologie zersetzend einwirken zu lassen und nach einem gleichsam stöchiometrisch-physiologischen Programm durch gelegentlichen Mangel, Ueberfluss, Verwechselung, Tausch etc. der Hauptelemente und Gebilde der Chemie das Wesen der Krankheiten zu erklären. Blendende aber durchaus nicht haltbare Beispiele, deren sehr viele seine Schüler Hoffmann und Scherer und Andere herbeiführten, waren berechnet, Proselyten zu erwerben, trugen aber durchaus nicht dazu bei, die Haltbarkeit eines Ersatzinstitutes zu verstärken, welches die glänzenden Resultate der Wiener Schule bereits wankend machten und endlich die bittere Kritik eines Kohlrausch (Physiologie und Chemie in ihrer gegenseitigen Stellung 1844) schonungslos stürzte.

Mit viel mehr Geschick wandte F. Lehmann (erst ausserordentlicher Professor in Leipzig und jetzt in Jena) sein geniales Forschen im Dienste der Medicin an. Seine physiologische Chemie 1840 beschäftigte sich, frei von aller Hypothese, nur mit dem Realen und schloss sich würdig an die letzten Forschungen eines Berzelius an.

Im mikroskopischen Felde hatte sich in Frankreich Robin, in Italien Paul Gavi bereits grosse Verdienste, besonders mit der Untersuchung der Nerven, erworben. In Deutschland waren Kölliker, Meissner aus Hannover, Carl Voigt, der Göttinger Professor Wagner und andere auf den verschiedensten Feldern der Naturwissenschaft ihren Schritten gefolgt und hatten namentlich auch über die pathologischen Producte klarere Anschauung verbreitet.

Aller Verdienste wurden indessen zurückgedrängt durch die glänzenden Verdienste Rokitanskys, Skodas und ihrer geistreichen Anhänger.

Rokitansky ist am 11. Februar 1804 in Königgrätz in Böhmen geboren, erhielt in Leitmeritz und Königgrätz die Schul-, in Prag und Wien die akademische Bildung. 1828 promovirte er, und das Glück wollte, dass er die Stelle eines Assistenten an der pathologisch-anatomischen Anstalt in Wien erhielt. Hier sammelte er bei unzähligen Leichenöffnnngen jene Erfahrungen, welche er in seinem, zuerst 1842 bis 1845 erschienenen Handbuche der pathologischen Anatomie nieder-

legte, und die dem, inzwischen zum ausserordentlichen Professor ernannten Verfasser schnell europäischen Ruf erwarben. Durch Vergleichung der verschiedenen Entwicklungsstadien desselben Krankheitsprocesses gelang es ihm, Licht zu verbreiten über den Gang dieser Entwickelung und über die Möglichkeit einer natürlichen Beseitigung und Ausgleichung der krankhaften Erscheinungen; und er gab so dem praktischen Arzte die Mittel an die Hand, das jeweilige Stadium in der nothwendigen Reihenfolge krankhafter Störungen des menschlichen Organismus zu erkennen und darnach zu ermessen, in welcher Weise er einzugreifen habe, oder ob er der Natur ihren Lauf lassen müsse, um die Genesung herbeizuführen. Da vor ihm dieses Gebiet des medicinischen Wissens nahezu brach lag, war er zugleich genöthigt, sich erst die Methode der Darstellung und der Terminologie selbst zu bilden, welche seitdem für seine zahlreichen Schüler und Nachfolger massgebend geblieben sind. 1855 bearbeitete er sein verdienstvolles Handbuch neu, bereicherte dasselbe und berichtigte einzelne Irrthümer selbst. Das Werk wurde u. a. im Auftrage der britischen Gesellschaft zu Sydenham ins Englische übersetzt.

1844 war Rokitansky ordentlicher Professor geworden, 1848 Ehrenrektor der Prager, 1850 Rektor der Wiener Universität. Andere Auszeichnungen wurden ihm in Menge.

Ein Anlass zu Ovationen der reichsten Art wurde die am 24. Mai d. J. 1862 erfolgte Eröffnung des pathologisch-anatomischen und chem. Instituts in Wien, dessen Vorstand Professor Rokitansky ist. In der Einleitungsrede gedachte Regierungsrath Dr. Helm der unvergänglichen Verdienste, welche Rokitansky (und Skoda) sich um die Wissenschaft erworben, und Abends brachten die Studenten der medicinischen Fakultät dem Gefeierten einen solennen Fackelzug, bei welchem die Begeisterung sich in allen Sprachen — nicht nur des Kaiserstaates — stürmisch äusserte.

Noch vor wenigen Jahren, als sich die deutschen Naturforscher und Aerzte in Wien versammelten, hörte man die gerechte Klage erheben, es sei für die Residenz und die alte Universität nicht ehrenvoll, wenn das Kostbarste, was sie in Bezug auf Heilkunde besitze, und um welches sie alle anderen Universitäten beneiden dürften, das vortreffliche und wohlgeordnete Cabinet der pathologischen Anatomie von Rokitansky

im letzten Winkel des Krankenhauses und in einem Raume sich befinde, der eher für ein Kohlenmagazin, als für solche wissenschaftliche Schätze geeignet wäre. Kaum war aber noch diese Klage verhallt, so dachte man schon an Abhilfe und begann im Spätherbst 1858 einen Bau, der trotz der ungünstigen Zeitverhältnisse bereits nach zwei Jahren vollendet dastand, ein stattliches Haus, das Rokitansky's Schöpfung würdig umschliessend, an seiner Stirn in goldenen Lettern die Widmung ausdrückt: *Indagandis sedibus et causis morborum.*

Die neue Anstalt hat den früher ausgesprochenen Vorwurf in Bewunderung verwandelt, sie steht einzig in ihrer Art da. Das Gebäude, welches durch eine Terrasse mit dem Spital in Verbindung steht, hat fünf Eingänge, ein vollkommen lichtes Souterrain, ein Erdgeschoss und ein Stockwerk. In dem Souterrain befinden sich die Eisgruben, die Locale zur Aufbewahrung der Leichen, die Reinigungsorte mit den Versenkungen; daran schliessen sich die allgemeine und die besondere gerichtliche Leichenbeisetzkammer, ein Wärterzimmer und die Morgue. Aus einem Parteien-Wartsaale gelangt man in die Arbeitszimmer der Professoren für die chemische Abtheilung, in einen grossen Hörsaal für die Chemie, in die Materialkammer und in das pathologische Präparationslokal; ferner in den pathologischen und gerichtlichen, mit Marmortischen versehenen Secirsaal und in eine Kapelle. Im ersten Stockwerke befinden sich der pathalogisch-anatomische Hörsaal, das Laboratorium für Chemie, welches mit dem darunter befindlichen Hörsaale in Verbindung steht, dann das grossartig eingerichtete pathologisch-anatomische Museum nebst den Arbeitszimmern für die Professoren und deren Assistenten. Alles erfüllt seine Bestimmung aufs zweckmässigste, nur die Kapelle, welche in einem Souterrain des rückwärtigen Traktes des allgemeinen Spitals eingerichtet wurde, ist wegen ihrer ungünstigen Lage als nicht geeignet befunden worden. Das Gebäude ist im Rundbogenstyl mit schönen Dimensionen ausgeführt; die Kosten des Baues und der inneren Einrichtung belaufen sich auf 220,000 fl. Die Hauptfronte ist, von freundlichen Gartenanlagen umgrünt, gegen die Spitalgasse gerichtet und dort durch ein zierliches Eisengitter von der Strasse abgegrenzt. Ueber der Façade erhebt sich eine gelungene plastische Gruppe mit dem kaiserlichen Wappen, von dem Bildhauer Kugler harmonisch ausgeführt. Ein ganzes Netz von Wasserleitungsröhren durch-

zieht das Gebäude in all seinen Räumlichkeiten; täglich werden 100 Eimer zugeführt; Heizung und Ventilation sind vortrefflich und 300 Gasflammen bilden eine imposante Beleuchtung. So zeigt sich in dem, unter der Leitung des k. k. Baurathes L. Zettl aufgeführten Bau ein würdiger Nachbar des fast gleichzeitig erbauten Bürgerversorgungshauses, wie überhaupt eine neue Zierde der Residenz Wien.

Joseph Skoda ist am 10. December 1805 zu Pilsen in Böhmen geboren. Mit zwanzig Jahren bezog er die Wiener Universität, um Medicin zu studiren, wurde 1831 Doktor, und praktizirte während der Choleraepidemie in Böhmen. 1833 zum Sekundararzt am Wiener Krankenhause ernannt, wandte er sich vorzugsweise dem Studium der pathologischen Anatomie zu, welcher er denn auch treu geblieben ist. 1835 begannen seine praktischen Kurse, welche durch die glücklichsten Erfolge schnell ein ungewöhnliches Renommée gewannen; 1840 erhielt er die Abtheilung für Brustkranke im allgemeinen Krankenhause, wurde 1841 Primararzt, 1846 Professor der Klinik, 1848 Mitglied der Akademie der Wissenschaften.

Die Schüler Skoda's sind längst über ganz Deutschland ausgebreitet. Sein literarisches Wirken beschränkt sich in der Hauptsache auf die berühmte „Abhandlung über Auskultation und Perkussion", welche seit 1839 in einer Reihe von Auflagen erschienen ist.

War in den früheren Jahren an den meisten Universitäten das Bedürfniss aufgetaucht, Schönleins Klinik als den Ausgangspunkt der akademischen Laufbahn anzusehen, so trat von 1848 Wiens Universität an ihre Stelle. Wem nur halbwegs seine Vermögenszustände und seine Weltstellung es erlaubten, der eilte dorthin. Und in der That! die auf gegenseitige Ergänzung angebahnte geistreiche und liebenswürdige Lehrmethode der Ebengenannten verdiente damals, verdient noch heute diesen ungetheilten Zuspruch.

Unausgesetzt war Rokitansky bedacht: von und durch das pathologische Sein des Leichnamsorgans die Stadien des Werdens in doppelter Bedeutung zu erschliessen und diese in allen möglichen oder folgeberechtigten Phasen zu erörtern, wobei er Bedingungen, Gang, wahrscheinliche und denkbare Extravaganzen des Leidens und Genesens deutlich und beredt schilderte. Hyperämie, Exsudation und Neubildung in allen ihren Theilen nach der einen und der Process der Verödung von Ge-

weben nebst seinen Producten nach der andern Seite waren die ersten Trophäen dieses Triumphzuges.

Skoda war es nach einigen Jahren ebenfalls gelungen, sich auf die Achseln der Franzosen zu erheben. An die Stelle der manigfachen, lediglich nur existenzaufklärenden Lautmodulationen derselben setzte er ein prägnantes, auf wenig musikalische Differenzen basirtes Schema, dass die äusserlichen Aehnlichkeiten fast gaz nicht, wohl aber den Entstehungsbedingungen und acustischen Charakter gemäss benannt wurde. Gleichzeitig bemühte er sich mit grossem Erfolg, wobei ihm seine ausgezeichneten anatomischen Kenntnisse ungemein zu statten kamen, sowohl bei den normal sich findenden Schallverschiedenheiten, als auch bei den in kranken Zuständen vorkommenden, nach physikalisch-akustischen Gesetzen und unter Benutzung directer controllirender Experimente (an Leichen und dergleichen) die ihnen mit Nothwendigkeit zu Grunde liegenden körperlichen Verhältnisse der Theile aufzufinden.

Die nächste Folge war, dass Anfangs der 40ger Jahre die Wiener in allen Kronstaaten bereits als legitim anerkannte Schule vermöge ihrer Literatur, Freunde und Zöglinge über das übrige Deutschland, und zwar nicht allein über Universitäten und Aerzte, sondern auch über Studirende und Laien, eine Art Panik verbreitete, welche sich unter den verschiedenartigsten Metarmophosen präsentirte.

Die alten Professoren waren die Unbändigsten. Jungen Privatdocenten, welche vorsichtig und bescheiden, oder in Anbetracht ihrer Rechte rücksichtslos mit den Neuerungen hervortreten wollten, wurden alle nur mögliche Hindernisse in den Weg gelegt, um ihnen in Entwicklung und Ausbreitung ihrer Anschauungen zu schaden, namentlich ihnen so viel als möglich die Sectionssäle verschlossen, um jeder Bekrittelung der nur gar zu oft falsch aufgestellten Diagnosen von ihrer Seite und der richtigen von jener Seite vorzubeugen. Ihre literarischen Organe befleissigten sich nebenbei einer offenbar durchleuchtenden Geringschätzung und Verächtlichkeit der neuen Richtung und dieser Terrorismus war ein so verbreiteter, dass selbst Journale, welche zunächst durchaus nicht vom Universitätsleben abhingen, kaum gegen ihn anzukämpfen wagten. So ist es unter Anderem eine bekannte Thatsache, dass die Schmidt'schen Jahrbücher in Leipzig, jenes grosse Sammel-Journal, welches wie Wunderlich beissend sagt, sich beeilte, jede neue

Salbe in die Wissenschaft einzuregistriren, zwei volle Jahre vergehen liessen, ehe sie es für gut fanden, einen im Jahre 1836 in den medicinischen Jahrbüchern des k. k. österreichischen Staates im X. Bande erschienenen äusserst geistreichen Artikel Carl Rokitanskys über seine Beobachtungen bei inneren Darmeinschnürungen excerpiren zu lassen.

Die alten Aerzte eiferten gegen die Section und das Höhrrohr und schilderten ihren Kranken gegenüber dieselben als Attribute der Charlatanerie, nebenbei liebäugelten sie aber, wie gesagt, stark mit den Homöopathen, weil einige Behandlungsmethoden derselben mit der neuen Schule übereinstimmten und glaubten sie als eine Art Fusion auffassen zu dürfen, der man sich noch eher nähern könne, als der Wiener Secte. Die Apotheker schmollten, weil sie eine dunkle Ahnung von einer Zerstörung der Fleischtöpfe Aegyptens hatten. Die Studenten murrten, weil sie Zeit und Geld für Ansichten zu opfern gezwungen waren, die sie nach den Prüfungen getrost über Bord schmeissen konnten und die Laien suchten massenhaft im Auslande oder bei den von dort zurückkehrenden jüngeren Aerzten Hülfe, weil ihr Auftreten nicht allein durch den Reiz der Neuheit und Sicherheit fesselte, sondern auch mit einer Art prophetischen Nimbuses ausgestattet war.

Die lang hinausgesponnene Schlusscatastrophe musste unter solchen Auspicien endlich, da es nur an einem allgemeinen Sammlungsrufe fehlte, doch eintreten. Letzterer geschah durch Roser und Wunderlich, die gegen das Ende des Jahres 1841 in ihrem Archiv für physiol. Heilkunde unumwunden die Forderung aufstellten, dass mit den geläufigen Vorstellungen endlich gebrochen werden und durch eine andere, der Physiologie sich anschliessende Methode eine geläuterte Grundlage für die Erfahrung gewonnen werden müsse. Ihnen schlossen sich in den folgenden Jahren die Zeitschrift für rationelle Medicin von Henle und Pfeufer, die Prager Vierteljahrsschrift und die Zeitschrift der Gesellschaft der Wiener Aerzte mit gleicher Energie an. Allmähliges, erst geistiges und dann körperliches Verdorren der Journale der alten Schule waren das erste Resultat und ein an vielen Universitäten oft erst durch Gewaltdemonstrationen erzwungener Rücktritt der längst überflügelten Nestoren der Endausgang. Von diesem Augenblick an wandten sich auch die alten Praktiker fast insgesammt den neuen Wissenschaftszweigen zu. Sie eilten persönlich gar nicht selten selbst nach Wien

oder suchten, wenn sich einem derartigen Hülfsprocesse Hindernisse entgegenthürmten auf autodidaktischem Wege oder durch Aufsuchen jüngerer Collegen sich Aufklärung und Unterricht zu verschaffen. Unter denjenigen Docenten, welche wesentlich eine Verschmelzung zwischen den unter anderen Gesichtskreisen aufgewachsenen Generationen und Aerzten und der neuen Richtung ermöglichten, ragt ohne Zweifel Oppolzer (bis 1848 Professor in Prag, von 1848—50 in Leipzig, von da an in Wien) als Genialster und Liebenswürdigster hervor. Frei von jenem Uebermuth und Dünkel, der sich damals schon bei einzelnen Wortführern und kaum ausgebrüteten Anhängern geltend machte, trachtete er vor Allem sowohl in Vorlesungen als am Krankenbette, bei Consultationen als im geselligen Umgang seiner Lehre, der pathologisch-anatomischen und physiopathologischen Richtung Vertrauen und Anhänger zu erringen und erzielte durch diese Umgangsmanier im Verein mit seiner glänzenden ärztlichen Begabung und seiner klaren schriftlichen Darlegung in wenig Monaten mehr Erfolge, als halbgewalkte Cotterien und Gruppen später in ihren ganzen Wirkungsbereich erreichten und noch erreichen werden.

Kehren wir nach diesem langen Umschweif zur Homöopathie zurück, die wir 1851 in einer höhst friedlichen und geachteten Stellung zurückliessen. Wir erwähnten, dass die eben noch in der Entpuppung begriffene neue physiologische Schule eher eine freundliche als gehässige Gesinnung zeigte, und zwar weil sie in der Erwartung lebte, dass die festgeschlossene Colonne der Homöopathen, die Jahre lang mit so viel Entschiedenheit und Glück Reformen angestrebt und jetzt wiederum in der offenen Anerkennung der Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit der verbesserten objectiven Untersuchung selbst den Allöopathen ein leuchtendes Beispiel gegeben hatte, sich ihnen nach einigen Präliminarien anschliessen werde. Zwar hatte sich in Wien die Universität erst neuerdings gegen einen homöopathischen Lehrstuhl erklärt, aber diese Verweigerung war ohne allen Hader vorübergegangen und das Terrain, was man dort allerdings nicht erfasst, war in Prag gewährt worden, während in Leipzig, das zu jener Zeit durch Oppolzer zum dritten Hauptheerde der physiologischen Reform erhoben war, ein Zustand herrschte, der mindestens Eintracht abspiegelte in dem zu den Neueren, wie an vielen anderen Orten die alten Praktiker sehr langsam und immer mit einer

Art vorsichtigen Betrachtung der Homöopathen traten, welche sie als eine Art verkappter, jetzt aber noch wegen eines Rückstandes von Ehrgeiz zaudernder Vorläufer der neuen Richtung auffassten. Berlin, München und die andern Universitäten kamen wegen ihres physiologischen Nachhinkens und der geringen Anzahl dort vertretener Homöopathen wenig in Betracht.

Der Bruch sollte und konnte jedoch nicht ausbleiben. Fasst man nämlich in der gedrängtesten Kürze die Resultate zusammen, welche die physiologische Schule auf dem Felde der Krankheitsforschung bis dahin erzielt hatte, so mussten zuerst die Krankheiten der Brustorgane einer rühmlichen Erwähnung verdienen. In der Erforschung der Lunge- und Herzkrankheiten hatte die physikalische Diagnostik ihre höchste Höhe erreicht; man konnte ihr auf diesem Terrain einen bedeutenden Fortschritt nicht absprechen; mit Hilfe des Gefühls, des Plessimeters und Stethoscops war sie im Stande, eine grosse Anzahl von Krankheiten der Respirations- und Zirkulationsorgane zu diagnosticiren, die, bevor man diese Hülfsmittel kannte, sehr oft falsch beurtheilt wurden. Allein dennoch war auch hier ihre Sicherheit zur Zeit nur noch eine relative und Irrungen unvermeidlich.

Weniger schon leistete die physikalische Diagnostik in den Krankheiten des Unterleibs; hier war ihr Gebiet bei weitem mehr begränzt, nur eine kleine Anzahl von Krankheiten für sie zugänglich und daher musste hier die physiologische Schule, um den Thatbestand nur einigermassen zu erneuern, zur Aufnahme von Erscheinungen ihre Zuflucht nehmen, die sie grundsätzlich gern ausschliesst. Ihrer Kunst aber gänzlich entzogen waren die Krankheiten des Gehirns; ob ein Extravasat oder eine Erweichung oder Tuberkelbildung u. s. w. vorhanden war, konnte kein Stethoscop, noch Plessimeter auffinden und was der Sectionstisch hierüber lehrte, gab zur Zeit nur noch sehr schwache und schwankende Anhaltspunkte für die Diagnostik des Lebens. In den Krankheiten des Nervensystems war ihr Wissen gleich Null; hier konnte bis dahin selbst die pathologische Anatomie keinen Aufschluss geben, weil ihr hierzu die physiologische Basis fehlte. Ebenso ging es ihr in den Störungen und Abnormitäten im Blutsystem, so dass die Krasenlehre selbst von einem grossem Theile ihrer Jünger nur als eine Erfindung zur Aushülfe betrachtet wurde.

Ueberblickt man nach dieser übersichtlichen Zusammenstellung die Vortheile und den Nutzen, den die neuere Schule für die Krankheitslehre geschaffen, so durften die Homöopathen ihre Errungenschaften, trotz aller Hochachtung für ihre unermüdlichen Bestrebungen, trotz der dankbaren Anerkennung alles Guten und Brauchbaren, was sie zu Tage befördert, dennoch keineswegs überschätzen. Ihr Material war durchaus noch nicht reich und stichhaltig genug, um ihr und ihren Grundsätzen die Alleinberechtigung und die absolute Herrschaft über das Handeln und Wirken der Arztes zuzugestehen, wollten sie nicht, dass derselbe nur als exspectativer Zuschauer an dem Krankenbett weile und seine Aufgabe gelöst wähne, wenn es ihm nur gelungen, eine haarscharfe Diagnose zu stellen.

Der Homöopath, ganz abgesehen von seinem eignen therapeutischen Systeme, auf das wir gleich zu sprechen kommen werden, verlangte aber dass alle und jede Erscheinung, wie sie sich sowohl dem Arzte als dem Kranken darstelle, auch von der physiolog. Schule berücksichtigt werde, weil nur auf diese Weise ein treues und genaues Krankheitsbild geschaffen werden könne. Er bestand darauf, dass weder das Objective noch das Subjective als unklar für den Arzt hinreichend betrachtet werde, um sich über den Krankheitszustand zu vergewissern, nur beides zusammen könne diesen Zweck, so weit es eben unser unvollkommenes Wissen gestatte, erreichen. Er bestand darauf, dass der Krankheitsname gar nicht oder so gut wie gar nicht in Betracht gezogen werde und erinnerte hier bei Allem an das, was Hahnemann schon deutlich angedeutet hatte, nämlich, dass nur äusserst selten die Krankheitserscheinungen in zwei Fällen sich ganz und gar gleichen, mithin dies auch bei Krankheiten der Fall sei, demgemäss, wenn die Symptome immer verschieden sind, auch die Krankheit stets eine andersgestaltete sein müsse und demgemäss auch darnach, und wenn auch nur ein einziges scheinbar unscheinbares Symptom differire, das Mittel zu bestimmen sei. Er wollte also durchaus nicht eine einseitige Auffassung, sondern stets Anerkennung des gesammten Symptomen-Complexes.

Gehen wir aber zu der Differenz über, die sich wegen der Therapie entwickelte. Die Praktiker hatten sich unter das Princip und die Methode der Physiologen gefügt, leider war ihnen aber mit ihrer alten

Pathologie auch die Möglichkeit eines directen therapeutischen Handelns genommen worden. Sie forderten dafür Ersatz von der physiologischen Schule und da sie von dieser nur mit der Hoffnung auf endliche Beschaffung einer rationellen Therapie getröstet werden konnten, sie sich aber jeden Augenblick äusserlich und innerlich zum Handeln gedrängt sahen — so erkannten sie zwar in thesi die Grundsätze und Consequenzen der neuen Schule an, blieben aber in praxi bei ihren gewohnten Methoden oder Mitteln und suchten höchstens diesen Widerspruch durch Klagen über die vorwiegend negative Thätigkeit der Physiologen zu bemänteln oder sie entnahmen in aller Stille den Bedarf an Heilmitteln von Rademachers Anhängern oder von den Homöopathen. Beides verstiess aber gegen die An- und Absichten der neuen Schule und desshalb unternahm es erst Wunderlich, das Verhältniss seiner Schule zur Therapie in einem besondern „die rationelle Therapie“ überschriebenen Aufsatze fest zu stellen und dann Professor Bock in Leipzig.

Um hier den allgemeinen Gedankenzusammenhang nicht zu stören lassen wir einstweilen den eigentlichen Geschichtsgang, der sich mit den äusserlichen Wegen, welche zu allererst Eberhard Richter in Dresden und Bock einschlugen, um die homöopathische Therapie zu vernichten, links liegen und betrachten nur die über die Therapie im Allgemeinen erwachten Meinungsdifferenzen. Die Homöopathen stellen den Satz auf, die Pathologie lehrt nicht heilen. Hören wir, was zuerst Wunderlich im Widerspruch von der Pathologie hält. Er sagt in dem oben angeführten Aufsatze:

Das erste Unglück für die Therapie ist, dass man sich angewöhnt hat, sie als etwas Getrenntes, als eine selbständige Wissenschaft anzusehen: sie ist keine Wissenschaft für sich, sie ist nur das Resultat, die Consequenz einer Wissenschaft.

Was hat die Therapie zu thun? Sie hat einen abnormen Zustand der Organe in einen möglichst normalen überzuführen oder den natürlichen Uebergang von jenem in diesem zu fördern. Wie kann man das unternehmen, wenn man jenen nicht kennt, wenn die Mittel und Wege unbekannt sind, durch welche der normale Zustand herzustellen ist? Aber nicht so sind jene Mittel und Wege zu verstehen, als ob irgend eine Wurzel oder ein Salz vermöge ihrer innewohnenden zauberischen Kraft aus der infiltrirten Lunge eine freie zu machen oder gar aus

einem ontologischen Krankheitsabstractum ein anderes Abstractum, die Gesundheit zu schaffen vermöge. Sondern jene Mittel und Wege sind nichts anderes, als die natürlichen Entwickelungen und der natürliche Fortschritt der anatomischen und functionellen Zustände beim Kranksein, die je nach den Umständen zum Untergang oder zur Rettung des Organismus führen. Die pathologische Anatomie muss diese Umstände, wo sie palpabel sind, aufzeigen, die Physiologie lehrt den gesetzmässigen Zusammenhang derselben kennen; darum sind diese Wissenschaften die Grundlage der rationellen Therapie. Soll aber die pathologische Anatomie der Therapie förderlich sein, so muss sie eine genetische sein, d. h. sie muss streben, die Veränderungen der Organe in ihrer Entstehung zu belauschen, sie muss den Process ihrer Weiterentwickelung und die äusseren Umstände und Combinationen oder die innere Nothwendigkeit, von welcher diese Weiterentwickelung abhängt, aufdecken, sie muss endlich die anatomischen Processe verfolgen, durch welche die Integrität der veränderten Organe wieder hergestellt wird.

Die klinische Aufgabe ist, im einzelnen Falle aus den Symptomen die Art, den Stand, die Entwicklungsstufe, die eigenthümlichen Modificationen des Processes zu erkennen. In der Schwierigkeit dieser Aufgabe, ja in der Unmöglichkelt, in vielen Fällen eine scharfe anatomisch-physiologische Diagnose zu machen, liegt der hauptsächlichste Grund der Unsicherheit des ärztlichen Wissens und Könnens; aber nur da, wo mit einiger Bestimmtheit ein solcher Schluss gezogen werden kann, ist für eine rationelle Therapie Basis gegeben.

Die rationelle Therapie ist so sehr nur der Anhang, das natürliche Ergebniss einer vernunftgemässen und exacten Pathologie, dass alle ihre einzelnen Regeln nur als sich von selbst verstehende Consequenzen von dieser erscheinen.

Schon bei der ersten Entwickelung eines krankhaften Processes kann der Therapeut ganz verschiedene Zwecke, deren jeder nach Umständen vollkommen rationell sein kann, haben. Instinctmässig hat die Empirie alle diese Wege eingeschlagen. Wie kann man aber hoffen, unter diesen verschiedenen Wegen im einzelnen Falle den sichersten und zweckmässigsten zu wählen, wenn man die Processe nicht kennt, oder von den Folgen, zu denen sie sich zu entwickeln drohen, nichts weiss? Die Therapie des Anfangs der Erkrankungen ist eine überaus

wichtige und nützliche: das frühzeitige Mässigen, resp. das frühzeitige Unterdrücken des Krankheitsprocesses beugt unberechenbaren schlimmen Ereignissen vor. Fast nur bei einem frühzeitigen Unterdrücken ist eine vollkommene Heilung zu erwarten.

In fast noch höherem Grade entziehen sich die Erkrankungen mit anatomischen Störungen, sobald sie sich bis zu einem gewissen Grade entwickelt haben, jeder directen Therapie. Alles, was der rationelle Therapeut bei vorgeschrittener Entwickelung anatomischer Erkrankungen gegen diese selbst thun kann, ist, dafür zu sorgen, dass die Entwickelung in ihrem natürlichen Ausgange, der in vielen Fällen für den Gesammtorganismus glücklich ausfällt, begünstigt werde. Das positive Einwirken darf dabei nur ein sehr vorsichtiges und gemässigtes sein: die Hauptaufgabe bleibt ein negatives Verfahren, ein Abhalten aller derjenigen Zufälle und Umstände, die den natürlichen Gang der Entwickelung stören könnten.

So gering aber auch die Mittel gegen den wesentlichen Krankheitsprocess selbst sind, sobald derselbe sich zu einigem Grade entwickelt hat, so ist deswegen selbst in solchen Fällen die Therapie nicht eine unnütze oder blos negative. In tödtlich werdenden Einzelfällen wird der Tod verhältnissmässig sehr selten durch denjenigen Krankheitsprocess selbst herbeigeführt, der als der primäre und wesentliche der Erkrankung angesehen wird, sondern durch Complicationen und Folgekrankheiten, Zwischen- und Nebenvorfälle. Der rationelle Arzt wird daher, wenn die erste Zeit des Auftretens einer Erkrankung verpasst ist, nicht mit Arzneien einstürmen, er wird nur unpassende Einwirkungen abzuhalten suchen; dabei wird er aber jenen Organen, von denen er weiss, dass secundäre Gefahren drohen, seine stete Aufmerksamkeit widmen, sie in der gemässigten Functionsübung zu halten suchen, sobald er aber Grund hat, wirklich eine über das gewöhnliche Maass sympathischer Theilnahme sich steigernde Affection in ihnen zu vermuthen, wird er diese mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln im Beginnen zu bekämpfen suchen.

Derselbe Grundsatz der Bekämpfung secundärer Zufälle ist auch in der Therapie chronischer und selbst unheilbarer Krankheiten von grossem Nutzen. Es ist das, wenn man will, ein symptomatisches Verfahren, beruht aber auf einer richtigen Berechnung der Dignität der

einzelnen Erscheinungen, auf genauer Erforschung aller Verhältnisse des kranken Organismus und auf der Kenntniss der Gefahren.

Ein wichtiger Punkt in der Behandlung mehr der chronischen als der acuten Krankheiten ist die Untersuchung, ob nicht Verhältnisse bestehen, welche den Zustand unterhalten und gleichsam immer wieder zu einer neuen Genese des vorhandenen krankhaften Processes Anlass geben. Es ist dies fast die einzig praktisch anwendbare Seite der sogenannten Causalindication.

Der Arzt wird aber nicht immer und unter allen Umständen von einem vollkommen durchsichtigen Raisonnement bei der Therapie geleitet und kann nicht über jeden Punkt seines Verfahrens genügende wissenschaftliche Rechenschaft sich ablegen. So ist namentlich der Grund der Wirkungen unseres Arzneiapparates uns zum grossen Theile verschlossen. Die Aufgabe einer rationellen Materia medica ist es, die wahrhaft wirksamen Bestandtheile der uns von der Natur zum Theil als wahre Composita gelieferten Stoffe aufzufinden, ihre Wirkungen auf die Gewebe und Funktionen, und zwar auf die normalen wie auf die abnormen, des Organismus festzustellen, diese Wirkungen — soweit es mit nüchternem Raisonnement geschehen kann, auf allgemein gültige physikalische und chemische Verhältnisse des Mittels zurückzuführen, soweit dies aber nicht zulässig, sich mit dem Factischen der Wirkung zu begnügen.

Sehr beeinträchtigt ist das rationelle Verfahren durch die so oft vorhandene Unsicherheit und Unvollständigkeit der Diagnose; doch ist auch hier dem mit den pathologischen Veränderungen Vertrauten es leichter Mittelwege in der Therapie zu finden, durch welche den verschiedenen Möglichkeiten, zu denen die diagnostische Analyse führt, genügt werden kann.

Dass endlich in Fällen, wo überwiegende Erfahrungen über den Nutzen eines Mittels, einer Methode bei gewissen complexen Zuständen auch ohne hinreichende rationelle Begründung zu ihrer Anwendung hindrängen, oder wo in verzweifelten Fällen jede noch so dürftige Hoffnung auf Erfolg zu ergreifen ist und den Versuch mit empfohlenen Mitteln verlangt, auch der rationelle Therapeut sich ein empirisches Verfahren erlaubt, darüber wird er von keinem Verständigen Tadel erfahren.

A. J. Gruber, früher in Merseburg, seit 1860 in Amsterdam, unternahm es in Clothar Müllers Vierteljahrschrift (7. Jahrgang, 1. Heft), Wunderlichs Lehrgang, Satz für Satz Namens der Homöopathie zu wiederlegen und zugleich Bocks Ansichten der die Bestimmung, unter denen der Arzt sich einen therapeutischen Eingriff erlauben könne, mit noch viel engeren Gränzen umgeben hatte, scharf zu beleuchten.

Wunderlich behauptet zuvörderst: alle bis dahin herrschenden Schulen der Medicin hätten die Therapie, die nur das Resultat, die Consequenz einer Wissenschaft sei, als etwas Getrenntes aufgefasst.

Gruber erblickt zunächst hierin nichts als eine nur aus Oppositionslust gegen die Erfahrungsheilkünstler und Homöopathen aufgestellte Floskel, weil ja alle Schulen und Richtungen ihre Indicationen aus ihren (ob falschen, ob richtigen, darauf komme es nicht an) pathologischen Anschauungen entnehmen. Sollte Wunderlich hiermit haben andeuten wollen, dass die früheren Schulen wohl ihre Heilzwecke, nicht aber ihre Heilwege resp. Heilmittel aus ihren pathologischen Kenntnissen abgeleitet hätten, so wiederspreche dieser Auslegung die ganze therapeutische Teleologie, d. h. die auf die Krisenlehre gestützte Behandlungsweise, es streite dagegen die Aufstellung einer ableitenden, resolvirenden und dergl. Methode, ferner die Thatsache, dass die Desinfectoren, die Erfahrungsheilkünstler, die Homöopathen, kurz alle Therapeuten die Möglichkeit oder sogar die Nothwendigkeit oder Wirksamkeit ihrer Methoden aus der Pathologie oder, in letzter Instanz, aus der Physiologie reducirten. Haltbar sei nur der Satz, wenn mit ihm hätte ausgedrückt werden sollen, dass den Therapeuten bei der Auffindung d. h. bei der ersten versuchsweisen Anwendung der einzelnen Heilmittel die Gründe nicht unmittelbar in ihren pathologischen Kenntnissen gegeben worden seien, aber dies habe Wunderlich durchaus nicht zu sagen beabsichtigt, da er nicht von der mehr oder minder wissenschaftlichen Auffindungsweise, sondern von der Ausbildung der Therapie als selbstständiger Wissenschaft spreche.

Wenn man ein Mittel zu einem Zwecke anwenden will, ist der fernere Ideengang Wunderlichs, so ist es nöthig, dass man weiss ob es diesem Zwecke entspricht. Um einen Stoff als Arzneimittel anwenden zu können, muss man seine Eigenschaften und Wirkungen kennen, die man wiederum auf keine andere Weise als den Versuch finden kann

Die Pathologie lehrt nun diese Eigenschaften und Wirkungen gar nicht oder nur zufällig kennen, man muss sie also unabhängig von ihr kennen lernen und da sie früher nur noch empirisch gefunden wurden, so ist der von den Homöopathen eingeschlagene Weg, sie am Gesunden zu prüfen, der richtigste und zweckmässigste.

Wunderlich und Bock wollen jedoch derartige Versuche nicht als maassgebende gelten lassen. Bock verlangt als Beweis: dass die Homöopathen durch ihre Mittel „bestimmte, vorausbestellte" gewissen Krankheiten ähnliche Zustände erzeugen, denn das meint er, wäre allein nur eine positive Bestätigung des Aehnlichkeitsgesetzes. Aus jeder leidlichen Toxikologie lernt man aber, dass man selbst mit sehr intensiv wirkenden Giften, welche viele verschiedene Parthien des Organismus zu kränken vermögen, nicht im Stande ist, als erste oder alleinige Wirkung eine bestimmte, vorher bestellte Krankheitsform zu erzeugen; dasselbe Gift wirkt bei den Einen zuerst auf dieses, bei Andern zuerst auf ein anderes Organ, und Toxikologen haben für diese Thatsache keine andere Erklärung, als dass ein Gift gewöhnlich zuerst einen locus minoris resistentiae befällt. Nun geben die Homöopathen ihre Mittel weil sie wissen, dass diese in bestimmter Beziehung zu den erkrankten Organen stehen; sie geben sie in schwacher Dosis, damit der übrige Körper nicht unnöthig afficirt werde; sie setzen voraus, dass auch die schwache Dosis auf das erkrankte Organ zu wirken vermöge, weil dieses für jetzt ein locus minoris resistentiae ist, und zwar haben sie das nicht a priori erdacht, sondern durch Beobachtung gefunden.

Wunderlich bietet aber mit den Worten: „Unter Heilwegen und Heilmitteln ist nichts anderes zu verstehen, als die natürlichen Entwicklungen und der natürliche Fortschritt der anatomischen und functionellen Zustände beim Kranksein, die je nach Umständen zur Rettung oder zum Untergang des Organismus führen" einen Ersatz und den obersten eitenden Grundsatz der rationellen Therapie, giebt also zu, dass Naturheilung und Kunstheilung identisch wären.

Auch über die Richtigkeit dieser Formel lässt Gruber bedeutende Zweifel auftreten; er führt die Chirurgie und ihre Thätigkeit in vielen Fällen an, wo der Organismus auch nicht im Entferntesten hülfreiche Hand bietet, und dann die Materia Medica, welche neutralisire, auflöse, substituire, welche unter anderen Eisen bei chlorotischen, Quecksilber

und Jod bei Syphilitischen etc. biete, ohne dass der Organismus ganz und gar nicht Weg und Mittel vorschreibe.

Eine der nächsten auf diesen Satz basirten Folgerungen Wunderlichs ist nun, dass er es als hauptsächlichste klinische Aufgabe hinstellt: dass sie im einzelnen Falle aus den gegebenen Zeichen und Symptomen die Art, den Stand, die Entwickelungstufe, die eigenthümlichen Modificationen des Processes erkenne. Nur da, wo mit einiger Bestimmtheit ein solcher Schluss gegeben werden könne, sei für die rationelle Therapie Basis gegeben.

Wunderlich stellt also ungefähr die allgemeine Kurregel auf: der Arzt darf nur handeln, wenn er mit einiger Bestimmtheit aus den Symptomen auf den innern Vorgang zu schliessen vermag.

Er erkennt nebenbei an, dass derartige diagnostische Schwierigkeiten als Hinderungen einer rationellen Kur gar nicht selten sind. Viel entschiedener noch thut dies Bock.

Wir sind, sagt er, bis jetzt in vielen Fällen noch nicht im Stande, die materiellen Veränderungen anzugeben; die Folgen von einwirkenden Schädlichkeiten können wir ebenso wenig wie die intensive und extensive Ausdehnung, die Dauer, den Verlust und Ausgang der Mehrzahl der Krankheiten mit nur einiger Sicherheit bemessen; über viele Krankheiten sind wir hinsichtlich ihres Sitzes noch ganz im Dunkeln und können eine ziemliche Anzahl von Uebeln entweder wegen der Unsicherheit oder wegen der Unzulänglichkeit der Symptome gar nicht sicher diagnosticiren.

An einer anderen Stelle bekennt er es noch viel offener, dass dem rationellen Arzt ein directes Handeln nur bei einer äusserst geringen Anzahl von Erkrankungen gestattet sein wird. Er sagt da: „Es existirt nur eine kleine Anzahl von Fällen, wo ein Eingreifen des Arztes von entschiedenem Erfolg ist.“

Im weiteren Verfolge giebt nun Gruber im kurzen Auszuge die Ansichten und Erfahrungen wieder, welche Bock in seinem Lehrbuche der Diagnostik niedergelegt hat und beweist damit, dass jener mit der grössten Consequenz die Therapie meist auf die pflegende Kunst beschränkt und die Diätetik an die Spitze gedrängt hat. Hiermit fertig, bietet er ferner einen flüchtigen Vergleichsüberblick zwischen der abgehandelten und der Wunderlich'schen Therapie, in welchem er darauf

aufmerksam macht, dass beide übereinstimmend den Hauptaccent auf die indirect heilende, die exspectative Methode legen, beide sich ausserdem auf ein symptomatisches Verfahren beschränken, Letzterer aber offenbar der arzneilichen Einwirkung weit grösseres Recht und grösseren Nutzen einräumt, als der Erstere.

Nachdem er schliesslich noch viele ihrer Widersprüche angedeutet, unter andern gleich Anfangs an Wunderlich die Frage gestellt hat, ob denn sein Rath: „die ersten Anfänge der Krankheitsprocesse (entweder primärer oder als Folgen schon bestehender Processe auftretender) mit allen zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken“, etwa gleichbedeutend mit seiner „natürlichen Entwickelung“ sei etc., reiht er folgenden Endschluss an:

Da wir also von der Mehrzahl der Krankheiten die anatomischen Veränderungen oder Sitz, Ursachen, Verlauf u. s. w. nicht kennen, da in Folge dieser mangelhaften Kenntnisse oder wegen Unzulänglichkeit und Unsicherheit der Symptome die Diagnose selten mit positiver Bestimmtheit gestellt werden kann, da aber ohne eine solche Bestimmtheit ein Heilweg nicht aufzufinden ist, da ferner, wenn auch alle diese Kenntnisse vorhanden wären, das zweite Haupterforderniss einer rationellen Therapie: eine rationelle Materia medica (d. h. eine solche, welche die Wirkungen der Arzneistoffe auf die Gewebe und Functionen, und zwar auf die normalen wie auf die abnormen, des Organismus festgestellt, und diese Wirkungen soweit dies mit nüchternem Raisonnement geschehen kann auf allgemein gültige physikalische und chemische Verhältnisse zurückgeführt hätte) fehlt, so folgt, dass wir keine einzige Erkrankung wahrhaft rationell behandeln können. Denn da auch in den Fällen, wo mechanische oder direct chemisch wirkende Mittel angewendet werden, diese nur gegen Producte — also Einzelerscheinungen — der Krankheit gerichtet werden können, so kann diese Behandlungsweise nicht als eine rationelle, sondern muss als eine symptomatische bezeichnet werden.

Für die Jünger der physiologischen Schule gibt es also keine andere Alternative, als entweder gar nicht zu handeln, oder nicht rationell, d. h. ohne sich über jeden Punkt ihres Verfahrens genügende wissenschaftliche Rechenschaft ablegen zu können. Wir haben gesehen, dass Bock hierin auch consequent gewesen ist, und das Eingreifen des Arztes

nur in einer sehr kleinen Anzahl von Fällen für nützlich hält; aber auch er setzt sich mit seinem bessern Wissen in Widerspruch, wenn er an einem andern Orte behauptet, der physiologische Arzt zeichne sich dadurch vor den andern aus, dass er „im richtigen Zeitpunkte das richtig gewählte Mittel“ zu geben im Stande sei.

Jeder Unbefangene mag nun urtheilen, ob eine Therapie, deren oberster Grundsatz falsch ist, deren einzelne Kurregeln nichts weniger als sich von selbst verstehende Consequenzen sind, sondern theils dem leitenden Grundsatze widersprechen, theils in praxi in das Belieben des Arztes gestellt werden müssen, welche ihr Heil in einer späteren Feststellung der Beobachtungen ihrer verachteten Gegner sucht, welche die Mittel zum Handeln ebenfalls in Folge der Beobachtungen dieser Gegner wählen muss — ob eine solche Therapie berechtigt ist, sich schon jetzt den Namen einer rationellen Therapie beizulegen!

Denn gesetzt auch, die physiologische Schule besässe die ausreichendsten Kenntnisse von jedem möglichen Krankheitsprocesse, gesetzt sie wäre im Stande, in jedem Falle bei jedem Punkte der Krankheitsentwickelung mit positiver Bestimmtheit anzugeben: was zu thun wäre, um das Fortschreiten des Processes zu verhindern, so wäre sie zwar im Stande, vollkommen rationell zu denken, aber immer noch nicht rationell zu handeln. Dazu gehört nothwendig eine rationelle Materia medica. Wenn aber die physiologische Schule die Wirkungen der Arzneistoffe auf die Gewebe und Functionen, sowohl auf die normalen als auf die abnormen, des Organismus feststellen will, so muss sie nothwendig mit der Erforschung dieser Wirkungen auf die gesunden Gewebe beginnen. Will sie nur erforschen, wie die Arzneistoffe die Flüssigkeiten und Gewebe und damit die Functionen des Körpers stofflich umändern, so kann das nur mittelst des Versuchs geschehen, da sich die gegenseitige Einwirkung zweier oder mehrer Stoffe aufeinander nicht anders als durch versuchsweises Zusammenbringen dieser Stoffe ermitteln lässt. Sie muss also zuerst Arzneistoffe auf die Gewebe u. s. w. des gesunden menschlichen Körpers einwirken lassen und diese Wirkungen beobachten, d. h. sie muss Arzneiprüfungen am gesunden menschlichen Körper anstellen. Dabei wird sie nothwendig nach bestimmten Regeln verfahren müssen: sie wird zur Erforschung der materiellen und functionellen Veränderungen, welche ein Stoff her-

vorbringt, nicht zwei oder mehre zugleich geben dürfen; sie wird während der Prüfungszeit die Einwirkung aller andern Stoffe, welche störend einwirken könnten, abhalten müssen; sie wird sich nicht mit einmaliger Prüfung des Stoffes an einem Körper begnügen dürfen, sondern sie wird ihn möglichst oft an vielen prüfen müssen; sie wird, da auch die gesunden menschlichen Körper durch Geschlecht, Alter, Gewohnheit, Lebensweise u. s. w. relativ verschieden sind, und da die Wirkungen des Stoffes durch diese Verschiedenheiten modificirt werden könnten, den Stoff an möglichst vielen Gesunden von verschiedenem Geschlecht, Alter u. s. w. prüfen müssen. — Wenn aber durch so angestellte Prüfungen festgestellt ist, auf welche Gewebe u. s. w. die einzelnen Arzneistoffe in bestimmter Weise wirken, so wird man deren Wirkungen auf diese Gewebe u. s. w. im abnormen Zustande zu erforschen haben. Dabei ist von vornherein dreierlei möglich: der abnorme Zustand verhindert die Entfaltung der Wirkungen des Stoffes — dieser bleibt unwirksam; oder der Stoff setzt zwar Veränderungen, die aber neben den schon vorhandenen Störungen herlaufen oder sich mit diesen verbinden — er verschlimmert; oder endlich die Wirkungen des Stoffes heben den bisherigen abnormen Zustand auf — er heilt.

Die Homöopathen behaupten auf diesen Wegen der Prüfung und klinischen Erfahrung ihr Heilgesetz gefunden zu haben; die physiologische Schule bestreitet es. Wollte diese ihrer Negation einen Grund geben, so musste sie durch pathologisch-anatomische Untersuchungen nachweisen, dass die von den Homöopathen geprüften Stoffe nicht auf die angegebene Weise auf die angegebenen Gewebe wirken, und musste sodann durch klinische Gegenversuche nachweisen, dass die nach diesen Wirkungen gewählten Mittel nicht modificirend oder aufhebend auf den ursprünglichen (dem Entstehungsgrunde nach verschiedenen, den Erscheinungen und dem Verlaufe nach ähnlichen) Krankheitsprocess wirken. Nur damit wäre ein directer Gegenbeweis gegeben. Statt dessen polemisirt diese Schule in der Art, dass sie die klinischen Erfolge der Homöopathen mittelst ihrer bekannten Skepsis einfach in Abrede stellt, und — von den Homöopathen den Beweis für ihre Erfahrungen verlangt! Wahrlich, „wär' der Gedank' nicht so verwünscht gescheut, man wär' versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.“

Bock tadelt auch die Fassung des leitenden Grundsatzes; er be-

greift nicht, wie logisch richtig die Homöopathen gedacht haben und noch denken, wenn sie ihrem obersten Grundsatze eine äusserliche Fassung gaben und diese trotz aller Verlockungen beibehielten. Die Function eines Organs ändert sich mit der Formveränderung seiner Gewebstheile und diese tritt in Folge einer Veränderung der Mischung und Combinationen ihrer Elementartheile ein. Es ist also nicht gleichgültig, welche Elementartheile (oder Structurelemente oder dergl.) sich vorzugsweise und in welcher Weise sie sich ändern, denn je nachdem wir daraus eine verschiedene Form- und Functionsstörung resultiren. Diese drei Momente (das chemische, morphologische und functionelle) sind — im gesunden wie im kranken Zustande der Organe — unzertrennlich verbunden. Aber wir kennen die der Formmetamorphose zu Grunde liegende Mischungsändernng so gut wie gar nicht; im gegebenen Erkrankungsfalle dringen wir also bei dem Rückwärtsschliessen von der gestörten Function höchstens bis auf die Formstörung vor — den letzten Schluss (auf die Mischungsstörung) vermögen wir wegen Unzulänglichkeit der pathologischen Kenntnisse nicht zu ziehen. Da wir aber wissen, dass die Verschiedenheiten der Formveränderungen das Resultat von Veränderungen der Mischung verschiedener Elementartheile sein müssen, so geben uns jene in therapeutischer Beziehung einen sichern Anhaltepunkt, d. h. wir wenden zur Bekämpfung gegebener anatomischer und functioneller Störungen Mittel an, welche an denselben Geweben im gesunden Zustande ähnliche Erscheinungen hervorbrachten, in der Voraussetzung durch solche Mittel genau und direct auf die ursprünglich afficirten Elementartheile wirken zu können. Das heisst „Similia similibus curantur", — und die Homöopathen behalten diese Bezeichnung bei, weil sie noch keine Erklärung für den Heilvorgang haben, und diese nicht haben können, so lange die Pathologen noch keinen Aufschluss über die ersten Anfänge irgend einer Krankheit zu geben vermögen.

Ferner tadelt Bock die Methode der homöopathischen Arzneiprüfungen. Er mag eine wissenschaftlichere angeben. Er verwirft auch den Inhalt derselben, weil zu viele Symptome aufgezeichnet wären und weil er nicht glaubt, dass Lycopodium, Holzkohle, Graphit, Thonerde, Kieselerde u. s. w. überhaupt irgend welche Symptome hervorbringen können. — Was nun die Menge der Symptome betrifft, so war dies ursprünglich unvermeidlich. Die Prüfer konnten nicht a priori wissen,

ob und welche Veränderungen der Arzneistoff bewirken würde, sie mussten daher alle Erscheinungen notiren, sonst hätten sie der subjectiven Willkür Thür und Thor geöffnet. Was würde man wohl von einem pathologischen Anatom sagen, der bei Beschreibung eines Sectionsbefundes willkürlich so und so viele Erscheinungen weglassen wollte, weil er nicht bestimmt weiss, in welchem Zusammenhange diese oder jene mit der tödtenden Krankheit steht? Dass nun auch in späteren Bearbeitungen die Symptome ebenso vollzählig wiedergegeben wurden, könnte man vielleicht tadeln, aber wer die Schwierigkeiten solcher Arbeiten kennt, wird mild urtheilen, und wer weiss, wie redlich die Homöopathen in dieser Hinsicht thätig gewesen sind und noch sind, der wird den gewissenhaften Eifer anerkennen, wenn er auch mit den Homöopathen die Resultate noch nicht für genügend erklärt. — Will Bock die Wirkungsfähigkeit einzelner homöopathischer Arzneimittel a priori bezweifeln, so ist das zwar inconsequent genug, aber man kann ihm seine Privatansicht lassen, nur darf er nicht erwarten seiner Behauptung irgend eine Beweiskraft zugeschrieben zu sehen, bevor er nicht durch wiederholte genaue Gegenprüfungen den Beweis geliefert hat. Auf die Autorität eines Mannes hin, der es für unsinnig erklärt gegen verschiedenen Arten von Zahnschmerz verschiedene Mittel anwenden zu wollen, der es für unverständig hält gegen Schweisse nach ihrem verschiedenen Geruche und verschiedenen Sitze oder gegen die Gemüthsbewegungen, je nachdem sie durch Schreck, Angst, Liebe u. s. w. verursacht werden, verschiedene Mittel zu geben — auf eine solche Autorität hin wird kein besonnener Mann auch nur das kleinste Symptom aus seiner Arzneimittellehre streichen. Ueberhaupt kann man diese ganze Parthie der Bock'schen Broschüre, die noch dazu im Interesse der Volksaufklärung abgefasst sein soll! nicht anders als mit unwürdig bezeichnen. Und doch hat ein Mann, der ohne Weiteres seine Kenntnisse vergisst, wenn es seinen Zwecken passt, von seiner Partei noch kein Dementi erfahren!

Bock behauptet endlich, dass die 3. Potenz (resp. Nummer) ebenso wirke wie die 30., d. h. gleich Nichts. Wenn er damit sagen will, dass in der dritten Nummer nicht mehr Arzneistoff enthalten sei, als in der 30., so irrt er sich; er kann sich selbst eines besseren belehren, wenn er wie Mayerhofer die Metallverreibungen von 1—12 mikrosko-

pisch untersucht. Meint er aber damit, dass zu wenig Stoff zur Wirkung darin sei, so mag er bedenken, wie viele Analogieen von Wirkungen atomistischer Stoffmengen man aus andern Gebieten der Naturwissenschaft holen kann, und der Beweiskraft solcher Analogieen vermag er sich nicht zu entziehen, wenn er die organischen Stoffe nur für aus denselben Elementen aber für weit mehr zersetzbare hält als die anorganischen, — nimmt er aber für das Zustandekommen der organischen Combinationen seine „dunkeln organischen Gesetze" zu Hilfe, so kann er durchaus nichts gegen die Annahme einer primär dynamischen Arzneiwirkung einwenden.

Grubers geistreiche und äusserst ruhig gehaltene Wiederlegung, die wir hiermit verlassen, war berechnet den letzten Funken der immer noch auf Seiten der neuen Schule glimmenden Hoffnung, dass vielleicht doch noch eine Versöhnung oder grössere Annäherung der Homöopathen möglich sei, zu ersticken. Welche Vorkomnisse dieselben seiner Zeit und später zu diesen kühnen Erwartungen berechtigt hatten, mag in kurzem Gang hier mitgetheilt sein.

Wir sagten bereits, dass, als die Medizin von Wien aus einen neuen Aufschwung erhielt, aller Orten und Enden die Homöopathen, namentlich die Jüngeren, meist die Ersten waren, welche das für sie Verwerthbare mit Anerkennung begrüssten, mit Beifall einführten. Hahnemanns Gebot, das ja vor einer einseitigen Auffassung unausgesetzt gewarnt, nirgends neues Forschen und Wissen verbannt und jederzeit den gesammten Symptomencomplex mit allen nur möglichen Mitteln zu erstreben empfohlen hatte, — Hahnemanns Gebot wiess sie offenbar darauf hin. Nun und nimmermehr hegten sie jedoch gleich von vornherein die Absicht über diese erweiternden Beiträge zur Heilkunst, des eigentlichen Berufes des Arztes, des Heilens, zu vergessen, es von der Spitze ihres Strebens drängen zu lassen und sich etwa nur mit einer Vermehrung der unheilbaren Krankheiten entschädigen zu lassen, nimmermehr die Ansicht, ihre, wenn auch noch lange nicht auf der Stufe der Vollendung angelangte, aber doch vollkommen dem Zweck entsprechende und auf das allein haltbare Princip gegründete Therapie aufzuopfern. Was hatte ihr auch die im anatomisch-pathologischen Lager Gebräuchliche geboten, was sollte, was konnte sie bieten! Ueberall findet man entweder bloss Hypothesen, sagte Stens in Bonn, der ihrem Treiben gleichfalls aufmerksam, wiss-

begierig und frei von Parteifärbung gefolgt war, oder einige Thatsachen mit Vermuthungen und willkürlichen Theorien so umstrickt und der Natur als Gesetze aufgedrungen, dass darin von der reinen objectiven Thatsache und dem zu Grunde liegenden, nur durch Versuche zu findenden, nicht durch Speculation zu erfindenden Naturgesetze fast keine Spur mehr vorhanden ist; überall das zersplitterte, einseitige Auffassen der einheitlichen organischen Natur, indem man nur einzelne hervorstechende Symptome oder ein einzelnes Organ oder System oder nur auffallende materielle Störungen, todte Krankheitsprodukte oder Abwürfe zum Gegenstand der Betrachtung und des Handelns macht und sowohl das gesunde als kranke Leben als ein Ganzes aus dem Auge verliert, überall das unglückliche Streben nach der Erkenntniss des innern Grundes des gesunden und kranken Lebens, statt die Erscheinungen desselben genau zu beobachten, die Gesetze desselben festzustellen; überall dasselbe nothwendige Scheitern, in diesem naturwidrigen Streben und die daraus resultirende, resignirende Nichtsthuerei oder die traurigste symptomatische Behandlung bis in den schmachvollsten Empirismus ausartend!

Die nächsten Folgen der partiellen Werthanerkennung der neuen Richtung war Seitens der Homöopathen eine Art collegialisches Cartell, welches namentlich in den Universitätsstädten mehr zu Tage trat, und andrerseits eine ungesäumte Einführung und Ausbeutung der verbesserten Diagnostik in der Praxis und Literatur. Die österreichische Zeitschrift für Homöopathie unter Redaction von Watzke herausgegeben von Fleischmann, Hambe und Wurmb (1844—45), ging mit ernstem Beispiel voran; 1849 folgte die Vierteljahrschrift von Müller und V. Meyer in Leipzig, denen die Prager Monatsschrift für theoret. und pract. Medicin, die auch Gegnern Raum bot, sobald sie sich auf rein wissenschaftlicher Fährde bewegten und endlich B. Hirschels Zeitschrift für homöopathische Klinik folgten. Inmitten des Zeitraums den diese Blätter umfassen, erblickten vielfach Gelegenheitsschriften gleicher Richtung das Licht der Welt, unter denen vor allen die homöopathisch-klinischen Studien von T. Wurmb und Caspar zu nennen sind. Wie früher, nur kerniger gaben diese schon damals (1852) in der Einleitung ihren Standpunkt zu erkennen. Ausschliessliches Anhalten an den zu Hahnemanns Zeiten einzig brauchbaren symptomatischen Standpunkt, sagten sie, sei jetzt eine

Schmach. Sie steuerten daher, unter der Flagge des Homoion, womöglich jenem Ziele zu, welches ihnen die anatomisch-pathologischen Forschungen der Neuzeit gelehrt hatten, aber sie protestirten dabei stets gegen die unerträgliche Zwangsherrschaft der der Therapie entbehrenden Vertreter, oder an sich unfruchtbaren diagnostischen Schule und zeigten die Nothwendigkeit einer Vereinigung der physiologischen Pathologie und Arzneimittellehre unter dem Banner des Homoion, denn nur durch dieses werde die Wissenschaft der Krankheit zu einer Wissenschaft des Heilobjekts, die Arzneimittellehre zu einer Heilmittellehre und die Therapie zu einer Heilungslehre im eigentlichen Sinne des Worts. Aeusserst vorsichtig und langsam schloss sich das allerälteste Organ, die Allgemeine homöopathische Zeitung, an, weil bekanntlich die Mehrzahl seiner Mitarbeiter aus Veteranen bestand, die mehr als eine Schule neben sich hatten aufkeimen und verdorren sehen. Warnt es auch consequent in allen Artikeln, welche die Neuerungen anzuerkennen und zu berühren gezwungen waren, stets vor allen den Bereich der Diagnose überschreitenden Concessionen, so findet sich doch nirgends wie sich von selbst versteht, eine Verdammung derselben. Hatte doch auch nebenbei dasselbe Organ den Beweis geliefert, dass der hochbejahrte Hahnemann stets lebhaften Antheil an der französischen wissenschaftlichen Reform nahm und (Bd. 45, Nr. 22) selbst in den letzten Jahren mit Junod und seinem blutableitenden Apparate zahlreiche Versuche anstellte.

Kehren wir indess von dieser nothgedrungenen Abschweifung zur Homöopathie und zu der Stellung zurück, welche sie nach der Denkmalsbegründung einnahm.

Voraussetzen liess es sich, dass jener Ingrimm, welcher sich bei und nach der Denkmalsenthüllung auf Seiten der eingefleischtesten Feinde gesammelt hatte, endlich zur Explosion übergehen und alle Mittel benutzen würde, welche Eclat zu machen im Stande wären. In der That geschah dies auch und zwar zunächst auf ästhetischem und dann auf profanem althergebrachten Wege.

Zu allernächst fiel das Denkmal als Opfer. Wenige Tage nach der Feier war der gesammte Coetus der Homöopathen schon über den Gedanken einig, dass im Verhältniss zu der verwendeten Summe, wenigstens vom künstlerischen Standpunkte aus, unendlich viel idealeres zu

schaffen möglich gewesen wäre. Von allen Seiten betrachtet, vermochte das Monument nur von der vordern zu befriedigen, während die übrigen Makel über Makel blicken liessen. Die Künstlerwelt griff dies zuerst auf und ihr gerechter Tadel fand bald ein Echo, das, je öfter es sich brach, um so entstellter und entstellender sich kund gab.

Auch der althergebrachte Weg der Verfolgung auf literarischem Boden liess nicht auf sich warten; er unterschied sich jedoch gegen früher auffallend, sowie die ganze Allöopathie selbst, durch die niedrigste Versunkenheit seiner Form. Die Appellation befand sich auf ihrer Seite in letzter Instanz und sollte, da der Prozess offenbar verloren ging, doch wenigstens noch in den letzten Zuckungen seine Ausdauer nachweisen und wo möglich noch für Andre anreizend wirken.

Merkwürdigerweise sollte Hannover, das wenige Jahre darauf eine ganz andere Rolle spielte, dieses traurige Finale seitens der absterbenden allöopathisch-ärztlichen Welt abgeben. Der unermüdlichste Gegner daselbst, Hofrath Dr. Holscher, mochte nämlich vernommen haben, dass in England 1851 die Universitäten St. Andrew's und Edinburgh, sowie das Royal College of Physicians den Beschluss gefasst hatten, von nun an keinem Studenten der Medicin die Doctorwürde zu verleihen, bevor er nicht durch ein feierliches Versprechen sich verpflichtet hatte, dass er nie in seinem Leben Homöopathie ausüben werde, und ferner dass der medicinische Verein von Brigthon ein Dekret veröffentlicht hatte, in dem die Homöopathie als im Widerspruch mit der gesunden Vernunft stehend erklärt wurde. Darauf hin hatte er es ermöglicht, dass einem Mediciner als Aufgabe zur schriftlichen Ausarbeitung behufs der Staatsprüfung die Frage gestellt wurde: „Wie geht es zu, dass Quacksalber und Homöopathen oft günstigere Erfolge haben als rationelle Mediciner?“

Der uns schon hinlänglich bekannte Veteran, Dr. W. Elwert, unternahm es, in mehreren öffentlichen Organen Hannovers hierauf eine Antwort zu geben und erreichte mit ihr, dass von da an nicht allein Fragen über die ein junger Mediciner durchaus nicht zu entscheiden befähigt sein kann, ausgeschlossen blieben, sondern dass auch der junge Zustand der Homöopathie sich wesentlich zu ihren Gunsten umgestaltete.

Viel länger noch spann sich die Oppositionslust einer vollkom-

men unberufenen Gelehrtenkaste, nämlich die der Apotheker, hinaus. Die höchst precaire Stellung, in die sie augenscheinlich mit der Zeit die exspectative Methode und namentlich auch in Norddeutschland das Rademachersche System drängen musste, nahte sich nämlich immer mehr mit Riesenschritten und sie hielten es in ihrem eigenen Interesse und in dem des Publicums für eine dringende Nothwendigkeit vor der Hand und unter der Hand wenigstens auf die Parthie loszuschlagen, von der sie bestimmt wussten oder wenigstens sich einbildeten, dass sie eine feindliche sei, mithin auf die Homöopathen.

Leider wollte es aber das Unglück, dass ihren Sachwaltern total alles Geschick abging. Die mühsam herbeigeführten Gründe und Belege für ihre Beschwerden und Klagen wurden von aller Welt als längst widerlegte und längst bereits als unwahr gegeisselte Artikel der Rumpelkammer wieder erkannt. So enthielt das Archiv der Pharmacie 67. Bd. 22. Hft., eine Warnung vor den Homöopathen als vor Giftmischern und Charlatanen, berief sich auf eine mit grossen Gaben Morphium im Jahre 1825 vorgekommene und natürlich von einem homöopathischen Arzt ausgeführte Tödtung, und citirte dabei zur Bestätigung das längst abgestorbene antihomöopathische Archiv von Dr. Simon in Hamburg. — Wenige Jahre darauf liess sich wieder im Januarhefte des allgemeinen deutschen Apothekervereins-Blattes von Wackenroder und Bley eine belästigende Stimme hören, die einen Artikel des Pharmaceutical Journal benutzte, um gegen die Homöopathie einen Kreuzzug zu predigen. Auch hier ertönte wieder mit einem grossen Aufwand von Kräften die alte Leier: Die Isopathie war hier als Hauptinhalt der Lehre Hahnemanns hingestellt und mit den ekelhaftesten Farben geschildert. Das Komischste an dem ganzen Sachverhalt war also, dass der gelehrte Verfasser, wie N. Nagel in Halberstadt in seiner Entgegnung schlagend bemerkte, über die allerschlichtesten Elemente der Homöopathie nicht aufgeklärt war und leider sich nicht einmal auf der wissenschaftlichen Höhe befand, um Similia und Aequalia unterscheiden zu können. Schliesslich brachte das obengenannte Archiv im 69. Bande, Heft 3 bei Gelegenheit eine Recension, welche aus der Feder eines Dr. Fr. Meurer aus Dresden stammte, die plumpe Injurie, dass sie einen Unterschied zwischen einem wissenschaftlich gebildeten Arzte und einem Homöopathen machte. Würde-

voll erwiderte Goullon, der bereits die erste oben angeführte zurecht gewiesen hatte, auch diese und seine treffenden Worten einestheils, als auch der mannigfache Kummer, den überhaupt die Richtung der neuen Medicin verursachte, mögen wohl die Ursache sein, dass wenigstens von dieser Seite eine wahre Kirchhofsstille eingetreten ist.

Abgesehen von diesen eben markirten Angriffen und hauptsächlich auch, abgesehen von ihren althergebrachten Sehnen und Verlangen, hatten die Homöopathen, wenn sie auf alles das zurückblickten, was sie bis dahin bekämpft und erkämpft, alle Ursache, mit ihrer augenblicklichen Lage zufrieden zu sein. Ihre Lehre lag, wenigstens abgerundet und durch innere Revolten genügend geklärt, vor ihren Augen und erfreute sich tagtäglich neuen Zuspruchs. Seit Beginn der vierziger Jahre hatte ihr überdiess vielfach das schon öfter erwähnte Rademachersche System zahlreiche Anhänger zugeführt, weshalb wir desselben ebenfalls flüchtig gedenken müssen.

Johann Gottfried Rademacher wurde am 4. August 1772 zu Hamm in der Grafschaft Mark geboren und liess sich 1797 nach beendigten Studien in dem kleinen Städtchen Goch, an der holländischen Gränze, nieder, wo er auch am 7. Februar 1849 starb. Abgeschieden von allem Welttreiben, hingewiesen lediglich auf eine äusserst spärlich zu ihm dringende und durchaus nicht mit seinen Ansichten harmonirende Literatur, aber wohl vertraut mit den Werken Hahnemanns bahnte er sich nach und nach eine eigene Methode, in welcher ihn namentlich der Gedanke des Paracelsus leitete, dass die Differenzen der Krankheiten durch die Wirksamkeit der gegen sie verwendeten Mittel bezeichnet würden. Stetes, vielfach namentlich auf Hahnemanns Therapie gestütztes glückliches Probiren am Krankenbett, sorgfältige Beachtung und Berathung der ihn umgebenden Natur und fleissige Rückblicke auf seine ausserordentlich fleissig geführten meteorologischen Krankenjournale drängten ihn endlich Ende der dreissiger Jahre zur Zusammenstellung seines Lehrbuches: „Rechtfertigung der von Gelehrten misskannten verstandesrechten Erfahrungsheillehre der alten scheidekünstigen Geheimräthe und treue Mittheilung des Ergebnisses einer 25jährigen Erprobung dieser Lehre am Krankenbette — in welchem er Universal- und Organmittel als Heilungsapparaten das Wort predigte, welche ihm in einer 40jährigen Praxis und zwar ohne dass er sich

jederzeit die Gründe bewusst war, die meisten Dienste geleistet hatten. Jahre lang suchte er vergebens für sein voluminöses Werk einen Verleger, bis der im Buchhändlerleben sattsam ehrenhaft bekannte Verleger Reimer in Berlin 1841 sich unbeeinflusst und lediglich bloss in Berücksichtigung seines edlen Strebens zur Herausgabe entschloss und somit seiner Methode Bahn brach. Massenhaft aufgespeicherter, wenn auch, was nicht abzuleugnen ist, oft mit ungeheuerem scharfsinnigem Sammelfleiss herbeigeführter Ballast, machten das Werk, welches eine vierfache Auflage erlebte, schon nach einmaliger gründlicher Durchmusterung in seiner grossen Breite überflüssig, weshalb Auerbach unter dem Titel: Rademachers Heilmittel, Berlin 1852, ein geschicktes Excerpt bewerkstelligte, welches jetzt meistentheils in den Händen seiner Anhänger ist. 1843 schon entstand ein eigenes Organ für seine Lehre: Bernhardis und Löfflers Zeitschrift für Erfahrungsheillehre, welches erst in Eilenburg und später in Berlin erschien.

Drei Jahre sollte, wenn wir jene kleine in Hannover gespielte Chikanen und eine von Wittelshöfer in Wien bevorwortete Klage der ungarischen Apotheker abrechnen, diese Ruhe ungetrübt andauern und sämtliche Journale fast nur Erfreuliches bieten, trotz dieses günstigen und seltenen Intervalles aber wenigstens für Deutschland sich wenig wesentlich Merkwürdiges darbieten.

Concentriren wir das Denkwürdigste, so möchte wohl vor allen Dingen die kurze Rolle, welche das Magnetoskop in England und Deutschland spielte, zuerst einer Erwähnung bedürfen. Dr. Süss Hahnemann (Enkel des Meisters) berichtete nämlich Ende 1851, dass ein wissenschaftlich gebildeter Laie Namens Rutter in Brighton einen Apparat construirt habe, vermöge dessen man, wie er sich (Süss) und Dr. Mayo vollkommen überzeugt, in homöopathischen Mitteln, namentlich den höchsten Infinitesimal-Dosen, den magnetischen Gehalt nachzuweisen vermöge.

Das Instrument selbst bestand aus einem mit einem messingenen Arme versehenen Holzpfeiler, welch ersterer an seiner Spitze ein von Siegellack gefertigtes und an einem Seidenfaden hängendes Pendel trug, welches sich sogleich in kreisförmiger Bewegung von links nach rechts drehte, sobald der Daumen und Zeigefinger des Operators das am Holzpfeiler befestigte Ende des Holzpfeilers berührte. Da verschiedene

Umstände eine andere Wendung des Pendels hervorbringen konnten, so nannte Rutter die kreisförmige Bewegung von links nach rechts den „normalen oder directen Strom.“ Die Art und Weise zu experimentiren war folgende: Der Operator berührte den fixirten Theil des Magnetoscops mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand, und wenn die normale Bewegung hergestellt war, so legte man einen geringen Theil der zu prüfenden Medicin auf den Rücken der linken Hand. Süss hatte seine Versuche mit ganz niedrigen Verdünnungen, d. h. mit solchen, in welchen leicht die Arznei durch physische oder chemische Mittel nachgewiesen werden konnte, begonnen und glaubte ebenfalls, dass jede Arznei, welche er untersuchte, augenblicklich ihren Einfluss auf die normale Strömung ausübe. Bei einzelnen Mitteln, selbst in der höchsten Verdünnung geprüft, sollte der Pendel gar oft eine verkehrte Schwingung angenommen, bei anderen sofort seine Schwingungen unterbrochen haben und selbst durch von Damenhand geschriebene Briefe in Bewegung gerathen sein. — Der Cultus, der sich über dieses Product des Tischrückens hätte verbreiten können, sollte jedoch zu keiner Ausbreitung kommen. Schon in der nächsten Nummer bewies nämlich Schneider in Magdeburg, dass hier Selbsttäuschung oder Schwindel vorliege und gleich darauf aus England eintreffende Berichte bestätigten von Seiten geachteter homöopathischer Aerzte dieselbe Vermuthung. Battmann aus Grossenhayn wiess überdiess nach, dass der ganze Apparat bereits längst schon vorhanden und von Ludwig Wilhelm Gilbert in den Annalen der Physik, Bd. 57, Leipzig 1817, beschrieben worden sei.

Von ernsterem Belang waren die Fälle in denen Gauwerkys, Arztes in Soest, Name, zweimal kurz hinter einander zu Tage trat. Gestützt auf seine von Reich und Arm anerkanute Thätigkeit und unterstützt durch obrigkeitliche Erkenntlichkeitscertificate, unternahm es dieser erstens, nachdem er bereits 1848 und 1849 an das preussische Ministerium von freien Stücken Berichte über die von ihm durch Homöopathie erzielten Erfolge eingesandt hatte, im Jahre 1850 dies zu wiederholen und gleichzeitig an den König die Bitte um Errichtung eines Lehrstuhles zu stellen. War er sich gleichwohl im Voraus einer abschlägigen Antwort bewusst, so versuchte er doch sein Heil und zwar lediglich um die mannigfachen Verdienste der Homöopathen im Gedächtniss der Re-

gierung aufrecht zu erhalten. „Ew. Wohlgeboren Immediat-Vorstellung vom 22. Januar 1852 in Betreff der Errichtung eines Lehrstuhles, lautete die Antwort des Cultusminister von Raumer, ist an mich zur ressortmässigen Verfügung abgegeben worden. Ich eröffne Ihnen unter Rückgabe der Anlagen, dass den hom. Aerzten nur überlassen werden kann, sich unter Erfüllung der durch die Facultäts-Statuten allgemein vorgeschriebenen Bedingungen zu habilitiren.“ — Er war es fernerhin, welcher der von den französischen Aerzten Roux und Panthie wiederholt empfohlenen Zusammenmischung verschiedener Potenzen ein und desselben Mittels, in Deutschland zuerst das Wort redete, mithin einem Heilverfahren, welches, bei Lichte betrachtet, eine vollkommene überflüssige Hülfsmethode ist, da ein richtig gewähltes Mittel, sei es in welcher vernünftigen homöopathischen Gabe auch nur immer gereicht stets Vortheile, ein unzweckmässig gewähltes aber nie Nachtheile erzielen wird. Die Beweggründe, welche ihn leiteten und welche, wie erklärlich, durchaus nicht Opposition beanspruchen konnten, waren, dass in den Thermen die wirksamen Bestandtheile derselben aller Wahrscheinlichkeit nach in den manigfaltigsten Mischungsverhältnissen enthalten wären, dass ferner die physiologischen Arzneiprüfungen mit den verschiedenartigsten Dynamisationen angestellt, ohne Berücksichtigung dieses Umstandes die sämtlichen Resultate in der Arzneimittellehre niedergelegt und alle bekannten Heilungen mit niedern, höhern und neuerdings auch höchsten Potenzen überraschend zweckmässig gelungen wären. Zwei Mittel Sulphur und Calcarea hatte er schon seit 2 Jahren unablässig so benutzt und zwar zuerst die 3., 12. und 200. Potenz vereinigt, später die 12., 24., 29., 30., 200., 800., 1500., 6000. und nachdem er von ihnen auch nicht ein einziges Mal in seinen Erwartungen getäuscht worden war, eine grosse Anzahl anderer ebenso durchgearbeitet. Erwähnt sei hierbei, dass Dr. Kallenbach sen. (damals eben aus Frankfurt a. M., obgleich er allen Gesetzesanforderungen vollkommen nachzukommen befähigt und bereit war, doch durch Intriguen der homöopathischen Aerzte vertrieben) in derselben Versammlung der homöopathischen Aerzte des Rheinlandes und Westphalens 1853 dieses Verfahren Gauwerkys aus eigner Erfahrung lebhaft unterstützte und kurze Zeit später Lippe aus Philadelphia Gleiches von sich und vielen andern amerikanischen Aerzten bekannt machte.

Nicht unberücksichtigt darf überdiess ein Aufsatz des Dr. Tietzer (in Königsberg † 1860) vom Jahre 1851 bleiben, weil er Veranlassung zur Beseitigung einiger Mängel wurde, die sich im Centrum der neuen Lehre selbst entwickelt hatten. Eine Rundreise durch Deutschland hatte ihm nämlich Gelegenheit gegeben, das Treiben der Homöopathen ziemlich erschöpfend kennen zu lernen und er benutzte die Allg. H. Z. Bd. 42, Nr. 18, um vermittelst „kurzer Reisebetrachtungen" seinem gepressten Herzen Luft zu machen. Das erste, was er mit derben Worten rügte und als hauptsächlichsten Grund des augenblicklich unbefriedigenden Standes der Homöopathie annahm, war nach seiner festen Ueberzeugung, jene offenbare Trennung und Zwietracht, welche vorzüglich in grösseren Städten unter den Aerzten herrsche und nicht allein einen Mangel alles Zusammenwirkens, sondern auch Theilnahmlosigkeit an allen wichtigen Ereignissen der reformirten Kunst heraufbeschwöre. Vor allen andern Städten mochte es wohl Berlin, das unter andern zur Denkmalsenthüllung nur 2 Aerzte gesandt hatte, dann München und endlich Wien, auf das wir gleich zu sprechen kommen werden, sein, auf welche er sein Augenmerk gerichtet hatte. Ein fernerer Punkt war jene unkluge Geheimthuerei, welche, wie wir schon früher erwähnten, namentlich von Hering und Hartlaub in Reichenau geübt wurde und die Jenichen'schen Hochpotenzen betraf. Der dritte endlich die Verwahrlosungen der Kliniken in Betreff des homöopathischen Hauptpunktes, mithin der Therapie. Trotz aller Achtung, die er vor der Lehr- und Heilmethode Wurmb's und seines vormaligen Assistenzarztes Caspar an den Tag legte, fand er es doch nichts weniger als in Ordnung, dass namentlich nur die Diagnose mit Fleiss berücksichtigt, hingegen die Therapie einzig und allein nur mit der schnell erfolgenden richtigen Mittelwahl, ohne nähere Bezeichnung der veranlassenden Gründe, abgespeist werde. Vor Augen schwebte ihm hierbei seine eigene Methode, welche er unter dem Titel: „der klinische Arzt am Krankenbette" in demselben Jahrgang der Zeitung veröffentlicht und günstige Urtheile über dieselbe zu erfahren Gelegenheit gehabt hatte. — Tietzer's Aufsatz in Verbindung mit einer kleinen Fehde, die sich zwischen Fleischmann einerseits und Wurmb und Caspar andrerseits und zwar bei Gelegenheit eines Angriffs von Joseph Dietl (jetzt in Krakau), den Vorkämpfer der exspectativen Methode, über die Behandlung der

Pneumonien erhoben hatte, gab überdiess, wie wir schon andeuteten, die Veranlassung, dass von diesem Momente an in Wien der Therapie gleich sorgfältige Erschöpfung als der Diagnose gewährt wurde.

Schliesslich sei noch als etwas Denkwürdigen in dieser Friedensepoche der Homöopathie erwähnt, dass 1852 die Wittfeld'sche Heilanstalt zu Meurs in der Rheinprovinz das 20jährige Jubelfest ihres Bestehens im separat erbauten Krankenhause feierte und dass der zu jener Zeit die dortigen Gegenden besuchende König von Preussen diesen in aller Sitte äusserst segensreich wirkenden Homöopathen zum Sanitätsrath ernannte. Leider sollte der einzige Vertreter auf diesem äusserst schwierigen Felde diese Auszeichnung nicht lange geniessen, denn bereits im folgenden Jahre wurde er vom Erdenwallen abberufen und seine Anstalt, der auf kurze Zeit Kallenbach vorstand, in andere Hände übergeben.

Mit dem Jahr 1853 stossen wir plötzlich auf den Beginn jener Conflicte, deren höchst betrübende Nachwehen sich leider bis auf die allerneueste Zeit unausgesetzt fortgedehnt haben.

Der bereits von uns erwähnte Professor Eberhard Richter in Dresden war es, der 1852 das Signal zu einer Razzia gab, die sich von dort aus zunächst über Sachsen und später über fast ganz Deutschland verbreiten sollte. 22 Jahre nach jener einst von Dr. Siebenhaar gegen den Chirurg Helbig wegen Selbstdispensirens erhobenen Denunciation, unternahm es der Obengenannte nämlich, ohne dass hervorstechende Bewegungsmotive vorlagen, die homöopathischen Aerzte Carl Helbig, Lehmann und Wippler wegen gleichen Vergehens anzuklagen und als die Behörden lediglich nur die Dresdener Homöopathen insgesammt an das bestehende Verbot erinnerten, ohne den wirklich Straffälligen einen Verweis zu ertheilen, alsbald in den Schmidt'schen Jahrbüchern Hahnemanns Andenken, ebenso wie seine Schüler, auf die schonungsloseste Weise zu verunglimpfen, indem er den ersteren verhöhnte, seine Lehre einen Mummenschanz, seine Schüler ohne Ausnahme beschränkte Köpfe, jedoch theils ehrliche, theils pfiffige nannte.

Obschon dieser Angriff einzig und allein in einem den Laien vollkommen abseits liegenden nur für Aerzte bestimmten Journal vor sich gegangen war und ebendesshalb eine Widerlegung am zweckmässigsten

in einer homöopathischen Zeitschrift, an der zufälligerweise auch in Dresden kein Mangel war, angebracht gewesen wäre, so entschieden sich doch einige der dortigen Homöopathen, im auffallenden Contraste mit den Leipzigern, sofort für die allgemeine Oeffentlichkeit und traten dem Professor Richter in mehreren öffentlichen Zeitschriften ziemlich gewaltig entgegen.

Ungleich überlegter handelten Leipzigs Aerzte und Organe und vor allen die homöopathische Vierteljahrschrift von Cl. Müller und Meyer. Entschieden, würdevoll und klar legte Ersterer der gesammten medicinischen Welt im 3. Jahrgang 2, Heft vor Augen, dass er schon vor Jahren einen Angriff, wenn auch nicht gerade einen derartig verletzenden, als sehr nahe bevorstehend voraus verkündet habe. Bereits im einleitenden Aufsatz zum 1. Bande ebenderselben Zeitschrift, den jedoch Richter, obschon er verschiedene neuere homöopathische Werke überflogen, entweder geflissentlich zu ignoriren für gut befinde oder in der That nicht gelesen habe, sei seinerseits das damalige und zukünftige Verhältniss der Homöopathie zur physiologischen Schule beleuchtet und gezeigt worden, dass die Anerkennung und erstrebte Aneignung jener Leistungen nur dazu dienen können und sollen, die Therapie nach dem allein richtigen Grundsatze der Homöopathie weiter fort zu bilden. Wenn Richter die unter den Homöopathen zum Theil noch über einzelne Satzungen Hahnemanns obwaltenden Spaltungen, als da sind Gabengrösse, Potenzirlehre und Psoratheorie, also bekanntlich Punkte, über die sich die Debatten schon vor länger als 20 Jahren erhoben, für jetzt erst und zwar durch die drohenden Trancheen der physiologischen Schule hervorgerufene Capitulationseröffnungen der Homöopathen ansehe und darauf fussend die eigentliche von Hahnemann aufgestellte Lehre bereits als ein verlassenes Lager declarire, so sei dies ein ebenso sicherer Beweis, seiner geringen Bekanntschaft mit der homöopathischen Literatur, wie es auf der andern Seite jene sanguinische Hoffnung sei, die er hege, dass nämlich die Homöopathen ihre mit ungemeinem Fleiss geschaffene und fast stets zweckentsprechende Therapie der physiologischen Schule mit ihrem absoluten Verneinen einer jeden direkten Arzneiheilung zum Opfer bringen würden. Was endlich die Frage Richters, auf der er nach allem Vorhergesagten mit offenbarem Wohlgefallen verweile, anbelange: „was nach solchen Vorgängen dann

an der Homöopathie noch Eigenthümliches bleibe?“ so genüge ein für allemal um die Erwartungen der Physiologen auf ein doch endlich noch erfolgendes Einlenken der Homöopathen zu Nichte zu machen, die Antwort: „die Annahme und feste Ueberzeugung von der direkten Arznei-Wirkung und Krankheits-Heilung, von dem Erkennen der Heilmittel-Wirkungen durch Versuche am Gesunden nnd von deren Anwendung nach dem Grundsatze Similia Similibus. Denn dem, welcher von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt sei und nach ihnen handle, dem könnten, deutete Müller schliesslich noch an, bei aller Anerkennung, die er sonst den Leistungen der naturwissenschaftlichen Schule zolle, selbstverständig ihre therepeutischen Errungenschaften nun und nimmermehr genügen, da sie ja nach offenen Bekenntnissen zunächst nur mit einer für jeden einzelnen Fall wohl angepassten und aus physiologischen Gründen gerechtfertigten Idiodiätetik manipulirten, dann und wann aber auch mit sogenannten Localspecificis, die gar nicht selten, wie z. B. das Chinin offenbar nach den so ungemein verketzerten und verschrieenen homöopathischen Principien, ungemein ähnlich wie es bei den Rademachianern geschehe, gewählt wären.

Auf alle diese Zurechtweisungen schwieg Richter, weil er wohl fühlte, dass er in Folge seiner frühern Denunciation vor der Hand nicht recht für einen derartigen Kampf passe und wieder sollte ein kleiner Waffenstillstand entstehen, dessen Dauer allerdings auch einmal, jedoch auf nichts weniger als eingreifende und geistreiche Weise gebrochen werden sollte.

Ein junger, bei dem grossherzoglich hessischen Militär angestellter Arzt, Namens Dr. Carl Eigenbrodt, hatte nämlich die Erlaubniss erhalten, zur Vollendung seiner Vorbereitung zur Praxis im Sommer 1852 die medicinischen Anstalten Wiens zu besuchen und dabei den Auftrag bekommen, nach seiner Rückkehr über die von ihm besuchten homöopathischen Heilanstalten Bericht abzustatten. Anstatt sich jedoch lediglich mit Erfüllung seines Auftrages zu begnügen, ging er viel weiter, und benutzte den dort gesammelten Stoff, wenn man überhaupt von einer Sammlung reden kann, um durch eine Brochüre unter dem Titel: „Ueber die Resultate der öffentlichen homöopathischen Heilanstalten in der Leopoldstadt zu Wien, Giessen 1854“ die Homöopathie

herabzuwürdigen und das Publikum auf seine eigne Existenz aufmerksam zu machen.

Vor Allem sei gesagt, dass der Verfasser um die Frage: „Ob die in unsern Kreisen so oft gehörte Behauptung, dass die homöopathische Behandlung bessere Erfolge habe, als jede andere, in der Wirklichkeit begründet sei“ zu beantworten, es für vollkommen hinreichend hielt, dass er die homöopathische Heilanstalt unter Wurmb einen längern Zeitraum hindurch besuchte, hingegen die übrigen, wie die von Fleischmann, Reis in Linz und Andere nur einmal und nicht wieder sah, und dass er von vornherein mit einer vorgefassten Meinung sie betrat, was schon der Umstand beweisst, dass er den wegen seinen vortrefflichen physicalischen Untersuchungen allgemein geschätzten ersteren Arzt, eben bezüglich derselben, der Flatterhaftigkeit und Selbsttäuschung zieh, die andern aber, weil sie in der Praxis nichts Positives leisten sollten, also wahrscheinlich weil sie auf die Untersuchung nicht den Hauptaccent legten, nichts destoweniger aber die Hauptfrage, mithin das Heilen, also den für ihn wichtigsten Punkt durchaus nicht vernachlässigten links liegen liess.

Da der Verfasser während seiner Anwesenheit nichts, was zur Beeinträchtigung der Homöopathie dienlich erscheinen konnte, vorfand, musste er natürlich zu Schleichwegen und Legenden seine Zuflucht nehmen, wesshalb er zunächst die im Hospitale in auserordentlichem Maasse reich vertretenen Bedingungen zur Selbstheilung und dann die Vorzüglichkeit, die die abwartende Methode habe, hervorhob. Die Legenden verfertigte er sich aus einem früheren Jahresbericht Wurmbs vom Jahre 1850, in welchen er vorzüglich durch Trugschlüsse und Zahlenfälschung sich einen Rettungsanker auserkohr; aus Notizen, die er sich über Generalfeldmarschall Radezkys Augenleiden eingeholt zu haben vorgab (welche jedoch gedruckte Berichte der zu Rathe gezogenen alleopathischen Augenärzte Jäger und Flarer und endlich ein eigenhändiges Schreiben Radezkys selbst, Lügen straften), und endlich aus Wilhelm Fickel's, vulgo Ludw. Hayne, bereits im Jahre 1836 gebrandmarktem Werke. Die Werthlosigkeit des Arzneischatzes der Homöopathen endlich, suchte er durch mathematisches, physicalisches und chemisches Verdächtigen eines einzigen, nebenbei gesagt, am meisten zum Verblüffen geeigneten Mittels, nämlich der Holzkohle in

höheren Verdünnungen, zu beweissen und schloss, weil er von ihm in einzelnen Fällen nicht gleich die frappantesten Erfolge gesehen, aus ihm auf alle übrigen, ohne überhaupt das Hauptdilemma, das Similia similibus in näheren Betracht gezogen zu haben.

Die ganze Schrift (welche überhaupt wenig Eclat machte) trotzdem dass Bock sich später auf sie stützte) namentlich aber die folgenden Hauptanklagen:

1) Nach der genauen Beobachtung einer grösseren Reihe von verschiedenartigen mit homöopathischen Arzneiverdünnungen behandelten Krankheitsfällen konnte, bei vorurtheilsfreier Berücksichtigung des natürlichen Krankheitsverlaufes, den angewandten Mittel in keinem Falle nur die geringste Wirkung mit einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden. — 2) Bei einer genauen Vergleichung des natürlichen Verlaufs der verschiedenartigsten Krankheitsformen bei rein diätetischer Behandlung mit ihrem Verlaufe im homöopathischen Hospitale lässt sich durchaus kein wesentlicher Unterschied entdecken. — 3) Plötzlich eintretende, das Leben bedrohende Krankheitserscheinungen können niemals bei rein homöopathischer Behandlung so, wie durch eine zweckmässige, nach den Grundsätzen der neueren Medicin geleiteten Therapie beseitigt werden. — 4) Alle die Kranken belästigenden Symptome können durch die Wirkung homöopathischer Arzneiverdünnungen nicht entfernt oder gemildert werden, während die Beseitigung solcher Symptome, in vielen Fällen, und Erleichterung durch schmerzstillende und lindernde, nicht homöopathische Mittel fast immer möglich ist; — wiederlegte Dr. H. G. Schneider in Magdeburg und zwar ehe Wurmb wegen überhäufter Beschäftigung noch selbst Gelegenheit fand, in einer Separatbeilage zum 4. Bande Nr. 21 der Allg. H. Z. mit so viel Satyre und Geschick, dass Eigenbrodt für immer zu schweigen gezwungen war.

So war wiederum ein Jahr ruhig vorüber gegangen (ausgenommen man wollte Rapps Entlassung zu Tübingen mit in den Bereich der Homöopathie ziehen, wofür er sich bekanntlich selbst verwahrt hatte) als urplötzlich Prof. Bock in Leipzig in der ebendaselbst bei Ernst Keil erscheinenden „Gartenlaube“, einem von den Naturwissenschaftlern lebhaft und geistreich unterstützten Journale, bei Gelegenheit einzelner Betrachtungen über die menschliche Wohlfahrt im Allgemeinen, die

Homöopathie, namentlich aber die kleinen Gaben, ohne eigentlich eine persönliche Verunglimpfung der Leipziger Homöopathen, von denen mehrere mit ihm auf dem freundschaftlichsten Fusse standen, zu beabsichtigen, zu bekriteln und lächerlich zu machen begann.

Gleich im Beginn äusserte er sich:

Die *Homöopathie*, von Samuel Hahnemann im Jahre 1790 entdeckt, ist eine angeblich nur auf Erfahrungen und Experimente gegründete, in Wirklichkeit aber durchaus unwissenschaftliche, daher auch vom Laien leicht zu erlernende Heilmethode, welche auf folgenden drei Sätzen fusst: 1) das Wesen der Krankheiten beruht in ihrer äussern Erscheinung (in ihren Symptomen); die Ursache dieser Symptome ist auf keine Weise erkennbar und man braucht sie zu ihrer Heilung auch gar nicht zu kennen; 2) jeder Krankheitsfall wird am schnellsten und sichersten durch dasjenige Aezneimittel geheilt, welches im gesunden Körper möglichst ähnliche Erscheinungen hervorbringt (d. i. das Aehnlichkeitsgesetz, similia similibus); 3) von den homöopathischen Heilmitteln ist immer nur ein einziges auf einmal und in sehr kleiner Gabe zu reichen. Eine Hauptregel dabei ist die, dass man dieses Mittel gehörig auswirken lassen muss, ehe eine zweite Gabe desselben Mittels oder ein anderes gegeben wird. — Diese Grundsätze sind nun alle drei grundfalsch und es ist deshalb die *Homöopathie nichts als ein Gewebe von Unwahrheit, Täuschung und Unwissenheit.*

Ehe wir die Grundsätze der homöopathischen Heilmethode, sowie ihren Gründer und ihre Anhänger beleuchten, möge allen Denen, welche bei dieser Heilmethode Krankheitserscheinungen bei Menschen oder Thieren verschwinden sahen, hiermit gesagt sein, dass der menschliche wie thierische Organismus von Natur so eingerichtet ist, dass Veränderungen in der Ernährung und Beschaffenheit der festen oder flüssigen Körperbestandtheile (d. s. die Krankheiten) solche Processe nach sich ziehen, durch welche jene Veränderungen entweder vollkommen, bald langsamer gehoben werden (d. s die Naturheilungsprocesse) oder welche wohl auch bleibende, mehr oder weniger beschwerliche Entartungen, ja selbst Absterben des erkrankten Theiles und des ganzen Körpers veranlassen. *Stets sind es die Naturheilungsprocesse, welche die Heilung bei homöopathisch Behandelten bewirkten,*

niemals die homöopathischen Heilmittel, die gleich Nichts sind. Dass Schmerzen sehr oft plötzlich und ohne alle Hülfsmittel verschwinden, ist eine allbekannte Thatsache und beruht ebenfalls auf ganz natürlichen Gründen.

Zur Bekräftigung dieses Ausspruchs führte er zunächst als Beispiel einen durch einen Splitter bewirkten äusserlichen Leidensprocess vor, erklärte Jeden, der hierbei von der innerlich von den Homöopathen empfohlenen Arnica eine Heilungs- oder Linderungsbeschleunigung erwarte, für einen Irrenhauscandidaten und ging dann in der weitern Verfolgung seines, im Interesse der Volksaufklärung, wie er sagte, unternommenen Planes zu den Krankheitserscheinungen selbst über, wobei er vorzugsweise bei den folgenden Punkten verweilte, dass 1. die Homöopathen die Ansicht hegten, dass man als Arzt von der Krankheit nur die äusseren Erscheinungen, nicht aber die innere Ursache zu wissen brauche und wissen könne und dass 2. die nach dem Grundsatz Similia similibus gewählten Mittel nimmermehr im Stand wären, bei den den Krankheitserscheinungen zu Grunde liegenden materiellen Veränderungen Erspriessliches zu wirken, weil sie fast nie bei innerlicher Verwendung an Gesunden eine harmonirende krankhafte Umgestaltung zu erzeugen vermögten.

Unmöglich konnten die Homöopathen Leipzigs diese Invectiven, welche nicht allein die Existenz der Lehre im Auge der Laien sondern auch die ihrige auf's Neue gefährdeten, mit Stillschweigen an sich vorübergehen lassen. Sie erwählten desshalb, als der Besitzer und Redacteur der Gartenlaube, Keil, die Spalten derselben zu einer Wiederlegung verweigerte, den Inseratenraum der Brockhausen'schen Allg. deutschen Zeitung, als am meisten in der Verbreitung Gleichgewicht haltendes Organ zum Vermittelungspunkt und wiesen in derselben Bock entschieden und ohne alle gehässigen Glossen, indem sie ihn der geflissentlichen Entstellung ziehen, sich dann auf Hahnemanns Genialität und Rechtlichkeit beriefen und namentlich auf seine auch von Wissenschaftsgegnern anerkannten Verdienste in der Therapie beriefen, zurück.

Sofort benutzte nun Bock, während er in der Gartenlanbe gleichzeitig unaufhörlich fortfuhr, einen gehässigen Leitartikel nach dem andern auf die Homöopathie herabzuschleudern, auch dieses Blatt. Zu

allernächst fing er hier an, die homöopathischen Gaben an und für sich = 0, folglich als Nichtse zu erklären und benutzte hierzu theilweise jene mathematischen Belege, welche man schon vor 30 Jahren als fruchtlose Scheuchen citirt hatte, erklärte dann ferner, dass und warum die Homöopathie sich sehr leicht von alten Weibern, dummen Pinseln und selbst den unwissendsten von Ignoranten erlernen lasse, wendete sich hierauf zu Hahnemann selbst, der die Wirkung der Chinarinde, auf deren fiebermachende Kraft sich doch die ganze Homöopathie gründe, erlogen habe, behauptete, dass bei jetzt öfters wiederholten Versuchen nie ein Wechselfieber eingetreten wäre und reihte endlich, als vorläufiger Anfang, noch folgende Mittel, als in den Fällen, wo sie von den Homöopathen verwandt würden, als vollkommen = 0 und fruchtlos — an, Jod bei Kropf, Borax bei Schwämmchen, Chamille bei Mandelbräune, Spongia bei Croup, Belladonna bei Keuchhusten, Aconit bei Lungen- oder Herzentzündung, Eisen bei Bleichsucht, Begonia bei Gelbsucht, Schwefel bei Hypochondrie und Hysterie, Lycopodium bei eiterigem Stein, Gold bei Hodengeschwulst, Graphit bei Wasserbruch u. s. w. Von der Unwahrheit des Aehnlichkeitsgesetzes, sagte er, kann man sich sehr leicht durch Prüfungen der indifferenten, also ganz unschädlichen Mittel (wie Kohle, Graphit, Blattgold und Silber, Bärlapp, Silicia etc.) an Menschen sowie an Thieren überzeugen. Man fakricire doch einmal einem Pferde folgende krankheitsähnliche Zustände an, wie durch Schwefel die Pörzelseuche oder Piephacke, durch Lycopodium die Brustwassersucht und Gollen, durch Sepia den Samenkoller oder Hufspalte u. s. f. — Eben weil das Aehnlichkeitsgesetz ganz und gar auf Unwahrheiten beruht, schloss er ungefähr endlich, sind die Homöopathen auch nicht im Stande, durch homöopathische Mittel irgend eine auch dem Laien sichtbare (objective) Krankheitserscheinung anzucuriren und ich erbiete mich mit einigen Collegen den Homöopathen gegenüber den Beweis zu liefern.

Die homöopathischen Aerzte Müller, Meyer und Haubold, welche die Vertretung der Uebrigen übernommen hatten, nahmen natürlich die Herausforderung sofort an. In einer zufällig gerade damals stattfindenden Abendsitzung des freien Vereins wurde zunächst festgesetzt, dass die Prüfung 1. unter Clausur, dann ganz nach der bei Homöo-

pathen gebräuchlichen Methode, folglich mit wiederholten und kräftigen Gaben der Urtinktur oder ersten Verreibung stattfinden und endlich als Mittel Belladonna, Veratrum album, Cantharis, Glonoin und Mercur gewählt werden sollten. Dem Publikum wurde vor Allem berichtet, dass Hahnemann nie, wie Bock irrig behaupte, mit der China ein ausgesprochenes Wechselfieber, mit seinen übrigen Mitteln offenbar nie jene Krankheiten, zu deren Heilung er und seine Anhänger sie benutzen, hervorgerufen habe oder hervorrufen habe wollen, sondern nur ähnliche Erscheinungen und dann bekannt gemacht, dass die Homöopathen die Herausforderung angenommen hätten und vermittelst Cartellträger die Bedingungen festsetzen würden, unter denen die Prüfung, deren Endresultat ebenfalls öffentlich bekannt gemacht werden würde, stattfinden sollte.

Ein Vergehen, wenn man es als solches betrachten, oder, wenn man gelinder urtheilen will, eine Unvorsichtigkeit, welches oder welche der Verfasser des vorliegenden Werkes sich zu Schulden kommen liess, sollte jedoch die Ausführung, gegen die man bereits im Dresdener Anzeiger die Behörden einzuschreiten aufgefordert hatte, ziemlich schnell verhindern. In der Abendsitzung, bei der auch ich zugegen war, war nämlich nicht von einer Verheimlichung der ganzen Ausführungsweise die Rede gewesen, wohl aber bestimmt worden, dass das ganze Vorhaben schnell ins Leben gerufen werden sollte. Da die ganze Angelegenheit Tagesgespräch war, lenkte sich am anderen Tag in der homöopathischen Centralapotheke das Zwiegespräch zwischen mir und dem Dirigenten derselben natürlich auch auf die bevorstehende Hauptpointe, deren projectirten Gang ich mitzutheilen um so mehr mich berechtigt wähnte, als der Dirigent Markgraf selbst ein offenbarer Verfechter der Homöopathie ist und der Verkehr der Officin fast nie ausgesprochene Feinde dorthin und demselben zuführt. Leider sollte der Zufall, der vielleicht auch etwas Berechnung war, gegnerischer Seits gerade an diesem Tage einen Zwischenträger heraufbeschwören, kurz! Bock erfuhr noch zur günstigen Zeit, um einer glänzenden, durch seine totale Unkenntniss der Prüfungsmethode herbeigeführten Niederlage zu entgehen, den schon von Hahnemann eingeführten und jederzeit beibehaltenen Prüfungsusus und hatte deshalb nichts Eiligeres zu

thun, als mit soviel Dehors, als nur immer möglich war, die Schranken zu räumen.

Noch denselben Abend erfuhr nun das Publikum zu seinem grossen Erstaunen durch Prof. Bock und die Allg. Zeitung, dass er die Prüfung in der Methode und mit den Mitteln, welche die Homöopathen im Sinne hätten, nicht annehmen könne, weil es sich hier um grosse Gaben und Gifte handle. Um jedoch einem Zugeständnisse seiner mangelhaften Kenntniss der Homöopathie zu entgehen und um wo möglich einen Schimmer Rechtes noch für sich zu behalten, schlug er jetzt vor, dass man ihm eine bestimmte vorausbestellte Krankheit und zwar ein Wechselfieber, mit Vorausbestimmung der Zeit, der einzelnen Gaben und ganzen Dosis ancuriren solle.

Vollkommen auf seinem Rechtsboden verharrend, erklärte hingegen der homöopathische Comité, dass er in der Bock'schen Verweigerung einer unter Homöopathen von Hahnemanns Zeit an gebräuchlichen, den Werth und Halt ihrer Lehre beweisenden Prüfung, die Zustimmung zu einer, wenn auch nicht eingestandenen Ueberwindung erkenne und nicht gesonnen sei, den Streit weder öffentlich im vorliegenden Blatte, noch privatim durch Eingehen in die neu vorgeschlagene, vollkommen widersinnige Prüfung fortzusetzen.

Bock auf der andern Seite suchte diesen Zurücktritt der Homöopathen zu seinen Gunsten auszulegen, behalf sich damit, als Medicinalrath Goullon von Weimar ihm in demselben Blatte derb zu Leibe ging und ihm vor allen andern Mitteln namentlich bei der Ipecacuanha ein Wahrheitszugeständniss abnöthigte, jenen vorzuwerfen, dass es ihm, der gleichzeitig Physikus ist, nicht gezieme, der Homöopathie zu huldigen und fuhr von da an fort unausgesetzt in der Gartenlaube dieselbe lächerlich zu machen, indem er vor allen durch geschickt für seinen Zweck herausgerissene und desshalb für den Uneingeweihten drollig erscheinende Excerpte, Cl. Müller und seinen Familienarzt geisselte, ferner an Hahnemann einzelne, jedoch selbst für seine Zeit kaum gravirende, später aber freiwillig gesühnte Fehler rügte, dann sich über die unter den Homöopathen zahlreich vertretenen Israeliten und von andern Erwerbszweigen übergetreten Anhänger als Apotheker, Stallmeister, Postbeamte etc. ereiferte und schliesslich immer und

immer wieder über die für ihn unerklärlichen und spasshaften Mittelwirkungen bei Menschen- und Thiergebreste aufhielt.

Unter dem Titel: „Die Homöopathie, ein Gewebe von Täuschungen, Unwissenheit und Unwahrheiten im Interesse der Volksaufklärung" (nicht mehr unter der Empfehlung: für Laien, welche nicht gern nachdenken) wurde sogar ein Separatdruck aus der Gartenlaube veranstaltet und unter den 6 Kapiteln in Krankheitserscheinungen, Aehnlichkeitsgesetz, homöopathische Arzneigaben, Gefährlichkeit des homöopathischen Arzneigebens, Charakteristik S. Hahnemanns, die Anhänger der Homöopathie und die Gegner der Homöopathie, sehr viel Altes, viel wunderlich Klingendes (aber doch zumeist von den Homöopathen nach jahrelangen Revisionen Bestätigtes und Beibehaltenes) und endlich verhältnissmässig wenig wörtlich auf Physiologie Basirtes vorgeführt. Als wirklich gefahrbringend erklärt er die Homöopathie (vorausgesetzt, dass sie nicht von einem Junghahnemannianer oder Bastardhomöopathen gehandhabt würde, unter welchem Titel er diejenigen begreift, welche allöopathische Mittel in Fällen der Gefahr in grossen Gaben geben) a) in Krankheitsfällen, wo sich flüssige oder gerinnende Ausscheidungen aus dem Blute in den Luftwegen anhäufen (wie bei Croup, Lungenentzündungen, Lungenödem) wo ein Brechmittel, welches der Homöopath nicht habe, oft schnell, besonders in Kinderkrankheiten, helfe. b) Bei sehr hochgesteigerter Herzthätigkeit, zumal bei organischen Herzleiden, welche der Homöopath nicht zu mildern verstehe. c) Bei Wechselfieber in Fällen, welche nur durch starke Gabe Chinin geheilt werden könnten und unter den Händen der Homöopathen und ihrer Mittel oft so ausarteten, dass eine fast unheilbare Vergrösserung der Milz, allgemeine Blutverderbniss und Wassersucht sich einstellten. d) Bei Syphilis, wo er durch sein Nichtsthun oft grosses Familienunglück zusammenhäufe. e) Bei äussern und chirurgische Hülfe erheischenden Krankheitszuständen; endlich f) in allen Krankheitsfällen, welche gefährliche Symptome äusserten (wie Schmerzen, Schlaflosigkeit) welche der Homöopath nicht durch seine Mittel schnell zu lindern oder zu heben vermögte.

Zu jener Zeit war es auch, wo der wiederholt von ihm sehr unglimpflich behandelte Dr. Lutze in Cöthen ihn bagatell und beissend mit dem Epigram eines unsrer grössten Dichter abfertigte:

„Der Elephant hat seine Laus, warum sollt ich nicht meine haben!“

Da mit Bocks Angriffen die homöopathische Welt im Allgemeinen lätirt war, ausserdem sich nicht nur in Leipzig allein, sondern auch an andern Orten Nachbeter, wenn auch nicht gerade zahlreich, anschlossen, so liess sich voraussehen, dass in allen homöopathischen Organen, aber auch in der Tagespresse geschickte Opponenten auftreten würden. Auf letzterem Felde begegnen uns, pro und contra alphabetisch zusammengestellt:

Altschul, Doc. Dr. Offenes Sendschreiben an Herrn Dr. C. E. Bock, Prof. der pathol. Anatomie zu Leipzig, den Entdecker der Selbstheillehre. Eine kritische Beleuchtung seiner polem. Angriffe auf die prakt. Heilmethoden im Allgemeinen und auf die Homöopathie insbesondere. Prag 1855.

Bock, Prof. Dr., im Streite wider die Homöopathen. Leipzig 1855. Meist Abdruck der Allg. Zeitung und im Buchhandel ebenso vergriffen, als der Separatabdruck aus der Gartenlaube.

Fielitz, Dr. H. A., die medicinischen Weltweisen. Eine Abwehr der Herren Dr. Reclam, Prof. Dr. Aug. Förster und Dr. J. Goldschmidt. Für Aerzte und Nichtärzte. Sondershausen 1857.

Hering. Neue Hauhecheln. Philadelphia, Flugschriften Verlag. (Leipzig 1860, Wienbrack). Inhalt 1.: Homöopathische Lehr- und andere Stühle in „Berücksichtigung der Corporations- und anderer Autoritäten“ des Dr. Alex. Göschen u. Co. in Berlin.

Helbig, Dr. C. G. Bock gegen Bock. Hrn. Prof. C. E. Bocks Angriffe auf das homöopathische Heilverfahren, zumeist aus seinen eignen Schriften wiederlegt. Dresden 1856.

Bock, Prof. Der gereimte und ungereimte Krankheitslehrer, ein Vademecum mnemotechnico-pathologicum für Heilkünstler Aus dem Papierkorbe eines Verstorbenen. Leipzig 1855. Confiscirt. Wenn auch unmittelbar nicht zum Streit gehörig, doch vielfach auf die Homöopathie anspielend, überdiess eine Nachbildung des von einem gewissen Menapius in Crefeld bei Schüller erschienenen Schriftchens, worin dieser bloss die Geräusche in der Medicin d. h. die physikal. Diagnose lächerlich macht.

Wislicenus, Dr, Osk. Wie Prof. Dr. Bock in Leipzig das Volk über Homöopathie aufklärt. Eisenach 1857.

Von belletristischen Blättern liess sich, soviel wir wissen, nur das deutsche Museum von Prutz, eine stets gut redigirte Zeitschrift, herbei (Nr. 30. 1854), indem sie sich aus Darmstadt über Bärte berichten liess, den Dr. Eigenbrodt ungeschickten Andenkens zu verherrlichen, um die Homöopathie desto mehr zu verdächtigen. Um für das Interesse der Homöopathie mit seinem beissenden Spott aufzutreten, beabsichtigte zu derselben Zeit der unter dem Namen Bernstein oder Bern von Stein bekannte frühere homöopathische Arzt und Literat zu Berlin, in den in Leipzig auch bei Keil erscheinenden Dorfbarbier, mit dem er als in Berlin fungirender College correspondirt, Bock zurückzuweisen und als ihn Keil davon abzustehen rieth, eine separate Flugschrift herauszugeben. Auf Ersuchen der Aerzte Müller und Meyer, welche den Kampf von jeher auf wissenschaftlichem Boden zu bannen versucht hatten, stand er jedoch von seinem Vorhaben ab, welches sicher nicht zum Nachtheil der Homöopathie ausgeschlagen sein würde.

Unter allen Brochüren verdient unstreitig die Helbigs, welche mit ungemeinem Fleiss und Scharfsinn aus Bocks Aussprüchen in der Gartenlaube, seinem Lehrbuch der Diagnostik und seinem Buch vom gesunden und kranken Menschen, alle jene Citate auszieht, welche für die Homöopathie und gegen Bock selbst sprechen, die meiste Anerkennung. Satz für Satz drängt er denselben aus allen scheinbar eroberten Punkten, kritisirt mit scharfen und treffenden Worten dessen Ansichten über die Prüfungsmethoden und die vollkommen nichts sagende Prüfung die jene selbst angestellt, erläutert dem Laien (für den es allerdings nicht in allen Punkten gut verständlich ist) die von Bock am meisten verdächtigten indifferenten Mittel und ergeht sich dann im herben Spott über die physikalische Diagnose und Praxis in jenen unzähligen Fällen, wo sie mehr für die Untersuchung als für das Heilen thut. Liegt auch bei vielen Aerzten phys. Glaubens nicht alles vor, was er ihnen in die Schuhe schiebt, (wie er auch selbst bevorwortet) so ist doch ein Contrefei, wie er S. 68 unter 3 bietet, gar nicht selten. Dort sagt er: Er behorcht, bepocht und bemisst stets die Brust und ihre nächste Nachbarschaft, mag der Kranke auch über Kopf, Becken oder Glieder klagen und findet den Grund aller Krankheiten in der Brust. Ohne

diesen Körpertheil würde überhaupt Niemand krank sein, ohne die Rippen lebten wir noch im Paradies. Sonst hiess es: „Die Pfortader ist die Pforte aller Uebel, jetzt aller Thorheiten Thor ist der Thorax."

In den nicht minder verdienstlichen Schriften von Wislicenus sind Bocks Behandlung der Brustentzündung mit Brechmitteln und die der Wechselfieber mit Chinin — und in den von Altschul seine Behandlung des Kopfschmerzes vor allen andern klar beleuchtet. Eine Beantwortung von seiner Seite erfolgte nie.

Obgleich der Reiz der Neuheit geschwunden und eigentlich schon Alles, was mit Geschick ausgebeutet werden konnte, gesagt war, circulirten doch in spätern Jahren, weniger in den Händen der Laien als in denen der Aerzte jene Absenker, welche Hass und Zufall noch zu Tage förderte. Weit hinaus gedehnt bis in die Jahre 1861 und 62 haben wir hier noch auf Froriep, Richter, Wittelshöfer und Wunderlich einen Blick zu werfen.

In der Februarnummer des Jahres 54 der Allg. H. Z. berichtete Rummel, dass ihm ein Aufsatz des Dr. Heyne aus der medic. Zeitung Russlands in der Absicht zugesandt worden sei, ihn durch Wiederabdruck eine weitere Verbreitung zu geben, weil diese schon allein jede Widerlegung entbehrlich machen würde. Da jedoch das Machwerk nach seiner Ansicht viel zu sehr an Dr. Simon jun. redivivus erinnere, lasse er es unberücksichtigt und beschäftige sich vielmehr mit einem andern Zeitgenossen, nämlich mit Frorieps ärztlichem Hausfreund (1. Nr. 22, Juli 1853) welcher von Humanität durchduftet, wie man es von Weimar nicht anders verlangen könne, unter der Aufschrift: „Was ist die Homöopathie?" ebenfalls eine Gastrolle gebe. „Man ist es gewohnt," sagt Rummel, „dass es die Ecclesia militans mit der Gewissenhaftigkeit nicht genau nimmt, dass selbst Unwahrheiten mit unterlaufen, allein Lügner und Querköpfe ins Feuer führen, heisst doch der Leichtgläubigkeit und dem Verstande der Leser zu viel zumuthen und sie geradezu geringschätzen." Fussend auf diesen Satz und mit einer Milde, die man an ihm sonst nicht gewohnt ist, lässt er nun mehrere solcher Truggespinnste die Revue passiren, verweilt namentlich bei den ersonnenen Behauptungen, dass die Homöopathen eine Menge diätetischer Regeln hätten fallen lassen, welche sie vor 25 Jahren noch als Kern der Be-

handlung betrachtet, dass besonders durch den Staatsexamen gefallene Doctoren sich ihr häufig zuwendeten und fragt dabei, wo? und wendet sich schliesslich auch zur Berichtigung der therapeutischen Klippen. Es sei uns gestattet, einen Satz ganz abzudrucken, weil er als Anknüpfungspunkt an einen schon öfter erwähnten Gegner dient. „Die Leser sollen nun auch Beweise hinnehmen, dass Hahnemann kein „Genie“ und dass er mehr industrielle Sagacität als wissenschaftliche Intuition besessen, dass er mehr Schalk als Genie gewesen sei und dass seine Arzneiprüfungen ohne Werth wären, weil seine Anhänger unter den Studenten statt der Selbstbeobachtung sich mit Räuschen und Katzenjammer amusirt hätten und weil die Experimente Hahnemanns sich bei den Experimenten anderer Aerzte durchgängig nicht bestätigt hätten.“ Die Chronique scandaleuse, fährt Rummel fort, über die kleine Prüfungsgesellschaft, an sich höchst unwahrscheinlich bei der geringen Zahl der Prüfer und bei der genauen Ueberwachung Hahnemanns, ist eine neue unerhörte Schmähung, welche selbt die erbittertsten Gegner z. B. der gerichtlich bestrafte Verfasser der „Werke der Finsterniss“ und der der schaalen „Gurkenmonate“ nicht einmal wagten. Die Wiederlegung durch Nachversuche aber ist rein aus der Luft gegriffen, da selbst der feindliche Jörg, noch sorgfältiger aber die Nachprüfungen der Wiener Arzte die Resultate einfach bestätigten oder noch erweiterten.

Eben des Epidetons Schalk bediente sich auch Prof. Richter in Dresden bei Gelegenheit einer Rezension des Buches: „Die verschiedenen Methoden der Heilkunst“ von Schlegel wieder, aber schon bei dieser Gelegenheit manifestirte sich sein Groll als ein auffallend gemässigterer. Mehr noch trat diese Umwandlung zur Mässigung in einer Kritik der Schmidt'schen Jahrbücher (106. 6) über die „Quellen der Arzneimittelllehre“ hervor. Nachdem er hier nicht im Stande gewesen war, einen Einwurf gegen die Ansichten des anonymen Verfassers zu machen und selbst die Behauptung, dass die pathol. Anatomen und die modernen Skeptiker und Nihilisten nichts für die Arzneimittellehre gethan, ruhig in die Tasche gesteckt hatte, begnügte er sich damit, eine Verwahrung einzulegen, dass die Homöopathen den richtigen Gang zur Kenntniss der Arzneiwirkungen anzeigten und nannte nun die Lehre Hahnemanns: das medicinische Türkenthum.

Einen ungemein mehr durch Zähigkeit als Sachkenntniss belästigender Gegner hatten überdies die Homöopathen in der Person des Redacteurs der medicinischen Wochenschrift, an Dr. Wittelshöfer in Wien gefunden. Wo sich nur immer eine Gelegenheit zu einer Decharge bot, war er zu finden und gleich einem Don Juan war ihm hierbei jede Schürze recht. Namentlich war ihm die Dispensirfreiheit ein ewiger Dorn im Auge und wurde desshalb oft von ihm als Zwickmühle benutzt. Einen dieser mit dem Stempel des wüthendsten Fanatismus gegen die Homöopathie gekennzeichneten Artikel (Jahrg. 8, Nr. 17) unternahm Dr. Franz Siegel aus Brüx bei Gelegenheit seines Artikels: „das Recht des Selbstdispensirens und seine Gegner in Oesterreich" in näheren Betracht zu ziehen und die Abfertigung desselben, verschmolzen mit Nachweisen offenbarer Entstellungen und geflissentlich gelassener zu Gunsten der Homöopathie sprechender Lücken, gelang ihm so geistreich und gründlich, dass auch dieser Gegner seitdem Gedanken und Sprache ganz auffallend moderirt hat.

Eins der letzten Anhängsel in der Streitkatastrophe ist Wunderlich's Geschichte der Medicin, in welcher er zwar im Hauptwerk der Verpflichtung des Historiographen: der eigentlichen Darstellung der Geschichte d. i. der Anordnung des Einzelnen in Bezug auf den Haupt- oder Mittelpunkt des Darzustellenden getreu bleibt, jedoch im Nachtrag unter dem Deckmantel: Belege, Excurse und Notizen plötzlich aus der Rolle fällt und sich auch der allgemeinen Lärmtrompete bemächtigt.

Ehe wir uns zu diesen Schlussbetrachtungen wenden, müssen wir aber bei einem Theil seiner sonst mit meisterhafter Kürze und Bündigkeit ausgeführten Partheischilderung Hahnemanns und seiner Lehre einen Augenblick verweilen. Es ist dies die Dosirung und Potenzirung. Da in dem äusserst correcten Werke von mehreren hundert Seiten äusserst wenig Druckfehler vorkommen und der Verfasser besonders diesen Punkt überhaupt mit besonderer Sorgfalt ausgeführt zu haben scheint, so ist der Druckfehler Drillionstel wo Decillionstel stehen sollte, noch zu entschuldigen. Wenn er aber bei den Verreibungen, und zwar noch dazu betont, auch der unlöslichen Substanzen, angiebt, dass die dritte in einem Grad Weingeist gelöst und so durch die Verdünnungsgläser verbreitet werde, so ist dies offenbar eine Flüchtigkeit

oder Entstellung, welche sehr stört, denn Hahnemann hat hier stets destillirtes Wasser empfohlen und öfter sogar die Manipulation (wie bei Arsenik etc.) noch näher bestimmt.

In dem oben citirten Anhange ist Wunderlich bemüht, vermittelst mehrerer Excerpte noch Surrogate zu liefern, welche den Dégoût vor der Homöopathie zu erhöhen berechnet sind. Es ist zuert das Lycopodium, welches er in seinem 50 Jahr alten Costüm auftreten lässt. Es soll nun einmal bei den Physiologen zu nichts andern dienen, als zu Theaterblitzen, denn seit Hahnemann sich gegen sein Einstreuen gestemmt, widerrathen sie es auch da. Weiterhin besichtigt er die angebliche Weiterentwicklung der Homöopathie, findet aber trotz allem, was ihm im Vertrauen mitgetheilt und er selbst gelesen, immer noch die alte, breite und tiefe Kluft zwischen Menschenverstand und Homöopathie d. h. mit andern Worten immer noch das starre Festhalten an den alten therapeutischen Grundsätzen. Als Contrast lässt er fernerhin jene Prinzipien vorrücken, welche Henke in Riga 1857, wie er meint, zum Entsetzen vieler Homöopathen, aus Wolfs hekannten 28 Thesen separirte und hält dann unter der Firma „Praxis" lediglich aus Jahr's ausführlichen Symptomencodex von 1848 einige und zwar noch dazu erst von Seite 751 abgedruckte Belege, anstatt einer Krankheitsgeschichte vor. Schliesslich spannt er noch vor seinen Triumphwagen Cl. Müller (den Sohn des anständigen Anhängers und Herausgeber des Centralorgans) und Arthur Lutze und ergötzt sich an Mitteleigenthümlichkeiten auf welchen die Bürgschaft der edelsten und wahrheitsgetreuesten Charaktere der Vorzeit und Gegenwart ruht. Verwundend ist überdies nebenbei hier die Sprache und bildet durchaus keine Parallele zu einem seiner Aussprüche, welcher lautet: „Mag aber auch zuweilen der Einzelne Unbilligkeiten und Verkennung erdulden, mag sein edles Bestreben da und dort ohne Beachtung bleiben und selbst gekränkt werden, so muss er sich erinnern, dass er Einzeln ein Nichts ist neben der Majestät des Wettlaufs!"

Bayerische Staatsbibliothek München

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

In meinem Verlage erschien ferner:

Handbuch
der
Alten Numismatik
von
den ältesten Zeiten bis auf Constantin den Grossen.

Nach den besten Quellen bearbeitet
und
mit vielen Abbildungen der schönsten antiken Original-Münzen versehen
von
Dr. J. G. Th. Gräss.

gr. 8. Mit 72 Tafeln Abbildungen. Preis 12 Thaler.

Münzsammlung
der wichtigsten
seit dem westphälischen Frieden bis zum Jahre 1800
geprägten
Gold- und Silber-Münzen
sämmtlicher Länder und Städte

Mit 120 Abbildungen. Preis 10 Thlr.

Neueste Münzkunde.

Authentische Abdrücke
der jetzt coursirenden
Gold- und Silber-Münzen
aller Länder
mit
Angabe ihres Gewichts, ihres Feingehalts, ihrer Geltung und ihres Werthes.
Nebst einer Darstellung
der Münzverfassung der verschiedenen Länder.

gr. 8. 2 Bände. Mit 90 Tafeln Abbildungen. Preis 10 Thlr.

Leipzig. **Ernst Schäfer.**

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

P
T
8

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kleinert, Georg Otto

Geschichte der Homöopathie

Leipzig 1861

Med.g. 264 hd
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10085523-6